Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei

Karl Braun

Digitized by Google

BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

491

Digitized by Google

Digitized by Google

BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

491

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei.

Digitized by Google

Digitized by Google

Bilder

aus der

deutschen Kleinstaaterei.

Von

Karl Braun.

Neue Folge. — Erster Band.

Berlin.
Verlag von Fr. Kortkampf.
1870.

Digitized by Google

DD 95
B7

Meinem verehrten Freunde

Herrn Max von Forckenbeck

gewidmet.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt.

Der Inséparable.

Seite

I. Der Schauplatz 1
II. Die Handlung 2
III. „Quod non est in mundo —“ 9
IV. „— tamen est in actis“ 11
V. Die Moral von der Geschicht' 13

Der Weg zur Decoration.

Zwei Briefe an den Verfasser der „Kleinstaaterei“ . . 15

Geschichte des Sinkens und Falls der kurhessischen Leih- und Kommerz-Bank.

Ein Trauerspiel in fünf Acten.

I. Act. Exposition 28
II. Act. „So leben wir ꝛc.“. 35
III. Act. Geld wie Heu 40
IV. Act. Alles Spreu 48
V. Act. Miserere 57

Der letzte kurhessische Landtag.

Eine Geschichte ohne Ende 71

Vor-, Nach- und Gegen-, Thron-, Kammer- und sonstige Reden, nebst einem Versuche, sich mit Herrn Johannes Scherr zu verständigen.

I. Herr Johannes Scherr und der Pessimismus 142
II. Der Hort der Freiheit 157
III. Die Schmach freiwilliger Knechtschaft 173
IV. Eine Thronrede 204
V. Eine Rede auf dem Abgeordnetentage (Frankf. a. M., 1. October 1865.) 226
VI. Eine Landtagsrede. (Wiesbaden, 27. Juni 1866.) 236

Digitized by Google

So war es vor dreihundert Jahren.

Ein Beitrag zur Geschichte der wirthschaftlichen Entwickelung Deutschlands.

		Seite
I.	Einleitung. Zur Geschichte der Wirthschafts-Cultur	258
II.	Der deutsche Territorialstaat und die Volkswirthschaft	261
III.	Die territorialfürstliche Monopolwuth	268
IV.	Territorialherrlicher Krieg gegen das Capital	279
V.	Ein Zollvereinsproject von 1522	282
VI.	Krieg der Absperrungspolitik gegen Handel, Schifffahrt und Verkehr	287
VII.	Die resultatlosen Elbe-Oder-Schifffahrts-Tage	293
VIII.	Die Zunft, corrumpirt durch das Territorialsystem	299
IX.	Die Privilegien-Wirthschaft, an einem Beispiel dargethan	305
X.	Die Bauern und das römische Recht	309
XI.	Die Entstehung des Jagdunfugs der Territorialfürsten	314
XII.	Die Hofjagd-Juristen	317
XIII.	Kurfürstlich sächsische Jagd- und Blut-Edicte	322
XIV.	Das Verhängniß	330

Digitized by Google

Der Inſéparable.

Motto:
Wie's dericht'
So's gerichtet'.
Bauernregel.

I.

Der Schauplatz.

Wiesbaden hat eine Eigenthümlichkeit. Jeder ſeiner Fehler wird durch zwei Tugenden aufgewogen. Ich vermag nicht zu leugnen, daß es dort im Sommer zuweilen ein wenig heiß iſt, wenn in dem Keſſel, worin das Bad liegt und wo ſich ein größeres fließendes Waſſer nicht vorfindet, von oben die Sonne und von unten die heißen Quellen ihre Wärme mit einer Macht ausſtrahlen, welche einem vollblütigen Menſchen läſtig werden kann.

Wenn dies ein Fehler iſt — die Badegäſte, die Gichtbrüchigen mit inbegriffen, halten es wohl für einen Vorzug — ſo liegt ein doppeltes Mittel ihn zu verbeſſern, ſehr nahe.

Vor der Thür liegt uns erſtens der Rheingau und zweitens der Taunus. In beiden findet man Kühlung. Der Taunus bietet uns ein friſches, grünes Waldgebirge, der Rheingau bietet uns ſowohl das Spiel der Winde und der Wellen auf dem herrlichen grünen Strom, von welchem Ernſt Moritz Arndt ſagt, er ſei Deutſchlands Weinſtrom, aber nicht Deutſchlands Rain-(Grenz-) Strom, als auch die erbauliche und beſchauliche Ruhe des kühlen Kellers.

Sie ſind wirklich ſehenswerth, dieſe Keller; ſchöner und größer als die Wohnräume der Menſchen, ſchwimmen ſie, wenn der hohe Wirth des ober- und unterirdiſchen Hauſes gut gelaunt iſt, in einem leuchtenden Meere von Gasflammen, das uns jene im

Digitized by Google

Schweigen so beredten Apostel, genannt Stückfässer, zeigt, denen man an ihrem bescheidenen Röcklein nicht ansieht, welche Concentration von Licht, Lust und Leben in ihnen waltet.

Wie der Rheingau den Strom und den Keller (von den Bädeker'schen „Sehenswürdigkeiten" zu sprechen, betrachte ich als außerhalb meines Berufes liegend), so bietet uns der Taunus auch ein Zwiefaches, nämlich die Waldeinsamkeit auf der einen und die Gebirgs-Bäder auf der andern Seite. Mancher wird die erstere vorziehen; und es ist in der That keine üble Art des Müssigganges, wenn man sich an den Rand einer der einsamen Waldwiesen setzt und beobachtet, wie der Hirsch, vorsichtig und galant zugleich, seine „Kühe" (lautet nicht ästhetisch, ist aber der technisch richtige Ausdruck) zu Tische führt oder, um es richtig zu sagen, zur „Aeßung."

Was mich anlangt, so ziehe ich die menschliche Staffage in der Landschaft der thierischen in der Regel vor. Als es mir daher eines Tages — es war im Anfang der sechziger Jahre — in Wiesbaden zu heiß ward, fuhr ich gen Schwalbach, in der Absicht, dort dem Amtmann Sommer, dem ich einen Besuch schuldete, denselben abzustatten und dann mit ihm und seinen Angehörigen womöglich nach Schlangenbad zu fahren.

Die beiden Gebirgsbäder Schwalbach (im officiellen nassauischen Kanzleistyl „Langen-Schwalbach" genannt, obgleich der Gegensatz, ein kurzes Schwalbach, nicht existirt) und Schlangenbad erfreuen sich neben sonstigen Vorzügen, welche in den Büchern geschrieben stehen, einer außerordentlich erfrischenden Wald- und Gebirgsluft.

Doch davon will ich hier nicht reden, sondern von einer Art von Erlebniß.

II.

Die Handlung.

Ich nahm des Amtmanns Einladung zum Essen an, in der Hoffnung, daß es mir, obgleich er Anfangs behauptete, er sei durch Geschäfte verhindert, nach Schlangenbad zu gehen, doch noch gelingen werde, ihn nachträglich dazu zu bereden.

Während wir zu Tische saßen, überreichte ihm ein Diener ein

Digitized by Google

großes Schreiben, Actenformat, Dienstsiegel; „ein reitender Regierungserpresser aus der Residenz habe es gebracht."

Der Amtmann erbrach und las es. Dann legte er es mißmuthig bei Seite und verließ das Zimmer, indem er um Entschuldigung bat und bald wiederzukommen versprach. Wir Alle waren sehr neugierig, was wohl Wichtiges in der Hauptstadt geschehen sei, die ich doch erst vor vier bis fünf Stunden anscheinend im Zustand der Ruhe und Zufriedenheit hinter mir gelassen. Sogar die Damen waren neugierig, was sie doch sonst bekanntlich nie sind; endlich fragte mich die Frau Amtmann, ob es denn ein Staatsverbrechen sei, wenn man von dem Inhalt der Depesche Kenntniß nehme; als Frau fühle sie sich doch halbwegs verpflichtet, sich darum zu kümmern, was die gute Laune ihres Mannes getrübt habe.

Ich stimmte ihr, was die menschliche Seite der Sache anlangt gänzlich bei, was aber die rechtliche betraf, so sprach ich die unmaßliche Ansicht aus, da ich kein Beamter sei, so begehe ich sicherlich keine Felonie, wenn ich das Aktenstück lese; und wenn ich es, wie bei wichtigen Dingen zuweilen meine Methode, laut lese, so könne es auch Anderen nicht zum Verbrechen angerechnet werden, wenn sie zufällig auf diesem Wege Kenntniß erhielten, was darin stehe.

Hierauf schwieg die Tafelrunde und da in dem Corpus juris, welches wir Juristen als unsere oberste Rechtsquelle verehren, geschrieben steht, daß, „wer schweigt, wo er reden könnte und sollte, als zustimmend zu betrachten und zu behandeln sei," so nahm ich mir die Freiheit, von dieser Rechtsregel Gebrauch zu machen und das amtliche Schreiben zu entfalten. Es bestand, wie die Erdrinde, aus verschiedenen Schichten; und da mir die innerste die interessantere zu sein schien, so las ich dies zuerst. Es war ein Brief einer Madame de Melgounoff (vielleicht lautete der Name auch etwas anders) an Seine Hoheit, den Herzog Adolf von Nassau, welcher Brief vom gestrigen Tage datirt war und etwa so lautete:

Eure Hoheit glaube ich mit einer Bitte angehen zu dürfen. Ich bin Russin und von guter Familie. Eine Verwandte von mir ist Hofdame Ihrer Kaiserlichen Hoheit der Großfürstin Helene, deren Neffe Eure Hoheit sind, wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt. Ich bin seit acht Tagen hier in Schlangenbad und wohne in Eurer Hoheit Gasthof (— damit meinte die gute Dame offen-

Digitized by Google

bar den „Nassauer Hof", ein Etablissement, welches zum Staats-Domanialgut gehört und an einen Gastwirth verpachtet ist, während die Russin anzunehmen schien, der Herzog betreibe selber Gastwirthschaft); ich bin so glücklich ein paar außerordentlich seltene Vögel zu besitzen. Es ist eine reizende kleine Art von Papageien, welche stets paarweise hausen und sich niemals trennen, weshalb man sie „Les inséparables" nennt. Ich habe diese Thierchen mit auf Reisen genommen und habe sie heute, da sie außerordentlich zahm sind, aus ihrem Käfig gelassen. Ein unglücklicher Zufall wollte, daß ich plötzlich durch einen Umstand genöthig wurde, das Zimmer zu verlassen, welchen namhaft zu machen, hier nicht an seinem Platze sein würde, und daß unmittelbar darauf die Zimmerkellnerin eintrat. Bei dieser Gelegenheit ist der Eine der beiden „Unzertrennlichen" in's Freie entwischt. Wie? Das ist mir noch ein Räthsel. Ich will nun nicht sagen, daß Eure Hoheit rechtlich haftbar sind für die Fehler der Dienstboten in Ihrem Hôtel. Ich wende mich nicht an die Rechtsverbindlichkeit des Grundherrn, sondern an die Großmuth des Fürsten, des Neffen unserer erhabenen Großfürstin. Wenn ich in Rußland wäre, würde ich mir selbst zu helfen wissen. Die Kellnerin würde ihrer gerechten Strafe nicht entgehen und sämmtliche Leibeigene würden aufgeboten werden, um bei schwerer Verantwortung den Flüchtling wieder einzufangen. Aber hier, fern vom heiligen Rußland, in einem fremden Lande, dessen Gesetze mir unbekannt sind oder, um es richtiger auszudrücken: von dessen Gesetzen ich nur so viel erfahren habe, daß sie dieselben Hülfsmittel, wie die in Rußland, mir nicht gewähren; hier weiß ich nichts zu thun, als Euer Hoheit Beistand anzuflehen. Ich verlange nicht Bestrafung der Missethäterin, obgleich ich vielleicht ein Recht dazu hätte. Ich bitte nur, Eure Hoheit wolle geruhen, mir den Einen meiner beiden Inséparables wieder einfangen zu lassen, ohne welchem zu leben ich außer Stande bin.

Genehmigen ꝛc.

Ich habe den Brief, so gut es ging, aus dem Gedächtnisse wiedergegeben und zwar Deutsch. Das Original war in einem seltsamen Französisch abgefaßt, dem man einen gewissen asiatischen Duft nicht absprechen konnte.

Dieser Brief trug die spätere „Inschrift" (Inscript in der Sprache unserer Bureaukratie):

Digitized by Google

„An das Herzogliche Staatsministerium zur Erledigung. Der Herzogliche Cabinets-Director: Götz."

Darunter stand:

„An die Herzogliche Landesregierung dahier zur sofortigen schleunigen Erledigung. Herzoglich Nassauisches Staatsministerium: August, Prinz zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg."

Das also war die innere Schicht des amtlichen Schreibens. Die äußere Schicht, worin dieser Brief nebst dem Inscript lag, lautete so:

„Die Herzoglich Nassauische Landesregierung
an
den Herzoglichen Amtmann Sommer in Langenschwalbach."

Auf Inscript des Herzoglichen Staatsministerii vom Gestrigen, betreffend das Abhandenkommen und die Wiedereinfangung eines der Frau von Melgounoff aus Rußland, dermalen sich aufhaltend in Schlangenbad, Herzoglichen Amts Langenschwalbach, zugehörigen Papageien, genannt Inséparable.

„Wie Sie aus der salva remissione in der Anlage beifolgenden unterthänigsten Supplik der Frau von Melgounoff an Seine Hoheit den Herzog entnehmen werden, ist der in rubro genannten, dermalen sich im „Nassauer Hofe" in Schlangenbad aufhaltenden Dame einer ihrer beiden sich „Inséparables" nennenden Papageien abhanden gekommen. Auf Allerhöchsten Befehl werden Sie hierdurch mittelst Expressen beauftragt, sich Angesichts dieses nach Schlangenbad zu begeben und sofort in loco die nöthigen Veranstaltungen zu treffen, daß besagter Vogel, genannt „Inséparable" ohne allen Verzug via executionis eingefangen und der in rubro bezeichneten Dame wieder zugestellt werde. Ueber den Vollzug dieses Auftrags werden Sie umgehend an Uns berichten.

Wiesbaden ꝛc. (Gez.) Freiherr v. Wintzingerode."

Vielleicht erlaubt sich hier Jemand die indiscrete Frage, ob und wie so etwas möglich sei? Der Bürger oder der Beamte eines wirklichen Staates, welcher bekanntlich auch nicht den allerentferntesten Begriff hat von der sorgfältigen Detailbehandlung, welche in einem deutschen Kleinstaate nicht nur den wichtigen, sondern vielmehr in beinahe noch höherm Grade auch den unwichtigen Dingen zu Theil wird, sagt wohl: „Bei uns würde der erste beste Beamte,

Digitized by Google

welchem der närrische Brief der russischen Dame zukam, ihn einfach ad acta gelegt oder allerhöchstens ihr geschrieben haben, nach den Gesetzen des Landes sei das Wiedereinfangen eines Vogels nicht Sache der Behörden, sondern Desjenigen, der ihn fliegen lasse; warum war es in Nassau damit denn anders?"

Nun wohlan, ich habe eine derartige Interpellation nicht zu scheuen. Die Sache ging ohne Zweifel so:

Ob der Herzog Adolf von dem sonderbaren Brief überhaupt persönlich Kenntniß genommen, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls aber dachte sein Cabinetsdirector, der ein vernünftiger Mann war: Unter allen Umständen kann ich ebenso wenig den Vogel wieder einfangen, als mein gnädigster Herr ... schicken wir das Ding dem Minister ... der mag zusehen, was er damit anfängt.

An dem Ministerium gerieth die Sache in die Hände eines erst kürzlich beförderten jungen Rathes, der alle Dinge mit demselben Eifer anpackte und auf den, da er von niederer Herkunft und auf dem Wege bureaukratischer Stallfütterung groß gezogen war, Worte wie „Madame de Melgounoff" — „Inséparables" — „Kaiserliche Hoheit Großfürstin Helene" — ꝛc. einen wahrhaft überwältigenden Eindruck machten. Sein erster Gedanke war, sich sofort selbst nach dem benachbarten Schlangenbad zu begeben und dort die Rolle des Papageno zu übernehmen, weil „ihm solches in seinem weiteren Fortkommen ohne allen Zweifel außerordentlich förderlich sein werde." Allein bei näherer Ueberlegung mußte sich der jugendliche Streber doch sagen, daß ein solches Verfahren im Widerspruch stehe mit dem Instanzenzug und insbesondere mit dem Paragraphen So und So viel des Gesetzes über Organisation der herzoglichen Centralverwaltung vom 24. Juli 1854 und der dazu erlassenen Dienstinstruction. Obgleich mit schwerem Herzen, entschloß er sich demnach, die Sache an die nächstuntergeordnete Behörde, nämlich an die herzogliche Landesregierung, weiter zu spediren. Allein er konnte sich nicht enthalten der Speditionsnote die Worte „sofort" und „schleunig" beizufügen, damit, wenn die Sache gut ausfalle, er sich doch demnächst mittelst der Acten darüber ausweisen könne, daß sein Eifer es war, der den unteren Behörden Schwingen verliehen.

Daß der dirigirende Staatsminister Prinz August zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg, ein alter Cavalier von siebzig Jahren, das

Digitized by Google

Inscript signirte, ohne es gelesen zu haben, versteht sich, glaub' ich, von selbst.

So ging also die Sache am gestrigen Abend an die herzogliche Landesregierung, nicht ohne daß der strebsame Rath mit Sorgfalt darüber gewacht, daß innen und außen an verschiedenen Stellen: „cito, cito, citissime" geschrieben stand. So fand sie denn heute Morgen der Regierungspräsident, Freiherr von Wintzingerode, auf seinem Bureau vor.

„Sofort", „schleunig", „citissime" — das waren Worte, die nicht jeden Tag vorkommen. Er befahl also, daß durch einen expressen reitenden Boten dem Amtmann in Langenschwalbach, welcher zugleich als herzoglicher Polizei- und Curcommissarius für die Bäder Schwalbach und Schlangenbad fungirte, ein gemessener Befehl wegen besagten Vogels zu Theil werde.

So wächst die Kraft einer von oben herunter kommenden Weisung, wie die Schnelligkeit eines fallenden Steins. Der Cabinetssecretär schickt die Sache einfach abwärts an den Minister. Das kommt so jeden Tag vor. Das Actenstück geht blos den Weg alles Fleisches. Weiter nichts! Auf dem Ministerium wird die Kraft mit den genannten „drei Worten inhaltsschwer" verstärkt und so geht's weiter abwärts an den Regierungspräsidenten. Der aber läßt alle Pauken und Trompeten los, desgleichen einen reitenden Boten; und so gelangt die Bombe an den Amtmann, um an dem Mittagstische zu platzen und eine heitere Tafelrunde in Unruhe und Neugierde zu stürzen...

Das waren ungefähr die Observationen, welche mir während des Lesens aufstiegen, denn ich las laut und langsam. Meine Bemerkungen behielt ich natürlich für mich; sie schienen mir zu ketzerisch.

„Nun, wenn es weiter nichts ist, als ein entsprungener Piepmatz," sagte die Frau Amtmann, „dann hätten wir uns nicht so zu beunruhigen brauchen. Ich begreife wirklich nicht, wie man daraus so viel Aufhebens macht und reitende Boten sendet. Doch die hohen Herren in der Hauptstadt mögen ja ihre Gründe dafür haben. Was geht's uns an. Jedenfalls aber wollen wir die Papiere wieder an ihren Platz legen und bei meinem Manne nicht eher davon sprechen, als bis er selber anfängt." Aber der Herr Amtmann fing durchaus nicht von selbst an.

Digitized by Google

Nach einiger Zeit kehrte er zurück. Die Wolke des Mißmuthes war von seiner Stirne verschwunden. Er steckte die Papiere ein und wandte sich dann an mich: „Sie haben so lebhaft zugeredet, nach Schlangenbad zu fahren und es freut mich nunmehr, meinen Widerspruch aufgeben zu können. Das Geschäft, welches ich für den Nachmittag in Aussicht hatte, ist weggefallen. Ich bin nicht mehr dienstlich verhindert. Im Gegentheil; fahren wir also!"

Eine halbe Stunde später hatten wir das Essen beendet, auch schon den Kaffee genommen und rollten gen Schlangenbad, zuerst vom Ausgang von Schwalbach einen steilen Berg hinan, dann einen desgleichen hinunter. „Denn," sagte der Amtmann, welcher seine gute Laune vollständig wiedergewonnen hatte, „die Welt ist sehr bucklig hier zu Lande."

Wir überstiegen die Wasserscheide. Schwalbach liegt an der Aar, welche in die Lahn, Schlangenbad an der Waldaffa, welche bei Walluf in den Rhein fällt. Bei Wambach erreichten wir das Ufer der Waldaffa, welche von Bärstadt herunter aus einem laubigen, lauschigen Thale kommt. Eine Viertelstunde weiter öffnet sich rechts ein saftig-grünes Waldthal, aus welchem warme Bäche kommen. Das ist Schlangenbad. An der Ecke beider Thäler begrüßt uns ein neues Schweizerhäuschen. Es war zu Ehren der Kaiserin von Rußland erbaut, die in einem der letzten Sommer hier gebadet hatte. Man erzählte im Vorüberfahren allerlei Anecdoten. Unter Anderen folgende: An einem schönen Sommerabend hatte die Kaiserin aller Reußen, in der Veranda ihres Schweizerhäuschens sitzend, eine Bemerkung gemacht über das Quaken der Frösche in den umliegenden Wiesengründen. Man faßte diese in Wirklichkeit völlig tendenzlose Aeußerung im Sinne eines Tadels oder einer Beschwerde auf; und sofort erging der Befehl zu einem bethlehemitischen Morden, welchem innerhalb der nächsten Stunden alle die unschuldigen und lebensfrohen Frösche erlagen. Einige Tage später saß die Kaiserin wieder vor ihrem Schweizerhäuschen. „Merkwürdig," sagte sie, „man hört doch auch nicht einen einzigen Frosch mehr! Wie mag das sein? Diese Stille ist beinahe unheimlich, da man sich einmal an das muntere Gequake der Thierchen gewöhnt hatte." Allgemeine Bestürzung. Eine Viertelstunde später ging der Befehl durch das Dorf: „Frösche! Frösche herbei!

Digitized by Google

Ein Königriech für recht viel frohe Frösche! Aber lustige Frösche müssen's sein; Frösche, die quaken."

Der Befehl wurde mit dem besten Erfolge ausgeführt. Zwei Abende später sagte die Kaiserin: „Ei, die Frösche quaken ja wieder." Dem Hausmeister fiel ein Stein vom Herzen....

Von den vielen guten Geschichten, welche sich meine lustige Wagengenossenschaft erzählte, war das die einzige, die mir im Gedächtniß blieb. Auch der schönen Gegend mit ihren duftigen Buchenwaldungen erwies ich nicht die gebührende Aufmerksamkeit. Alle meine Gedanken hatten sich auf den separirten Inséparable concentrirt und auf den Gedanken: „Wie wird der Amtmann ihn fangen?" Denn daß er auf den Vogelfang in allerhöchstem Auftrage aus war, darüber hatte ich nicht den geringsten Zweifel, obgleich er nicht ein Wort hierüber und über die per Expressen angekommene amtliche Depesche fallen ließ.

Ein herzoglich nassauischer Amtmann war damals überhaupt eine äußerst gewichtige Respectsperson. Er hatte einen Amtsbezirk von 20—30,000 Einwohnern, worin er Herr über Rechtspflege, Polizeiverwaltung, Gensdarmerie, Recrutirung, Steuerwesen, Kirche, Schule, Gemeinden, Wege u. s. w., kurz, ich möchte sagen, über Leben und Tod war und so absolut regierte, daß man ihn den „Pascha von drei Roßschweifen" nannte. Unter den „Schweifen" verstand man die Justiz, die Administration und die Polizei. Für sein Dienstpferd bekam der Amtmann mehr Fouragegeld im Jahr, als der Dorfschulmeister an Besoldung. Und so kam es, daß, als Letzterer, der Schulmeister, eines Tages in der Klasse fragte: „Wer ist das vornehmste Geschöpf?" und die Antwort erwartete: „Der Mensch", — die Kinder unisono riefen: „Der Herr Amtmann."

Und ein so vornehmes Geschöpf sollte der Russin den Vogel einfangen! Wie das sich machen wird? — Vederemo!

III.

„Quod non est in mundo —"

In Schlangenbad setzten wir uns auf die Terrasse in den Schatten einer jener in Roccocomanier zurechtgestutzten Hainbuchen-Alleen, welche, im vorigen Jahrhundert angelegt, heute noch ein charakte-

Digitized by Google

ristisches Moment in dem Bilde von Schlangenbad abgeben. In dem benachbarten Kiosk spielte die Bademusik. Eine schöne, ruhige, fast möchte ich sagen geräuschlose Musik, wie sie so recht paßt zu der erfrischenden behaglichen Waldeinsamkeit, in welcher wir sitzen. Die Musikanten sind Böhmen. Der Hausmeister, welchem man ein Compliment machte über die guten Leistungen der so bescheiden aussehenden Künstler, sagte: „Ja, sehen Sie, das ist einmal so der Typhus (Typus) dieser slavischen (slavischen) Völkerschaften!" Man sieht, es ist nicht nur in Mecklenburg, wo „Messing'sch" gesprochen wird.

Früher waren diese Musikanten jedesmal mit dem Ende der Saison in das Land der Libussa zurückgekehrt, um im Mai wieder zu erscheinen. Sie fanden es aber auf die Dauer unbequem, und an den sonnigen Hügeln des grünen Rhein gefiel es ihnen weit besser, als in den düsteren böhmischen Wäldern. Sie siedelten sich deshalb in dem benachbarten Rauenthale an, kauften Weinberge und erlernten die dort so hoch entwickelte theoretische und praktische Wissenschaft der Weincultur. Sie sind wohlgelitten in ihrer neuen Heimat. Wer könnte denn diesen Leuten auch gram sein, die so gute Dinge, wie Musik und Wein produciren?... .

Ich hatte trotz dieser und ähnlicher Betrachtungen stets ein scharfes Auge auf den Amtmann. Allein ich konnte nichts an ihm entdecken, was auf den separirten Inséparable Bezug haben mochte.

Er war munter und liebenswürdig wie immer. Er unterhielt sich mit Fremden und Einheimischen. Unter den Letzteren befand sich auch der Dorfschulze, der zugleich in dem „herzoglichen Badehaus" einen Dienst bekleidete, welcher mit dem eines Hausknechts eine nicht allzu entfernte Aehnlichkeit hatte. Dann kam der Oberförster. Endlich auch der Lehrer. Der Letztere war sehr glücklich. Er hatte zur Zeit der Anwesenheit der Kaiserin von Rußland mit Erlaubniß seiner hohen Vorgesetzten den Schulkindern außerordentliche Ferien zukommen lassen, um die Schulzimmer an Curfremde zu vermiethen; und da die im Bade vorhandenen Räume für den Andrang unzureichend waren, so hatte er glänzende Geschäfte gemacht. So etwas aber schmeckt nach Fortsetzung; und so hatte er denn jetzt ein Zimmer erübrigt, welches er auf der Straßenseite mit der stolzen Aufschrift: „Cabinet de lecture" versehen hatte

Digitized by Google

und in dessen Innern nach der glaubhaften Versicherung des Amtmanns das „Frankfurter Journal", sodann die Frankfurter „Didaskalia", auch „Blätter für Geist, Gemüth und Publicität" genannt, ferner die in Wiesbaden erscheinende „Herzoglich nassauische Landeszeitung" und endlich der „Langenschwalbacher Aarbote" auflagen zur Benutzung für Jedermann, der ein geringes Eintrittsgeld nicht scheute. Der Inhaber des Lesecabinets meinte, er habe hier einen „entwickelungsfähigen Keim" gelegt, an welchem noch er viel Freude und Nutzen erleben werde.

Als ich mich schließlich von dem Amtmann und seiner Familie und Gesellschaft trennte, um nach Wiesbaden zurückzukehren, während er später nach Langenschwalbach fuhr, konnte ich mit gutem Gewissen beschwören, daß ich in der ganzen Zeit, während der ich mich ohne Unterbrechung in Schlangenbad in seiner Gesellschaft befunden, von ihm nicht die geringste Handlung gesehen hatte, welche darauf hindeutete, daß er auf den ihm aufgetragenen Vogelsang bedacht gewesen; und da er sonst ein pflichteifriger Beamter war, so machte ich mir wirklich darüber beinahe Gedanken...

IV.

„— tamen est in actis."

Meine Zweifel sollten jedoch ihre officielle Lösung finden. Ich erfuhr nämlich, daß die Sache, die ich mit den profanen Augen eines Nichtbeamten in der Wirklichkeit gesehen hatte, sich von jener Seite aus, welche sich den Blicken des beschränkten Unterthanenverstandes gänzlich entzieht, nämlich in den Acten, ganz anders ausnahm.

In den Acten der herzoglich nassauischen Landesregierung in Wiesbaden folgte auf das Concept des dem Amtmann zugegangenen Rescripts zunächst eine von dem reitenden Boten überbrachte Bescheinigung des Amtmanns Sommer in Langenschwalbach, daß ihm an dem und dem Tage, zu der und der Stunde und Minute das hohe Rescript behändigt worden sei.

Dann folgte ein gehorsamster Bericht des Amtmanns an die herzogliche Landesregierung. Der Bericht hatte drei Anlagen. Erstens den Brief der Madame von Melgounoff, welcher, wie es in dem Berichte wörtlich, hieß „anbei gehorsamst wieder zurückfolgte."

Digitized by Google

Zweitens eine Diätenrechnung des Amtmanns, um „deren Assignation und Auszahlung submissest gebeten" wurde. Drittens aber erzählte der Amtmann, er habe sich nach Empfang des Allerhöchsten Auftrages, Angesichts des verehrlichen Rescripts einer hochpreislichen Landesregierung in eigner Person sofort nach Schlangenbad begeben, allda auch ohne Verzug die nöthigen Anordnungen getroffen, solche seien aber, ausweislich der Anlage 3, „der sorgfältigsten Mühewaltung ohnerachtet, leider erfolglos geblieben." Die dritte Anlage war der Bericht des oben erwähnten Dorfschulzen, mit welchem der Amtmann in meiner Gegenwart, jedoch, ohne daß ich auf die Unterredung geachtet, gesprochen hatte. Der Schulze berichtete gewissenhaft, wie er von dem Herrn Amtmann den Auftrag erhalten habe, auf jenen ausländischen Vogel, welcher auf den Namen „Minserabel" höre, zu fahnden, wie er sich auch mit gelehrten Leuten vom Fach, namentlich mit dem Herrn Oberförster und dem Lehrer, über die Art der Fahndung verständigt und dann noch den Hans und Kunz zugezogen habe, wie aber Alles vergeblich und der „Minserabel" nirgends zu finden gewesen sei.

Die herzogliche Landesregierung wies die Diätenrechnung des Amtmanns zur Zahlung an und legte die Acten dem herzoglichen Staatsministerium vor mit einem Berichte, in welchem die Sache gerade so erzählt war, wie in dem Berichte des Dorfschulzen, nur natürlich mit etwas zierlicher gesetzten Worten. Auf diesen „unterthänigsten Bericht" folgte in den Acten nach einigen Tagen ein Rescript des herzoglichen Staatsministerii an die herzogliche Landesregierung, welches etwa so lautete: „Nachdem Wir Ihren Bericht Allerhöchsten Orts unterthänigst vorgelegt und wieder zurück erhalten haben, finden Wir Ihnen zu eröffnen, daß Wir mit Genugthuung wahrgenommen haben, mit welchem Diensteifer Sie sich der Sache angenommen, und wie es nicht an Ihnen lag, wenn Ihre Bemühungen mit Erfolg nicht gekrönt worden sind. Wir beauftragen Sie nunmehr, das weiter Erforderliche zu veranlassen."

Obgleich letztere Redewendung für einen gewöhnlichen Sterblichen etwas unverständlich sein mochte, so wurde sie doch von dem Regierungspräsidenten ebenso richtig aufgefaßt als correct ausgeführt. Er erließ nämlich eine Verfügung, durch welche in den wohlgesetztesten Worten der Frau von Melgounoff kundgethan wurde, daß auf Serenissimi Allerhöchsten Befehl die sorgfältigsten Recherchen

Digitized by Google

nach besagtem „Inséparable" stattgefunden, jedoch trotz der äußersten Mühewaltung aller Instanzen leider zu keinem Resultate geführt hätten, weshalb denn der Frau von Melgounoff nicht nur nicht benommen sei, sondern anheimgestellt bleibe, selbst die weiteren Schritte zu thun, wobei ihr sämmtliche herzoglichen Behörden bei Vorzeigung dieses starke Hand leisten würden.

Diese Verfügung war dem Amtmann zur ordnungsmäßigen Insinuation zugegangen und von diesem mit derselben Weisung dem Schulzen in Schlangenbad zugefertigt worden.

Dann folgte ein Bericht des Amtmanns, womit er wieder nur einen Bericht des Schulzen vorlegte und auf solchen „gehorsamst Bezug nahm". Dem Bericht des Schulzen aber war auch wieder eine Beilage zugefügt, nämlich die Verfügung der herzoglichen Landesregierung an Frau von Melgounoff. Der Dorfschulze meldete, er habe dieselbe nicht abgeben können, weil besagte Dame bereits gestern abgereist sei.

Es verdient noch bemerkt zu werden, daß Serenissimi Geheimer Cabinetsdirector, sowie Allerhöchst dessen Staatsminister und Landes-Regierungspräsident, desgleichen das Geheime Cabinet, das Staatsministerium und die Landesregierung, sich alle in einem und dem nämlichen Gebäude befanden, und daß also alle diese Herren, welche so lebhaft und umständlich miteinander schriftlich correspondirten, sich ebenso gut auch Alles hätten mündlich sagen können, wenn die Dienstinstruction und ein geheiligtes Herkommen solches erlaubt hätten.

V.

Die Moral von der Geschicht'.

Später hatte ich das Glück, den Herrn Schulzen von Schlangenbad persönlich kennen zu lernen. Ich fragte ihn nach dem „Unzertrennlichen".

„Ja," sagte er, „wissen Sie, Herr Doctor, das war doch eine recht dumme Geschicht' mit dem Vogel. Sie mögen mir's nun glauben wollen oder nicht, ich habe nach dem Thier gesucht wie ein Narr. Denn das war ja meine Schuldigkeit, weil's im Interesse unserer Gemeinde liegt, daß die Fremden gut behandelt werden, und daß Keinem von ihnen etwas fortkommt. Aber nachdem ich Felder und

Digitized by Google

Wälder abgesucht hatte, fiel mir's auf einmal heiß auf die Seele, so ein dummer ausländischer Vogel werde sich doch in unserer Gegend schwer zurecht finden und könne daher unmöglich weit gesprungen sein, und statt nun weiter noch in den Wäldern umherzustreben, suchten wir in der Nähe und fanden denn auch das dumme Vieh wirklich auf dem Heuboden besselbigen Anbaues, worin die russisch' Madam' gewohnt hat. Sie ist ein paar Tag' danach mit ihren zwei dummen Vögeln abgereist. Ich hab' ihr aber gleich angesehen, daß sie nichts Rechtes war. Denn erstens hat sie keinem Menschen ein Trinkgeld gegeben, und zweitens hätt' sie doch besser gethan, statt an Seine Hoheit den Herzog zu schreiben, sich gleich an mich zu wenden. Das hätt' sie bequemer gehabt und ich wär' auch eher auf die richtigen Sprüng' gekommen. Denn das Präambulum und das Primborium von Oben herunter hatte mich nur irre gemacht. Hernach, wie ich das dumme Thier längst gefangen und der albernen Madam' wieder zugestellt hatte, und wie die Madam' schon wieder fort war, da kam noch ein Brief von der Regierung, als wenn der Vogel noch fort wär'. Den Brief hab' ich einfach als unbestellbar zurückgeschickt, weil ich die Geschicht' satt hatte bis an den Hals. „Ueberhaupt, Herr Doctor, was Ihr Gelehrte und Studirte und Juristen Euch einbildet von Eurem Instanzenzug, das ist Alles dummes Zeug. Der Dorfschulz ist es, der die Welt regiert. Mag Etwas noch so hoch anfangen, auf's Letzt' kommt's doch immer an den Dorfschulzen. Er allein ist der Mann, der's weiß, der's kann und der's macht. Durch seine Brille müssen Alle sehen. Die oberen Instanzen bappeln ihm nur nach, wie ein Staarmatz. Sie können nur das verfügen, was der Dorfschulze beantragt hat; und unsere Bauern sagen mit Recht: „Wie's *bericht*'" (wie es berichtet ist), — „*so's geschieht*" (d. h. so geschieht es, so wird es in den oberen Instanzen entschieden).

Digitized by Google

Der Weg zur Decoration.

Zwei Briefe an den Verfasser der „Kleinstaaterei".

Motto:
„— ist des Schweißes der Edeln werth."
Klopstock.

I. Brief.

Mikropolis, im Juni 1868.

Sie haben so lange für unsere nationale Entwickelung im Kampf gestanden und waren deshalb gezwungen, den Hindernissen derselben alle Aufmerksamkeit zu schenken, daß ich Ihren Wunsch begreife, einmal eine kleine Schilderung des Kleinstaatenunwesens zu versuchen.

Ich bin auch gern bereit, Ihnen dazu behülflich zu sein.

Mag man vielleicht glauben, es sei wenig anständig, hinter gefallenen Größen her Spottlieder zu singen, so berufe ich mich dem Verdacht gegenüber auf die nicht bestreitbare Thatsache, daß die politische Umgestaltung des Jahres 1866 kaum heftigere Feinde hat, als die Einbildungen von angeblichen Segnungen des Kleinstaats.

Daß der deutsche Raub- oder Kleinstaat politische Bedeutung nicht hatte, weiß jetzt jeder Gebildete, wenn er nicht gerade sich dieser Einsicht verschließen will; aber, was er nicht all' in Kunst und Wissenschaft, in Hebung des Wohlstandes und der Gewerbthätigkeit, in jeder Art Veranstaltung der öffentlichen Wohlfahrt geleistet, davon tönen alle Organe des absolutistischen und demokratischen Particularismus.

In der That hat sich das stets ganz schön gelesen in den großen Thronreden der kleinen Herren: „sichtlicher Wohlstand, Aufschwung der Industrie und des Handels, Blüthe der Landwirthschaft und aller anderen Gewerbe." Man versäumte auch nicht, her-

Digitized by Google

vorragende Industrielle zu Commerzien- und Geheimen Commerzienräthen zu ernennen; man schuf und vertheilte goldene und silberne Medaillen für Kunst und Wissenschaft; man veranstaltete und protegirte Industrieausstellungen und vertheilte Preismedaillen. Daneben jedoch verhinderte man die Freizügigkeit, die Gewerbefreiheit, pflegte das Concessionswesen, Monopole, Privilegien und riskirte alle paar Jahre einmal die ganze wirthschaftliche Entwickelung des Landes in einem Krieg um die Suprematie in Deutschland.

Wenn man Eisenbahnen bauen wollte, stieß man überall an den engen Grenzen auf gleich souveräne Nachbarstaaten, aber man einigte sich mit ihnen nicht, weil man vielleicht ein Souveränitätsrechtchen über 7 Quadratfuß Land aufgeben mußte; man tracirte die Bahnlinie nicht nach der Lage der Verkehrsplätze und der kürzesten billigsten Route, sondern man suchte oder vermied eine fürstliche Residenz oder einen herzoglichen Park.

Lächerlicher konnte sich z. B. nichts ausnehmen als die zur stereotypen Phrase gewordene Betheuerung jeglicher Fürsorge für die materiellen Interessen der Bevölkerung und daneben die alle paar Jahre wiederholten Versuche, den Zollverein um Oestreichs willen in die Luft zu sprengen.

Der Wille war ganz gewiß gut oder vielmehr schlecht, leider, oder für das Volk zum Glück, waren selbst die Mittel, Uebles zu thun, ziemlich begrenzt. Aber Verkehrtheiten zu machen und die einfachsten Dinge eine Zeitlang auf den Kopf zu stellen, dazu hatte man immerhin leider zu viel Macht und Gelegenheit.

Was hat man bei uns in Eisenbahnen gemacht! Jahrelang gezaudert, rundum Concurrenzbahnen entstehen lassen, mit servilen Schwindlern und titulirten Gaunern gehandelt, mit den Nachbarn um Anschlüsse gestritten, mißliebigen Unternehmern das Land verboten, die eigenen Unterthanen um den Vortheil, an einer Eisenbahn zu wohnen, aus purem Hochmuth gebracht. Das ist aber auch Alles bekannt und es nutzt wenig, es zu wiederholen. Die kleinen Details mit Hinweisung auf ihren Zusammenhang zu erzählen, wirkt viel besser: Die Detailmalerei erregt sofort den Eindruck des Wahrhaftigen, weil es Jedem möglich ist, mindestens diese oder jene Zuthat als wahr, mindestens den ganzen Gang der Erzählung als wahrscheinlich, weil einem bekannten Vorgang ähnlich, zu erkennen. Daß Sie damit einverstanden sind, habe ich schon gewußt, denn ich

Digitized by Google

kenne von Ihnen solche kleine Schilderungen höchst einfacher Vorgänge, die besser wie alle Systeme der Professoren und alle donnernden Reden der Tribünenhelden gesunde politische Anschauungen zu verbreiten geeignet sind.

Deshalb erzähle ich Ihnen auch nur eine kleine Geschichte, die gerade keinen wichtigeren Hintergrund hat, als zu zeigen, wie kleinlich Alles geworden ist in dem kleinen Staate.

Also Sie kennen ja unsere Eisenbahngeschichte, ich habe Ihnen ja öfters davon erzählt und Sie hatten mir ja Aehnliches zu berichten. Sie haben auch, glaube ich, unsere Eisenbahnverwaltung kennen gelernt, wenigstens kennen Sie den einen oder andern der berufenen Leiter dieses wichtigen Zweiges des öffentlichen Dienstes.

Ueber diese Verwaltungen der deutschen Staatseisenbahnen habe ich mir schon eigene Gedanken gemacht. Niemals mehr ist mir die Bemerkung aufgefallen, wie verschieden die einzelnen Branchen der Staatsverwaltung dotirt werden. Eine Gerichtsstube ist bei uns und bei Ihnen ebenso im Durchschnitt eine Spelunke, ein Amtslocal der unteren Verwaltungsbeamten ist nicht viel besser. Schicklicher sind die Collegien placirt, aber die Geschäftszimmer der Eisenbahnverwaltungen sind stets elegante Salons.

Wie man bei Ihnen zu sagen pflegt, sind die Eisenbahnverwaltungen „Ueberschußverwaltungen," d. h. sie führen an die allgemeine Staatskasse Ueberschüsse ab; natürlich; denn die Verzinsung und Amortisirung der Capitalien besorgt die Staatsschulden- und Hauptkasse. Ob wirklich ein Ueberschuß da ist, das scheint man nicht zu untersuchen — gut, wer was einbringt, kann was darauf gehen lassen.

Aber nicht nur sind die Eisenbahnverwaltungen gut logirt, auch die Mitglieder sind in der Regel hübsch geschmückt, sie haben nicht blos Uniformen, sondern gewöhnlich zahlreiche, oft recht hübsche Decorationen. Das kommt, weil sie an der Heerstraße des Verkehrs stehen, von Allen gesehen, deshalb auch von Allen erkannt und gewürdigt werden. Außerdem aber reisen sie gut und bequem und billig, haben eigene elegante Wagen und finden die zuvorkommendste Behandlung, weil sie immer auf eigenem Gebiete bleiben und Gegenseitigkeit üben können. Die Mitglieder der Eisenbahnverwaltungen sind kleine Fürsten.

Daß der Mensch aber nicht glücklich wird von so schönen

Digitized by Google

Dingen und stets, nachdem er etwas erlangt hat, auf etwas Neues Jagd machen muß, das zeigt sich hier auf's Trefflichste. Wenn ein Civilbeamter nach langen Diensten den Orden des Gutmüthigen oder den Falken am Bande als eine herrliche Anerkennung betrachtet, so dürfte nicht leicht ein Eisenbahndirector gefunden werden, der nicht mindestens für jedes Dienstlustrum ein Bändchen hätte, oft für jedes Dienstjahr. Und doch wie erpicht sind namentlich die jungen Mitglieder der Directionen oder Inspectionen. Wenn ein souveräner Herr nur eine halbe Meile auf der diesseitigen Bahn fährt, so verwandelt sich das ganze Directionspersonal in Zugdienstpersonal und der Herr Director befleißigt sich eigenhändig des sorgfältigsten Schaffnerdienstes. Für diese ungewöhnlichen Dienste gehören außerordentliche Belohnungen.

Darum der Neid des Collegen der zu Hause die schwierige Verwaltung aufrecht erhalten muß, während der oder die Glücklichen wieder einmal den regierenden Fürsten Heinrich X. von da bis dort auf der Eisenbahn begleiten. Sind die Leute verständig, dann halten sie Reihe und die Laune des Schicksals springt wohl manchmal komisch um, aber das Gesetz der großen Zahlen bildet den ausgleichenden Faktor.

Bei uns waren die Leute nicht blos verständig, sondern sogar collegialisch liebenswürdig.

Wenn der Fürst von N. unsere Staatsbahn befuhr, so konnte der ältere der beiden Eisenbahndirektoren ruhig zu Hause bleiben, denn er besaß die zwei Orden, welche Serenissimus zu vertheilen hatte, beide schon mit allen Zierrathen von Bändern, Ringen, Schleifen, aber ohne Diamanten. Auch den Falkenorden und den Sonnenorden, Löwe und Adler besaß er schon. Darum ließ er seinen Collegen, der weit jünger war, fahren, wenn nur die Spender dieser Insignien edler Genossenschaften auf der Reise waren. Wir wollen, um Niemand zu verletzen, nicht vergessen, daß er auch auf solche Vorfälle aufmerksam war, wenn er durch huldvolle Belohnungen seiner in den anderen Staatsdienstbranchen arbeitenden Collegen etwas in Rückstand gekommen zu sein glaubte. Dann rechnete er mitunter auf eine Nadel oder eine Tabatière, einen Ring. Dann fuhr er bei nicht schlechter Witterung sogar auf der Locomotive und verfehlte nicht, sein berußtes Angesicht leuchten zu lassen. Er verstand, weil er gar nicht Techniker war, nichts von einer Locomotive,

Digitized by Google

er wußte aber, daß ängstliche Gemüther in seiner Anwesenheit, die Garantie einer sicheren Beförderung erblickten.

Es war also diesen Sommer; es wimmelte in unserem Ländchen und den angrenzenden Staaten und Städtchen von reisenden Herrschaften, Erlauchten, Durchlauchten, Hoheiten, sogar hier und da Königlichen Hoheiten. Der Durchzug nach der norddeutschen Residenz, die vielen kleinen Residenzen in der Nähe, einige nicht unbedeutende Badeorte lenkten die hohen Reisenden auf unsere nicht gerade allzu frequentirte Staatseisenbahn. Also in diesem Sommer erhielt unsere Eisenbahndirection, bestehend aus einem ersten und zweiten Director, von welchen der erstere den Titel Geheimrath längst hatte, während der zweite erst eben vom Regierungsassessor auf seinen Posten avancirt war, eine Depesche, wonach die Großherzogin S. von dem Anschluß unserer Bahn an die Th.-Bahn bis zur Preußischen Grenze mit einem beliebigen Kurier- oder Schnellzug fahren würde. Der hohe Rang der Königliche Hoheit erforderte alle Aufmerksamkeit und der Herr Geheimrath erwog die Situation und überlegte die Chancen, als sein jüngerer noch ziemlich unverzierter College auf dem Bureau erschien. Er war ein guter Mann, der Herr Geheimrath, und mochte auch seinen jüngern Collegen wohl leiden, er blickte nach dem empfänglichen aber noch leeren Knopfloch und begann seine Mittheilung.

„Wollten Sie nicht die Freundlichkeit haben, Herr College, die Großherzogin Königliche Hoheit S. von G. nach F. zu begleiten? Höchstsie wird mit dem Schnellzuge um elf Uhr hier eintreffen und gleich weiterfahren. Sie sind dann den Abend wieder zurück, und es kann Ihnen nicht fehlen, daß Sie eine Ordensdecoration erhalten. Sie wissen, — ich mache mir nichts mehr daraus — aber in Ihrem Alter und vor den jungen Damen findet so etwas noch Gefallen. — Sie brauchen sich nicht zu schämen, wir schätzen ja solche Nichtigkeiten nicht, aber es erhöht unser Ansehen, und das ist doch etwas. — Also Sie wollen?! — Nun ja Adieu, Sie haben gerade noch Zeit sich zu Hause in die Uniform zu stecken."

Der junge Director erschien erschrocken und erfreut zu gleicher Zeit, er stammelte seinen Dank in höflichster Form; es kam aber immer ein „Aber."

Das begriff der alte Herr nicht recht, wurde ganz ärgerlich und frug endlich: „Nun, was scheint Ihnen denn so bedenklich, die

Digitized by Google

Sache ist ja doch ganz einfach, Sie lassen sich auf unserer Station G. bei Ihrer Königlichen Hoheit vorstellen und empfehlem sich Höchstderselben, wenn Sie in F. den Waggon der Th.-B. betritt, das ist einfach."

„„Ja aber,"" entgegnete der junge Herr.

„Was ist da für ein Bedenken?"

„„Nun, — wenn sie mich nicht vorläßt, mich nicht empfängt, wenn die Hoheit zu schlafen oder zu ruhen beliebt.""

„Ja daran hätte ich denken sollen, so ist es Ihnen ja neulich mit dem Erbprinzen von S. gegangen. Dadurch läßt sich ein erfahrener Praktikus nicht irre machen, aber, Sie haben Recht, das will auch gelernt sein. Mancher fährt lange Jahre, und die Hoheiten nehmen kaum Notiz von seiner Existenz; das muß man zu machen wissen.

„„Ja aber wie?"" frug der avancirte Regierungsassessor.

„Nun ganz einfach," erklärte der Herr Geheimerath, „Sie lassen der Herrschaft keine Ruhe, bis Sie vorgestellt werden sind. Wenn Sie in G. den Salonwagen der großherzoglichen Familie übernehmen, so lassen Sie sich durch einen Diener, der wohl am oder im Wagen sichtbar ist, bei dem dienstthuenden Kammerherrn melden, Sie werden damit wahrscheinlich abfahren, denn derselbe geruht wahrscheinlich auch zu ruhen. Lassen Sie sich nicht abschrecken. Wiederholen Sie das Gesuch von Station zu Station. Endlich wird der Kammerherr Sie empfangen, und Sie können Ihre Bitte vortragen, Ihrer Königlichen Hoheit vorgestellt zu werden. Der Kammerherr wird diese Bitte Ihrer Königlichen Hoheit vortragen und es ist wahrscheinlich, daß auch von dorther eine ablehnende, sehr höfliche Entgegnung kommt. Aber auch hier lassen Sie sich nicht abhalten. Wiederholen Sie auf jeder Station, mit höflicher Erkundigung nach dem Befinden Ihrer Hoheit, Ihre Bitte. Nur beharrlich, Sie werden ans Ziel gelangen."

Der junge Herr Director steht bald nachher in neuer, goldgestickter Uniform, — das Muster der Stickerei zeigt Eisenbahnwagenräder in zierlicher Gruppirung mit Rauch- oder Dampfwolkenbildungen. — auf dem Bahnhof zu M., um nach der Anschlußstation G. zu fahren, und dort die hohe Reisende gebührend in Empfang zu nehmen.

Der Zug entführt ihn schnell nach G., und dort erwartet der

Digitized by Google

Aspirant auf die hohen Ehren eines modernen Ritterordens, auf den glücklichen Zug, der die hohe Reisende mit hohem Gefolge herbei- und weiterführen soll. Endlich brauste er heran, und noch steht die Locomotive kaum still, so springt ein junger, schön betreßter und gallonirter Diener vor den prachtvollen Salonwagen; der Herr Director stürzt ihm entgegen und stellte sich vor und bittet, ihn dem dienstthuenden Kammerherr Ihrer Hoheit zu melden. Er erschrickt aber gleich, denn weder seine Uniform, noch sein Titel, noch seine Anrede machen einen Eindruck auf den Diener.

„Der dienstthuende Kammerherr, Excellenz von Oberhausen, haben soeben ihre Chocolade befohlen, es geht nicht." Der Diener verschwand in der Restauration, es war kein anderer Bescheid von ihm zu erhalten, er lief hin und her — aber „es geht nicht" war der Refrain seiner Antworten. „Excellenz geruhten, ihre Chocolade zu nehmen." — Das war empfindlich.

Der Schnellzug hielt zwar an zehn oder zwölf Stationen, aber überall nur kurz, hier in G. und vielleicht noch einmal war ein längerer Aufenthalt fahrplanmäßig. Der Herr Director hatte zwar das Recht zu befehlen, er konnte halten lassen, so lange er wollte, aber Ihre Königliche Hoheit hätte dann den Anschluß in F. versäumt: mit der Gnadenbezeugung war es dann vorbei. Die Aufenthalte von einer und zwei Minuten waren nicht geeignet, ceremonielle Meldungen anzubringen, und es mußte doch gewagt werden. Noch eine Hoffnung hatte unser Held: er mußte ja anfragen ob Ihre Hoheit abzufahren befehle, — aber auch hiermit erhielt er kein Gehör, der Diener erklärte, Ihre Hoheit habe befohlen alle besonderen Umstände und Anerbietungen abzulehnen.

So mußte denn auf der zweiten Station, — eine Minute Aufenthalt — der Herr Director in Uniform mit Degen und Federhut aus dem Coupé springen, nach dem fürstlichen Salonwagen eilen und dortselbst den betreßten Diener wieder angehen, ihn dem dienstthuenden Kammerherrn zu melden. Aber die Antwort ließ ihn zum zweiten Mal erblassen: „Seine Excellenz schlafen." Auf alle Vorstellungen antwortete der treffliche Diener: „Es ist mir streng untersagt, ihn zu wecken."

Die lange Fahrt von einer Station zur andern konnte der Herr Eisenbahndirector benutzen, um über allerlei Widersprüche in der Weltordnung nachzudenken.

„Wie kann ein dienstthuender Kammerherr schlafen? Wie

Digitized by Google

kann man überhaupt Dienste thun und schlafen zu gleicher Zeit?"

Aber das Räthsel stand vor ihm, und er durfte es nicht mit einem Hiebe lösen, wie er wohl Lust gehabt hätte. Nun überlegte er, wie viel nach seinen noch geringen technischen Kenntnissen, — denn vor seinem Avancement hatte er bei der fürstlichen Regierung das schwere Amt versehen, die abschlägigen Decreturen auf Unterstützungsgesuche mit und ohne Entscheidungsgründe zu entwerfen, — der Locomotivführer bei der ohne dem hohen Fahrgeschwindigkeit einfahren könnte, wenn er auf jeder Station ein oder zwei Minuten länger halten lassen wollte.

Bei dem raschen Springen aus dem Coupé, Hinlaufen nach dem Aufgang zum fürstlichen Salonwagen, dem Hinaufsprung ging ihm der Athem aus, er war nicht ruhig genug, eine zierliche, höfische Anrede herauszubringen: er mußte fürchten zu stammeln.

Und so mußte er auf der dritten Station mit dem Locomotivführer und dem Zugführerer ganze drei Minuten verhandeln, bis sie sich dahin einigten, daß der Aufenthalt auf den nächsten Stationen etwas ausgedehnt werden könnte und daß so viel noch außerdem eingefahren werden sollte, daß, wenn die Sonne der fürstlichen Gnade seinem Antlitz leuchte, fünf ganze Minuten für eine Audienz gewonnen sein müßten.

Damit kehrte einige Ruhe zurück, und es konnte in den nächsten Viertelstunden, während welcher der Zug an vielen kleineren Stationen vorbeiflog, der Herr Director die Anrede an seine Excellenz und an Ihre Hoheit so fest memoriren, daß ihn nicht leicht etwas aus der Fassung bringen konnte; wenn er die Stichworte „Excellenz" und „Königliche Hoheit" herausbrachte, rauschte die andere Rede ungehemmt im schönsten Flusse weiter. Diese Sorge war somit abgethan.

Es kam die vierte Station.

Die schöne neue Uniform mit Federhut und Degen sprang aus dem noch fortrollenden Waggon, der Herr Director in der Uniform lief zu den Salonwagen, und der Lakey öffnete ihm ein elegantes Coupé und rief seinen Namen laut. Der Herr Kammerherr, Excellenz hatte ihn empfangen, er stand dicht vor den strahlenden Räumen, aus welchen für ihn die Gnadensonne erscheinen sollte. Höflich, sehr höflich, verbindlich wie ein Cavalier aus altem Ge-

Digitized by Google

schlecht, dem der Hofdienst zur andern Natur geworden ist, war seine Excellenz, aber dem Herrn Director erschien sie als der Engel mit dem flammenden Schwert, der die Pforten des Paradieses hütet. In feinster Form versicherte der Edelmann, Ihre Königliche Hoheit reise nach Liebenstein, jenem trauten Bade inmitten der prächtigen Wälder Thüringens, blos wegen ihres arg herabgestimmten Nervensystems. Sie sei so nervös, daß sie der höchsten Schonung bedürfe; wenn es einmal ihr vergönnt sei, in einem leichten Schlummer die müden Nerven zu kräftigen, dürfe sie Niemand stören. „Und eben schläft Ihre Königliche Hoheit," versicherte der Hofmann, „zum ersten Mal seit mehreren Tagen ruhig."

Was waren das für Aussichten für den Herrn Director, wie berufen fühlte er sich jetzt erst zum Nachsinnen über eine Weltordnung, welche den Fürsten die Pflicht auflegt, ihre Unterthanen zu beglücken, und ihnen daneben — o ewiger Widerspruch — Nerven gegeben hat, welche sie manchmal an diesem schönsten Geschäfte verhindern. Würde Ihre Königliche Hoheit nicht noch besser schlafen, wenn sie ein gutes Werk gethan und dem armen Director eine Audienz bewilligt hätte?

In all' dem Simuliren kam aber ein Trostgrund beständig zum Vorschein. Der Herr Director hatte seine zierliche Visitenkarte dem Herrn Kammerherrn eingehändigt, um, wenn die Hoheit erwachen würde, den richtigen Namen und Titel melden zu können. Es war also noch Hoffnung, gemeldet und angenommen zu werden; und wenn dieser kräftigende aber zur Unzeit eingetretene Schlaf allzu lang dauern sollte, war da nicht Hoffnung, daß die Karte allein genügte, um ihrem Uebergeber, dessen Adresse ja dadurch bekannt wurde, eine Ordensverleihung zu verschaffen? Freilich die Meldung und Audienz war sicherer.

Also wurde auf jeder Station angefragt, die anstrengenden Bewegungen mußten auf jeder Station, auf welcher der Schnellzug anhielt, wiederholt werden, und während die ordinären Passagiere auf dem Perron oder im Wartesaal eine Erquickung zu sich nehmen konnten, während der Eine behaglich in der Hitze ein Glas kühles Bier oder kohlensaures Wasser, der Andere eine kleine Herzstärkung consistenterer Natur verzehrte, lief der arme Herr, der eigentlich über die ganze Eisenbahn und ihr mobiles und unmobiles Zubehör befehligte, schweißtriefend umher. Zu den äußeren Einflüssen der

Digitized by Google

Temperatur gesellte sich die innere Unruhe, die immer wachsende Befürchtung eines unerwünschten Ausgangs.

Auf der fünften Station schlief Ihre Königliche Hoheit noch immer, und die Excellenz dankte dem Schöpfer für diesen erquickenden Schlaf und der Herr Director mußte einstimmen in diesen Dank und verwünschte doch innerlich allen und jeden Schlaf, und den fürstlichen Schlaf insbesondere.

Auf der sechsten Station war die Großherzogin aufgewacht, sie fühlte sich gekräftigt, sie war bereit den Herrn Director zu empfangen, aber sie mußte erst ihre Toilette ein wenig arrangiren.

Jetzt war die Hoffnung lebendig, jetzt erschien das ersehnte Bild in bald greifbarer Nähe, aber daneben erschien auch das blasse Gespenst der Furcht.

Die siebente Station war die vorletzte, die achte war die Anschlußstation an die preußische Bahn, dort hörte des Herrn Director Macht und Herrlichkeit auf; was konnte nicht alles noch die Audienz auf der siebenten Station stören, wer konnte nicht auf der Anschlußstation zur Bewillkommnung der hohen Reisenden erschienen sein, der, höher im Rang, vor ihm ein Vorrecht hatte.

Ja, das Unglück kommt immer schnell.

Wer hätte das erwarten können, daß Ihre Königliche Hoheit auf der siebenten Station, die allerdings ziemlich schnell auf die sechste folgte, sich entschuldigen ließ, daß sie eben noch nicht empfangen könnte, und noch dazu ohne Angabe eines Grundes.

Das eingetretene Mißgeschick nahm immer grellere Farben an in der Einbildungskraft des Directors, weil er seine Natur nicht kannte. Sollte vielleicht gar selbst der Zustand der Bahn, des Wagens, die zarten Nerven wieder erregt haben, konnte nicht gar die Allerhöchste Ungnade ihn treffen oder getroffen haben, weil der Wagen hier und da allzu sehr schütterte? Ja, das war Alles möglich.

Aber in dieser letzten Angst kommt die achte, die Anschlußstation, mit dem Augenblicke der Entscheidung kehrt die Fassung zurück, der Mann wird groß in seinem Muthe, er springt nach dem Aufgang des Salonwagens, er öffnet das Coupé des Kammerherrn und dieser leitet ihn freundlich durch ein zweites Coupé, eine Art Vorzimmer, in welchem eine Hofdame und eine Zofe weilten, in das reizende Boudoir der hohen Dame.

Ich bin noch nicht hohen Herrschaften in einem Eisenbahnwagen

Digitized by Google

vorgestellt worden; ich kann das nicht gut beschreiben; unser Held konnte es wohl auch nicht recht, die wechselnden Gefühle, welche in seinem Innern gekämpft hatten, die körperliche Müdigkeit, die immer noch merkliche Beklemmung in der Nähe der Allerhöchsten Frau ließen nur einen matten Eindruck von dieser denkwürdigen Audienz in seinem Kopfe zurück. Die Großherzogin war gnädig, sie anerkannte die treffliche Leitung des Zuges, das sanfte Fahren des Wagens, die herrliche Gegend und, da eben der weitergehende Zug heranfuhr, die Promptheit des Dienstes. Der Herr Director verabschiedete sich selig; er weiß gar nicht mehr, wie er aus dem Waggon gekommen; auf dem Perron sah er dem weiterrollenden Zuge nach, und fand sich erst lange nachher in der Restauration wieder.

Alles andere ging, wie es gewöhnlich zu gehen pflegt; am Abend kam der Herr Director wieder zu Hause an; er ging des andern Tags auf's Bureau, er erzählte seine Erlebnisse kurz: er sei vorgestellt worden, und verschwieg seine Leiden, wie denn etwa ein Militair Anstand nehmen dürfte, sein Kanonenfieber vor dem Beginn der ersten Schlacht zu beschreiben. Der ältere College, der Geheimerath, nickte beifällig und vielsagend. —

Wie lange der junge Director in Hoffen und Harren seine Tage zwischen den Bureauarbeiten und den erlaubten Freuden der Gesellschaft theilte, weiß ich nicht mehr. Weil aber Eröffnungen von Seiten eines Souveräns an einen Unterthan eines anderen durch das auswärtige Amt gingen, so hatte unser Hoffnungsvoller nicht vergessen, sich an den alten Legationsrath zu wenden, der im Ministerium unseres Fürstenthums das Departement des Aeußeren ziemlich allein verwaltete. — Sie kennen ihn ja auch, den eitlen unbedeutenden Grafen, den man zum Legationsrathe machte, weil er im Rufe stand, Französisch und Englisch perfect zu sprechen und zu schreiben, woran wir uns öfter schon deshalb Zweifel erlaubten, weil er sogar mit Grammatik, Styl, ja Orthographie seiner Muttersprache auf gespanntem Fuße lebte. —

Also zu diesem Würdenträger des Staats ging der Herr Director und erhielt die Zusage, daß er sofort benachrichtigt werden würde, wenn eine Depesche oder ein Schreiben Seitens des großherzoglichen Ministeriums des Aeußeren (dort nahm das Aeußere schon ein ganzes Ministerium ein, bei uns war es nur ein Theilchen des Staats- und Hausministeriums) eintreffen sollte.

Digitized by Google

Die Depesche ist auch gekommen — es hat aber ziemlich lange gedauert — und es befand sich dabei auch das zierliche Diplom des Ordens zum heiligen Kreuze für unsern Herrn Director und wenn auch seine Freude aus besonderen Gründen nicht ganz rein sein konnte, so war sie doch groß und anhaltend. Ein mißlicher Umstand war bei der Uebersendung vorgekommen. Die Decoration nämlich selbst, das Kreuz, fehlte, obwohl es sowohl im Diplom als auch im Begleitschreiben des Ministeriums ausdrücklich als anbeifolgend bezeichnet war. Es haben auch alle Reclamationen bei Post und Behörden nichts geholfen; es ist nimmer ermittelt worden, wo das äußere Zeichen des hohen Verdienstes für den jungen Director geblieben sei kann. Für den Decorirten hatte dieser Umstand nur einige Kosten im Gefolge, denn in der norddeutschen Residenz sind ja alle diese Decorationen ächt und unächt käuflich zu erhalten. Ich nehme an, daß der junge Ritter seinen Stand hoch genug schätzte, um die Ausgabe für eine ächte Decoration nicht zu scheuen. Er trägt sie in Ruhe und Zufriedenheit schon mehrere Jahre und ist mir dadurch ein lebendiger Beweis geworden, wie nützlich die Kleinstaaterei gewesen. Denn ohne sie hätte es nicht so viele Arten von Orden geben können, und die unzähligen Verdienste der kleinstaatlichen Würdenträger hätten nicht die gehörige Auszeichnnng erlangt. Wie die Anhänger des Patentschutzes erlaube ich mir daraus den Schluß zu ziehen, daß bei mangelnder Prämiirung sich auch die qualificirten Verdienste mindern werden und mindern müssen, und daß folglich u. s. w.

II. Brief.

Mitropolis, im Juli 1868.

Da hätte ich also fehlgegriffen! Was ich als ein Charakterbild aus einem deutschen Kleinstaate mit Behagen gezeichnet habe, das wäre ein alltägliches Vorkommen auch in dem deutschen Großstaat! Und nun gar, Sie kennen einen königlichen Regierungsrath, der auf ähnliche Weise als Mitglied einer Eisenbahndirection einen Orden erjagt hat! Das Alles hat mich Anfangs bestürzt gemacht, ich habe darüber nachgedacht, ob ich vielleicht den Charakter des Kleinstaats verkannt hätte, oder ob das beschriebene Ereigniß am Ende gar überhaupt in jeglichem Staate ein gewöhnliches sein müßte.

Digitized by Google

Und ich glaube, ich habe das Richtige gefunden. Wir haben seit dem segensreichen Jahre 1866 allerlei preußische Einrichtungen auch in unser Staatswesen hinübernehmen müssen, und da glaube ich verschiedentlich schon gemerkt zu haben, daß auch ein Großstaat Kleinstaatliches noch an sich tragen kann, freilich, hoffe ich, nur als ein Aeußeres, Unbequemes, das bald von selbst abfällt. Preußen ist ja eben auch einmal ein kleiner Staat gewesen, und wenn es auch ziemlich zusehends an Land und Leuten wuchs, so hat es doch zu oft und zu lang seine politische Mission vergessen und ist dann jedesmal wieder in alle Untugenden des Kleinstaats verfallen.

Ich glaube als eine solche Untugend des Kleinstaats die Bureaukratie und ihren kastenartigen Abschluß gegen die Welt und das Leben bezeichnen zu dürfen und bin überzeugt, daß Sie mir darin Recht geben werden. Und nur diese kastenartig abgeschlossene Bureaukratie, die sich ein eigenes Reglement der Ehre und eine eigene Anschauung von Dienst und Verdienst gebildet hat, kann solch' seltsame Ritter erziehen. Vor dem Lichte der Oeffentlichkeit in einem Staate, dessen beste Bürger in öffentlichen Dingen mitzuwirken berufen und bestrebt sind, werden solche Spielereien dem Spotte verfallen. Das wünsche ich und wohl auch Sie.

Lassen Sie mir deshalb meine Ansicht, daß auch das erzählte Geschichtchen zu der Geschichte der Kleinstaaterei paßt; und wenn es in einem Großstaat auch ähnlich hergeht, so wird man hoffentlich auch dort den Zopf verlachen dürfen.

Digitized by Google

Geschichte des Sinkens und Falls
der
Kurhessischen Leih- und Commerz-Bank.

Ein Trauerspiel in fünf Acten.

Motto:

„So hört und schaut das schicksalschwere Blatt,
Das Alles Weh in Wohl verwandelt hat:
(liest.)
„Zu wissen sei es Jedem, der's begehrt:
Der Zettel hier ist tausend Kronen werth:
Ihm liegt, gesichert als gewisses Pfand,
Unzahl vergrab'nen Guts in unserm Land."
Das Uebermaß der Schätze, das erstarrt
In diesen Landen tief im Boden harrt,
Liegt ungenutzt. Der weiteste Gedanke
Ist solchen Reichthums kümmerlichste Schranke.
Die Phantasie in ihrem höchsten Flug,
Sie strengt sich an und thut sich nie genug,
Doch fassen Geister, würdig tief zu schauen,
Zum Gränzenlosen gränzenlos Vertrauen.
So bleibt von nun an allen diesen Landen,
Statt Silber, Gold, Papier genug vorhanden."
Göthe, Faust, 2. Theil.

Erstes Capitel.

Exposition.

Als in Folge der Ereignisse von 1848, in Folge der Stockung der Geschäfte, der Verminderung der Staatseinnahmen aus den Zöllen, aus den Dominialrevenuen und aus den sonstigen Naturalgefällen, sowie in Folge mancherlei neuer Einrichtungen und Reformen, die geschaffen in Folge von früheren Versäumnissen, welche jetzt nachgeholt werden mußten, in den deutschen Kleinstaaten der Steuerdruck hin und wieder schwerer als früher empfunden wurde, da zuckten die alten, bewährten Staatsweisen, die Säulen und Stützen der metternich-kleinfürstlichen Reaction, die Schultern und sprachen höhnend: „Ja Kinder, so geht's mit der Freiheit! Ihr habt sie ja

Digitized by Google

haben wollen; aber nun, da Ihr sie habt, werdet Ihr doch finden, daß sie außerordentlich kostspielig ist. Denkt Euch, Euer Landtag, der früher in vierzehn Tagen Alles durch Ja-Sagen erledigt und daneben sogar einmal bei Serenissimo und dreimal bei den Excellenzen gespeist und sonstige schwere Arbeit verrichtet hatte, sitzt jetzt beinahe das ganze Jahr hindurch und bezieht furchtbare Diäten, baare drei Thaler Jeder pro Tag. Außerdem sitzt in Frankfurt das Parlament und das Reichsministerium und der Reichsverweser. Die kosten auch täglich viele Tausende. Auch das müßt Ihr Alles bezahlen. Endlich haben in Folge der ewigen Unruhen, die durch das ewige Parlamentiren entstehen, die Soldaten und die Polizeidiener vermehrt werden müssen; und so geht das in verstärktem Maße täglich weiter. Die Freiheit ist zwar schön, aber sehr, sehr kostspielig. Wenn Ihr sie beibehalten wollt, werdet Ihr schwarz werden vor lauter Steuerzahlen. Am Ende ist aber doch das Geld die Hauptsache. Ihr könnt's zwar mit der Freiheit machen, wie Ihr wollt. Denn Ihr seid ja das souveraine Volk des Staates Flachsenfingen, und wehe Jedem, der Euer Selbstbestimmungsrecht antastet. Aber wer es ehrlich mit Euch meint, und das thue ich, der Geheime General-Landes-Steuer-Kassen-Directionsrath Schepp, ganz unzweifelhaft — denn ich war von jeher ein arger Demokrat und durfte früher es nur nicht so zeigen —, wer's gut meint, der muß Euch rathen: fort mit diesem Parlamentsschwindel! Diese Abgeordneten bevormunden Euch nur, und lassen sich noch sündhaft theuer bezahlen obendrein. Sie sind die wahren Aristokraten. Das Volk muß selbst regieren. Alles, was Menschenantlitz trägt, muß, einerlei ob er Verstand, Kenntnisse und Patriotismus hat oder nicht, gleich viel und gleich wenig zu sagen haben. Gesetze müssen direct von dem Volke selbst gemacht werden, oder gar nicht. So war's vor 1848, wo unser schönes Fürstenthum weder durch neue Gesetze, noch durch Parlamentsreden beunruhigt wurde, und wo wir nicht halb so viel Steuern zahlten wie jetzt. Wo wir singen konnten:

„Wir sitzen so fröhlich beisammen
Und haben einander so lieb,
Erheitern einander das Leben,
Ach, wenn es doch immer so blieb."

gerade wie jener Kalenberger Bauer sang, der Spanferkel nach Göttingen zu Markte fuhr und bei ihnen auf dem Wagen saß.

Digitized by Google

Deshalb fort mit der Politik und der Freiheit. Sie sind für unser kleines Land zu theuer!"

Damals gab es Viele, die diesen Sirenenstimmen der particularistischen Reaction mit Andacht lauschten und keine Hand rührten, ja, sich innerlich noch freuten, als die schwachen Anfänge zur deutschen Einheit zusammenstürzten und von dem Zwergsultanismus mit Füßen getreten wurden.

Die Einheit und die Freiheit waren dem deutschen Kleinmichel zu theuer. Er wollte nicht die Kosten daran wagen, ein Großmichel zu werden. „Klein aber rein," sagte er und legte sich in seinem engen Sauställchen accurat dahin, wo der Koth am tiefsten war. „Die Reaction ist zwar häßlich," dachte er, „auch fürchte ich ein wenig, mich zu blamiren; denn ich hatte der Einheit doch gar zu heiße Liebesschwüre gethan und noch dazu auf offenem Markte; aber was soll ich thun? Schön war die Einheit, aber sie war, zu kostspielig. Sie gab zu viel Geld aus. Dabei konnte ich auf die Dauer nicht bestehen. Kehren wir deshalb zu unserer alten Reaction zurück. Sie versteht Haus zu halten. Sie ist häßlich, aber spottbillig."

Der deutsche Michel hatte zwar in der Zeit von 1851 bis 1865 Gelegenheit genug sich zu überzeugen, wie sehr er im Irrthum war, als er die kleinstaatliche Reaction für wohlfeil hielt. Er scheint aber schon wieder das Gedächtniß für diese Schmerzensperiode gänzlich verloren zu haben. Denn kaum ist die Einheit aus ihrem Grabe wieder auferstanden und strebt, ihr Reich über alle deutsche Lande auszudehnen, und sie von den Fesseln der wirthschaftlichen und politischen Abpferchung und Unterbindung aller Lebens- und Verkehrsadern, geistiger sowohl als materieller, zu befreien, da ergreift es den knauserigen Michel wieder mit wildem Wehe über jeden Pfennig, den er beitragen soll zu den Gründungskosten des neuen Reichs. Obgleich „Feinde ringsum", scheint er doch viel lieber fremde Heerschaaren auf seiner heimischen Erde füttern zu wollen, als sein eigenes deutsches Heer, seine eigenen Söhne und Brüder, das deutsche Volk in Waffen zu unterhalten. Denn er lacht dummpfiffig, wenn er hört, wie ein paar nichtsnutzige Jungen die Waffen des Auslandes zu Hülfe rufen, um ein paar alte Stück Meubles, die man wegen ihrer Mißständigkeit hatte entfernen müssen, wieder an ihre Stelle zu setzen. Auch lauscht er wieder den freundlichen

Digitized by Google

Rathschlägen des Geheimen General-Landessteuer-Kassen-Directionsrathes Schepp. Er hatte zwar während der Reactionsjahre „diese alten Schleicher, die ihn so niederträchtig getäuscht", unzählige Mal in den tiefsten Abgrund der Hölle hinunter gewünscht. Allein das hat der gute Michel jetzt Alles wieder vergessen. Sobald die Mutter Germania einen Pfennig von ihm verlangt, kehrt er wieder zurück zu jenen Leuten, die er tausendmal die alte Jesuitenbagage geschimpft hat. Er gleicht einem bösen Burschen, der mit nichtsnutzigen Knechte gegen seine eigene Mutter conspirirt. Er setzt sich wieder zu seinem Schepp und lauscht mit gierigem Ohr, was Erlenkönig ihm leise verspricht, wenn er ihm erzählt von der schönen guten alten Reaction, die so spottbillig war, von der Abschaffung der nationalen Einheit und der Wiederherstellung der particularistischen Anarchie, unter welcher Flachsenfingen, Liliput und Kuhschnappel in vollen Zügen tagtäglich ihr unbeschränktestes Selbstbestimmungsrecht einschlürfen bis zur totalen Unmebelung des letzten Restes ihrer Vernunft, und unter der Alles, was Menschenantlitz trägt, gleich viel und gleich wenig zu sagen hat, d. h. gar nichts.

Man möchte dem guten Michel gar zu gern über diese Verirrung hinaus und von derselben weghelfen; und da er ja so gern sich erzählen läßt, so will denn auch ich ihm erzählen „ein Mährlein gar schnurrig", das der gute Michel zwar schaudernd selbst erlebt, aber doch, wie es scheint, vollständig wieder vergessen hat, und das ihm vielleicht wieder einmal einen Augenblick in das Gedächtniß ruft, wie billig, wie spottbillig für ihn die gute alte Zeit der particularistischen Reaction gewesen ist.

Es ist die Geschichte einer Bank, die ich ihm erzählen will. Einer Bank, die von einem Kleinfürsten gegründet wurde in der wohlmeinenden Absicht par ordre du moufti das ganze Land über Nacht und ohne sein eigenes Zuthun commerziell, industriell und reich zu machen. Daran, daß, um ein Land materiell vorwärts zu bringen, das nächste Mittel ist, es zu erlösen von den Fesseln der Ab- und Ausschließung, der Zunft, des Feudalismus und der Polizei des regierungswüthigen fiscalisch-polizeilichen Territorialstaates, daran dachte der durchlauchtigste Gründer der Bank nicht. Er gab dem Lande eine Bank, und der Bank eine Unmasse von Vorrechten und Privilegien. Geld gab er ihr nicht. Sie sollte sich

Digitized by Google

selbst ein Capital von einer halben Million Gulden beschaffen, dadurch, daß sie Actien ausgab.

So lange nun diese Bank von ihren Privilegien keinen Gebrauch machte und sich darauf beschränkte, schlecht und recht ein Leihhausgeschäft zu treiben, ging es ihr leidlich. Sie repräsentirte den Kleinstaat in seiner bescheidenen Selbsterkenntniß und Selbstbeschränkung.

Ihr Unglück begann mit dem Augenblick der Selbstüberhebung des handel- und industrielosen Kleinstaates und seiner „Bank." Die Regierungskreise und noch höhere Kreise betheiligten sich an der Anstalt als Actionäre und sonstwie. Daraus folgte die Nothwendigkeit, möglichst hohe Dividenden zu zahlen und die Actien im Cours zu steigern. Auf Pfänder Leihen ist kein sehr vornehmes, aber doch ein solides und einträgliches Geschäft. Allein so einträglich war es doch nicht, daß es alle die hohen und höchsten Ansprüche befriedigen konnte. Die Bank mußte also kühne Speculationen machen. Denn wer wagt, gewinnt. Freilich zuweilen verliert er auch. Jedenfalls gehört zum Speculiren Geld, viel Geld, sehr viel Geld; und da die Bank ihr bescheidenes Kapital im Pfandgeschäft angelegt hatte, so mußte anderweitig Rath geschafft werden. Man gab daher der Bank das Recht, Obligationen auf den Inhaber und Papiergeld zu emittiren, und zwar letzteres ohne eine Maximalgrenze und ohne irgend eine der sonst üblichen Beschränkungen. Man schuf Einrichtungen, welche den Schein erzeugten, als stehe die Bank unter der Verwaltung des Staates oder wenigstens unter einer Controlle desselben, welche Garantie biete gegen Verletzung der Interessenten. Dieser Schein war das directeste Gegentheil der Wahrheit. Man ließ die Bankdirectoren schalten und walten, wie sie wollten wenn sie nur hohe Dividenden gaben oder versprachen. Eine Generalversammlung oder eine sonstige Vertretung der Actionäre und Interessenten gab's nicht. Sorgte ja doch angeblich die Regierung, und konnte man ihrer Allwissenheit und Allmacht nicht sorglos und vertrauensvoll Alles anheimstellen. Die Bank hatte das Monopol der Noten-Emission und war nicht blöde im Gebrauch. Sie legte sich den Namen des Landes bei und mißbrauchte den Credit des Staats. Im Vertrauen auf letzteren gaben ihr die Leute ihr Geld, und es war dafür gesorgt, daß sie damit bei der eigentlichen Landescreditcasse, für deren Passiva der Staat wirklich haftete, gar nicht

Digitized by Google

oder wenigstens nicht leicht mit ihrem Gelde ankommen konnten, und daß alle Wege schließlich zur Schwindelbank führen mußten, die (um auf den vorliegenden Fall die treffende Ausdrucksweise der römischen Juristen anzuwenden) „fremdes Metall zusammenzog" und ihr eigenes schlechtes, in Edelmetall nicht realisirbares Papier, dafür hinausgab. Und was machte sie mit dem Edelmetall, das sie den Unterthanen des Kleinstaates mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung abgenommen? Sie steckte es in Bergwerke und andere gewagte Geschäfte, die sie kaufte oder an welchen sie sich betheiligte. Gute Geschäfte waren nicht zu haben, oder wenigstens nicht billig. Man nahm daher schlechte; thaten sie doch auch vorläufig ihre Dienste. Man rechnete nämlich mit der falschen Bilanz, — mit der Bilanz von jährlichen Einnahmen und Ausgaben. Die wahre Bilanz beruht auf einer richtigen Uebereinanderstellung der Rechte und Besitzthümer auf der einen, der Verpflichtungen und Kosten auf der andern Seite. Da der Mensch aber in den Schoos der Erde nur so weit sehen kann, als er ihn aufgeschlossen hat, so ist diese Bilanz für Bergwerksunternehmen schwer zu machen; und man kann sie gut oder schlecht machen, je nach dem man das Bergwerk hoch oder niedrig taxirt, was in der Regel nicht auf objectiv erkennbaren und für Alle unzweifelhaften factischen Momente beruht, sondern Geschmackssache ist. Unsere Vorfahren, die in einzelnen Stücken weiser waren als wir, haben daher für den Bergbau nicht die Actiengesellschaft mit ihrer beschränkten Haftbarkeit, sondern die Gewerkschaft mit ihrem Zubußensystem und dem unbarmherzigen Grundsatze: „Wer nicht kann geigen, den soll man streichen" zur Sozietäts-Betriebsform gewählt. Die Weisheit unserer heutigen Schwindelgesellschaften aber besteht darin, für die Gegenwart die Einnahmen zu steigern, ohne Rücksicht darauf, welche Verpflichtungen der nächst in Zukunft erwachsen werden. Man acquirirt stets neue Geschäfte, welche *für den Augenblick* Einnahmen, steigende Einnahmen, zu gewähren versprechen. Ob sie nicht zu theuer gekauft sind, ob sie nicht schon zur Zeit des Ankaufs den Todeskeim in sich tragen, ob nicht die Verpflichtungen bald schon die Einnahmen überwiegen, darum bekümmert man sich nicht. Man sieht, daß man einen Mantel trägt, der überall zu reißen droht. Man kauft Lappen und setzt sie darauf. Man täuscht Manchen mit der neuen Acquisition. Auch der Lappen aber ist schon im Begriff, ein Loch zu kriegen. Der Mantel mit dem Loch wird nicht besser durch

Digitized by Google

die Lappen mit den Löchern. Im Gegentheil, durch das Aufnähen geräth er nur noch mehr in die Brüche, und schließlich besteht er nur noch aus Lappen und Löchern. Die Einnahmen waren vorübergehend; die Verpflichtungen sind bleibend und wachsen dem Geschäfte über den Kopf. Der Wahn war kurz, die Reu' ist lang.

Inzwischen sitzt der Actionair, der Obligationen- und Noteninhaber, der sein gutes Geld gegen schlechtes Papier hingegeben, in Erwartung californischer Schätze. Er singt mit Béranger:

„Pan! Pan! Est-ce ma brune,
Pan! Pan! Qui frappe en bas?
Pan! Pan! C'est la fortune!" etc.

Er glaubt, es sei das Glück, das vor der Thür steht und klopft. Aber nein, es ist nicht das Glück, es ist der Henker oder mindestens der Bankerott. An einem schönen Morgen bricht der Schwindel krachend zusammen und begräbt alle Die unter seinen Trümmern, welche in seiner Halle Schutz, Behagen und Gewinn gesucht hatten.

„Aber was beweist das," wird man mir sagen, „gegen diesen Kleinstaat und gegen den Particularismus überhaupt? Sind dergleichen Dinge nicht auch anderwärts vorgekommen? Warum auf uns den Stein werfen?"

Antwort: Ja, sie sind auch anderwärts vorgekommen, aber nicht unter Mitwirkung der Regierung und unter Betheiligung der höchsten Kreise; nicht in einem Lande von so naturwüchsiger primitiver Beschaffenheit, bewohnt von einer biederen Bevölkerung und einem wohlmeinenden, einsichtsvollen und unverdorbenen Beamtenstande; nicht in einem so bäuerlich gesunden Ländchen, dem man hier die ihm in seiner naiven Uncultur völlig fremden Fäulniß der falschen Hypercultur von oben herunter systematisch eingepflanzt hat. Nicht so, daß man verschwieg und connivirte, so lange es vielleicht noch möglich gewesen wäre, etwas zu retten. Nicht so, daß man den Mißbrauch der staatlichen Autorität zur Durchführung der ordinärsten Privatschwindeleien duldete. Nicht so, daß man zugleich den eigenen Credit des Staats gefährdete. Nicht so, daß man erst anfing zu schreien, als Alles zu spät war; nicht so, daß man plötzlich rief: „Den Wittwen und Waisen muß geholfen werden," und in der durch dieses „Sauve-qui-peut" hervorgerufenen Verwirrung

Digitized by Google

die verfassungsmäßigen Rechte des Landes weg zu escamotiren suchte. Wo Dergleichen geschieht, da ist etwas faul in dem Staate.

Doch ich will dem Urtheile des Lesers nicht vorgreifen. Ich will erzählen und schildern. Die nächsten drei Kapitel dieser politischen Krankengeschichte sind einer im Juni 1861 niedergeschriebenen Aufzeichnung meines Freundes Wilhelm Jungermann entnommen, welcher in der Commerzbanksache als Concursrichter fungirt hat.

Zweites Kapitel.

„So leben wir, so leben wir, so leben wir alle Tage."

Die Leih- und Commerzbank zu Kassel — und nicht die „kurhessische" Leih- und Commerzbank, wie sie von der Direction zuletzt unbefugter Weise titulirt wurde — ist eins der ältesten Creditinstitute in Deutschland. Vom Landgraf Karl im Jahre 1721 gegründet, hatte sie nach der Stiftungsurkunde den Zweck, die im Lande befindlichen und aufzurichtenden Manufacturen durch Vorschüsse zu erhalten und zu vermehren, und durch selbstständige Speculationen das Commerzium zu fördern. Sie war also, wenn man will, nach dem Plane ihres fürstlichen Stifters eine Art Creditmobilier, der über Nacht das kurhessische Volk auf die Höhe der damaligen industriellen Entwickelung hinaufpoussiren sollte, wie dies in anderer Weise durch Prohibitivzölle, Privilegien und allerlei kostspielige Musterinstitute versucht wurde. Der aufgeklärte Absolutismus des 18. Jahrhunderts hielt ja bekanntlich für seine Regierungskunst keine Aufgabe zu schwer, hätte es sich auch — wie im vorliegenden Falle — darum gehandelt, ein durch gewerbliche wie politische Unfreiheit in jeder Weise niedergehaltenes Volk mit Maßregeln der eben bezeichneten Art zur industriellen und commerziellen Blüthe zu erheben. Ob es dem „aufgeklärten" hessischen Fürsten gelungen ist, durch die Leih- und Commerzbank der Industrie und dem Handel seines Landes wenigstens für kurze Zeit einen Impuls zu geben, ist uns nicht bekannt. Das in Aussicht genommene Capital — 5000 Actien, zu 100 Gulden, à 20 Silbergroschen — gestattete wohl auch für die damalige Zeit nicht allzu große Anstrengungen. Jedenfalls aber hat man später nicht ver-

Digitized by Google

ſtanden, die wirklich geſunden Keime des Inſtituts für den Handel, z. B. durch Vorſchüſſe auf Waarendepots u. ſ. w., auszunutzen, wie dies ziemlich ſicher der Umſtand beweiſt, daß die ausgegebenen Actien auf je 30 Gulden reducirt wurden, und daß augenblicklich wenigſtens das in den Actien angelegte Capital nicht mehr als etwa 30,000 Thaler beträgt. Seit Menſchengedenken hat ſich vielmehr die für das Publikum ſichtbare Thätigkeit der Leihbank in den ſehr engen Schranken des ganz gewöhnlichen Leihhaus- oder Lombardgeſchäfts bewegt, eine Thätigkeit, die ihrer Natur nach die handeltreibenden Bewohner von Kaſſel abhalten mußte, in geſchäftliche Beziehungen zu einer Anſtalt zu treten, deren Credit nur von halbverkommenen Exiſtenzen aus bitterer Noth geſucht zu werden pflegte. Beſſere Dienſte ſcheint die Leihbank in rein finanziellen Geſchäften geleiſtet zu haben. Es iſt wenigſtens erwieſen, daß ſie während des ſiebenjährigen Krieges dem Staat und den Landſtänden mehrfach mit Darlehen ausgeholfen hat. Ebenſo bewährte ſie ſich im Jahre 1807 als zugänglicher Darlehngeber für Gemeinden, Corporationen und adelige Familien, ja zur Zeit der Befreiungskriege ſind mit den von der Leihbank beſchafften Vorſchüſſen ganze Regimenter ausgerüſtet, ſo daß Kurfürſt Wilhelm I. allergnädigſt anzuerkennen geruhte, die Leihbank habe ſich um das Vaterland verdient gemacht — was doch gewiß etwas heißen will.

Dieſe finanziellen Operationen ſetzten eine geordnete Vermögenslage und noch mehr Credit voraus, und die hierdurch begründete günſtige Meinung des Publikums hat ſich auch ſpäter erhalten. Das wenn auch kleine aber ſicher rentirende Leihhausgeſchäft konnte dieſen Ruf nur unterſtützen; die Thatſachen, daß einem landesherrlichen Commiſſär die Beaufſichtigung des Inſtituts anvertraut war und die Directionsmitglieder deſſelben gleichſam als Staatsbeamte in dem Staatshandbuch aufgeführt wurden, erweckten gleichfalls Vertrauen — genug, die Leihbank galt in Kaſſel und Umgegend als eine ſo ſichere Anſtalt für Geldanlagen, wie nur eine zu finden ſei. Dazu kam der Mangel jedes andern gleich zugänglichen Inſtituts für die Anlage von Erſparniſſen. Die Landescreditkaſſe war zunächſt nur für den Kurfürſten und die Seinigen zugänglich, jeder Andere kam erſt in zweiter Reihe und zwar gewöhnlich erſt nach Wochen oder Monaten dazu, ein Capital bei dieſer Anſtalt anzubringen. Die ſtädtiſche Sparkaſſe ferner

Digitized by Google

schien nur zu dem Zwecke da zu sein, den Leuten das Sparen zu verleiden. Sie war wöchentlich nur einmal ein paar Stunden lang geöffnet und wer sein Geld gegen schmalen Zins wirklich hintragen wollte, mußte erst vielleicht Stunden lang, in zugiger Hausflur stehend, sich die Zeit vertreiben. Bei der Leihbank war das Alles anders. Die Leihbank war täglich Morgens und Nachmittags zugänglich, ihre Beamten nahmen jederzeit mit freundlichem Gesicht die Ersparnisse an und gaben Obligationen dagegen aus, sie wurde deshalb von Allen, welche kleine Summen zu Capital machen wollten, vorzugsweise gesucht. Namentlich wurde sie für die Capitalisten der niederen Stände, die mit dem Schweiß ihres Angesichts das sauer verdiente Geld buchstäblich aufwiegen müssen, für Droschkenkutscher, Wäscherinnen, Hausknechte, Dienstboten, die fast ausschließlich benutzte Ersparnißbank.

Leider rechtfertigte die Art der Verwaltung und die dadurch herbeigeführte Vermögenslage schon seit geraumer Zeit ein so unbedingtes Vertrauen nicht mehr. Es kamen Elemente in die Direction, die entweder in geistiger oder in sittlicher Beziehung sich ihrer Aufgabe nicht gewachsen zeigten; man wurde lässig in der Verwaltung, und die Folge davon waren empfindliche Verluste. So ging an einer in Versatz gegebenen Gemäldesammlung in den Jahren 1832 bis 1834 eine Summa verloren, die sich dermalen mit den Zinsen auf etwa 25,000 Thaler berechnet. Schlimmer als dieser immerhin zu verschmerzende Verlust war ein zweiter zu ertragen, der in den vierziger Jahren durch ein abgefeimt betrügerisches Spiel eines Directionsmitgliedes zugefügt wurde. Die Leihbank zahlte damals außerordentlich hohe Dividenden. Vier, fünf Thaler von der Zwanzigthaleractie, also 20 bis 25 Procent, waren sehr gewöhnlich. Die günstige Vermögenslage mochte dies wohl auch gestatten. Die Folge davon war denn aber, daß die Speculation und die Habgier ihre Augen auf das unscheinbare Papier warfen. Auch das erwähnte Directionsmitglied hatte sich in den Besitz einer großen Anzahl von Leihbankactien gesetzt und der Landesherr und dessen Gemahlin desgleichen. Alle Welt wollte eben Leihbankactien haben, weil alle Welt durch absichtlich ausgestreute Gerüchte von den angeblich glänzenden Geschäften des Instituts eine immer höher steigende Dividende sich versprach, und so stiegen denn die Actien — es ist kaum glaublich, aber buchstäblich wahr — auf 100, 150, ja

Digitized by Google

zuletzt auf 200 Thaler. Sehr billig hatte man auch hohen Orts die Actien nicht kaufen können. Man sprach deshalb auch die „sichere Erwartung" aus, daß für das Jahr 1841 ganz gewiß wenigstens 9 Thaler Dividende gezahlt würden. Das bewußte Directionsmitglied, das zum Ankauf der Actien gerathen hatte, wußte diese „sichere Erwartung" seinen Collegen schon zu Ohren zu bringen und — die Collegen entsprachen dieser Erwartung. Man konnte eingestandenermaßen zwar nur $5^1/_2$ bis 6 Thaler Dividende zahlen, indessen man zahlte 9 Thaler. Nun hatte das Directionsmitglied gewonnen. Neun Thaler Dividende für eine Zwanzigthaleractie — welcher Cours war da nicht gerechtfertigt? Die nächste Sorge war für das Directionsmitglied, sich freie Hand bei der Beleihung von Leihbankactien zu verschaffen. Die Leihbank beleih nämlich ihre eigenen Actien; man hielt — ebenfalls unglaublich, aber wahr — kein andres Pfand für so sicher, als das eigene — Papier. Man borgte auf seinen eigenen Schuldschein. Auch dies gelang. Die Direction ermächtigte den Schwindler in ihrer Mitte, alle als „eilig" bezeichneten Darlehengesuche auf eigene Hand abzumachen und später nur dem Plenum zur Genehmigung vorzulegen. Nachdem dies geschehen, erhöhte das Directionsmitglied eigenmächtig den von der Leihbank angenommenen Minimalcurs der Leihbankactien von 80 auf 120, ja auf 130, und nun reichte bald die Frau, bald ein Verwandter, bald ein Subalterndiener der Leihbank, unter Verpfändung der dem Directionsmitglied gehörigen Actien, ein als eilig bezeichnetes Darlehengesuch ein, und erhielt darauf wirklich 120 bis 130 Thaler für jede verpfändete Actie bewilligt. Der Schwindel war schamlos frech, die löbliche Direction merkte jedoch nichts davon, sie wurde nicht eher argwöhnisch, als bis das Directionsmitglied seinen gesammten Vorrath zu 120 bis 130 Thaler an den Mann gebracht hatte. Die Schritte, welche nun geschahen, führten natürlich zu Nichts, man zog sich jahrelang in Processen herum und — berechnet jetzt den Verlust einschließlich der Zinsen auf 70,000 Thaler. Das Directionsmitglied lebt noch. Obwohl später wegen gemeiner Dienstvergehen seiner richterlichen Stellung entsetzt, bezieht dasselbe dennoch auffallenderweise Staatspension. Allein auch diese ist für die Leihbank nicht zugänglich, weil bis zu dem muthmaßlichen Lebensende die Gemahlin des Kurfürsten in das freie Viertel gerichtlich eingewiesen ist. Alle Lieder werden bekannt-

Digitized by Google

lich nicht ausgesungen. Das Ende vom Lied war aber, daß die Leihbank das Nachsehen hatte.

Bei diesem Verluste blieb es nicht. Ein andres Directionsmitglied verfiel, als die Eisenbahnbauten in Hessen begannen, im Jahre 1845 auf den unglücklichen Gedanken, mit dem Capital der Leihbank ein großartiges Holzgeschäft zu machen, und dem Einflusse dieses im Uebrigen sehr einsichtsvollen Mannes gelang es, auch die übrigen Mitglieder hierfür zu bestimmen. Man wollte alle Eichenstämme, die nur zu haben wären, aufkaufen, um dann den Eisenbahnunternehmern bei den Schwellenankaufen den Preis zu dictiren. So verzweifelt diese Idee war, so unglücklich war die Wahl des zur Ausführung des ganzen Geschäfts ausersehenen Agenten. Man wählte einen dortigen renommirten Fabrikanten dazu. Da wurden denn nun also Eichenstämme auf Eichenstämme aufgekauft, natürlich zu hohen Preisen. Sie wurden später auch wieder verkauft, man weiß aber nicht recht, zu welchen Preisen, denn die Leihbank hat nie einen Heller davon erhalten. Der Agent verwandte eben das Geld zu seinen Nutzen, er war ja Mittheilhaber des Geschäfts, und als die Leihbank endlich wußte, wieviel sie von ihm zu fordern hatte, brach der Concurs über ihn aus. Der hierbei erlittene Verlust beläuft sich mit den Zinsen auf etwa 95,000 Thaler.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß nach diesen Verlusten die Leihbank damals schon zahlungsunfähig gewesen wäre, wenn man ihre Solvenz auf eine ernstliche Probe gestellt hätte. Der Credit blieb jedoch beim großen Publikum unerschüttert und es fand sich Niemand, der auf das Gefährliche dieser Lage aufmerksam gemacht hätte. Die Regierung, welche die Sachlage aus dem ihr jährlich vorgelegten Status kannte oder doch kennen mußte, rührte sich nicht. Wer mochte auch die Hand hineinstecken? Man konnte sich leicht verbrennen, denn das Institut hatte hohe Gönner und Beschützer. Das Publikum konnte sich nicht rühren, denn eine Vermögensübersicht wurde nie veröffentlicht. Man hielt dies auch nicht für nöthig. Der Polizeidirector hatte ja die Oberaufsicht und erhielt, damit er ja recht tüchtig beoberaufsichtige, von der Leihbank selbst jährlich 200 Thaler dafür. So war es möglich, daß das bankerotte Institut unter der Leitung der spätern Direction in das Fahrwasser des reinen Schwindels einlaufen konnte, eine Möglichkeit, die freilich, so wie die Sachen lagen, sich eben so gut als Noth-

Digitized by Google

wendigkeit, als von der Fahrläſſigkeit der Regierung verſchuldete Nothwendigkeit bezeichnen läßt. Daß freilich der nun folgende Schwindel einen ſolchen Umfang und ſo verheerende Folgen hatte, wie er gehabt hat, das iſt das ſpecielle Verdienſt der raffinirten Bornirtheit und Gedankenloſigkeit, mit der die Verwaltung des Inſtituts von da ab geleitet wurde. Davon im nächſten Kapitel.

Drittes Kapitel.

Geld wie Heu.

Als im Mai 1859 die Leihbank ihre Zahlungsunfähigkeit anzeigte, beſtand die Direction derſelben aus dem Miniſter des Auswärtigen und des kurfürſtlichen Hauſes, von Meyer, und dem Hauptmann a. D. Bärthel. Herr von Meyer war ſchon im Jahre 1841 Mitglied der Direction und kannte die Memoiren der Leihbank ſehr genau. Seinem gewichtigen Einfluß iſt es hauptſächlich beizumeſſen, daß das ganze Schwindelgebäude ſo lange unbehelligt von dem ſtaatlichen Oberaufſichtsrecht ſich hatte fortſchleppen können; er war es geweſen, der im Jahr 1856, als Scheffer — der einzige Miniſter, der ehrlich und muthig genug war, ſeine Pflicht gegen dieſe ſo lange gehätſchelte Peſtbeule zu erfüllen — die Vermögensverhältniſſe der Leihbank unterſuchen wollte, mit allen Mitteln ſich dieſem Vorhaben widerſetzte und Hülfstruppen für ſich in's Feld führte, gegen die auch der Premierminiſter nicht anzukämpfen vermochte. Sein College, der kürzlich verſtorbene Hauptmann Bärthel, hatte gegen ihn keine ſelbſtſtändige Anſicht. Er beſchäftigte ſich mit vielem Eifer in dem Leihhausgeſchäft und ließ es im Uebrigen gehen wie es wollte, zufrieden damit, daß man ihm vor Jahren ein Darlehen bewilligt hatte, von dem die Rückzahlung bis zu einem Reſtbetrage von etwa 6000 Thalern niemals erfolgt iſt. Bis zum Jahre 1855 war noch ein drittes Directionsmitglied vorhanden geweſen, ein tüchtiger Finanzmann und unbeſcholtener Character, der Geheime Oberfinanzrath Duyſing. Seit deſſen Tode war die Stelle unerledigt geblieben. Herr von Meyer wußte eben Keinen, dem ſie ohne Bedenken einen Einblick in das innere Getriebe der Leihbank hätten geſtatten laſſen können. So blieb denn die Stelle unbeſetzt. Daß dies

Digitized by Google

ungehörig war — wer wollte deshalb groß Staub aufwerfen? Die eigentlich treibende Kraft des Ganzen war jedoch nicht einmal Herr von Meyer, sondern der Secretair der Leihbank, Herr Geeh, ursprünglich Buchdrucker, später Redacteur des „Verfassungsfreundes", ein Mann, der es verstand, allen Leuten, die dümmer als er selbst waren, als industrielles Genie zu imponiren, dessen Kopf von bodenlosen Projecten; an die er aber selbst glaubte, so voll war, wie ein Ei von Dotter, dem aber jedes geübte Auge schon auf zehn Schritte den geborenen Schwindler ansehen mußte. Endlich ist von dem Beamtenpersonal noch der Kassirer, Herr Martin Biermann, zu erwähnen, dessen Charakteristik sich nicht kürzer und treffender als mit den Worten: Null nach allen Richtungen, geben läßt, der jedoch hier nicht übergangen werden kann, weil er in dem letzten Jahre, nachdem Geeh nach Prag übergesiedelt war, die formale Ausführung sämmtlicher Geschäfte über sich hatte. Dies waren die Künstler, die in dem mit dem Jahre 1850 beginnenden letzten Act der Tragikomödie die Bühne beherrschten.

Der kurhessische Staat hatte in den Jahren 1848 und 1849 Schulden machen müssen und diese Schulden zum guten Theil in $4\frac{1}{2}$procentigen Anlehen effectuirt. Die Leihbank hatte bis dahin, weil eben nicht höhere als $3\frac{1}{2}$procentige inländische Staatspapiere vorhanden waren, ebenfalls nur $3\frac{1}{2}$procentige Obligationen ausgegeben. Das Publikum kündigte aber natürlich nun die Leihbankobligationen und suchte sich die höher verzinsten Staatsschuldscheine zu verschaffen. Die Folge davon war ein empfindlicher Geldmangel in der Kasse der Leihbank. Bis dahin war eben trotz aller schweren Verluste Alles noch leidlich gut gegangen. Jetzt auf einmal fing der Boden an zu wanken. Was thun? Man machte unfundirtes Papiergeld. Unter dem Märzministerium hatte man noch immer damit gezögert, man fürchtete wohl Wippermann's scharfen Blick. Doch da kam zum guten Glück Herr Hassenpflug von Greifswalde. Mit dem ließ sich schon ein Wort reden. Am 25. März 1850 zeigte ein von Meyer und Bärthel unterzeichneter Bericht dem Ministerium des Innern an, daß die Leihbank zur Deckung ihrer Bedürfnisse sich veranlaßt gesehen habe, 150—200,000 Kassenscheine auszugeben. Es war ein kecker Schritt, wenn man weiß, wie eifersüchtig in Kurhessen die Hoheitsrechte des Staates gewahrt werden. Indeß der alte Satz: wer viel fragt, wird viel

Digitized by Google

beschieden, bewährte sich auch hier. Die Leihbank hatte nicht viel darnach gefragt, ob sie kraft ihrer allerdings sehr ausgedehnten Privilegien auch Papiergeld machen dürfe; sie wurde deshalb auch nicht beschieden. Herr Hassenpflug verfügte am 28. März, daß er nichts dabei zu erinnern finde. Hierbei blieb es auch trotz der Vorstellungen des Hanauer Gewerbvereins, trotzdem, daß man dem Kurfürsten in's Ohr geflüstert hatte, sein Münzregal werde dadurch beeinträchtigt, trotzdem, daß dieser sofortige Sistirung der Papiergeld-Emission verfügte und ausführlichen Bericht verlangte. Es wurde eine Zeitlang noch viel Papier verschrieben, dann blieb die Geschichte liegen.

Nun hatte man gewonnen Spiel. Man hatte das industrielle Genie des Herrn Geeh und man hatte Geld, Geld — wie Heu. Da wude denn nun zunächst in Papieren speculirt. Herr Geeh verstand das ja. Solide Papiere waren indeß nicht nach seinem Geschmack, daran konnte nicht genug verdient werden. Man kaufte deshalb Speculationspapiere und hatte dabei einen so merkwürdigen Instinct, daß fast nicht ein einziges Papier gekauft worden ist, an dem die Concursmasse später nicht verloren hätte, als da sind: Creditmobilier, Jassyer Bankactien, die beliebten Oesterreicher u. s. w. Bei den 200,000 Thalern Kassenscheinen blieb es natürlich nicht. Das Verbot der fremden Einthalerscheine in Preußen gab den willkommenen Anlaß zu einer neuen Emission von Zehnthalerscheinen, und so ist man denn allmählich auf beinahe 400,000 Thaler gekommen.

Mit der Zeit wurde man kühner. Man beschloß in Bergwerken zu machen, und Herr Geeh hatte auch sehr bald ein solches gefunden. An der Mosel, in den Gemarkungen von Berncastel, Wederath und Minheim liegen uralte und in neuerer Zeit wieder aufgenommene Gruben, welche vorzugsweise Zink, Blei und Eisen führen. Hieran betheiligte sich die Leihbank durch Vertrag vom 1. Juni 1858 mit 11 Kuxen im Preise von 36,000 Thaler. Die übrigen Antheile waren in sehr verschiedenen Händen, wovon wir hier nur einen der Mitberechtigten, Herrn Peter Kagenbusch aus Westphalen, namhaft machen wollen, seines Zeichens ein Bergmann; er selbst nannte sich Bergwerksdirector. Durch diesen Herrn war auch Geeh zuerst auf die glorreichen Moselbergwerke aufmerksam gemacht worden. Wer die übrigen Mitbesitzer waren, wußte Herr Geeh

Digitized by Google

ſelbſt nicht genau, keinenfalls kannte er das Antheilverhältniß ihrer Berechtigungen, denn es iſt erſt nach Ausbruch des Concurſes mit unſäglicher Mühe feſtgeſtellt worden. Ebenſo kannte Herr Geeh die auf den Gruben ruhenden Pfandrechte, im Betrage von 12,000 Thaler, nicht, und noch weniger wußte er etwas davon, daß ſeine Verkäufer ihren Vorbeſitzern noch 30,000 Thaler Reſtkaufgelder ſchuldeten, wegen deren jederzeit die linksrheiniſche Reſiliationsklage erhoben und dadurch auch der Leihbank jegliches Recht an ihren Kuxen entzogen werden konnte. Herr Geeh kannte ferner nicht die Mächtigkeit und Bauwürdigkeit der Gruben und eben ſowenig hatte er es für der Mühe werth gehalten, ſich nach dem Zuſtande derſelben in bergmänniſch-techniſcher Beziehung zu erkundigen. Mit einem Wort, Herr Geeh hatte eben nur davon läuten hören, daß bei dieſen Bergwerken etwas zu machen ſei, und Peter Kagenbuſch war ganz der Mann, ihm dies plauſibel zu machen. Zudem wurde ja der Vertrag ſo geſtellt, daß die Leihbank die gezahlten 36,000 Thaler nach fünf Jahren, vom Tage des Vertrags an, mit 6 Prozent Zinſen zurück erhalten ſollte. Die Werke waren nämlich ſo ungeheuer reich, daß eine Rückzahlung der lumpigen 36,000 Thaler ſammt Zinſen gar nichts ausmachen konnte. Es kam nur darauf an, zunächſt das nöthige Capital zur richtigen Inangriffnahme zu beſchaffen, und dazu war ja die Leihbank im Stande. Nachher floß Alles von ſelbſt. Einen Beweis hierfür gab die Taxation des damaligen Betriebsdirectors, der einen jährlichen Reinertrag von 5—600,000 Thaler zugeſichert hatte. Der Betriebsdirector aber mußte es verſtehen, denn er erhielt, obgleich erſt 21 Jahre alt und direct von der Univerſität Bonn noch vor Vollendung der Studien nach Berncaſtel berufen, einen jährlichen Gehalt von 2000 Thaler, freie Wohnung und ſtandesmäßigen Unterhalt, Equipage, Bureaukoſten, Reiſekoſten, Penſion für Wittwe und Kinder und 10 Prozent vom Reinertrage, ſobald derſelbe 100,000 Thaler jährlich überſtieg. Das leuchtete Herrn Geeh natürlich ſehr ein und er pries laut bei Herrn von Meyer ſein gutes Glück, denn nun würden alle Sorgen ein Ende haben. Daß Herrn Geeh zugleich als Mitglied des Verwaltungsraths — der freilich damals noch gar nicht beſtand — ein jährlicher Gehalt von 2000 Thalern zugeſichert wurde, konnte ihm natürlich den Geſchmack an der Sache nicht verleiden. Genug, man biß auf den Köder, und zwar im hartnäckig feſtgehaltenen guten Glauben an die califor-

Digitized by Google

nischen Schätze, die sich würden erringen lassen. — Peter Kagenbusch wußte besser, wie die Sachen standen.

Der Betriebsdirector hatte sich jedoch ein klein wenig geirrt. In der Zeit vom 1. März bis 1. August hatte er statt des versprochenen monatlichen Reinertrags von 50,000 Thaler eine Zubuße von etwa 7000 Thaler zu Wege gebracht, und auf dem zu Kreuznach im Juli abgehaltenen Gewerktag gab es daher einigermaßen lange Gesichter. Da half Peter Kagenbusch den Gewerken aus der Verlegenheit. Zwar 50,000 Thaler monatlich — die konnte er als solider Mann nicht zahlen, denn er verstand sich auf sein Geschäft, aber 4000 Thaler monatlich, die wollte er wohl zahlen und dabei die Abgaben und Betriebskosten allein bestreiten, auch die Schuld an die Vorbesitzer allein bezahlen, und die an die Leihbank auch, und der Betriebsdirector und Herr Geeh sollten ihren jährlichen Gehalt von 2000 Thaler auch behalten. Dafür sollte ihm die Gewerkschaft blos für zwei Jahre den alleinigen Betrieb der Bergwerke überlassen. Dieser Vorschlag leuchtete den Herren ganz außerordentlich ein. Es war ein so gar solider Vorschlag. Der Vertrag kam natürlich zu Stande, es ist der sogenannte Kreuznacher Cessionsvertrag. Alles in Allem veranschlagt, übernahm Peter Kagenbusch die Zahlung von etwa 132,000 Thaler für die nächsten zwei Jahre, ganz abgesehen von den Betriebskosten und Abgaben. Dies hätte also einen sehr bedeutenden Fond voraussetzen lassen sollen. Allein Peter Kagenbusch hatte in Wahrheit durchaus kein Geld, er hatte nie welches gehabt. Aber die Leihbank hatte Geld und — mit deren Gelde wollte er wirthschaften. Das Spiel, welches nun folgt, steht vielleicht einzig in seiner Art da und ist schlechthin unerklärlich, wenn man dabei nicht den blinden Geldhunger der Verzweiflung bei den leitenden Mitgliedern der Leihbank unterstellt. Man glaubte in Kassel wirklich an einen fabelhaften Reichthum der Gruben, und hielt deshalb kein Opfer für zu groß. Peter Kagenbusch aber verstand es, diesen Köhlerglauben gehörig auszubeuten. Ein baares Anlehen, ein Wechselcredit folgte nun dem andern. Ein Hauptreizmittel war dabei in seiner Hand die Eröffnung der Aussicht auf eine Anzahl weiterer Kuxe für die Leihbank und — deren Herren Beamten. Wirklich erscheint später die Leihbank mit 16 Kuxen, v. Meyer und Biermann mit je 6, und Geeh mit 8 Kuxen berechtigt. Weitere Kuxe wurden in Aussicht gestellt. Peter Kagen-

Digitized by Google

busch hatte deren eine Menge an der Hand, und er konnte sie zu hohen Preisen verkaufen, denn die Engländer und Franzosen strichen mit hungrigen Augen um Berncastel herum, und hätten gar zu gern ihre Hände mit auf die Wundergruben gelegt. Aber Peter Kagenbusch war ein Mann von Wort, er hatte die Kure seinen Freunden in Kassel zugesagt, und die sollten sie auch haben, trotz aller Engländer und Franzosen. Nur freilich Geld oder doch Credit mußte dagegen der uneigennützige Peter Kagenbusch erhalten, denn er war in Verlegenheit. Er wollte es ja nicht geschenkt haben, er wollte ja Alles schon in's Gleiche bringen, sobald nur der neue Stollen erst in Gang gesetzt oder die Moselschifffahrt erst wieder flott war. Gelegentlich schickte Peter Kagenbusch auch einmal eine Kiste neuentdeckter Nickelerze als Probe der großartigen Grubenreichthümer, einmal auch eine prächtige Stufe Silbererz, denn unter seiner Leitung hatte man natürlich in dem neuen Stollen auch reiches silberhaltiges Gestein gefunden. Das Nickelerz erwies sich später als Schwefelkies, die Silberstufe hatte nach seinem eigenen Geständniß die Berncasteler Gruben nie gesehen, einen Stollen anzulegen, war ihm nie eingefallen. Dazwischen kam denn auch einmal ein Fäßchen Moselwein nach Kassel, vermuthlich, damit sich die Herren dort Courage trinken sollten.

Es würde zu weit führen, all die Zugpflaster hier aufzuzählen, mit denen Peter Kagenbusch es verstand, den Credit der Leihbank flüssig zu erhalten. Genug, beim Ausbruch des Concurses hatte die Leihbank nach den späteren mühevollen Feststellungen an die Gewerkschaft — oder, wie sie sich seit dem denkwürdigen Tage von Kreuznach nannte, an den Moseler Bergwerks- und Hüttenverein — die Summe von 14,301 Thaler, an Peter Kagenbusch die Kleinigkeit von 117,672 Thaler zu fordern. Dafür war die Leihbank mit 16 Kuren an verschiedenen Gruben betheiligt, die zum Theil des Wassers und der Stollenbrüche halber nicht befahren, zum Theil deswegen nicht betrieben werden konnten, weil die Bergleute erst ihren rückständigen Lohn mit 13,000 Thaler ausgezahlt verlangten, und soweit der Betrieb noch stattfand, einen Ertrag überhaupt nicht lieferten. Selbst dieses sehr bescheidene Besitzthum war aber noch in Frage gestellt, weil die noch immer nicht befriedigten Vorbesitzer die Resiliationsklage anzustellen drohten. Was hatte Peter Kagenbusch mit den Tausenden der Leihbank angefangen? In die Berg-

Digitized by Google

werke hat er wenig oder nichts verwandt, das steht fest. Wo er sonst mit dem Gelde hingekommen — Niemand weiß es so recht genau, vielleicht weiß es Peter Kagenbusch selbst nicht mehr.

An den berncasteler Bergwerken hatte aber Herr Geeh noch nicht genug. Nach dem deutschen Westen war allerdings der Ruhm des Kasseler Creditmobilier getragen worden, es galt nun auch im deutschen Osten wenn gleich nicht moralische, so doch materielle Eroberungen zu machen. Herr von Bruck arbeitete damals bekanntlich mit seiner ganzen Kraft an der Herstellung der österreichischen Valuta, und wenn auch nicht Alles wahr blieb, was man sich in den fünfziger Jahren von den unerschöpflichen Hülfsmitteln des Kaiserstaates erzählte, so läßt sich doch nicht leugnen, daß unter Brucks Leitung die wirthschaftlichen Kräfte Oesterreichs in großartiger Entwickelung begriffen waren. Auch vor Herrn Geeh's Augen hatte Oesterreich Gnade gefunden. Es galt für ihn, den großen, zukunftverheißenden österreichischen Markt den Hilfsmitteln der Leihbank zu erschließen. Und was war es wohl, was die Leihbank nach Oesterreich importiren sollte? Man wird es schwerlich errathen. Ihr Papiergeld sollte sie dorthin verpflanzen, die simpeln Zehnthalerscheine der „Kurhessischen Leih- und Commerzbank-Papiergeld" nach Oesterreich das sich selbst vor Papier nicht retten konnte; Papiergeld eines völlig obscuren, unbedeutenden Creditinstituts in einem Staate, der auch nicht den mindesten Verkehr mit Oesterreich unterhielt! Man sollte meinen ein Kind hätte das Aberwitzige dieser Idee einsehen können. Freilich auf der abschüssigen Bahn, die man nun einmal eingeschlagen, hatte man schon nicht mehr die Wahl des Einsehens. Man unterlag nur noch den Gesetzen der Nothwendigkeit sans phrase, der augenblicklichen, peinlichsten Verlegenheiten. Das Papiergeldmachen und Ausgeben ging schon ganz gut, aber das Einlösen desselben mit klingender Münze oder guten Kassenscheinen ging desto schlechter. Und seltsam, seitdem die Leihbank Papiergeld ausgegeben, war auch das Mißtrauen gegen sie in gewissen Kreisen rege geworden. Fort und fort strömten die ausgegebenen Summen zurück; in Kassel und Hessen coursirten deshalb auch verhältnißmäßig nur wenige. Besser ging es schon im Waldeck'schen und auf dem Eichsfeld, wo durch vermittelnde Bankiers gegen ein Drittel Procent Provision viele Tausende in Umlauf gesetzt wurden. In ähnlicher Weise gedachte

Digitized by Google

man in Böhmen und von da in Sachsen den immer unbequemer werdenden Kassenscheinen ein großes Umlaufsgebiet zu erringen. Herr Geeh hatte zu dem Ende mit einem gewissen Doctor Jordan in Prag, Director der dortigen Industrie- und Productenhalle, Verbindungen angeknüpft. Jordan, ein wirklich industrieller Kopf, der nur in seiner unruhigen Hast es darin vergriff, daß er hundert Sachen auf einmal betrieb und auf diese Weise dem Schwindel verfiel — Jordan hatte mit mehreren anderen Capitalisten in der Nähe von Teplitz ein großes industrielles Project in der Mache. Man hatte sich bereits zu einer Actiengesellschaft vereinigt und Interimsscheine ausgegeben: es fehlte nur noch die kaiserliche Bestätigung, um im Bielathale bei Teplitz die Industrie an allen vier Zipfeln aus der Erde zu ziehen. Es war eine Dampfmühle angelegt worden, man hatte eine großartige Glasfabrik errichtet und verschiedene reichhaltige Kies- und Braunkohlengruben in Betrieb gesetzt. Es fehlte freilich auch hier, wenngleich nicht auf allen Seiten, an den nöthigen Mitteln; die Leihbank zu Kassel aber war, wie Herr Geeh meinte, ganz in der Lage, diese Mittel zu beschaffen. Herr Geeh einigte sich also mit Jordan dahin, daß Letzterer unbestimmte Summen von Kassenscheinen der Leihbank durch die Prager Productenhalle gegen ein Drittel Procent Provision in Umlauf setzen ließ und Geeh dann dafür sorgte, daß Jordan von der Leihbank einen kleinen Credit gegen Verpfändung von Bielathalactien, (d. h. Interimsscheinen) eröffnet erhielt. Die Freundschaft ging aber noch weiter. Geeh erwarb eine Anzahl Actien der böhmischen Productenhalle und Jordan sorgte dafür, daß derselbe als Director in den Verwaltungsrath gewählt wurde. Wirklich siedelte auch Geeh im Herbst 1858 als „Bankdirector" nach Prag über. Die Productenhalle in Prag — so viel uns bekannt, ein wirklich solides Institut — wollte jedoch, nachdem schon Monatelang der Papiergeldverkehr mit der Leihbank bestanden, auf den weiteren Vorschlag der Letzteren, eine förmliche Einlösungskasse für die Leihbankscheine in Prag zu errichten, nicht eingehen. Jordan und Geeh etablirten sich deshalb selbstständig und übernahmen von da ab auf eigene Rechnung den Vertrieb der Leihbankkassenscheine. Das Geschäft ging glänzend. Jordan erhielt nach und nach 77,500 Thaler Darlehn gegen Hinterlegung von Bielathalactien ausgezahlt und Hunderttausende an Leihbankscheinen gingen durch seine und

Digitized by Google

Geeh's Hände, um sie in Cours zu setzen. Die verpfändeten Bielathalactien waren freilich zum größten Theil nicht mit Blancogiro versehen, sondern auf bestimmte Namen gestellt, deshalb auch, als Pfand streng genommen völlig werthlos; wer konnte aber auf solche Kleinigkeiten achten! Auch wollten sich die Kassenscheine in Böhmen gar nicht halten lassen; sie hatten offenbar das Heimweh und strömten unverzüglich in ganzen Packeten wieder zurück. Endlich hatten zwar Jordan und Geeh zum Zweck der Errichtung einer Einlösungskasse 60,000 Thaler in Schuldverschreibungen der Leihbank erhalten, eine solche Kasse war aber nicht eingerichtet, auch so manches andere Versprechen nicht gehalten worden, namentlich hielten die Geldrimessen gar nicht recht Schritt mit den übersandten Papiergeldsummen. Indeß, was wollte man machen, wer konnte auf Herrn Geeh ernstlich böse sein? Herr von Meyer gewiß nicht.

Der italienische Krieg brachte endlich das vollgehäufte Maß zum Ueberlaufen. Die Valuta in Oesterreich konnte nicht hergestellt werden, die Geschäfte stockten, das Geld wurde knapp, das Mißtrauen wuchs unter dem Einfluß der Panique riesenhaft und die Kassenscheine strömten bei der Leihbank in unabsehbaren Reihen ein. Der Vampyr Kagenbusch mit seinen faulen Wechseln trug natürlich das Seinige bei, die Verlegenheiten zu erhöhen. Man that das Aeußerste, man versetzte alle Staatspapiere die man hatte, die eigenen und zum Theil auch — die fremden, in Versatz gegebenen. Aber es langte und reichte Alles nicht. Zweimal zwei ist vier und nicht acht oder gar zehn — sagt das Einmal Eins. Die Leihbank hatte zu viel mit Nullen gerechnet, ihre Rechnung mußte ein Loch bekommen als sie auf einmal genöthigt war, mit soliden Einern zu manipuliren. Am 9. Mai 1859 nahm das Gaukelspiel ein Ende. Es war ein Ende mit Schrecken.

Viertes Kapitel.

Alles Spren.

Nach Herrn von Meyer und Herrn Geeh hatte nun das Gericht das Wort erhalten. Es hat bis jetzt wenig genug Gebrauch davon gemacht. Das zuständige Concursgericht war das Stadtgericht zu Kassel. Jedermann in Kassel weiß, daß das Stadt-

Digitized by Google

gericht stets mit Arbeit überladen ist. Wollte die Regierung also etwas thun, so hätte sie für den in Aussicht stehenden Monstreconcurs den tüchtigsten Richter im Lande ausschließlich beauftragen sollen. Aber das ging gegen das Herkommen und man hätte wohl gar des Kurfürsten Genehmigung nachsuchen müssen — nein, das war unmöglich. Statt dessen gab man die Sache dem jüngsten Assessor vom Stadtgerichte — als Zugabe zu seinem Referat, von dem man ihn freilich eine Zeitlang in einzelnen Zweigen entband. Der Mann that seine Schuldigkeit, wie das bei den hessischen Richtern von jeher Sitte war, aber ein volles Herz konnte er für eine Sache nicht haben, die, wie keine zweite, die volle Hingebung einer ganzen Manneskraft verlangte. Nach anderthalb Jahren wurde der Concursrichter versetzt. Sein Nachfolger war ein neugebackener Assessor, dem jede Acte, die er in die Hand bekam, fremd war und dem man es deshalb nicht übel nehmen konnte, wenn er einige Monate brauchte, ehe er sich neben seinen sonstigen Arbeiten in die verwickelten Verhältnisse hineingelesen hatte. Jetzt ist die Sache in der Hand eines dritten Richters, der wieder ganz fremd beim Stadtgericht eingetreten ist, und deshalb wieder Monate nöthig gehabt hat, ehe er klar darin sehen konnte. So steht es um die richterliche Seite des Concurses. Eins der ersten Ersuchen, welches der Concursrichter an die Regierung richtete, betraf die Zuweisung eines tüchtigen Kassenbeamten zur Unterstützung in den Kassengeschäften. Die Antwort lautete, es sei keiner abkömmlich. Gleichzeitig bat der Massecurator um einen Vorschuß von 14,000 Thaler, um die Prolongation der als Pfand bei verschiedenen Bankhäusern hinterlegten Werthpapiere bewirken zu können. Die Sache war vom höchsten Interesse, denn ein Verkauf der Pfänder bei den damaligen Kriegscoursen wäre ein erheblicher Verlust für die Masse gewesen. Das Gesuch ging von Pontius zu Pilatus und die schließliche Antwort lautete, man könne unter den vorgestellten Umständen nicht darauf eingehen. Das vorzugsweise betheiligte Bankhaus (Raphael Erlanger in Frankfurt) hatte zuletzt Rücksicht genug, die Prolongation zuzugestehen, als ihm mündlich die Verhältnisse auseinandergesetzt wurden. Die Stände endlich nahmen sich der Sache an und beide Kammern waren bereit, zu bewilligen, was gefordert worden wäre. Die Regierung aber hatte keine Vorlage einzubringen, — man müsse dem Rechte seinen Lauf lassen, hieß es. Das war die Unterstützung, welche die Re-

Digitized by Google

gierung einer Sache angedeihen ließ, bei der es vor jeder andern rasche Hülfe galt, wenn die Hülfe noch den armen bethörten Gläubigern nützen sollte.

Trotzdem hat die Masseverwaltung das Menschenmögliche geleistet. Die Wahl des Massecurator — ein Bruder von Friedrich Oetker — war eine sehr glückliche. Noch bedeutender war die Unterstützung, welche die Verwaltung in der Person des Regierungsraths Wiegand erhielt, der von der Regierung zur Hülfeleistung in finanziellen Fragen dem Concursrichter beigegeben worden war. Auch der Rechtsbeistand des Herrn von Meyer, Obergerichtsanwalt Peters, hat sich im höchsten Grade um die Entwirrung einzelner verwickelter Verhältnisse verdient gemacht. Wahrhaft trostlos war freilich die Sache des Concursrichters und des Curators, als sie die ersten Schritte in dem Labyrinth machen mußten, das sich nun düster und unheimlich vor ihnen aufthat. Die Bücher der Bank waren von Herrn Biermann schon seit drei Monaten nicht mehr geführt worden und sonstige Auskunft konnte auch Niemand geben, denn die Herren Directoren hatten sich nie um die Details bekümmert, Herr Geeh saß in Prag und Herrn Biermann war vor Schreck und Angst der Verstand stehen geblieben. Die Sachlage war aber nicht danach angethan, daß man lange Zeit zum Besinnen gehabt hätte. Da kamen Wechsel von Peter Kagenbusch, von Jordan und Geeh zum Accept, andere acceptirte Wechsel kamen protestirt zurück, die Banquiers kamen und forderten Geld für ihre Depôts, die Schuldner, welche der Leihbank Staatspapiere in Versatz gegeben hatten, verlangten ihre Papiere zurück, der Moseler Bergwerks- und Hüttenverein lud zu einem Gewerktag ein, von allen Seiten wurden die dringendsten Fragen gestellt, die man beim besten Willen nicht beantworten konnte — es war eine Lage zum Verzweifeln. Die nächste Sorge war die Erhaltung der verpfändeten Papiere. Dies gelang. Wie? Es weiß es heute Niemand mehr, aber es gelang: Herr von Meyer half zum Theil aus mit Geld und Staatspapieren. Dann galt es, die Bücher zu vervollständigen, um eine Uebersicht des Vermögensstandes zu gewinnen. Man war natürlich dabei genöthigt, wenigstens auf die letzte Decharge zurückzugehen, und diese war vor vier Jahren — wir schreiben vor vier Jahren — erfolgt! So hatten Direction und Regierung ihre Oberaufsichtspflicht geübt. Sollte man noch weiter zurückgehen? Man hatte wahrlich schon genug zu

Digitized by Google

thun und ließ deshalb, was weiter dahinter lag, in seinem nächtlichen Dämmerschein ruhig liegen. Die Vervollständigung der Bücher wurde unter gerichtlicher Beaufsichtigung von Herrn Biermann und einem andern Kassenbeamten nach den vorhandenen abgerissenen Notizen besorgt. Nach einigen Monaten waren sie damit zu Ende. Eine Vergleichung des Soll und Haben ergab, daß eigentlich gar keine Ueberschuldung, sondern noch ein Vermögen von 60,835 Thaler da sei. Man hatte die tauben Nüsse alle für voll angesehen und wußte noch nicht, daß von den Activen über 400,000 Thaler als mehr oder weniger vollständig verloren betrachtet werden mußten. Das Elaborat der beiden Herren übergab man nun zwei beeidigten Kaufleuten zur sachverständigen Prüfung. So konnte denn erst für den 1. October 1859 ein zuverlässiger Status aufgestellt werden.

Die Berncasteler Sache zu ordnen unternahm Regierungsrath Wiegand. Wie es damit sich verhalte, wußte ihm in Kassel Niemand anzugeben. Papiere waren darüber nicht vorhanden oder die vorhandenen waren noch nicht aus dem wüsten Chaos aufgefunden. So reiste er denn, fast ohne eine Idee von den Verhältnissen zu haben, zum Gewerktag. Die Herren dort trugen sich noch immer mit der Hoffnung, auch die Concursmasse werde sich als Melkkuh behandeln lassen, wie vordem die Leihbankdirection. Als ihnen Herr Wiegand diesen Irrthum benommen hatte, war ihr Witz zu Ende. Wie es um die Sache eigentlich stehe, wußte auch hier Niemand. Man hatte ja, Dank Herrn Geeh und Genossen, nicht nöthig gehabt, sich den Kopf darüber zu zerbrechen. So war für den Vertreter der Masseverwaltung eine Reise an Ort und Stelle geboten, und seinem Scharfsinn, seiner Energie und Umsicht gelang es denn auch, freilich mit unsäglicher Mühe, nach und nach selbst den verlogenen Peter Kagenbusch mürbe zu machen und wenigstens die obersten Schleier von diesem Gewebe der Schurkerei und Bornirtheit hinweg zu ziehen. Ganz auf den Grund wird hier freilich wohl nie ein Menschenauge blicken. Die Berncasteler Bergwerke sind an sich wirklich bauwürdig, zum Theil sogar ungemein reich. Sie erfordern nur ein beträchtliches Capital. Es gelang denn auch später dem Massecurator, eine Gesellschaft belgischer Capitalisten dafür zu interessiren, und mit denselben einen verhältnißmäßig günstigen Vertrag abzuschließen. Leider haben sich in letzter Zeit nach dieser Seite hin die Hoffnungen wieder getrübt.

Digitized by Google

Alles Bisherige war indeß Kinderspiel gegen den Knäuel intricatester Rechtsverhältnisse, der sich aus den Beziehungen zu Jordan und Geeh gebildet hatte. Auch hier war in Kassel kein Rath zu holen. Es schwirrte dabei Alles durcheinander. Die Kassenscheine und Obligationen der Leihbank waren von Jordan und Geeh und auch von Jedem einzeln hier und da und dort verpfändet, die Vermögensverhältnisse Jordans, die eben so complicirt waren, wie die der Leihbank selbst, standen vor dem Concurs, seine vielfachen Schuldner waren zum Theil bereits im Concurs, die Bielathaler Gesellschaft war in der Auflösung begriffen, die Verhältnisse der Leihbank zur Productenhalle in Prag bildeten ein juristisches Räthsel. Genug, es war eine Nuß, wie sie selten ein Mensch zu knacken bekommt. Was hier geschehen, ist das Verdienst von Wiegand und Peters. Es hat indeß dreier Verträge allein mit Jordan bedurft, um wenigstens nothdürftig auf's Reine zu kommen. Allein es ist gelungen, die Ansprüche der Leihbank so zu stellen, daß sie wenigstens Aussicht hat, wenn das Glück gut ist, ihre Forderungen dereinst vollständig befriedigt zu sehen. Arbeit und Aufmerksamkeit wird es zwar noch immer genug kosten.

Der im Juni 1859 mit Jordan abgeschlossene erste Vertrag hatte Herrn Geeh kirre gemacht. Er hielt sich hierdurch seltsamer Weise ebenfalls für sicher und erschien selbst ganz wohlgemuth in Kassel. Der Massecurator war jedoch anderer Ansicht, als er seine Forderungen gegen Geeh beim Stadtgericht einklagte und zur Sicherung seiner Rechtsansprüche, mit Rücksicht auf das neue Domicil Geeh's, den Personalarrest gegen ihn beantragte. Auch das Gericht war anderer Ansicht und erkannte den gebotenen Arrest. So war denn Herr Geeh, ehe er sich versah, Gefangener — der Gerechte muß eben viel leiden in der Welt. Auch half alles Remonstriren nichts, das Gericht wollte es sich nun einmal nicht einreden lassen, daß der Herr „Bankdirector" von Prag nicht auch in Prag domicilirt sein solle, und Herr Geeh war und blieb Gefangener. Das wirkte endlich. Es kam ein Vertrag zu Stande, in welchem Geeh die eingeklagten Forderungen sämmtlich als richtig eingestand und darauf vorerst eine Summe von 15,000 Thaler theils baar zahlte, theils durch Cessionen und Pfandbestellung anwies. Auch die acht Kuxe von den Berncasteler Bergwerken trat Geeh der Leihbank ab und ebenso verzichtete er auf seine lebens-

Digitized by Google

längliche Bestellung als Secretair der Leihbank und die ihm hieraus zustehenden Gehaltsansprüche. Etwas später fand sich der Curator auch mit Biermann und von Meyer ab. Beide überwiesen gleichfalls ihre 12 Berncasteler Kure der Leihbank, Biermann verzichtete ferner in derselben Weise wie Geeh auf seine lebenslängliche Anstellung als Kassirer und überließ endlich auch die 1215 Thaler Kassenüberschuß, die sich zu seinem Gunsten gebildet hatten, an die Leihbank. Dies letztere war eine Entschädigung für die durch die Beschaffenheit seiner Buch- und Geschäftsführung für die Curatelverwaltung nothwendig gewordenen Ausgaben. Das bedeutendste Opfer — in soweit hiervon die Rede sein kann — brachte Herr von Meyer. Er willigte zunächst ein, daß eine Forderung der Leihbank von etwa 8000 Thaler mit einer ihm zustehenden Gegenforderung compensirt wurde, und verpflichtete sich außerdem, als Tilgung aller aus seiner Geschäftsverwaltung etwa zu erhebenden Entschädigungsansprüche zur Zahlung einer Summa von 80,000 Thaler innerhalb sechs Jahren. Für diese Forderung wurde auch der Grundbesitz von Meyer's verpfändet, und sie darf bei den günstigen Vermögensumständen des Schuldners als vollkommen sicher betrachtet werden. Alle drei Beamte wurden hiergegen von dem Curator dechargirt.

Die Regelung dieser Verhältnisse gestattete nun auch, an die endliche Erledigung des Concurses zu denken. Die Eröffnung des formellen Concurses widerrieth sich dabei aus mehr als einem gewichtigen Grunde. Die Direction legte deshalb im April 1860 einen Vergleichsvorschlag vor. Derselbe sicherte den nicht bevorzugten Gläubigern 20 Procent baar, 20 Procent in unverzinslichen Inhaberschuldscheinen zu, welche allmählich voll eingelöst werden sollten, und 30 Procent in auf den Inhaber lautenden Antheilscheinen, welche zur Auszahlung kommen sollten, so weit nach Leistung der beiden erstgenannten Zahlungen noch ein Ueberschuß sich ergeben würde. Diese letzte Zusicherung war freilich nur zur Beruhigung der Gewissen gemacht worden, man war sich wohl bewußt, daß nicht mehr als 40 Procent gezahlt werden konnten. Der Vorschlag war mit Rücksicht auf die Unsicherheit der ganzen Vermögenslage ziemlich allgemein gehalten. Dies, sowie die Geringfügigkeit des Angebots, mißfiel dem provisorischen Gläubigerausschuß. Er beschloß deshalb, auf den Vorschlag nicht einzugehen und die Regie-

Digitized by Google

rung um die Vermittelung und Hülfe des Staates zu bitten. Das betreffende Gesuch ging im Mai 1860 an die Regierung ab. Es war im November, also nach sechs Monaten, ungeachtet mehrerer Sollicitationen noch ohne Antwort. Um diese Zeit verlautete zwar, die Regierung werde den Ständen eine entsprechende Vorlage machen; der Concursrichter glaubte jedoch, ein längeres Hinausschieben der unglücklichen Sache nicht länger verantworten zu können. Es wurde ein neuer Vergleichsvorschlag von Seiten des Curators unter Zustimmung des Gerichts ausgearbeitet und darauf der Termin zur Erklärung der Gläubiger für den nächsten Januar ausgeschrieben. Das Gerücht hatte indeß nicht gelogen. Am 8. December, als es sich in der Zweiten Kammer um die Incompetenzerklärung handelte, brachte der Landtagscommissar von Dehn-Rothfelser mit den übrigen verlockenden Vorlagen auch eine Proposition ein, wonach der Staat gegen Uebernahme der gesammten Masse den nicht bevorzugten Gläubigern 80 Procent ihrer Forderungen alsbald baar auszahlen wollte. Die Stände sollten dagegen nichts weiter, als das Verfassungsrecht des Landes preisgeben, und Herr von Dehn wußte bei der Vorlage gar Vieles von „den Thränen der Wittwen und Waisen" zu erzählen, welche die Regierung in ihrem unergründlichen Wohlwollen nach anderthalb Jahren endlich zu trocknen sich entschlossen hatte. Das Mittel verfing bekanntlich nicht. Die hartherzigen Stände stellten das Verfassungsrecht des Landes höher als die Thränen der Wittwen und Waisen, und so waren die Gläubiger denn wieder nur auf das angewiesen, was von der Verwaltung aus den jammervollen Schiffbruche hatte gerettet werden können. Die 80 Procent, welche die Regierung geboten, hatten indeß den Gläubigern viel besser zugesagt, als der magere Vorschlag des Gerichts. Der letztere fand deshalb beim Kasseler Publikum wenig Gnade. Ueberdies sanken die Course in den folgenden Monaten so schnell, daß bei einem Verkaufe der zur Masse gehörigen Papiere die bei der Ausarbeitung des Vorschlags als muthmaßlicher Ertrag unterstellte Summe bei weitem nicht zu erzielen gewesen wäre, und endlich schied der Concursrichter selbst kurz darauf aus seiner Stellung, während sein Nachfolger wieder längere Zeit brauchte, um sich einzuarbeiten. So liegt die Sache denn heute noch genau auf dem alten Fleck. Das Gericht will abermals ohne Rücksicht auf die trügerische Staatshülfe selbstständig

Digitized by Google

in der Sache vorgehen, und die Regierung will abermals durch eine Vorlage die Stände wählen lassen zwischen den Thränen der Wittwen und Waisen und dem Verfassungsrecht des Landes. Die unseligen Zustände des kurhessischen Staates, in deren schwüler Atmosphäre die Schande dieses Bankerotts groß gebrütet war, wirken also auch noch auf den letzten Abschluß des schmachvollen Dramas in unheilvoller Weise ein.

Wer die Verhältnisse, die wir hier geschildert, aus eigener Anschauung näher kennt, wird uns das Zeugniß nicht versagen, daß wir bei unserer Darstellung sine ira et studio verfahren sind, ja daß wir dabei noch die möglichst günstige Beleuchtung gewählt haben. Es kam uns auch wahrlich nicht darauf an, die armseligen Acteurs, die sich zuletzt auf der Bühne bewegten, von einer andern Seite, als der ihrer ganzen kopflosen Unfähigkeit, zu zeigen. Der Schwerpunkt lag für unser Interesse ausschließlich hinter den Coulissen. Wir wollten nur an einem eclatanten Beispiel den Beweis führen, wie zerrüttete Staatszustände eben auf jedem Gebiete des gesellschaftlichen Lebens die Sumpfpflanzen groß wuchern lassen. Der Vorwurf, den wir hiermit gegen die kurhessische Regierung erheben, könnte allerdings diejenigen unserer Leser befremden, die der staatlichen Bevormundung industrieller Institute das Wort nicht reden. Auch wir thun dies nach unserer volkswirthschaftlichen Ueberzeugung nicht. Aber die Verhältnisse liegen auch in unserm Falle ganz anders. Für die besonderen Verhältnisse der Leihbank zu Kassel war Ausübung der staatlichen Oberaufsicht ein dringendes Gebot der Pflicht. Das Institut war von Haus aus, nach dem Plan seines Stifters, auf eine obere Leitung des Staates berechnet, denn seine Actionäre haben der Direction gegenüber statutengemäß kein anderes Recht, als das auf Zahlung einer Dividende oder auf Rückzahlung ihres Einlagecapitals. Sie können keine Rechnungsablage verlangen, sie haben keinen Einfluß auf die Wahl der leitenden Mitglieder, sie werden eben um nichts gefragt. Zu der Rücksicht auf die Actionäre kam indeß die noch weit drängendere auf das Publikum. Man hatte die Leute daran gewöhnt, die Leihbank in gewissem Sinne als Staatsinstitut zu betrachten, man hatte einen landesherrlichen Commissar dafür bestellt, man hatte — obwohl wiederholt auf die Gefahr aufmerksam gemacht — es ruhig geschehen lassen, daß sich die Leihbank den Titel „kurhessische" Leih-

Digitized by Google

bank angemaßt. Aber mehr als dies: man kannte in den ministeriellen Kreisen seit Jahrzehnten das Mißliche, das Verzweifelte der Vermögenslage, man wußte, daß auf ein Actiencapital von etwa 30,000 Thalern eine Vermögensbilanz von etwa zwei Millionen basirt worden war, man wußte aus unmittelbarster Anschauung, wie wenig die leitenden Personen nach ihren geistigen oder sittlichen Eigenschaften befähigt waren, die Leitung des Instituts zu handhaben — und doch ließ man es ruhig geschehen, daß sie in's Blaue hinein Hunderttausende an Papiergeld und Schuldverschreibungen dem Verkehr überantworteten, und Niemand fand sich, der den Muth gehabt, dem tollen Treiben Einhalt zu thun. Freilich der „Rücksichten" waren dabei gar zu viele zu nehmen. Herr von Meyer war ja selbst Minister, Mann der Partei und bei Hofe hoch angeschrieben — wer wollte ihm auf den Fuß treten? Wer wußte überhaupt, bis zu welchen sensiblen Kreisen die Fäden reichten, die ein rücksichtsloser aber pflichtgetreuer Griff hätte zerreißen müssen? Wie konnte es anders kommen bei einem Regiment, dessen leitendes Princip in majorem Dei gloriam so viele Rücksichtsnahmen erheischte! Man nahm Rücksichten, weil man deren selbst für die eigenen Zwecke bedurfte. Freilich, man nahm Rücksichten blos auf den Collegen, auf das Glied der Partei, auf das Regierungsprincip, für dessen Erhaltung man stritt. Auf die wahren Interessenten, auf die unglücklichen Gläubiger, die ihren Nothheller in gutem Glauben dem vom Staat überwachten Institut zuwandten, auf Handel und Verkehr und den Staatscredit, die doch beide, wie man wohl wußte, empfindlich durch die verfehlte nichtsnutzige Verwaltung betroffen waren, auf die Pflicht, die man dem Staatsinteresse im Großen und Ganzen eidlich gelobt — darauf nahm man keine Rücksicht. Die Partei, die scheinheilig genug von den Thränen der Wittwen und Waisen zu sprechen wagt, die sie doch selbst mit verschuldet, diese Partei und ihr System sind es gewesen, denen die eigentliche Schuld beizumessen ist. Denn nicht umsonst steht geschrieben: an ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen!

Digitized by Google

Fünftes Kapitel.

Miserère.

So weit reicht die mir von befreundeter Hand mitgetheilte und zur Publication verstattete Darstellung.

Mir bleibt nichts übrig, als den fünften Act dieses Dramas beizufügen, das sich für die Gläubiger und die Steuerzahler als eine Tragödie, für den unbetheiligten Zuschauer als eine Komödie oder ein Satyrspiel darstellt. Ich werde für diesen Schlußact mit historischer Treue der officiellen Quelle folgen, nämlich den „Verhandlungen des kurhessischen Landtags, Landtagsperiode 1861 bis 1863," (Kassel, Scheel).

Am 13. December 1862 machte der kurfürstliche Landtagscommissar der Ständeversammlung eine neue „Mittheilung in Beziehung auf die Leihhausangelegenheit," welche die Staatsfinanzen in ausgedehntester Weise zu Gunsten der Concursmasse besagter Leih- und Commerzbank in Anspruch nahm. Die Bank verwandelte sich nun in der officiellen Sprache in ein ganz bescheidenes Leihhäuschen. Dieses bescheidene und gemüthliche Leihhäuschen hatte, laut der Darlegung des landesherrlichen Commissarius, am 1. August 1862 nur noch 658,085 Thlr. 9 Sgr. 1 Pfg. Schulden, worunter 1434 Thlr. 27 Sgr. 10 Pfg. privilegirte, die vorab aus der Masse bezahlt werden mußten. Dem gegenüber findet sich ein Vermögensbestand von höchstens 340,944 Thlr. 11 Sgr. 4 Pfg., und selbst dieser Bestand war zum großen Theil nur den energischen und geschickten Anstrengungen weniger verdienstvoller Männer zu danken, deren im vorigen Kapitel gedacht worden ist. Als deutlicher Beweis, wie gewirthschaftet worden war, möge der officiell constatirte Umstand dienen, daß von den Ausständen der bei weitem größte Betrag, nämlich 371,269 Thlr. 13 Sgr. 5 Pfg. — keinen Schuß Pulver werth war. Die Regierung machte nun folgenden Vorschlag: Nach Abzug der vorab aus der Masse zu befriedigenden privilegirten Gläubiger bleiben noch 656,650 Thlr. 11 Sgr. 3 Pfg. Schulden. Wir wollen nun den Gläubigern, wenn sie ihre Forderungen an uns, den Staat, abtreten, 80 Procent zahlen. Diese 80 Procent betragen etwa 527,000 Thaler. Was zur Aufbringung derselben erforderlich ist, soll aus Staatsmitteln gedeckt werden;

Digitized by Google

da es aber zu gehässig wäre, Steuern zu diesem Zwecke zu erheben, so wollen wir lieber Schulden machen, d. h. „die erforderliche Mehrausgabe der Staatskasse soll durch Emission unverzinslicher Staatskassenscheine gedeckt werden." Gegen Zahlung dieser 526,754 Thaler erhält der Staat dann die Concursmasse, werth 340,944 Thaler. Das finanzielle Opfer des Staats beträgt sonach 185,810 Thaler. Die Regierung will das Leihhausgeschäft, aber auch nur dieses, fortsetzen und sich bemühen, daraus partielle Deckung der Subventionssumme herauszuschlagen. So der Vorschlag.

Die Obligationen- und Noteninhaber und sonstigen Massegläubiger hatten Anspruch auf Staatsintervention erhoben. Sie sagten: „Der Staat muß uns Ersatz leisten für den Schaden, den uns die Regierung zugefügt. Die Regierung hat das nunmehr bankerotte Institut mit dem Nimbus der öffentlichen Autorität umkleidet; sie selbst hat für dasselbe um das Vertrauen ihrer eigenen Unterthanen und des sonstigen Publikums geworben; sie hat sich dabei auf die unabläßige und strenge Aufsicht berufen, die sie führe. Allein sie hat von ihrem Aufsichtsrecht entweder gar nicht oder zu spät und zu wenig Gebrauch gemacht, während sie bei richtiger Ausübung den Schaden, der nun vorliegt, hätte verhüten können und müssen. Eine periodische Revision des gesammten Haushalts der Bank hat nicht stattgefunden. Man hat geduldet, vielleicht bewirkt, daß fingirte Dividenden bezahlt worden sind. Man hat nie daran gedacht, eine richtige Bilanz zu erheben oder zu publiciren. Man hat die willkürliche Emission von Inhaberpapieren, sowie die Beleihung der eigenen Actien geduldet und gefördert. Man hat der Bank erlaubt, Papiergeld zu machen, obgleich man wußte und wissen mußte, daß keine Sicherheit dafür vorhanden, und daß man die Möglichkeit einer demnächstigen Amortisirung desselben nur durch schwindelhafte Bergwerksspeculationen herzuführen bemüht war. Man hat gewartet, bis diese Papiergeldfabrication bis auf 400,000 Thaler gediehen war. Erst dann ist man eingeschritten. Dies Alles hat der Staat gethan und unterlassen, folglich ist er uns ersatzpflichtig."

So viel sich auch für das Verschulden der Regierung und für deren Haftbarkeit gegenüber den betrogenen Obligationen- und Noteninhabern sagen ließe, so durfte natürlich der landesherrliche Commissar der Ständeversammlung gegenüber die Berechtigung der

Digitized by Google

Ansprüche des Gläubigerausschusses nicht anerkennen. Aber wenn man jedes Verschulden der Regierung leugnete, wie wollte man dann eine Intervention des Staates, eine Subvention der Concursmasse aus öffentlichen Mitteln rechtfertigen? Konnte dann nicht auch jeder andere leichtsinnige Schuldenmacher und betrügerische Bankerotteur kommen und ein Viertelmilliönchen Thaler aus Staatsmitteln verlangen?

Es ist wahrhaft ergötzlich zu beobachten, wie sich hier der kurfürstliche Landtagscommissar zwischen Scylla und Charybdis durchzuwinden, auf der einen Seite das Verschulden der Regierung zu leugnen und, doch auf der andern die Unterstützungspflicht des Staates zu begründen sucht. In einer schriftlich wohl aufgesetzten und dann abgelesenen Rede erläutert er:

„Der Fall der hiesigen Leih- und Commerzbank hat im Kurstaate sowohl wie im Auslande eine um so größere Sensation erregt, als derselbe, wiewohl ganz irriger Weise (?), in unmittelbare Verbindung mit den Staatsfinanzen gebracht worden ist. Diese Anstalt war allerdings nicht ein nach Art der neueren Actienunternehmungen gebildetes Institut, sondern eine von dem höchstseligen Landgrafen Karl gestiftete und von ihm und von höchstdessen Nachfolgern in der Regierung mit großen Vorrechten und Privilegien ausgestattete Gesellschaft zur Beförderung der Industrie, deren Directorium eine fast unbeschränkte Befugniß über die ihr zur Verfügung stehenden (fremden) Gelder u. s. w. eingeräumt war. Als deshalb in den Jahren 1840 bis 1842 durch den zur Ausübung des staatlichen Oberaufsichtsrechts der Bankdirection beigegebenen Commissar der Versuch gemacht wurde, die Direction von Beschlüssen abzuhalten, welche nach Ansicht der Regierung der Anstalt nachtheilig waren, wurde auf Anrufen der Direction von den Gerichten das Aufsichtsrecht der Regierung dahin näher präcisirt, daß weder die Genehmigung, noch selbst einmal die Visirung eines Directionsbeschlusses durch den Commissar vor dessen Vollziehung staatsseitig verlangt werden könne u. s. w. Im Anschluß an diese gerichtliche Entscheidung hat das Ministerium (Hassenpflug) sogar die jetzt freilich nicht mehr getheilte Ansicht gehabt, daß die Anstalt zur (schrankenlosen) Emission unverzinslicher Kassenscheine (unfundirten Papiergelds) befugt gewesen sei, welche Emission denn auch bis zum Betrage von 400,000 Thaler

Digitized by Google

erfolgt ist, (wovon in dem Concursinventar noch 25,192 Thaler in Appoints zu 1 Thaler, und 350,770 Thaler in Appoints von 10 Thaler als Passiva figuriren). Jedenfalls hat demnach die Regierung sich nie in der Lage befunden, bestimmend auf die Leitung des Geschäftsbetriebs und die einzelnen Operationen der Anstalt einzuwirken. Sie ist folglich auch nicht rechtlich verpflichtet, die durch das Fallissement entstandenen Verluste der Concursgläubiger zu ersetzen."

So der kurfürstliche Landtagscommissar. Es thut mir leid, sagen zu müssen, daß die einzige Thatsache, auf welche sich der Herr Landtagscommissar beruft, nicht wahr, ja geradezu actenwidrig ist. Ich meine die Berufung auf das gerichtliche Erkenntniß. Damit verhält es sich vielmehr so: Der von der kurhessischen Regierung mit Führung der Oberaufsicht über die Leih- und Commerzbank betraute Commissar hatte allerdings eines Tages den Einfall, die Vertheilung der Dividende zu verbieten, welche durch einen Beschluß der Bankdirection (denn eine Generalversammlung gab es nicht, die Direction war allmächtig) angeordnet worden war. Allein der landesherrliche Commissar stützte seine Einsprache keineswegs auf einen Angriff gegen den Inhalt des Directionsbeschlusses, sondern auf eine bloße Formfrage; ich möchte sagen auf eine Etikettenfrage. Statt zu sagen: Der Abschluß ist falsch, die Dividende ist zur Hälfte fingirt, in Wirklichkeit können per Actie nicht 8, sondern höchstens 4 Thaler Dividende bezahlt werden, was darüber hinausgeht, wird vom Kapital bezahlt oder gar von dem Gelde der Bankgläubiger, der Inhabern der Obligationen und Noten; — statt dessen steifte sich der landesherrliche Commissar, dem wohl die gründliche Erörterung der materiellen Sachlage zu epinös deuchte, einfach auf folgenden Formalismus: Die Direction hat mir ihren Beschluß, Dividende zu vertheilen, bis dahin noch nicht zur Genehmigung unterthänigst vorgelegt; ich werde ihn ohne Zweifel genehmigen, wenn er vorgelegt wird; aber, obgleich mit dem Inhalte einverstanden, wahre ich die Form und hindere den Vollzug lediglich zur Wahrung meiner formellen Rechte. Die Direction klagte; und die Gerichte, namentlich auch das Obergericht und das Oberappellationsgericht in Kassel, verwarfen die formelle Prätention des landesherrlichen Commissarius. Sie er-

Digitized by Google

kannten dagegen auf das Nachdrücklichste an, daß der Regierung ein Oberaufsichtsrecht (und eine dem correspondirende Pflicht) hinsichtlich der Leih- und Commerzbank im vollsten Umfange zustehe, daß sie befugt sei, von allen einzelnen Handlungen und Vorfallenheiten bei derselben Kenntniß zu nehmen, um sich zu überzeugen, daß in Uebereinstimmung mit dem Gesetz und dem Statut gehandelt und die Grenzen der Wirksamkeit, welche sich aus dem Privileg und der Natur der Dinge ergeben, nicht überschritten werden, sowie auch aus sachlichen Gründen die Vollziehung eines von der Direction gefaßten Beschlusses zu verhindern. Diese Entscheidungen der Gerichte hinderten also die Regierung durchaus nicht, ihre Schuldigkeit zu thun. Sie gaben ihr Unrecht, aber nur in einem müssigen Etikettenstreit, worin sie wirklich Unrecht hatte und sich durch ihren bureaukratischen Tic irreleiten ließ. Aber sie forderten sie geradezu auf, statt einen Krieg um des Kaisers Bart, um bloße Formfragen, zu führen, ihre Schuldigkeit in der Sache selbst zu thun. Dieser Aufforderung der Gerichte gegenüber war und blieb die Regierung taub; und es ist deshalb doppelt Unrecht, wenn der Landtagscommissar den falschen Schein zu erzeugen sucht, als habe die Regierung ihre Pflicht thun wollen, sie sei aber durch die Gerichte lahm gelegt worden. Wahrlich, die Rechtspflege steht zu hoch, als daß man dulden darf, daß eine Regierung sie zu ihrem Sündenbocke und Prügeljungen erniedrigt.

Der Landtagscommissar sagt selbst, die Anstalt bot nicht die Garantieen, welche das moderne Actiengesellschaftsrecht ausgebildet hat. Heutzutage bricht sich mit jedem Tage mehr die Ueberzeugung Bahn, daß selbst diese Garantien des modernen Rechts unzureichend sind und einer durchgreifenden Reform bedürfen im Sinne einer größern strafrechtlichen Verantwortlichkeit und civilrechtlichen Haftbarkeit der Gründer und der Leiter von Actiengesellschaften. In England, in Frankreich, in Deutschland steht diese Frage auf der Tagesordnung, und vielleicht hat doch der Zufall einmal eine Schallwelle aus diesen lauten Erörterungen auch zum Ohre der kurhessischen Regierung getragen.

Die Leihbank in Kassel bot also noch nicht einmal diese Garantien. Sie kannte keine Generalversammlung, keinen Rechenschaftsbericht, keine jährliche Ablage und Revision der Rechnung,

Digitized by Google

keine Decharge. Sie hatte nur Directoren, welche die Actionäre bevormundeten und von der Regierung ernannt wurden. Der Landtagscommissar selbst sagt: Diese Directoren hatten eine beinahe unbeschränkte Befugniß, mit fremden Gelde zu wirthschaften; und die Bank hatte die ausgedehntesten Vorrechte und Privilegien.

Und in diesem wahrhaft unerhörten Zustande sollte für die Regierung nicht eine Aufforderung gelegen haben, die Befugnisse durch Verpflichtungen, die Privilegien durch Garantien gegen den Mißbrauch solcher Vorrechte und die Allgewalt der Directoren durch eine sorgfältige Beaufsichtigung derselben auszugleichen? Und wer würde ihren hierauf gerichteten Bestrebungen Schwierigkeiten gemacht haben? Die Inhaber der Stammactien, der Kassenscheine und der Obligationen gewiß nicht. Die sonstigen Gläubiger noch viel weniger. Der Landtag am allerwenigsten. Aber die Directoren? Ei, sie sind ja die Geschöpfe der Regierung. Sie sind von der Regierung ernannt oder wenigstens bestätigt; und durch diese Bestätigung hatte ja gerade die Regierung dem Publikum und den Interessenten gegenüber einen hohen Grad von Verantwortung, eine Art von Gutsprache für das Verhalten ihrer Vertrauensmänner, die sie zu Directoren gemacht, übernommen. Konnten die Geschöpfe wider den Schöpfer rebelliren? Und wenn, konnte man ihnen nicht den Proceß machen? An Stoff fehlte es doch wahrhaftig nicht.

Aber man that nichts, weil man nichts thun wollte, weil die herrschende Person und die herrschende Clique ein Interesse daran hatte, nichts zu thun, wie dies in Kapitel 2, 3 und 4 zur Genüge erläutert; — und weil in einem heimlich thuenden Kleinstaate die öffentliche Meinung nicht Platz genug hat, sich zu sammeln, zu entwickeln, zu klären und zu kräftigen bis zu einem Grad, der erforderlich ist, dergleichen Unfug so zu discreditiren, daß ihm mit einer allgemeinen Repudiation geantwortet wird.

„Ja, was können wir dazu?" sagten die Minister, „der Landgraf Karl hatte nun einmal die Sache so eingerichtet vor anderthalb Jahrhundert. Wir hatten die Sache so überkommen und konnten daran nichts ändern."

Auch das ist falsch. Das Leihhaus, welches Landgraf Karl, und die quasi-staatliche Zettel-Bank, welche Ehren-Hassenpflug etablirt, sind durchaus nicht identisch, sondern himmelweit verschiedene Dinge. In der Concession vom 19. April 1721 verleiht Landgraf

Digitized by Google

Karl zwar Freiheit von Steuern, Stempel- und sonstigen Abgaben, das Monopol der Ausschließlichkeit und alle demnächst noch zu bezeichnenden „Privilegien, wie dies die Avantage der Compagnie erfordern möchte". Allein er beschränkt die Wirksamkeit der Bank auf „Errichtung eines Lombard" (d. i. Leihhauses), wo nur auf gute Pfänder und Preciosen und allerhand andere Mobilien Geld ausgeliehen werden dürfe, und auf Errichtung eines Magazins, wo jeder „Manufacturier" seine Waaren, worauf er Geld aufnehmen wolle, hinlegen könne. Nur wird beigefügt, mit dem etwaigen Ueberschusse ihrer disponiblen Mittel könne die Compagnie „ein solches Commercium anstellen, als es für solche am profitabelsten erachtet werde". In Gefahr war hierbei Niemand, als der Actionär. Wenn die Directoren auf schlechte Pfänder liehen oder sich auf ein unprofitables Commercium einließen, so verminderte sich der Werth der Actien. Es ist bereits erwähnt, daß einmal das ursprüngliche Actiencapital um ein ganz Bedeutendes reducirt werden mußte.

Diese einfachen Verhältnisse änderten sich vollständig unter Hassenpflug, unter dem Regiment des uneinlösbaren Papiergeldes, das schon Mirabeau im Jahre 1790 „eine circulirende Pest" nannte. Zur Zeit ihrer Insolvenzerklärung hatte die Bank Obligationen auf den Inhaber bis zum Betrage von 354,416 Thaler und unverzinsliche Banknoten bis über 400,000 Thaler hinaus emittirt. Sie hatte von Anfang an nicht die baaren Mittel, welche mit diesem circulirenden Papier im Verhältnisse standen oder eine auch nur theilweise Einlösung ermöglichten. Sie setzte diese Emissionen fort zu einer Zeit, wo sie auch nicht mehr den geringsten Zweifel darüber haben konnte, daß sie bankerott sei. Vielleicht hoffte sie, sich durch Bergbau und sonstige gewagte Speculationen retten zu können. Allein gerade dadurch wurden auch noch die letzten Mittel in einen unersättlichen Schlund geworfen. Der Regierung war schon 1840 und 1841 durch richterliche Erkenntnisse das Recht der unbeschränktesten Kenntnißnahme der gesammten Geschäftsführung der Bank rechtskräftig zugesprochen worden. Hat sie seitdem Gebrauch gemacht von diesem Rechte? Ja? — dann kannte sie den ganzen Schwindel. Nein? — dann hat sie sich der gröbsten Fahrlässigkeit schuldig gemacht. Die letztere kann um so weniger entschuldigt werden, als eine ganze Reihe von Thatsachen vorlag, welche bei

Digitized by Google

dem Publikum, namentlich bei dem einheimischen, (dem das Lesen von ein paar Dutzend außerhalb Kurhessens erscheinender deutscher Zeitungen, welche in Betreff gewisser Dinge aus dem Bereiche der allerhöchsten vie intime kein Blatt vor den Mund nahmen, von der Regierung verboten war), mit Nothwendigkeit die Ueberzeugung hervorrufen mußten, die Bank sei Staatsanstalt oder stehe wenigstens unter steter und sorgfältiger Controle der Regierung. Die Regierung selbst legte sich öffentlich diese Controle bei. An der Spitze der Bank stand ein einflußreicher Staatsminister. Die Directoren wurden von der Regierung bestätigt. Sie hatten also das Vertrauen der Regierung und mußten dessen würdig sein. Im officiellen Staatshandbuch waren sie unter den Staatsbeamten aufgeführt. Die Bank legte sich den Titel „Kurhessische" bei. Auf jedem Bankschein prangte dieses staatliche Epitheton und weckt den Verdacht, daß die Bank sich solches beigelegt und die Regierung zu dem Mißbrauche geschwiegen habe, um der bankerotten Anstalt einen Credit zu verschaffen oder zu conserviren, der ihr längst nicht mehr zukam, — Alles vielleicht in der Hoffnung auf das Kalifornien an der Mosel. Ist es da zu verwundern, wenn das Publikum bethört wurde und dem Schalksrath folgte, den Mephistopheles (im 2. Theil des Faust) giebt:

„Man will sich nicht mit Börse und Beutel plagen.
Ein Blättchen ist im Busen leicht zu tragen,
Mit Liebesbriefslein paart bequem sich's hier,
Der Priester trägt's andächtig im Brevier,
Ein solch' Papier, an Gold und Silber Statt,
Ist so bequem; man weiß doch, was man hat" u. s. w.

Kurhessen war schon, Dank der Eigenthümlichkeit seiner Regierung, kein sehr wohlhabendes Land. Der Staatsschatz drohte immer reicher, das Land immer ärmer zu werden. Nun kam auch noch die Leih- und Commerzbank und mißbrauchte die Autorität des Staates, um gegen Verabreichung werthloser Papiere den Unterthanen ihre klingende Münze abzunehmen und sie in Moselbergwerke zu stecken und in noch schlimmere böhmische Wälder, von wannen der Thaler nimmer zurückkehrt. Und diese Bank stand unter der Protection der Regierung; man dehnte ihre Rechte und Privilegien stets weiter aus, ohne das Gleichgewicht herzustellen durch Einführung einer Verpflichtung und Haftbarkeit der Bank und der Direc-

Digitized by Google

toren, welche der Ausdehnung der Befugnisse entsprach und damit verbunden sein mußte. Alle diese Begehungs- und Unterlassungssünden hatten ihre Quelle lediglich in dem Interesse, welches einige hochgestellte Personen an gewissen Geschäften der Bank nahmen. In Folge dessen galt sie als ein „Kräutlein-rühr'-mich-nicht an"; und manche deutsche Zeitung, welche ohne Angabe von Gründen im Kurstaate verboten wurde, hat wohl ihre Verbannung einer Bemerkung über die Eigenthümlichkeit dieser Bank zu verdanken.

Dabei fällt noch ein Umstand erschwerend in das Gewicht: der hessische Beamtenstand im Großen und Ganzen war während und nach jener langen und schweren Krisis intact geblieben. Alle die Mittel der List und der Gewalt, welche man angewandt hatte, um ihn zu corrumpiren, hatten keinen Erfolg gehabt. Man kann diese Thatsache nicht oft genug hervorheben, weil sie der hessischen Bevölkerung und den hessischen Beamten, im Vergleich zu den Erscheinungen in anderen deutschen Kleinstaaten, zur höchsten Ehre gereicht. Hätte man den competenten Behörden freie Hand gelassen, es hätten sich sofort die Beamten gefunden, welche es verstanden, Kurhessen vor dem Zettel-, Bank- und Bergwerksschwindel zu bewahren, der sich in der Zeit zwischen dem Krimkriege und dem italienischen Kriege wie eine wirthschaftliche Pest über das europäische Festland ergossen hatte, und der auch hier noch seine Spuren hinterlassen hat in dem Concursinventar der Bank, worin wir als Activa aufgeführt finden: österreichische Creditbankactien, Genfer Creditbankactien, moldauer Creditbankactien, Dessauer Creditbankactien, Actien der Industrie- und Productenhalle in Prag, Pariser Creditmobilier und andere liebliche Bilder.

Komische Argumente muß man freilich erleben. So sagte mir ein kurhessischer laudator temporis acti von jener Species, welche man dort „Nachthessen" nennt, mit großem Ernst: „Was wollen Sie gegen Hassenpflug? er war Freihändler und ließ der Sache deshalb freien Lauf." Wahrlich ein sonderbarer Freihändler, der einer Bank, und zwar der allerschlechtesten, das unbeschränkteste, ausschließliche Recht freier Notenemission gab und es allen anderen nahm, während er doch, wenn es ihm ernst war mit seinem Bekenntnisse wirthschaftlicher Freiheit, gesetzlich die Voraussetzungen normiren mußte, unter welchen Jeder, ohne einer Concession oder

Digitized by Google

Mitwirkung von Seiten des Staats zu bedürfen, Banken gründen und Noten emittiren dürfe, um zu probiren, wer sie ihm abnimmt.

Genug jedes Blatt der Geschichte des Sinkens und Falls der Leih- und Commerzbank enthält in jeder Zeile eine Anschuldigung der Regierung. Aber es ist nicht gelungen, auch nur Einem der Schuldigen den Proceß zu machen. Nur Wenige haben durch partiellen Schadenersatz ihr Verschulden gesühnt, sühnen müssen.

Angesichts dieser Sachlage erklärt der landesherrliche Commissarius: Die Regierung trifft kein Verschulden.

Und in demselben Augenblick behauptet er, der Staat, d. i. der Steuerzahler, muß zu Gunsten der Obligationen- und Noteninhaber und sonstigen Concursgläubiger interveniren, er muß die Masse subventioniren.

Der unversöhnliche Widerspruch zwischen diesen beiden Sätzen wird in der Rede des kurfürstlichen Commissarius durch folgenden sinnreichen Uebergang vermittelt:

„Die Curatelverwaltung der Concursmasse hat in Gemeinschaft mit dem Gläubigerausschusse um eine Unterstützung von Seiten des Staats nachgesucht; und die Regierung glaubt diesem Gesuche um so mehr entgegenkommen zu müssen, als nicht nur im Auslande der Staatscredit auf dieses Institut (die Leih- und Commerzbank) ausgedehnt worden ist, sondern auch eine große Anzahl dürftiger Staatsangehöriger, milder Stiftungen ꝛc. zu den Gläubigern der Bank gehören. Es wird deshalb die Proposition gestellt, die Ständeversammlung wolle u. s. w.

Dann folgt der Vorschlag, den ich im Eingang dieses Capitels mitgetheilt habe. Die Motivirung desselben ist vollständig mißlungen. Hat der Staat kein Verschulden gehabt, so hat er auch keinen Ersatz zu leisten. Haben milde Stiftungen, Wittwen und Waisen, Personen und Anstalten, welche die Rechte Minderjähriger genießen, gelitten, so müßten sie sich an den halten, der sie betrogen hat, und geeigneten Falls auch an ihre eigenen Vertreter, die sich haben betrügen lassen. Es wäre ein schlimmes Ding, wenn der Staat jedesmal, wo ein Minderjähriger Schaden leidet, ihn aus öffentlichen Mitteln schadlos halten sollte. Das hieße ja alle Schwindler und Betrüger auf die Minderjährigen und milden Stiftungen losheßen. Der Staat soll seine Einrichtungen so treffen, daß Minderjährige nicht ungestraft übervortheilt werden können, und nament-

Digitized by Google

lich soll er ihnen nicht schlechte Papiere aufnöthigen dadurch, daß er sie für gut oder gar für depositalfähig erklärt. Er soll verhüten und strafen. Aber für jedes Verbrechen Ersatz leisten, das kann er nicht. Dazu reichen seine Mittel nicht aus. Er bezieht ja seine Mittel von den Steuerzahlern. Darf man die Steuerzahler ersatzpflichtig und haftbar machen für jedes Verbrechen und jedes Unrecht, das irgend ein Dritter begeht? Sollen sie haften für jedes persönliche Verschulden eines jeden Beamten, für jede Begehungs- und jede Unterlassungssünde desselben? Sollen sie gehalten sein, eine Viertelmillion Thaler und mehr aufzubringen, um einen Concurs zu beseitigen, dessen ungehinderter Ausbruch den Heerd der Krankheit vernichtet und dadurch deren Wiederkehr unmöglich gemacht haben würde?

Ein Fortschritt ist übrigens doch in der Proposition vom 13. December 1862 erkennbar. Früher hatte die Regierung zu den Ständen gesagt: Gebt mir Euer Geld, auf daß ich damit die Thränen der durch die Leihbank betrogenen Wittwen und Waisen trockne und die Leute schadlos halte, welche ich durch meine Schuld beschädigt habe; aber ich kann mich dazu, daß ich Euer Geld nehme, um damit meinen Fehler wieder gut zu machen, nur unter der Bedingung verstehen, daß Ihr, die Stände, zuvor mir, der Regierung, gegenüber auf Euere verfassungsmäßigen Rechte verzichtet. Eine solche Zumuthung wiesen die Stände unwirsch zurück.

Das niederdeutsche Volksbuch Tyll Eulenspiegel erzählt von seinem Helden folgende Geschichte: Tyll hatte von einer Bäuerin zwei Hähne gekauft, aber er besaß kein Geld, um sie zu bezahlen; und die Bäuerin wollte sie ohne Geld nicht hergeben an Tyll, den es sehr nach dem Braten gelüstete. Endlich gelang es Tyll, sich mit der Bäuerin dahin zu verständigen, daß sie ihm den einen Hahn gab, und er ihr dagegen den andern ließ als Pfand für die (natürlich niemals erfolgte) Zahlung beider. Jene ältere Proposition ging noch einen Schritt weiter. Sie sagte: Ich will beide Hähne nehmen, aber ich erwarte dagegen, daß Du auf alle etwaigen Ansprüche gegen mich verzichtest. So sehr hatte die Regierung darauf gerechnet, daß in einem kleinen Lande die Volksvertretung einem einmüthigen Geschrei der Beschädigten Widerstand zu leisten außer Stand sei. Allein der Landtag war standhafter, als die Regierung gedacht hatte. Er weigerte sich, zu verzichten, und so erklärte sich

Digitized by Google

denn die Regierung am 13. December bereit, das Geld auch ohne Verzicht zu nehmen.

Nach langen Verhandlungen im Ausschuß, Namens dessen der Abgeordnete Brenner einen sorgfältig ausgearbeiteten Bericht erstattete, wurde endlich im Plenum am 6. März 1863 die begehrte Subvention aus Staatsmitteln verwilligt. Unmittelbar darauf wurde der Landtag nach Hause geschickt. Denn der Mohr hatte seinen Dienst ja verrichtet.

Die Subvention wurde jedoch auf verzinsliche Leihbank-Obligationen beschränkt, und zwar auf solche, welche zur Zeit der Insolvenzanzeige in den Händen inländischer oder im Inlande wohnhafter Gläubiger sich befunden haben, und sich damals (6. März 1863) noch in den Händen derselben Gläubiger oder deren Erben befanden. Die ausländischen Obligationsinhaber und die Banknotengläubiger wurden ausgeschlossen. Letztere deshalb, weil die Banknoten zu rasch ihren Besitz wechselten und sich zum Zwecke der Liquidation in einigen Händen zusammengefunden hätten, so daß man nicht recht wisse, wem das verwilligte Geld zukomme. Die Ausländer schloß man deshalb aus, weil es sich hier nicht um Erfüllung einer Verbindlichkeit, sondern um eine Wohlthat handle, der Staat aber Wohlthaten nur seinen eigenen Unterthanen zu erweisen befugt sei.

Auch verwarf die Ständeversammlung den Vorschlag, daß der Staat die Masse übernehmen und das Leihhausgeschäft fortführen solle. Das Vergnügen, den Concurs sofort beendigt zu sehen (so sagten die Stände mit Recht), ist denn doch zu theuer bezahlt mit 100,000 Thaler oder mehr; auch schickt es sich nicht, daß der Staat ein so verrufenes Institut, an dem er selber so viel gesündigt, fortführe. Diese Beschlüsse wurden von der Regierung acceptirt und ausgeführt, und so nahm denn endlich die berüchtigte Leih- und Commerzbank ein Ende.

Vom Standpunkte der volkswirthschaftlichen und politischen Kritik läßt sich gegen diese Beschlüsse mancherlei sagen. Von den Obligationen, die ja auf den Inhaber lauteten, ließ sich wohl eben so wenig, wie von den Banknoten sagen, daß der Inhaber, welcher im Concurs liquidirt hatte und am 6. März 1863 noch im Besitz war, identisch sei mit Demjenigen, der den Schaden erlitten. Es ist ja Regel, daß ein gefährdetes Papier, bei welchem hoch-

Digitized by Google

stehende Personen compromittirt sind, zu Spottpreisen gekauft wird von Speculanten, welche auf Subvention aus öffentlichen Mitteln rechnen und dabei oft richtig speculiren. Es ist ferner Regel, daß sich nicht die Obligationen und nicht die Banknoten in großen Appoints, sondern die kleinen Banknoten (zu einem Thaler) in der Hand der ärmeren Klasse befinden, welche den durch solche Kipper- und Wipperpapiere verursachten Schaden allein trägt, wie sie denn auch vorzugsweise durch jede Valutastörung gebrandschatzt wird. Aus Rücksichten der öffentlichen Wohlthätigkeit oder der Staatsarmenpflege läßt sich demnach die Maßregel der Staatssubvention absolut nicht rechtfertigen; und folglich fällt auch das einzige Motiv weg, welches man zur Begründung der particularistischen Unterscheidung zwischen kurhessischen Gläubigern und deutschen Ausländern geltend zu machen vermocht hat.

Man darf indessen aus Alledem dem Landtag keinen Vorwurf machen. Wenn man nicht einfach die Bank ihrem Schicksal überlassen und deren Gläubigern an Diejenigen verweisen wollte, welche durch Handlungen und Unterlassungen den Bankerott veranlaßt hatten, so war es schwer in dieser verfahrenen Angelegenheit, die einen sehr starken Druck auf die Volksvertretung übte, einen principiell richtigen Ausweg zu finden. Jedenfalls war der der Stände relativ besser, als der der Regierung.

Die meisten Streitigkeiten, wodurch die Austragung des Concursprocesses verzögert wurde, erledigten sich durch Vergleich. In der Mitte der sechziger Jahre nahm der Concurs ein Ende, und bald darauf auch der Kurstaat.

Warum ich es der Mühe werth erachtet, der Geschichte der Leih- und Commerzbank eine so ausführliche Darstellung zu widmen?

Weil sie pathologisch höchst lehrreich ist. In den deutschen Veterinärschulen findet man das Bild eines Pferdes, an welchem alle Haupt- und Nebenmängel bildlich dargestellt sind, damit der der Thierarzneikunde Beflissene eine Anschauung und Uebersicht derselben gewinne. Die Geschichte der Leih- und Commerzbank ist ein solches Bild auf dem Gebiete der deutschen Politik- und Volkswirthschaft.

Möge es recht Vielen zur Belehrung dienen. Möge man sich namentlich in Kurhessen, wo doch noch zuweilen sentimentale Velleitäten grassiren, erinnern, daß Hassenpflug nicht nur die hessischen Wälder umgehauen und die hessischen Bürger durch Straf-

Digitized by Google

bayern und Bequartierung gepeinigt, sondern Letztere auch mittelst der Leihbank direct und indirect rücksichtslos gebrandschatzt hat, und daß überhaupt auch dort die particularistische Reaction herzlich schlecht und durchaus nicht billig war.

Man sagt, in Wien existire eine Depossedirtenbank. Ich kenne sie nicht und kann ihr nichts Schlimmes nachreden. Aber ich bin der unmaßgeblichen Meinung, es möchte denjenigen Angehörigen der neuen Provinzen, welche etwa Gelüste verspürten, ihre klingende Münze gegen Papier der Depossedirtenbank umzutauschen, doch vielleicht nichts schaden, wenn sie, bevor sie dem Zuge ihres Herzens folgen, die Stimme des Verstandes zu Rathe ziehen und die Geschichte der sogenannten „Kurhessischen" Leih- und Commerzbank studiren wollten.

Digitized by Google

Der letzte kurhessische Landtag.

Eine Geschichte ohne Ende.

Motto:
Es reden und träumen die Menschen viel,
Von besseren, künftigen Tagen.
Schiller.

Die Kurhessen sind ernsthafte Leute. Sie haben an hundert Jahre lang den schändlichsten Soldatenhandel mit ihren Landeskindern erduldet; sie haben sieben Jahre hindurch die französische Fremdherrschaft ertragen, um später von ihrem Kurfürsten ärger mißhandelt zu werden, als vordem von König Jerome; sie haben die fürstliche Maitressenwirthschaft noch mit ansehen und schwer darunter leiden müssen, als anderwärts in Deutschland Scandal dieser Art schon unerhört war; sie haben sich dann in ihrer Verfassung von 1831 ein festes Bollwerk gegen fürstliche Willkür zu errichten geglaubt, und statt unter dem Schutz dieses Staatsgrundgesetzes in Ruhe zu leben, haben sie sich genöthigt gesehen, dasselbe über ein Menschenalter hindurch unausgesetzt gegen ihren Kurfürsten vertheidigen zu müssen. Als andere deutsche Stämme sich des tiefsten Friedens erfreuten, als Handel und Gewerbe überall sich zu entwickeln begannen und der Wohlstand sich hob, wie nie zuvor, als Lebenslust und Schaffensdrang im deutschen Volke sich wieder regten, wie es seit 300 Jahren nicht der Fall gewesen, da lag es in Kurhessen noch fort und fort wie ein Alp auf Land und Leuten, und der heftigste Kampf zwischen Fürst und Volk wogte hin und her, endlos und unabsehbar. Darüber sind sie ernsthaft geworden, die Leute in Kurhessen.

Ich selbst war nahe daran, über den Studien für diese Arbeit

Digitized by Google

ernsthaft zu werden, und alle die schönen Geschichten, von denen noch die Rede sein wird: von der Wachenfeld'schen Reitbahn und vom pomologischen Garten, vom Hanauer Pulvermagazin und vom Lehngut Schwarzenhasel, sie wollten die sonstige gute Laune nicht bei mir aufkommen lassen, ich mochte sie wenden und drehen, wie ich wollte. Es weht eine beklemmende Stickluft durch die ganze neuere Geschichte Kurhessens, die sich auch den robustesten Nerven fühlbar macht. Die Kleinstaaterei trägt in diesem Lande zwar alle die lächerlichen Züge wie anderwärts, aber die Auflösung des Staatsorganismus ist bereits zu weit vorgeschritten, als daß wir das hippokratische Gesicht desselben übersehen könnten. Auch in anderen deutschen Kleinstaaten sehen wir die Keime des Verfalls an allen Ecken und Enden hervortreiben, und wir können nicht in Zweifel darüber bleiben, daß große geschichtliche Ereignisse mit der Zeit diese Scheinstaaten von der Bühne verschwinden lassen werden. In Kurhessen dagegen waren die Dinge schon so weit auf die Spitze getrieben, daß auch ohne äußeren Anstoß der entscheidende Schlußact sich vorbereitete; denn schon der letzte kurhessische Landtag holte vollkommen bewußt zu dem Streiche aus, der dem Regiment des Kurfürsten und vielleicht dem Staate selbst ein Ende bereitet haben würde, auch wenn die Schlacht bei Königgrätz nicht geschlagen worden wäre.

Diese Entwickelung der Dinge will in ihren tiefer liegenden Ursachen verstanden sein, und aus den Acten des letzten kurhessischen Landtags allein ist sie nicht zu verstehen. Halten wir deshalb zunächst einmal etwas weitere Umschau. Auf Enthüllungen über hochpolitische Vorgänge darf dabei der Leser nicht rechnen. Die Dinge, die hier erzählt werden sollen, sind sämmtlich sehr einfacher, ich möchte fast sagen hausbackener Art und in engeren oder weiteren Kreisen beinahe ohne Ausnahme bereits bekannt. Das Neue besteht nur in dem Zusammenfassen aller dieser Vorgänge zu einem einzigen Gesammtbild und in dem Nachweis, daß diese Vorgänge ihren letzten Ursachen nach nur den einen tragischen Ausgang nehmen konnten, den sie zu nehmen im Begriffe standen. In manchen Punkten wird daher diese Schilderung der Zustände in Kurhessen noch recht wohl vervollständigt werden können, und einzelne Momente, namentlich die auf die äußere Politik bezüglichen, läßt sie überhaupt außer Acht. Nur das eine Verdienst darf für die nachstehende Darstellung in

Digitized by Google

Anspruch genommen werden, daß das, was erzählt ist, einer gewissenhaften Kritik in Bezug auf objective Wahrheit unterzogen wurde, und deshalb mit dem Anspruch auf volle Glaubwürdigkeit auftritt.

Als durch den Bundesbeschluß vom 24. Mai 1862 Kurfürst Friedrich Wilhelm zur Wiederherstellung der Verfassung von 1831 genöthigt worden war, beauftragte er nach vier Wochen langem Zögern den Generalmajor von Loßberg und den Regierungsrath Wiegand mit der Bildung eines neuen Ministeriums. Wie weit es dem hohen Herrn mit diesem Auftrage Ernst gewesen ist, will ich dahin gestellt sein lassen. Wenn es ihm wirklich einmal Ernst damit gewesen, so blieb es jedenfalls nicht sein Ernst, denn als die beiden Herren die Ministerliste aufgestellt hatten und ihm zugleich ihr Programm überreichten, schrieb er auf das letztere mit höchsteigener Hand: „Dienstinstruction für Friedrich Wilhelm I. Ist aber kein Diener, sondern Befehler". Was dachten doch auch die beiden Ministercandidaten, daß sie den Kurfürsten mit einem Programm zu kommen sich unterfingen. Das hätten Hassenpflug und Scheffer nicht einmal gewagt, die doch zu ihrer Zeit ganz anders angeschrieben standen, und nun wollten gar diese beiden aufgedrungenen Herren ihre höchst ungern gesehene Ministerlaufbahn gleich in solcher Weise beginnen!

Wenige Tage darauf war das neue Ministerium gebildet. Wiegand und von Loßberg fanden bekanntlich keinen Platz darin, wohl aber die Herren von Dehn-Rotfelser, von Sternberg, Pfeiffer und von Osterhausen, sämmtlich erprobte Gegner der wieder hergestellten Verfassung, deren künftige Haltung als Minister durch die bedeutsamen Worte genügend verbürgt war, welche von Dehn-Rotfelser als Landtagscommissar einem der letzten Incompetenzlandtage zugerufen hatte: „Und wenn die Verfassung von 1831 jemals wieder hergestellt werden müßte, so würde es doch beim Alten bleiben". Das war auch ein Programm und zwar ein ganz anderes, als das der Herren Wiegand und von Loßberg.

Ein „Befehler" wollte Kurfürst Friedrich Wilhelm sein, nicht wie Friedrich der Große: „der erste Diener des Staates". Ein „Befehler" ist er auch gewesen, und sicherlich hat er seinem Land nicht gedient; nur leider verstand er weder zu dienen, noch zu befehlen. Er hatte den denkbar höchsten Begriff von seiner landesherrlichen

Digitized by Google

Würde, von seinen fürstlichen Rechten, ja selbst von seinen Pflichten — wenigstens wie er sie verstand. Wenn es ihm nachgegangen wäre, er hätte gern seinen Namen unter jedes gerichtliche Decret, unter jede Verfügung einer Verwaltungsbehörde gesetzt, denn es war keine Sache so groß und so klein, daß er nicht die Neigung gehabt, sie selbst zu regeln. Es konnte Niemand sein Unterthan werden ohne seine ausdrückliche Genehmigung; es konnte kein Eisenbahn-Fahrplan festgestellt oder verändert werden, er hätte ihn denn selbst geprüft; es konnte kein Referendar über drei Wochen Urlaub erhalten, außer von ihm selbst; es konnte kein Staatsdiener eine etatsmäßige Gehaltserhöhung bekommen, außer auf Grund eines allerhöchsten Rescripts; es konnte für die Staatsforstlaufer keine Dienstkleidung eingeführt werden, er hieße sie denn zuvor gut; es konnte in Kassel kein Schaufenster in einen Krämerladen verändert werden, der Bauriß dazu mußte das landesherrliche Imprimatur erhalten.

Selbst in einem so kleinen Staatswesen wie Kurhessen hätten zur Durchführung eines so auf das Kleinste und Kleinlichste gerichteten Regierungsdrangs ganz außergewöhnliche persönliche Eigenschaften des Fürsten gehört, wenn auch nur die ärgsten Hemmungen und Belästigungen vermieden werden sollten. Bei dem Kurfürsten war diese Neigung geradezu ein Unglück für ihn wie für das Land, weil es ihm an diesen Eigenschaften vollständig gebrach. Denn eben so stark wie diese krankhafte Sucht, auch die unbedeutendste Angelegenheit selbst zu erledigen, war bei ihm eine andere Eigenschaft entwickelt, welche diesen Regierungsdrang geradezu paralysirte, nämlich eine nicht weniger krankhafte Unschlüssigkeit.

Man würde dem hohen Herrn Unrecht thun, wenn man ihm nachsagen wollte, daß er unthätig gewesen wäre. In der letzten Zeit kam es allerdings mitunter vor, daß er nach heftigen Gemüthsbewegungen Tage lang zu keiner Thätigkeit sich aufraffte. Dann saß er Stunden hindurch still und stumm und blickte unverwandt vor sich hin auf einen und denselben Fleck. Für gewöhnlich aber ließ er es keineswegs an Bereitwilligkeit zur Arbeit fehlen, nur reichte seine Thätigkeit in der Regel nur so weit, bis sie ihren Abschluß finden sollte. Dann erhoben sich Zweifel und Bedenken und die Willenskraft versagte. So kam es denn, daß der Kurfürst selbst die kleinsten Sachen oft Wochen, ja Monate, ja Jahre lang

Digitized by Google

unerledigt ließ, weil er sich nicht entschließen konnte. Die Gardegendarmerie sollte Ende der fünfziger oder zu Anfang der sechziger Jahre der Abwechselung halber einmal andere Uniformen erhalten. Das kleine Corps bestand glaube ich im Ganzen aus 13 Mann. Aber es mußten nach und nach nicht weniger als 7 verschiedene Probeuniformen vorgelegt werden, und ich bin nicht ganz sicher, ob nicht schließlich die Leute doch ihre alten Uniformen behalten haben bis zuletzt.

Die Thätigkeit des Kurfürsten war freilich mitunter auch von ganz besonderer Art. So gefiel er sich zuweilen darin, seiner Phantasie in allerlei hochfahrenden Entwürfen die Zügel schießen zu lassen. Dann construirte er sich z. B. einen großartigen Hofstaat und besetzte die einzelnen Hofchargen mit ihm bekannten Personen, oder er erweiterte seine kleine Armee, bildete aus seinen Regimentern Brigaden und Divisionen, und bestimmte die Stäbe dafür — natürlich, Alles nur auf dem Papier. In solchen Träumereien fühlte sich der hohe Herr offenbar zu glücklich, als daß er ihnen nicht dann und wann nachgehangen hätte.

Der Kurfürst war sich übrigens seiner Unschlüssigkeit wohl bewußt. Um sie zu verdecken, versteckte er sich, wo dies anging, gern hinter einer außergewöhnlichen Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit. So nöthigte er die Minister, daß sie ihm die deutsche Wechselordnung und das deutsche Handels-Gesetzbuch Artikel für Artikel vortrugen und, wo er dies für nöthig fand, erläuterten. Das war gewiß keine kleine Arbeit, und bei einem solchen modus procedendi erklärt es sich denn auch, weshalb beide Gesetze um viele Jahre später in Kurhessen publicirt wurden als anderwärts. In derselben Weise wurden selbstverständlich auch diejenigen Gesetzentwürfe behandelt, welche die Minister selbst ausgearbeitet hatten, und oft genug brachte er dabei seine getreuen Räthe durch seinen Scharfblick für formale Mängel in Verlegenheit.

In erster Linie spielte hierbei allerdings das Bewußtsein des Selbstherrschers seine Rolle, zum guten Theil aber hatte dieses Verfahren auch darin seinen Grund, daß der Kurfürst während solcher endlosen Vorträge und Berathungen der Verlegenheit überhoben war, den fatalen Entschluß zur Genehmigung der Gesetze fassen zu müssen. Noch eine dritte Eigenschaft des Kurfürsten kam jedoch hierbei ebenfalls mit in's Spiel: ein unglaubliches krankhaftes Mißtrauen gegen Jedermann, und gegen seine Minister nicht am

Digitized by Google

wenigsten. Wie fest er auch im Allgemeinen von deren Ergebenheit sich überzeugt halten durfte, in jedem einzelnen Falle glaubte er sich dennoch stets auf das Genaueste davon überzeugen zu müssen, ob ihm nicht doch etwa eine Maßnahme untergeschoben werden sollte, die gegen seine persönlichen Interessen, gegen seine fürstlichen Rechte, gegen seine Ansprüche auf die Rolle des ausschließlichen „Befehlers" gerichtet sein könnte.

Die Minister kannten diese Schwächen ihres Herrn sehr wohl und selbst die allerergebensten derselben erledigten gelegentlich wohl einmal eine Sache, für welche die allerhöchste Zuständigkeit zweifelhaft war, auf eigene Hand, um sie nicht einer endlosen Verschleppung auszusetzen. Das gerieth denn zuweilen, mitunter gerieth es aber auch nicht; der Kurfürst kam dahinter und dann fielen sehr ungnädige Worte. Im Jahre 1864 hatte der Minister des Innern einem Manne in Kassel auf sein Gesuch um Concessionirung eines Dienstmannsinstituts den Bescheid gegeben, er bedürfe einer solchen Concession gar nicht. Das Verfahren des Ministers war streng gesetzlich, aber weil das Gesetz mehrfach verletzt worden war, dem Kurfürsten gegenüber immerhin bedenklich. Die Sache konnte jedoch nicht verschwiegen bleiben, denn die Dienstmänner standen eines Tags zur großen Freude der Straßenjugend uniformirt auf allen Plätzen und Gassen. Der Kurfürst war wüthend, als er den Sachverhalt erfuhr. Daß er dem Unternehmer die Concession nicht hatte — verweigern oder wenigstens ein Jahr lang vorenthalten dürfen, das hätte er vielleicht noch verschmerzt, daß aber Menschen in einer von ihm nicht selbst ausgewählten Uniform in den Straßen seiner Residenz umhergängen, das war ihm unerträglich. Er brachte es damals durch seine Vorwürfe gegen die Minister auch glücklich dahin, daß zwei derselben ihre Entlassung forderten, und nur mit großer Mühe gelang es der Vermittelung des Herr Abée, daß die Sache wieder ausgeglichen wurde. Verziehen hat er Herrn von Stiernberg diesen Streich jedoch nie, wie er denn überhaupt nicht leicht etwas verzieh. Kurze Zeit darauf war der Herr entlassen. An Zerwürfnissen solcher Art zwischen dem Kurfürsten und seinen Ministern wäre nun freilich nicht viel gelegen gewesen. Schlimm aber war es, daß der Kurfürst nach einer jeden solchen Erfahrung doppelt eifersüchtig auf seine Rolle als „Befehler" wurde, und daß sein unglückliches Mißtrauen gegen Jedermann und seine Unzugänglich-

Digitized by Google

keit für fremden Rath, damit dann aber auch seine Unschlüssigkeit, sich in Folge davon nur noch steigerten.

Die eben hervorgehobenen Eigenschaften des Kurfürsten: sein unbegrenzter Regierungsdrang, seine krankhafte Unschlüssigkeit und sein stetes zunehmendes Mißtrauen würden unter allen Umständen seine Regierung zu einer sehr drückenden gemacht haben. Zur Erklärung des wahrhaft trostlosen Verlaufs dieser Regierung reichen jedoch diese Eigenschaften — wie unglücklich sie auch waren — allein nicht aus. Man muß dabei vor Allem noch einen Umstand mit in Betracht ziehen, der bisher nicht stark genug betont worden ist: die unglückselige morganatische Ehe mit Gertrude Falkenheiner, geschiedenen Lehmann, nachherigen Gräfin von Schaumburg und Fürstin von Hanau.

Ich nenne diese Ehe eine morganatische, aber vor dem Kurfürsten durfte man sie nicht so nennen. Ein kurhessischer Beamter, der bekannte Numismatiker Jacob Hofmeister, hatte im Jahre 1861 eine Genealogie des hessischen Fürstenhauses geschrieben und dem Kurfürsten mit dessen Genehmigung sogar zugeeignet. In diesem Werke war die kurfürstliche Ehe ebenfalls als eine morganatische bezeichnet, was sie denn nach deutschem Privatfürstenrecht unzweifelhaft auch ist. Der hohe Herr erzürnte darob gewaltig. Er ließ die ganze Auflage aufkaufen, und um dieses einen Wortes willen vernichten. Das Werk ist dann ohne dieses Wort neu gedruckt worden; der allzu sorgfältige Verfasser aber wurde zur Strafe in ein Landstädtchen versetzt. Das war mehr als eine bloße Laune; es spiegelt sich zugleich hierin ein ganzes Stück Seelenleben des Mannes. Der Kurfürst wollte nicht dulden, daß in einem gedruckten Werke seine Ehe als eine morganatische bezeichnet werde, weil er niemals die Hoffnung aufgegeben hat, diese Ehe noch einmal für ebenbürtig erklären lassen zu können. Daß er für diesen Plan von Preußen nichts zu hoffen habe, wußte er. Es standen dabei schon die Erbverbrüderungsverträge von 1373 und 1457 zwischen Thüringen, Meißen, Hessen und Brandenburg im Wege. Der Plan konnte also nur mit Oesterreichs Hülfe gelingen. Undenkbar ist es daher keineswegs, daß nicht auch diese Hoffnung mitgewirkt hat, um den Kurfürsten im Jahre 1866 zu der schwer begreiflichen Parteinahme gegen Preußen zu bestimmen.

Wenn ich die Ehe des Kurfürsten hier in meine Darstellung

Digitized by Google

herein ziehe, so geschieht es nicht, um auf das Familienleben desselben näher einzugehen. So dankbar dieser Stoff für einen Andern auch sein mag, in den Rahmen dieser Arbeit paßt er nicht herein. Ich will indeß darum dem unglücklichen Manne wenigstens die Anerkennung hier nicht versagen, daß er in seiner Eigenschaft als Gatte und als Vater jedenfalls die vortheilhafteste Seite seines Charakters gezeigt hat. Er hat der Leidenschaft für seine Gemalin sein ganzes Lebensglück geopfert, aber er ist wenigstens dem am Traualtar gegebenen Worte treu geblieben. Scheidungspläne sind allerdings mehrere Male von ihm erwogen worden, das steht fest. Aber ernstlich verfolgt hat er sie nie.

Die Ehe des Kurfürsten kann jedoch deshalb hier nicht unerwähnt bleiben, weil sie von entscheidendem Einfluß auf sein Verhältniß zu seinem Volke und auf seine Regierungsthätigkeit überhaupt gewesen ist. Die nächste Folge dieser unebenbürtigen Ehe war der Abbruch alles geselligen Verkehrs mit den fürstlichen Standesgenossen. Wenn je einmal ein fürstlicher Besuch stattfand, so gingen demselben regelmäßig peinliche Verhandlungen voraus, welche die Entfernung der Fürstin von Hanau während der Dauer des Besuches zum Gegenstand hatten. Der Hof in Kassel war und blieb eben gemieden. Dem Kurfürsten war dies bei seiner wenig geselligen Natur im Allgemeinen vielleicht nicht unangenehm. Es bewegt sich aber Niemand ungestraft außerhalb des Kreises seiner Standesgenossen und ein Fürst vielleicht am allerwenigsten. Einen Ersatz würde nun in manchen Beziehungen ein reger und heiterer Verkehr mit den vorhandenen geselligen Elementen, ein Heranziehen künstlerischer, dichterischer oder wissenschaftlicher Kreise abgegeben haben. Der Kurfürst freilich neigte auch dazu nicht. Allein es hätte doch nur von seiner Gemalin abgehangen, in der einen oder andern Weise das Leben am Hofe anziehend zu machen. Die Dame hatte jedoch ebenfalls hierfür weder Neigung noch Geschick. So gestaltete sich denn das Leben am kurfürstlichen Hofe unsäglich schal und einförmig. Um zwei Uhr fuhr man spazieren, um vier Uhr ging es zur Tafel, um halb sieben Uhr wurde in's Theater gefahren und um zehn Uhr ging man, von all' diesen erhebenden Eindrücken ermüdet, zu Bett. So verlief ein Tag wie der andere. Kein geistiger Genuß, keine gesellige Erheiterung hob den Kurfürsten aus diesem abstumpfenden Einerlei heraus. Immer nur angewiesen auf

Digitized by Google

den Umgang mit einem Weibe, das er liebte und zugleich haßte, verfiel er dem ausschließlichen Einflusse desselben und seinem eigenen finsteren Naturell immer mehr und mehr.

Eine weitere Folge der unebenbürtigen Ehe des Kurfürsten war die Unfähigkeit seiner Söhne zur Nachfolge auf dem Thron. Der Kurfürst liebte seine neun Kinder. Er liebte sie vielleicht nach seiner besonderen Art, aber das natürliche Gefühl der Vaterliebe war jedenfalls vollkommen normal bei ihm entwickelt. Bei einem Fürsten bedingt dieses Gefühl nicht auch die Sorge um die künftige Existenz der Kinder. Ein Fürst kennt keine Familiensorgen im bürgerlichen Sinne des Worts. Das Erbe, das er hinterläßt, braucht nicht erst erworben zu werden, es ist von Haus aus da. Es ist das Land, über welches er herrscht und in dessen Bestand und Gedeihen zugleich das Glück seiner Familie verbürgt ist. Ein Fürst hat daher eigentlich keine Erben, er hat nur einen Nachfolger. Anders bei dem Kurfürsten. Er hatte einen Nachfolger, der nicht sein Sohn war, und er hatte sechs Söhne, von denen keiner sein Nachfolger war. Das Erbe, daß er seinen Kindern hinterließ, mußte erst noch von ihm erworben werden, es war nicht von Haus aus da. Der Kurfürst war also nicht blos Fürst, er war auch Privatmann. Er hatte nicht blos Regierungssorgen, er hatte auch Familiensorgen im bürgerlichen Sinne des Worts. Da es ihm nicht möglich war, diesen Sorgen anders gerecht zu werden, außer auf Grund seiner Einkünfte als Landesherr, so waren Conflicte zwischen dem Vater und dem Landesherrn für ihn nur schwer zu vermeiden. Es hat an Conflicten dieser Art leider nicht gefehlt. Daß sie so zahlreich waren und so vielfach auf Kosten des Landes ihre Lösung fanden, dafür darf nicht der Kurfürst allein, dafür muß direct und indirect auch die Fürstin von Hanau verantwortlich gemacht werden.

Die Hand des Kurfürsten lag schwer auf seinem Lande und über dem endlosen Verfassungsstreite sowohl, wie über der unverzeihlichen Vernachlässigung der materiellen Landeswohlfahrt war ihm die Zuneigung seiner Unterthanen in einem Maße verloren gegangen, wie dies in Deutschland und zumal in Hessen nur selten dagewesen ist. Indeß er war der rechtmäßige Fürst des Landes, und wie groß auch zu Zeiten die Entrüstung der Hessen gegen ihn war, so blieb er doch in ihrer Vorstellung noch immer der Landesherr. Die

Digitized by Google

Fürstin von Hanau dagegen war nicht blos gehaßt, sie war auch tief verachtet. Sie hatte, um geschieden werden zu können, ihren katholischen Glauben verleugnet, sie hatte ihren ersten Gemal ehrlos, ihre Kinder erster Ehe vaterlos und in gewissem Sinne auch mutterlos gemacht und war, mit dieser Schuld beladen, an der Seite des um solchen Preis errungenen Mannes in das ihr fremde Hessenland eingezogen. Daß man sie dort nicht willkommen heißen werde, hat sie wohl selbst nicht erwartet. Gleichviel indeß, was hinter ihr lag, sie war wenigstens keine Maitresse, wie die Gräfin Reichenbach, sie war die kirchlich angetraute — um nicht zu sagen die rechtmäßige — Gemalin des Kurprinzen-Mitregenten. Es war wenig wahrscheinlich, daß diese Verbindung zum Segen des Landes ausschlagen werde, doch war es auch nicht unmöglich. Die Raserei der Liebe hat schon ärgere Schuld auf das Gewissen eines Weibes gehäuft. Wenn sie den Mann, um dessen Besitz sie jede Rücksicht bei Seite gesetzt, die einem Weibe heilig sein soll, wenn sie ihn wirklich in dem Maße liebte, das allein ihr Verhalten vor dem sittlichen Urtheil entschuldigen könnte, so war es sogar psychologisch wahrscheinlich, daß sie Alles aufbieten werde, um wenigstens das durch sie gefährdete Einvernehmen zwischen diesem Manne und seinem Volke thunlichst zu erhalten und zu befestigen.

Sie hat nichts von Alledem gethan. Sie hat stets kalt und fremd dem Hessenland gegenüber gestanden und durch keinen Zug, nicht einmal durch eine irgendwie hervorragende Mildthätigkeit, jemals ein Mitgefühl mit dem Schicksale desselben verrathen. Wohl aber hat sie absichtlich und bewußt ihre Privatinteressen den Interessen des Landes entgegen gesetzt. Gleich in den ersten Wochen nach ihrer Ankunft in Kassel brachen Zerwürfnisse zwischen dem Kurfürsten und dessen Mutter über Etikettefragen aus, die ihre Person betrafen. Sie hat diese Zerwürfnisse nicht verhindert. Die Bürger von Kassel nahmen in dieser Angelegenheit Partei für die Kurfürstin, und die Folge davon war am Abend des 7. December 1831 eine blutige Attake der Garde du Corps auf ein paar hundert harmlose Theaterbesucher, die nichts weiter verbrochen, als daß sie der Kurfürstin vor dem Theater ein Hoch gebracht. Die Luft über dem Friedrichsplatz hallte noch wieder von den Flüchen gegen die Gräfin Reichenbach, und nun mußte gar um der abermaligen Verirrung der Leidenschaft des Regenten willen das Blut wehrloser

Digitized by Google

Weiber und Kinder fließen! Das war der erste Eindruck, den die Hessen von der Gemalin ihres jungen Fürsten erhielten.

Das weitere Verhalten entsprach diesem ominösen Anfang. Es ist sehr unwahrscheinlich, daß die Fürstin von Hanau auf die wichtigeren Regierungsmaßnahmen des Kurfürsten gar keinen Einfluß geübt haben sollte, da der Kurfürst jahraus jahrein mit Niemand weiter verkehrte, doch habe ich nie in zuverlässiger Weise ermitteln können, wie weit auf diesem Gebiete der Einfluß der Dame gegangen ist. Auf die Hofhaltung und die Vermögensverwaltung des Kurfürsten war dagegen der Einfluß der Fürstin unbestritten und unbegrenzt, und was sie nach dieser Richtung geleistet, gestaltet kein anderes Urtheil, als daß sie das kurhessische Land nie als etwas anderes, denn als die fette Domaine angesehen hat, aus der sie Million auf Million für sich und ihre elf Kinder auf die Seite zu bringen berufen sei.

Ihr Werk war es, daß der Hofhaushalt auf dem kargsten Fuße hergerichtet wurde. Die Stadt Kassel sollte nach der oft geäußerten Ansicht des Kurfürsten lediglich Residenzstadt, keine Fabrik- und Handelsstadt sein. Dieser Maxime zu Liebe hemmte der Kurfürst den industriellen Aufschwung der Stadt und versagte jedem größeren gewerblichen Unternehmen, so weit dies von ihm abhing, seine Genehmigung. Bei einem Hofe, der verödet und dessen Haushalt auf so knappem Fuße eingerichtet war, mußte jedoch die der Stadt Kassel zugewiesene Rolle einer Residenzstadt nothwendigerweise eine sehr bescheidene sein. Die Stadt verkümmerte denn auch in einem Maße, daß es ein Ereigniß war, wenn ein neues Haus gebaut wurde. Damit aber nicht genug. Was die Wirkung dieses Systems war, wurde zugleich die Ursache weiterer Schädigung. Die größeren Einkäufe für den Hof wurden überhaupt nicht in Kassel und in Hessen, sondern im Auslande, namentlich in Frankfurt, gemacht, weil man dort angeblich besser und preiswürdiger bedient wurde. Der Kurfürst wie die Fürstin bezogen von da insbesondere ihre fertige Garderobe und selbst die Livreen ihrer Dienerschaft. Wo es unvermeidlich war, Handwerker aus Kassel heranzuziehen, erfolgte die Zahlung — um die Zinsen zu sparen, wie man sich einbildete — erst nach Jahren. Die Bauten an den landesherrlichen Gebäuden wurden absichtlich unterlassen, und diese verfielen in Folge dessen in einem Maße, daß es für Einheimische und Fremde

Digitized by Google

ein Scandal war. Das Octogon auf der Wilhelmshöhe war dem Einsturze nahe, aber selbst als die Landstände sich bereit finden ließen, wenigstens die Hälfte der Reparaturkosten dieses der Privatschatulle des Kurfürsten zur Last fallenden Bauwerks auf die Staatskasse zu übernehmen, geschah doch jahrelang nichts, um dem Verfalle zu begegnen. Es war kein Wunder, daß die Stadt Kassel auf diese Weise an Wohlstand und Bevölkerungszahl zurückging. Kein Wunder aber auch, daß der hartnäckige Kampf zwischen Fürst und Volk von den Bürgern der Residenz in vorderster Reihe bestanden und getragen worden ist.

Dieses Sparsystem war in dem Maße, in welchem es gehandhabt wurde, rücksichtslos, unklug und vor Allem unfürstlich, es verletzte aber wenigstens direct Niemandes Privatrecht. Beim Sparen allein blieb es jedoch nicht, es wurde auch zusammengescharrt, und zwar mit Recht, ohne Recht und gegen Recht. Mit einem Wort: das Land wurde geplündert. Die Landescreditkasse in Kassel hatte kein eignes Dienstgebäude. Bei dem Umfange, den diese Staatsanstalt allmälig gewann, war die Direction genöthigt, außer dem ihr überwiesenen Staatsgebäude ein zweites und ein drittes Privatgebäude für ihre Bureaus zu miethen. Die Beschwerlichkeiten, die sich hieraus — von der Feuersgefahr abgesehen — bei einer Anstalt ergeben mußten, deren Umsatz nach Millionen zählte, lagen auf der Hand, und die Stände hatten längst die Regierung aufgefordert, ein selbständiges Gebäude für die Anstalt bauen zu lassen. Es kam aber nie dazu. Die beiden gemietheten Privathäuser gehörten nämlich der Fürstin von Hanau, und diese bezog von der Landescreditkasse eine Miethsumme, die doppelt so hoch war, als sie von einem jeden andern Miether zu erhalten gewesen wäre. Der ganze Profit bestand zwar alljährlich nur in etwa 500 Thalern, allein — man nahm ihn mit.

Die Schuldverschreibungen der Landescreditkasse wurden von der Direction zum Paricours ausgegeben. Allein, außer für die Bankiers, welche es abwarten konnten, war es für einen Privatmann selten möglich, ein solches Papier direct von der Direction zu bekommen, weil zunächst und vor allen Anderen der Kurfürst und die Fürstin von Hanau auf ihre Anmeldungen befriedigt werden mußten, und diese den verfügbaren Vorrath in der Regel nahezu deckten. Die Folge war, daß die im Lande sehr gesuchten Obliga-

Digitized by Google

tionen der Landescreditkasse über Pari standen, und obwohl nur zu 4 Procent verzinslich, bis zu 105 bezahlt wurden. Darauf aber war es gerade abgesehen, denn diesen Gewinn galt es eben einzustreichen. Daß der Gewinn vielfach auch auf Kosten der unter Vormundschaft stehenden Waisen gemacht wurde, kümmerte weiter nicht.

Von der Rolle, welche der Kurfürst und die Frau Fürstin bei dem Actienschwindel der Kasseler Leih- und Commerzbank gespielt, ist in dem vorhergehenden Artikel bereits die Rede gewesen. In welcher Weise der Kurfürst die Ertheilung der Concession zum Bau der Frankfurt-Hanauer Eisenbahn für sich nutzbar zu machen nicht verschmäht hat, dafür hat kein Geringerer als Graf Bismarck selbst in öffentlicher Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses Zeugniß abgelegt. Die schmutzige Geldgier, mit der die Hofhaltung geleitet wurde, überstieg in der That alles Maß. Der Kurfürst hätte nicht selbst ein Kurhesse sein müssen, wenn er nicht zu jeder Zeit ein paar Processe im Gange gehabt hätte. Das aber ging denn doch selbst über das in Hessen erlaubte Maß von processualischem Anstand hinaus, daß er — wie dies mehrfach vorgekommen ist — seine eigenen Gerichte nöthigte, zum Zwecke der Execution die Civilliste mit Beschlag zu belegen oder die Wagen und Pferde im kurfürstlichen Marstall in's Pfand schreiben zu lassen. Aus dem Hofdienst in den Staatsdienst entlassene Diener fungirten mehrfach noch längere Zeit in ihrer früheren Stellung, während sie ihren Gehalt aus der Staatskasse bezogen. Die Verhandlungen der beiden letzten Landtage bringen Vorfälle dieser Art wiederholt zur Sprache. Der Landtagscommissar suchte, so gut es ging, dieses Verfahren zu rechtfertigen, die Thatsachen selbst konnte er nicht leugnen. Die Staats-Domainenpächter mußten bei ihren Pachtverträgen auf den Ersatz des etwaigen Wildschadens der Hofkasse gegenüber verzichten und die Pächter konnten sich doch nur hierzu verstehen auf Kosten der Höhe des der Staatskasse zu zahlenden Pachtbetrags. Auch dieser Scandal wurde auf dem letzten Landtage zur Sprache gebracht und konnte von der Regierung nicht geleugnet werden. Für die Dienstwohnungen der Hofdiener wurde Steuerfreiheit beansprucht. Das Verlangen ging durchaus gegen das Gesetz, allein es wurde beharrlich festgehalten und es hat zwei Finanzministern, den Herren von Hanstein-Knorr und Schnackenberg, die sich ihm nicht fügen wollten, ihr Portefeuille gekostet.

Digitized by Google

Der Besitzer einer Badeanstalt auf dem rechten Fuldaufer bei Kassel, mit Namen Hartdegen, hatte gegen eine an die Hofkasse zu zahlende Pachtsumme die Erlaubniß zur Anlegung einer Fähre über die Fulda erhalten. Die Fähre war aus localen Gründen für das Bestehen des Geschäfts ganz unerläßlich. Da fiel es dem Kurfürsten ein, einen Steg in der Karlsaue abbrechen zu lassen, welcher bis dahin von dem Publikum und besonders von den Badegästen Hartdegen's stark benutzt worden war. Ein Grund zu dieser das Publikum sehr belästigenden Anordnung war nicht ersichtlich, es müßte denn der gewesen sein, daß der baufällig gewordene Steg auf Kosten der Hofkasse demnächst restaurirt werden mußte. Was jedoch auch der Grund gewesen sein mag: die kleine Brücke wurde abgebrochen und blieb abgebrochen. Als der Pachtvertrag wegen der Fähre abgelaufen war, erklärte Hartdegen, daß er die frühere Pachtsumme nicht mehr zahlen könne, weil ihm der Abbruch dieses Wegs einen erheblichen Ausfall in seinen Einnahmen zugefügt habe. Das war nicht klug gehandelt, aber der Mann hatte die reine Wahrheit gesagt. Ueberdies stand ja auch Alles in Allem nur eine Lumperei von wenigen Thalern in Frage. Die Folge war aber, daß Hartdegen die Concession zur Anlegung der Fähre entzogen wurde, und daß es ihm, aller Bitten und Anerbietungen ungeachtet, nicht gelungen ist, die Concession wieder zu erlangen. Hartdegen ist darüber verarmt und im Elend gestorben. Man konnte lange Zeit in Kasseler Bürgerkreisen seinen Namen nicht nennen, ohne Ausbrüche der heftigsten Entrüstung hervorzurufen. Exoriare aliquis!*)

*) Der Rächer ist wirklich erstanden. Es war auch ein Hartdegen, wenn auch kein Verwandter des Besitzers der Badeanstalt, es war der handfeste Kammerdiener, durch dessen Mißgriffe der Kurfürst im Januar 1862 so unsanft zu Falle kam, daß er wochenlang das Bett hüten mußte. Es war das ein ganz besonderer Fall gewesen. Der Kammerdiener wurde in Folge davon zunächst arretirt und auf die Hauptwache gesetzt, jedoch nach wenigen Stunden seiner Haft wieder entlassen. Dann begannen längere Verhandlungen zwischen dem Kurfürsten und dem Hofmarschall, welche mit der Entlassung Hartdegen's ohne Pension endeten. Der Hofdienerschaft war bei Verlust des Dienstes verboten worden, über den Vorfall zu sprechen. Das verhinderte jedoch nicht, daß in Kassel wochenlang fast von nichts Anderem die Rede war. Damit nun aber doch auch das übrige Land nicht im Zweifel darüber bleibe, wie es den mysteriösen Vorfall zu verstehen habe, erging — es ist schwer zu glauben, aber nichtsdestoweniger wahr — unter dem 2. April 1862 an sämmtliche Behörden des Landes ein Beschluß des Gesammt-Staats-

Digitized by Google

Die heimgefallenen Staatslehen verlieh der Kurfürst ausnahmlos an seine Söhne, mochten diese auch noch im unmündigsten Kindesalter stehen. Ob dies dem Wortlaut der Verfassung entsprach, darüber läßt sich streiten. Dem Geiste derselben entsprach es jedenfalls nicht. Indessen konnte es dem Lande ja schließlich gleichgültig sein, an wen der Landesherr die heimgefallenen Staatslehen wieder vergab, ob an einen Grafen von Schaumburg oder an ein anderes Mitglied der hessischen Ritterschaft. Diese Art der elterlichen Fürsorge war jedoch zu bequem, als daß nicht hätte versucht werden sollen, den kurfürstlichen Söhnen auch solche Lehen zuzuwenden, bei deren Verleihung nicht blos der Geist, sondern auch der Buchstabe der Verfassung verletzt werden mußte. In zwei Fällen dieser Art — sie betrafen ein ehemaliges von Scholley'sches und ein ehemaliges von Walmoden'sches Lehen — fand übrigens der Kurfürst sogar bei seinen Ministern Widerstand. Sie versagten sämmtlich ihre Unterschrift, und alle Versuche des Kurfürsten, ihre Rechtsansicht zu erschüttern, blieben erfolglos. So ist es zwar gekommen, daß diese beiden Lehenssachen an zwanzig Jahre lang in der Schwebe blieben, thatsächlich aber befanden sich die neu Belehnten während dieser ganzen Zeit im Genusse der Lehensstücke. Die Minister hatten zwar nicht den Muth, sich einer positiven Verfassungsverletzung schuldig zu machen, sie hatten aber ebensowenig den Muth, die rechtswidrig vergebenen Lehen für das Land zurückzufordern. Erst unter der Administration des Oberpräsidenten von Möller sind diese beiden Sachen wieder aufgegriffen und dem Staatsanwalte mit dem Auftrage zur Anstellung der Vindicationsklage überwiesen worden. Die bisher ergangenen gerichtlichen Erkenntnisse haben auch die Besitzer zur Herausgabe der Lehen verurtheilt, die Bescheide sind nur noch nicht rechtskräftig geworden. Eine dritte Lehensgeschichte noch viel ärgerer Art spielte auf dem letzten Landtage und fand da einen sehr überraschenden Ausgang. Es ist die Geschichte vom Lehngute Schwarzenhasel. Ich werde weiter unten darauf zurückkommen.

ministeriums, welcher von einem allerhöchsten Rescript vom 29. März zur Nachachtung Kenntniß gab, „wonach Verfügung dahin zu treffen ist, daß der aus dem kurfürstlichen Hofdienste in Ungnade entlassene Kammerdiener Hartdegen weder von einer Oberbehörde angestellt, noch von irgend einer andern Staatsbehörde als Hülfsarbeiter oder in sonstiger Weise angenommen oder beschäftigt werde."

Digitized by Google

Landgraf Moritz von Hessen hatte aus seinen beiden Ehen sieben Söhne. Um einer nochmaligen Theilung des ohnehin durch das Testament Philipp's des Großmüthigen allzu sehr zerstückelten Landes vorzubeugen, einigte sich 1627 die fürstliche Familie unter Zustimmung der Ritter- und Landschaft dahin, daß den sechs Söhnen zweiter Ehe der vierte Theil des Kasseler Fürstenthums an Land und Leuten mit gewissen niederen Hoheitsrechten zur Nutznießung überwiesen werden solle, während der Erstgeborene allein regierender Herr sei, auch nach dem Tode der jüngeren Brüder der ihnen zugewiesene Theil der eigentlich regierenden Linie wieder anfallen solle. Der auf diese Weise ausgeschiedene Landestheil führte den Namen „die Rotenburger Quart". Im Jahre 1834 starb Victor Amadeus, der letzte Nachkomme der also abgefundenen Söhne des Landgrafen Moritz. Der Kurfurst zog alsbald die Quart an sich und überwies die Einkünfte aus derselben — 45,000 Thaler jährlich — seiner Privatschatulle, indem er behauptete, die Quart habe lediglich die Qualität eines Bestandtheils des fürstlichen Hausfideicomisses. Die Stände faßten mit Recht die Sache anders auf und nahmen die Einkünfte der Quart als Staatseinnahme in Anspruch. Es kam darüber zu langwierigen Streitigkeiten zwischen dem Kurfürsten, dessen Erlasse in dieser Angelegenheit die Minister nicht contrasignirten, und den Ständen. Das Einzige, was beide Theile unter diesen Umständen thun konnten, wäre die Beschreitung des Rechtswegs vor den ordentlichen Gerichten des Landes gewesen. Die Stände forderten hierzu auch die Minister auf. Aber Hassenpflug weigerte sich dessen, und seine nächsten Nachfolger ebenfalls. Die Stände konnten die Klage nicht selbst anstellen, denn ihnen stand nur die Ministeranklage wegen Verfassungsverletzung zu, und diese war im vorliegenden Falle nicht zu begründen. Die Stände boten darauf die gerichtliche Entscheidung in der Weise an, daß beide Theile auf ein Gericht compromittiren sollten. Der Kurfürst lehnte dies ab. Die Stände verlangten nun, die Regierung solle das Bundesgericht um Entscheidung angehen. Der Kurfürst verweigerte auch das. Die Stände wandten sich darauf selbst an die Bundesversammlung und baten um Erledigung dieser Streitfrage in jeder geeignet erscheinenden Weise. Die Bundesversammlung wies diesen Antrag zurück. Damit waren die Mittel der Stände erschöpft. Die Sache blieb nun liegen und der Kurfürst bezog wohlgemuth

Digitized by Google

die Einkünfte der Rotenburger Quart fort. Als das Jahr 1848 endlich Minister brachte, welche den Willen hatten, dem Lande zu seinem Rechte zu verhelfen, und die Stände auf's Neue in dieser Angelegenheit aufdrängten, fand es der Kurfürst gerathen, nunmehr ohne gerichtliche Entscheidung auf die Einkünfte der Quart zu verzichten. Dieser Verzicht erfolgte jedoch nicht etwa aus Rechtsgefühl, sondern, um sich dadurch vor weiteren Nachtheilen zu schützen. Denn wäre es zur gerichtlichen Entscheidung gekommen, so hätten ohne Zweifel auch die widerrechtlich gezogenen Einkünfte wieder herausgezahlt werden müssen, während die Stände diese halbe Million wenigstens dem Kurfürsten zu lassen sich bereit finden ließen.

Diese Beiträge zur Charakteristik der kurfürstlichen Hofhaltung und Vermögensverwaltung mögen genügen. Daß die wenig landesväterliche Auffassung des Verhältnisses zwischen Fürst und Land, wie sie sich in den erzählten Vorgängen wiederspiegelt, nicht auch noch in anderen Fällen zum Durchbruch gekommen sein sollte, ist sehr unwahrscheinlich. Manche Enthüllung widerwärtigster Art mag also wohl noch von anderen Seiten beigebracht werden können. Das Mitgetheilte reicht aber sicherlich hin, um zu verstehen, in welchem Grade die unglückselige Heirath des Kurfürsten auf seine Regierung zurückgewirkt hat. Was ich erzählt, war im Lande in weiten Kreisen bekannt, und die Erbitterung gegen den Kurfürsten fand in den täglich neu auftretenden Beweisen dieses Regierungssystems täglich neue Nahrung; zumal bei einem Volke, dessen oft gerühmter Rechtssinn in der That keine Phrase, sondern die schmerzliche Errungenschaft jahrzehntelang erduldeten fürstlichen Unrechts ist. Nur wenn man diese Seite des Verhältnisses zwischen Fürst und Volk mit in Anschlag bringt, wird einem die beispiellose Ausdauer des letzteren in dem Verfassungskampfe vollkommen verständlich. Die Schuld aber an diesen scandalösen Vorgängen trägt nicht der Kurfürst allein, sondern zum guten Theil die Fürstin von Hanau mit, denn der Kurfürst war von Haus aus nicht geizig. Er hatte als Prinz die Thaler flott laufen lassen, und trat auch später überall mit fürstlicher Noblesse auf, wenn er auf Reisen und die Fürstin von Hanau nicht bei ihm war.

Es wird vielfach angenommen, auch der endlose Verfassungsstreit in Kurhessen habe seinen ersten und letzten Grund in dem Bestreben des Kurfürsten gehabt, durch Beseitigung der Verfassung

Digitized by Google

sich den viel berufenen kurhessischen Staatsschatz anzueignen. Beträchtlich genug war dieses Vermögen, um bei einem Fürsten, der dahin gebracht war, um Thaler und Groschen willen das Recht seines Landes und Rücksichten jeder Art bei Seite zu setzen, auch einen Griff nach Millionen begreiflich erscheinen zu lassen. Trotzdem bin ich nicht im Stande, dieser Ansicht beizutreten. Es fehlen mir die Beweise, um sie zu widerlegen; aber ehe ich sie annehmen könnte, müßte ich erst überzeugt sein, daß es dem Kurfürsten möglich gewesen wäre oder daß er es wenigstens für möglich gehalten hätte, durch Beseitigung der Verfassung sich den kurhessischen Nibelungenhort nach Belieben anzueignen. Diese Ueberzeugung aber kann ich nicht gewinnen.

Die Verfassung von 1831 war elf Jahre lang beseitigt, aber der Staatsschatz blieb darum doch was und wo er war. Die Verfassung von 1852 nahm, wenn gleich in ziemlich dehnbarer Weise, ausdrücklich auf die Verträge Bezug, welche im Jahre 1831 zwischen Wilhelm II. und den Ständen über die Theilung des Haus- und Staatsvermögen vereinbart worden waren. Die Verfassung von 1860 wahrte sogar nach dieser Seite hin die Rechte des Landes fast noch nachdrücklicher, als dies die Verfassung von 1831 gethan hatte. Gleichwohl hat der Kurfürst diese beiden Verfassungsurkunden bedingungslos anerkannt. Ja, selbst wenn es dem Kurfürsten gelungen wäre, das Verfassungsleben in Kurhessen gänzlich zu unterdrücken, so würde dadurch der Staatsschatz doch noch nicht sein Privateigenthum, sondern Hausvermögen der hessischen Fürstenfamilie geworden sein. Selbst dann also würde der Kurfürst die Substanz des Staatsschatzes ebensowenig haben angreifen können, wie es ihm gestattet war, eins der zum Hausfideicommiß gehörigen Schlösser zu verkaufen. Jeder Versuch dieser Art hätte später seine Erben den Rechtsansprüchen seines Nachfolgers ausgesetzt, und dieser hätte jedenfalls die Mittel gefunden, seine und seines Hauses Rechte zur Geltung zu bringen. Das Alles war auch ohne Zweifel dem Kurfürsten, der sich auf formelle Rechtsfragen recht wohl verstand, vollständig klar. Das Einzige also, was für den Kurfürsten zu erreichen gewesen wäre, hätte in dem Genuß der Zinsen und in der Möglichkeit bestanden, durch glückliche Speculationen mit den Millionen des Staatsschatzes sein Privatvermögen zu vermehren. Das Haus Rothschild weiß, was ihm ein ähnliches Verhältniß

Digitized by Google

werth gewesen ist; ob aber der Kurfürst die Ansicht gehabt, seine Speculationen müßten ihm in gleichem Falle eben so gut gerathen, wie dem Gründer des Hauses Rothschild, das möchte ich denn doch bezweifeln.

Bis zum Beweise des Gegentheils nehme ich also an, daß nicht der kurhessische Staatsschatz der Preis gewesen ist, um den der Kurfürst seine ganze Regierungszeit hindurch mit seinen Hessen Krieg geführt. Es mag sein, daß die ungebundenere Stellung, welche er bei diesem Kampfe für sich erstrebte, seiner Absicht nach mit dazu benutzt werden sollte, ihm die Mittel des Staats für den Erwerb eines den Ansprüchen seiner Gemalin genügenden Privatvermögens in größerem Umfange zugänglich zu machen. Ich halte dies sogar für wahrscheinlich. Die eigentliche Triebfeder seines Widerstandes gegen das beschworene Recht des Landes war aber nach meiner Ansicht nicht ein Attentat auf den Staatsschatz, sondern sein Hang zur Rolle eines „Befehlers".

In der Nähe besehen, beruhte freilich dieser Haß des Kurfürsten gegen die Verfassung von 1831 nur auf einer fixen Idee. Er hat es vielleicht selbst geglaubt, es sei gerade dieses Staatsgrundgesetz, das er zu stürzen das Recht wie die Pflicht habe; in Wahrheit aber war ihm eine jede Verfassung zuwider. Denn eine jede Verfassung mußte gewisse feste Normen für die Handhabung der Regierung aufstellen, Normen, zu deren Einhaltung die Minister verpflichtet waren und, auf die gestützt, sie auch von ihm zu verlangen berechtigt waren, daß er dies und das, daß er es so und nicht anders, daß er es heute und nicht morgen erledigen solle. Und das gerade, dieser unentrinnbare Zwang zum Fassen eines ihm im Voraus imputirten Entschlusses, das war es, was seiner innersten Natur widerstrebte. Er wollte sich ja gern den Regierungsgeschäften unterziehen, er war hierfür zu jeder Anstrengung bereit, er konnte sogar nicht genug von den Staatsgeschäften seiner ausschließlichen Erledigung vorbehalten, aber diese ganze Thätigkeit hatte für ihn nur in soweit einen Reiz, als sie ihm das Bewußtsein gewährte, Alles von seiner Entscheidung abhängig zu wissen. Die Entscheidung selbst sollte ihm freigestellt bleiben, so lange es ihm gut dünkte, sie sollte ihm durch Niemand abgedrängt werden können, denn Entscheiden hieß einen Entschluß fassen, und das ging vielfach über seine Kraft. An diesem Punkte beginnt der geheimnißvolle Zug in seinem Geistes-

Digitized by Google

leben, der den eigentlichen Schlüssel zur Beurtheilung des Mannes abgiebt.

Unter solchen Verhältnissen war begreiflicher Weise der Verkehr der Minister mit dem Kurfürsten ein überaus schwieriger. Wie geduldig und schonend die Herren auch mit ihm verfuhren, und wie sehr sie geneigt sein mochten, sein persönliches Interesse dem Interesse des Landes voranzustellen, so ergab sich doch selbst bei den ganz objectiven — um nicht zu sagen bei den neutralen — Regierungsgeschäften Tag für Tag die Nothwendigkeit, von dem Kurfürsten zu verlangen, daß er ihrer Ansicht sein, daß er in einer von ihnen im Voraus festgestellten Weise einen Entschluß fassen solle. Das aber verletzte gerade die Vorstellung, welche sich der Kurfürst von seinen fürstlichen Rechten gebildet hatte. Er wollte selbst in jeder Sache seine Ansicht finden. Er wollte nicht gerade fremden Rath hierbei verschmähen, aber dieser fremde Rath sollte ihm nicht unter dem verhaßten Deckmantel verfassungsmäßiger Pflichterfüllung in einer bestimmten Weise, und am wenigsten mit einer fest bemessenen Fristbestimmung, ertheilt werden. Mit anderen Worten: der Kurfürst konnte keine Minister im constitutionellen Sinne des Worts, er konnte nur unverantwortliche, seinen persönlichen Interessen blind ergebene Rathgeber gebrauchen, denn er war der „Befehler", d. h. er war der von keiner verfassungsmäßigen Schranke beengte absolutistische Selbstherrscher.

Nun hat es zwar der Kurfürst bis auf wenige ehrenhafte Ausnahmen erreicht, daß seine Minister im Zweifel seinem Rechte — oder doch seinen Ansprüchen — vor dem Rechte des Landes den Vorzug gaben. Das aber hat er nicht erreicht und konnte es nicht erreichen, daß seine Minister im Verkehr mit ihm sich der constitutionellen Formen gänzlich entledigten. Es war eben selbst für diese Herren unmöglich, sich in jedem Falle ihrer verfassungsmäßigen Pflichten zu entschlagen. Sie konnten also dem Kurfürsten von den Angelegenheiten des Landes nicht zur bloßen Kenntnißnahme mit dem Anheimgeben einer Beschlußfassung zu einer ihm beliebigen Zeit Mittheilung machen, sondern sie mußten bei ihm einen bestimmten Beschluß innerhalb baldigster Frist beantragen. Diese constitutionelle Form des Verkehrs aber war es, die dem Kurfürsten seine Minister sammt und sonders als unbequeme Dränger erscheinen ließ, mit denen er beständig auf dem Kriegsfuße stand

Digitized by Google

und gegen die er sich, aller ihrer persönlichen Ergebenheit ungeachtet, eines gewissen Hasses nicht erwehren konnte. Den Ministern blieb unter diesen Umständen als einziges Vertheidigungsmittel nur ihr Entlassungsgesuch, und da der Kurfürst nicht immer in der Lage war, einem so ernstlichen Druck zu widerstehen, so half dieses constitutionelle Hausmittel wohl einmal, auch zweimal und dreimal. Dann aber versagte es und, nochmals wiederholt, bewendete es nicht blos bei dem Gesuche, es kam auch zur Entlassung. Des Kurfürsten Gunst hat daher noch ein Jeder überlebt, und selbst die hingebendste Aufopferung hat keinen seiner Minister vor seiner schließlichen Ungnade bewahrt. Wenn es sich der Mühe verlohnte, so wäre ich wohl im Stande, die Zahl der Minister anzugeben, die der Kurfürst während seiner 35 Jahre langen Regierungszeit gehabt; die Zahl der Ministerkrisen in Kurhessen anzugeben, ist aber wohl kein Mensch im Stande, denn sie ist Legion. Aus den letzten vier Jahren des kurfürstlichen Regiments erwähnen die öffentlichen Blätter allein zwölf Krisen en gros und en détail, mit und ohne Ministerwechsel. Diese endlosen und im Laufe der Zeit immer häufiger auftretenden Ministerkrisen waren eben die Fieberschauer, in denen die schwere Krankheit des Staatsorganismus zu Tage trat.

Mit der Verfassung von 1831 hatte das Alles nicht das Mindeste zu thun. Diese zog allerdings scharfe Grenzen, aber nur gegen den Mißbrauch der Regierungsgewalt, gegen fürstliche Willkür. Die eigentlichen Souverainetätsrechte ließ sie unbeschränkt, und einem rechtlich gesinnten Fürsten, einem Fürsten der nicht in Folge einer unebenbürtigen Ehe einem steten Conflicte zwischen Privat- und Landesinteressen ausgesetzt war, ließ sie zur Förderung der Landeswohlfahrt den freiesten Spielraum. Es liegt hierüber das gewiß unverwerfliche Zeugniß des Gründers dieser Verfassung, des Kurfürsten Wilhelm II., vor, der die stillen Pläne seines Sohnes wohl kennen mochte und deshalb kurz vor seinem Tode sich zu einem Schreiben an die hessischen Stände bewogen fand, in welchem es heißt: „Als ein für das Andenken an Uns bleibendes Denkmal hinterlassen Wir die Unserm Lande gegebene Verfassung; möge sie bei allen Unseren Unterthanen Unsern Anspruch auf dankbare Rückerinnerung an die Zeit Unseres Lebens und Unserer Regierung begründen.“ Ein noch unverwerflicheres Zeugniß für die Richtigkeit dieser Ansicht hat freilich der Kurfürst selbst und zwar dadurch ab-

Digitized by Google

gelegt, daß seine Regierung während der elf Jahre, in denen die Verfassung von 1831 nicht in Geltung war, genau denselben Gang nahm, wie vorher und wie nachher. Rücksichten jeder Art sprachen dafür, daß nach Beseitigung der viel geschmähten Verfassung die Regierungsweise des Kurfürsten sich von seinem frühern Regimente vortheilhaft hätte unterscheiden sollen. Allein auch in den fünfziger Jahren kam es vor, daß der Kurfürst während vier, ja während sechs Wochen nicht zu bewegen war, eine Sitzung des Gesammt-Staatsministeriums abzuhalten. Die Unfruchtbarkeit des kurfürstlichen Regiments in den Jahren 1853 bis 1860 war so groß, daß während dieser ganzen Zeit kein weiteres Gesetz von irgend nennenswerther Bedeutung zu Stande gekommen ist, als — die am 26. October 1859, also volle zehn Jahre nach ihrem Erscheinen, publicirte deutsche Wechselordnung. Das Unerträgliche eines solchen Zustandes gab denn auch im Frühjahr 1859 die Veranlassung, daß selbst Minister Scheffer, der enragirteste Anhänger, den der Kurfürst je gehabt, seine Entlassung forderte und erhielt.

Der Kurfürst hatte in seinem eigensten Interesse alle Ursache, den Bruch mit diesem Manne zu bedauern, und vielleicht hat er ihn auch bedauert. Eine Lehre hat er sich jedoch nicht daraus gezogen, denn er blieb nach wie vor derselbe. Die Geschichte wird wenige Beispiele bieten, daß ein Fürst während einer langen Regierung in stürmisch bewegter Zeit in seinen Anschauungen so vollständig unverändert geblieben ist. Welche Entwickelung sich auch vom Jahre 1831 an in dem öffentlichen und wirthschaftlichen Leben unserer Nation vollzog, welche Erfahrungen der Kurfürst in seinem eigenen Lande auch hätte sammeln können: er ist von alledem unberührt geblieben und stand am Schlusse seiner Regierung mit seinen Ansichten noch da, wo er als junger Regent von 30 Jahren gestanden. Sein Geist hat offenbar in früher Zeit die Fähigkeit der Weiterentwickelung verloren. Die physischen Kräfte, obwohl durch eine exemplarische Mäßigkeit in den Genüssen der Tafel wohl behütet, haben allmälig den Jahren ihren Tribut zollen müssen; seine Charaktereigenschaften, seine geistigen Anschauungen sind starr dieselben geblieben.

Nicht so mit seinen Ministern. Von Hassenpflug bis zu von Dehn-Rotfelser und Rohde ist ein weiter Abstand, was politische Auffassung und Ueberzeugung anlangt. Das ist nicht das

Digitized by Google

Verdienst dieser Männer, es ist die Rückwirkung der Entwickelung, welche das politische Leben in Deutschland überhaupt genommen. Die Thatsache selbst aber darf nicht übersehen werden.

Als der Kurfürst seine Regierung antrat, war die kurhessische Verfassung noch unerprobt, und das constitutionelle Leben in Deutschland stand noch in seinen ersten Kinderschuhen. Das absolutistische System herrschte thatsächlich in Preußen und Oesterreich, Metternich's Autorität war fast noch unerschüttert, und die staatsrechtlichen Theorien, welche Gentz, Adam Müller, von Haller und Ancillon vertraten, hatten zahlreiche und ehrlich überzeugte Anhänger. Für den Widerstand, den der Kurfürst der anerkannt liberalsten Verfassung in Deutschland entgegenzusetzen entschlossen war, konnten sich also auch in Hessen mehr oder weniger ehrlich überzeugte Minister finden, und er hat sie in Hassenpflug und Scheffer gefunden. Wie man auch über diese beiden Männer urtheilen mag, das Zugeständniß wird man ihnen jedenfalls machen müssen, daß sie bei ihren Attentaten auf die kurhessische Verfassung nicht als willenlose Werkzeuge des Kurfürsten, sondern zugleich auf Grund einer feststehenden politischen Ueberzeugung gehandelt haben.

Allein das absolutistische System litt im Jahre 1848 in Theorie und Praxis Schiffbruch. Preußen ging dauernd, Oesterreich wenigstens vorübergehend zur constitutionellen Staatsform über. Wer bisher absolutistisch gesinnt gewesen war, wurde nun conservativ. In Kurhessen zumal hatte die Verfassung von 1831 mit der Zeit festen Boden gewonnen. Ein nach dem Tode Wilhelms II. im December 1847 ernstlich verfolgter Plan zum Umsturze derselben war an der entschlossenen Haltung des Officiercorps gescheitert, und das glücklich gerettete Staatsgrundgesetz war während der gleich nachher folgenden kurzen aber tief eingreifenden Thätigkeit des Märzministeriums Eberhard-Wippermann- von Baumbach- von Schenck in seinem vollen Werthe für das Landesinteresse erkannt worden. Als Hassenpflug 1850 zurück kehrte, machte er in Folge des verfassungsmäßigen Widerstandes der Officiere und Beamten so vollständig Fiasco, wie nur je ein Staatsmann Fiasco gemacht hat, und als dann mit Hülfe der österreichisch-bayerischen Executionstruppen der Sturz der Verfassung gelang, konnte schon nicht mehr davon die Rede sein, die constitutionelle Staatsform in Kurhessen gänzlich zu beseitigen. Die theils widerwärtigen, theils erhebenden

Digitized by Google

Scenen in diesem ersten Verfassungskampfe hatten überdies gerade in den reactionärsten Kreisen nicht am wenigsten die Begriffe über constitutionelles Staatsrecht geklärt und berichtigt. Dazu kam, daß auch unter der Verfassung von 1852 die Schwierigkeiten, welche die Minister beim Kurfürsten fanden, ganz dieselben blieben, wie vorher, daß namentlich auch jetzt die Conflicte zwischen den Privatinteressen des Kurfürsten und den Interessen des Landes kein Ende finden wollten. Einem solchen Herrn in einer Verfassung Schranken zu ziehen, galt schon zu Ende der fünfziger Jahre bei den kurhessischen Ministern nicht mehr als eine durch positives Gesetz gebotene Pflicht, sondern zugleich als eine Forderung wahrhaft conservativer Gesinnung.

Noch einmal fand sich für die Minister die Gelegenheit zu einer überzeugungsvollen Parteinahme für den Kurfürsten. Es war, als Friedrich Oetker seine unvergleichlich geschickte Agitation für die Wiederherstellung der Verfassung von 1831 begann. Man konnte damals die Vorgänge von 1850 und den Verfassungsbruch vollständig misbilligen und doch aus guten Gründen der Ansicht sein, daß es im Interesse des Landes besser sei, die seit zehn Jahren bestandenen Verfassungsverhältnisse lieber beizubehalten, als noch einmal in einen unabsehbaren Hader mit dem Kurfürsten einzutreten, aus dem das alte Verfassungsrecht doch nur auf Kosten des letzten Restes der landesherrlichen Autorität hervorgehen konnte. Von diesem Standpunkte aus läßt sich wenigstens der Widerstand des Ministeriums Volmar-Abée gegen die Wiederherstellung der Verfassung von 1831 immerhin vertheidigen. Das hessische Volk freilich urtheilte anders. Es hatte zu wenig von einer ihres Namens würdigen Regierung zu sehen bekommen, um für die Autorität des Fürsten, an dessen Person sich nur Erinnerungen an die schwerste Schädigung der Landesinteressen knüpften, noch irgend welches Verständniß zu haben. Es faßte sein ganzes Sehnen nach endlich besseren Zuständen noch einmal in dem einen Schlagwort „Verfassung von 1831" zusammen, und es hat nach beispiellosem Kampfe dieses Ziel wenigstens erreicht.

So war also nun dennoch möglich geworden, was die Minister aus festester Ueberzeugung für unmöglich gehalten: derselbe Bundestag hatte die Verfassung von 1831 wieder hergestellt, auf dessen Befehl sie um den Preis des Glücks von hunderten von Familien

Digitized by Google

beseitigt worden war. Der Kurfürst blieb auch hiervon unberührt. Er griff, wie wir gesehen, auch nach dieser verlorenen Hauptschlacht abermals auf den kleinen Kreis von Männern zurück, die ihm in dem eben zu Ende gegangenen Verfassungskampfe zur Seite gestanden hatten. Nach zwei Jahren hatte er sogar die Befriedigung, drei der früheren Minister wieder im Besitz ihrer Portefeuilles zu sehen. Aber was dem Kurfürsten nun allein noch möglich war: der passive Widerstand gegen die Consequenzen der Wiederherstellung der Verfassung, blieb darum für seine Minister nicht länger möglich. Sie mußten handeln und konnten sich auf die Dauer nicht herbeilassen, den Regierungsstrike mitzumachen, für den der Kurfürst nach seiner Rückkehr vom Frankfurter Fürstentag sich definitiv entschieden zu haben scheint. An ihrer politischen Ueberzeugung vollständig irre geworden und gleichwohl charakterlos genug, um sich zur Uebernahme einer Stellung zu verstehen, deren Verantwortlichkeit sie sich nicht verhehlen und deren Pflichten sie doch nicht nachzukommen vermochten — mit anderen Worten: politisch vollständig demoralisirt, gingen die Minister fortan mehr und mehr im Schlepptau der immer ungestümer aufdrängenden Stände und gaben sich so, unter stets zunehmenden inneren Zweifeln an ihrer eigenen persönlichen Würde, zu einer Rolle her, die dem Kurfürsten keinen Halt, dem Lande keinen Vortheil, ihnen selbst keine Ehre bringen konnte.

Es war anders geworden in den ministeriellen Kreisen. Hassenpflug und Scheffer waren die Verbündeten des Kurfürsten gegen die Stände gewesen; die Herren von Dehn-Rotfelser und Rohde waren die stillen Verbündeten der Stände gegen den Kurfürsten geworden. Hassenpflug und Scheffer suchten die Sessionen der Stände möglichst abzukürzen, und eine Auflösung des Landtags war ihnen ein sehr nahe liegender Gedanke; die Herren von Dehn-Rotfelser und Rohde zogen die ständischen Sessionen endlos hinaus und setzten dem Verlangen des Kurfürsten, den Landtag zu schließen, den energischsten Widerstand entgegen.

Der Kurfürst hatte es nun erreicht — er stand allein. Er hatte Minister, aber keine politischen Anhänger mehr, und einen Freund hat er nie gehabt. Von seinem Volke gänzlich verlassen, fand sich im Landtage nicht ein einzige Stimme mehr für ihn, die Vertreter der Prinzen, der Standesherren und der Ritterschaft nicht ausgenommen. Selbst in der Armee fehlte jegliche Sympathie,

Digitized by Google

und unter den jüngeren Officieren gährte es sogar bedenklich. Bei der großen Mehrzahl der Beamten galt es von lange her als Princip, durch eine rücksichtsvolle Handhabung der Verwaltung die unverantwortliche Vernachlässigung der Landesinteressen möglichst wieder auszugleichen, welche die Regierung durch ihre Unthätigkeit verschuldete. Es war in der That einsam geworden um den Kurfürsten. Er selbst nur hatte kein Bewußtsein von der Veränderung, die um ihn her vor sich gegangen war. Noch immer fühlte er sich als „Befehler" und träumte und plante fort, was er vor dreißig Jahren geträumt und geplant, ohne eine Ahnung von der tiefen Kluft, die sich vor ihm aufgerissen hatte.

Es ist noch nicht völlig aufgeklärt, was sich der Kurfürst eigentlich dabei gedacht, als er nach Wiederherstellung der Verfassung den neugewählten Ständen eröffnen ließ, daß ihre Thätigkeit sich auf die Berathung eines neuen Wahlgesetzes zu beschränken habe, während weitere Entschließungen vorbehalten bleiben sollten. Die Stände wurden bekanntlich der Verlegenheit überhoben, ihrerseits gegen diese wahrhaft unerhörte Zumuthung die nöthigen Schritte zu thun, denn der preußische Feldjäger durchkreuzte in sehr nachdrücklicher Weise das System des passiven Widerstandes, auf welches der Kurfürst nunmehr einlenken wollte. Der gewaltige Schreck, der den hohen Herrn bei der Nachricht von dem Anmarsche preußischer Truppen überfiel, und ihm das geflügelte Wort entriß: „Mich alten Mann pensioniren wollen!" wirkte übrigens zunächst noch einige Zeit wohlthätig nach. Nach fast unglaublichen Anstrengungen gelang es den Ständen, den Bau der Bebra-Hanauer Eisenbahn zu sichern. Es kam ferner eine Novelle zum Wahlgesetze zu Stande, welche den Prinzen des Hauses, den Standesherren und der Ritterschaft das Recht der ständischen Vertretung wieder einräumte; der Staatshaushalt erhielt wieder eine gesetzliche Regelung; aus der Gemeindeordnung wurden die Hassenpflug'schen Willkürlichkeiten beseitigt; die Gerichtsverfassung, der Civil- und Strafproceß endlich wurden in drei Gesetzen in allgemein befriedigender Weise umgestaltet. Wenn auch über die Vorlagen, welche die Regierung zur Beseitigung der sogenannten provisorischen Gesetze von 1851 einbrachte, eine Einigung mit den Ständen nicht erzielt wurde, wenn auch in zahlreichen ständischen Anträgen und Interpellationen die mannichfachsten Wünsche des

Digitized by Google

Landes laut wurden, ohne zunächst auf Seiten der Regierung Berücksichtigung zu finden — immerhin war das Ergebniß dieses Landtags nach kurhessischen Begriffen ein nicht gerade ungünstiges. Es hatte wenigstens wieder einmal so ausgesehen, als ob in Kurhessen wirklich das eigenthümliche Ding noch vorhanden sei, welches man im gewöhnlichen Leben „Regierung" nennt.

Aber seitdem die kurfürstlichen Isabellen auf dem Fürstentage in Frankfurt so wohlverdiente Anerkennung gefunden hatten, war eine Aenderung mit dem Kurfürsten vorgegangen; er wurde unzugänglicher als je zuvor. Als der 31. October 1863 heran kam und es sich um den Erlaß des Landtagsabschiedes handelte, weigerte er sich ganz entschieden, die von den Ständen beschlossenen Aenderungen zu genehmigen. Die Minister wiederholten vom Morgen an fast stündlich ihren Antrag auf Genehmigung des Gesetzes, dessen Erlaß sich keinen Tag länger hinausschieben ließ, weil mit diesem Tage das Mandat der Stände erlosch; die Stände harrten von 5 Uhr ab Stunden lang auf die letzte Erklärung der Regierung — es war Alles vergeblich. Der Kurfürst fuhr schließlich in's Theater, um sich die „Regimentstochter" anzusehen, und ließ Minister und Stände machen, was sie wollten. Die Stände setzten sich darauf ruhig zu dem Festessen nieder, zu welchem sie ihr Präsident Nebelthau geladen hatte, und ließen es sich wohl sein; den Ministern freilich war weniger wohl zu Muth, sie sandten dem Kurfürsten ihre Entlassungsgesuche in's Theater nach. Das half denn endlich. So war es 10 Uhr Abends geworden, bis die Schlußsitzung der Stände beginnen konnte, und Mitternacht war längst vorüber, als nach Unterzeichnung und Untersiegelung des Landtagsabschiedes der Commissar der Regierung den Landtag endlich schloß. Die übliche Zusicherung der landesherrlichen Huld und Gnade wurde dabei nicht ertheilt; dafür wurde denn auch das übliche Hoch auf den Landesherrn durch ein Hoch auf die Verfassung ersetzt. Man blieb sich eben gegenseitig nichts schuldig.

Das waren schlechte Aussichten für den neugewählten Landtag, der am 17. December 1863 zusammentrat. Wir werden sehen, daß dieser letzte kurhessische Landtag kein Ende hat finden können, zunächst aber konnte derselbe auch keinen Anfang finden. Denn als am Morgen des Einberufungstermins der bleibende landständische Ausschuß zusammentrat, um die Legitimationen der neuge-

Digitized by Google

wählten Mitglieder zu prüfen, war der Landtagscommissar, welcher diesem Geschäft beizuwohnen hatte, noch nicht einmal ernannt. Unter dem Landtagscommissar verstand man in Kurhessen den ständigen Vertreter der Regierung bei den landständischen Verhandlungen, welcher über alle Acte der Regierung Rede und Antwort zu stehen und den Verkehr zwischen Regierung und Ständen ausschließlich zu vermitteln hatte. Scheffer hatte seiner Zeit in dieser Stellung die Stände auf unerhörte Art brutalisirt. Seine Nachfolger spannten die Saiten etwas weniger hoch, und allmälig kam es so weit, daß der Landtagscommissar die Regierung weniger zu vertreten, als nur noch zu entschuldigen hatte, so daß er selbst eigentlich kaum noch etwas anderes war, als der ministerielle Prügelknabe. Die Minister erschienen selten oder gar nicht in den Sitzungen, weil der Kurfürst bei seinem Mißtrauen es ihnen sehr übel genommen haben würde, hätten sie sich, als seine Räthe, herbeigelassen, mit den Ständen regelmäßig und direct zu verkehren. Der Kurfürst selbst hat sich zur Eröffnung und zum Schluß des Landtags in eigener Person nur einige wenige Male verstanden. Auch auf die früher übliche Vorstellung der Stände oder gar auf die ebenfalls früher übliche Einladung derselben zur Hoftafel ließ er sich schon seit geraumer Zeit nicht mehr ein. So hatte sich nach und nach ein ziemlich zwangloser Comment — ich weiß wirklich keinen andern als diesen studentischen Ausdruck — zwischen dem Kurfürsten und seinen getreuen Landständen herausgebildet, bei welchem man sich auf beiden Seiten nicht eben viel genirte. Daß ein Fürst in seinem eigenen Interesse es niemals darauf ankommen lassen darf, durch persönliche Schroffheit die Rücksichtslosigkeit Anderer zu provociren, daß ein Fürst durch ein solches Verhalten, zumal seinen Ständen gegenüber, unter allen Umständen der Theil ist, der allein verlieren kann, das hat sich der Kurfürst wohl niemals klar gemacht.

Wir sind nunmehr am Ende der Umschau angelangt, die ich im Interesse des Verständnisses der letzten Dinge in Kurhessen für nothwendig gehalten habe. Ich will dem Leser zum Danke für seine Geduld nunmehr auch im Voraus eine gedrängte Uebersicht über die Thätigkeit des letzten kurhessischen Landtags geben, soweit dieselbe auf Rechnung der Regierung kommt. Der letzte Landtag in Kurhessen ist siebenmal einberufen und siebenmal, und zwar zuletzt

Digitized by Google

am 18. Juni 1866, vertagt worden. Geschlossen ist er überhaupt nicht worden, ein legitimes Ende hat er sonach nicht finden können. Denn wenn auch die Stände unter gewöhnlichen Verhältnissen am 18. September 1866, ohne einberufen zu sein, sich verfassungsgemäß hätten zusammen finden müssen, und wenn auch der Kurfürst an demselben 18. September in Stettin seiner langen Haft wieder entlassen wurde, so war dieses Letztere doch nur auf Grund eines Vertrages geschehen, den Gott und die Welt, nach Allem was vorausgegangen, als einen Verzicht des hohen Herrn auf seine landesherrlichen Rechte ansieht. Der letzte kurhessische Landtag fand deshalb zwar wohl noch den Tag für den Beginn seiner landständischen Rechte und Pflichten, nicht aber mehr das Land vor, in dessen Interesse er seine Rechte und Pflichten hätte ausüben können.

Der Landtag ist im Ganzen über 14 Monate versammelt gewesen, er hat 133 öffentliche Sitzungen gehalten und 228 Beilagen zu seinen Verhandlungen drucken lassen. Es sind ihm während dieser langen Zeit — abgesehen vom Budget und von den durch die Zollvereinsgemeinschaft bedingten Vorlagen; abgesehen ferner von den fünf Vorlagen, welche ihm am 15. Juni 1866, als es „zu spät" war, gemacht wurden — im Ganzen 20 Gesetzentwürfe vorgelegt worden, und von diesen 20 Entwürfen sind 8, ich schreibe acht, wirklich zu Gesetzen geworden. Von diesen acht Gesetzen betrifft eins die Nürnberger Novellen zur deutschen Wechselordnung und ein zweites das allgemeine deutsche Handelsgesetzbuch, zwei Gesetze also, an deren Ausarbeitung die Regierung keinerlei Verdienst hatte, von denen ihr vielmehr das erste schon am 23. Januar 1862, das zweite sogar schon am 31. Mai 1861 von der Bundesversammlung zur Einführung empfohlen worden war. Von den noch übrigen sechs Gesetzen sodann betrifft eins die Gewährleistung für die Mängel von Hausthieren, einen Gegenstand, für dessen gesetzliche Regelung die Regierung abermals kein weiteres Verdienst in Anspruch nehmen kann, da ihr die Anregung zu diesem Gesetz und das Material dafür durch einen vorzüglich begründeten Antrag des Abgeordneten und Vicepräsidenten von Bischoffshausen gegeben worden war. Ein weiteres Gesetz betrifft das Jagdrecht und dessen Ausübung. Allein zu dessen Erlaß war die Regierung sogar geradezu gezwungen. Das Obergericht zu Kassel hatte nämlich durch ein — später vom Ober-Apellationsgericht bestätigtes —

Digitized by Google

Erkenntniß vom 22. December 1863 die Ungültigkeit der verfassungswidrigen Hassenpflug'schen Verordnungen vom 22. September 1853 und vom 26. Januar 1854, und an deren Statt die fortdauernde Rechtsverbindlichkeit des Gesetzes vom 1. Juli 1848, die Aufhebung der Jagdgerechtsame und die Verhütung des Wildschadens betreffend, ausgesprochen. Die Regierung hatte daher nur die Wahl, entweder das Gesetz vom 1. Juli 1848 wieder in Geltung treten zu sehen, oder mit den Ständen ein neues Jagdgesetz zu vereinbaren, und sie wählte in diesem Falle das letztere als das kleinere Uebel. Ein drittes Gesetz betrifft die Abtretung von Grundeigenthum zu öffentlichen Unterrichtsanstalten ꝛc., und zu dessen Vorlage war die Regierung ebenfalls gezwungen, weil ein Grundbesitzer in Marburg für den Theil seines Gartens, welcher zum Bau einer neuen Entbindungsanstalt erworben werden mußte, eine nach kurhessischen Begriffen übermäßige Summe forderte und nach den bestehenden Gesetzen auf Fälle dieser Art das Expropriationsverfahren keine Anwendung fand. Die drei nun, noch übrigen Gesetze betreffen: die Fixirung der Actuare bei den Untergerichten, die Verwerthung der Forstnutzungen aus den Staatsforsten und die Einführung geaichter Alkoholometer. Die anderen zwölf Gesetzentwürfe sind von den Ständen theils von vornherein abgelehnt, theils von denselben in einer der Regierung nicht genehmen Weise amendirt, und deshalb nicht veröffentlicht worden. Das war die Thätigkeit des letzten kurhessischen Landtags, soweit sie durch die Thätigkeit der Regierung bedingt war. Viel mehr und viel Interessanteres ist von der ständischen Thätigkeit zu melden, soweit sie durch die Unthätigkeit der Regierung bedingt war.

Bei ihrem ersten Zusammentreten rechneten die neu gewählten Stände selbst nicht auf ein längeres Beisammensein. Man war zufrieden, daß die Regierung der eben beginnenden schleswig-holsteinischen Bewegung in der Eröffnungsrede mit einigen warmen Worten gedacht hatte, und fand nichts weiter dabei zu erinnern, als der Landtag, nachdem das Budget, obwohl in sehr unvollständigem Zustande vorgelegt und dadurch der Regierung das Recht zur Forterhebung der Steuern für sechs Monate gesichert war, auf drei Monate vertagt wurde. Auch die nächste Session, welche vom 31. März bis zum 1. Juli 1864 dauerte, erregte noch nicht die allgemeine Unzufriedenheit, wie dürftig auch ihre Ergebnisse waren. Zwar bestanden

Digitized by Google

sechs von den zehn Vorlagen der Regierung nur in den völlig unveränderten Gesetzentwürfen, welche zur Beseitigung der sogenannten provisorischen Gesetze von 1851 bereits dem vorigen Landtage vorgelegen hatten, und von diesem entweder verworfen oder wesentlich verändert worden waren; zwar hatten diese Entwürfe genau dasselbe Schicksal wie im Jahre vorher, während von den längst erhofften Vorlagen keine einzige eingebracht wurde; allein, wenn auch nicht die gewünschte, so hatte man doch überhaupt Beschäftigung gefunden und so glaubte die Mehrzahl der Stände noch immer darauf rechnen zu dürfen, daß mindestens im Herbste die Gesetzgebung endlich in Fluß kommen werde.

Die Situation änderte sich sehr wesentlich, als am 1. October die Stände sich wieder versammeln mußten, ohne eine einzige weitere Vorlage zu finden. Auch bei den Gutgläubigsten schwand nun die letzte Hoffnung, denn alle Nachrichten aus den Regierungskreisen stimmten darin überein, daß es den Ministern weder möglich gewesen, noch voraussichtlich möglich sein werde, den Kurfürsten zur Genehmigung auch nur eines der längst fertig ausgearbeiteten Gesetzentwürfe zu vermögen. Die Stirnen der getreuen Landstände fingen daher nunmehr an, sich in ziemlich bedenkliche Falten zu legen.

An Arbeit fehlte es übrigens zunächst noch nicht, denn das Budget war noch nicht berathen und dessen Feststellung nahm von jeher eine sehr geraume Zeit in Anspruch. Außerdem brachten zahlreiche Petitionen und die Anträge und Interpellationen der Mitglieder selbst genügenden Stoff für die ständische Thätigkeit. Ich will, bevor ich weiter fortfahre, Einiges von diesem Stoffe, wie er im Verlauf des Landtages nach und nach zu Tage trat, in kurzen Zügen hier vorführen. Es sind freilich nur Verhältnisse untergeordneter Art, die ich dabei berühre, es sind eben „Geschichten, wie man sie sich in Kurhessen erzählte"; immerhin aber enthalten sie charakteristische Beiträge zu den Bildern aus der deutschen Kleinstaaterei, und vor Allem erklärt sich aus ihnen die Stimmung, die sich unter dem Eindrucke solcher Vorgänge allmälig die Stände bemächtigen mußte. Mißgriffe der Regierung kommen in jedem Staate vor, im kleinen sowohl wie im großen. Der Unterschied besteht nur darin, daß im Kleinstaate jeder Scandal einen viel stärkeren Wiederhall findet, weil alle Personal- und Localverhältnisse einem Jeden sofort lebendig vor Augen stehen und weil

Digitized by Google

solche schlimme Eindrücke von der Regierungsthätigkeit durch andere bedeutende Vorgänge im Staatsleben nicht verwischt werden. Wenn es sich nun gar — wie in Kurhessen — so trifft, daß es von der Regierung nur Scandal, und weiter nichts als Scandal, zu erzählen und in den ständischen Verhandlungen zu rügen giebt, so wird man die unausbleiblichen Rückwirkungen solcher Umstände auf das Urtheil und die Stimmung der Stände und des Landes gewiß nicht außer Acht lassen dürfen.

Der Privatmann Wachenfeld kaufte im Februar 1864 ein Grundstück vor dem alten Wilhelmshöher Thore in Kassel für 11,800 Thaler, um auf demselben eine Reitbahn zu erbauen. Da das Gebäude nicht nach der Straßenfront zu stehen kommen sollte, so war die baupolizeiliche Genehmigung von der Polizeidirection, und nicht vom Kurfürsten, zu ertheilen, und da der Unternehmer gar keinen Grund sah, an der Genehmigung seines Baurisses zu zweifeln, so schloß er alsbald die Accorde mit den Bauhandwerkern im Betrage von 7000 Thalern ab und ließ mit dem Bau beginnen. In Kassel war man, da der Kurfürst einen jeden die Straße berührenden Bau genehmigen mußte, durch die regelmäßige Verzögerung dieser Genehmigung allmälig dahin gebracht worden, die Häuser „in die Höhe zu stehlen"; im vorliegenden Falle aber hatte es Wachenfeld noch ganz besonders eilig, weil er sein Etablissement schon während der Herbstmesse an eine Kunstreitergesellschaft zu vermiethen gedachte.

Eine Reitbahn in Kassel, eine Concurrenzanstalt für die kurfürstliche Reitbahn — das Ding erschien dem Herrn Polizeidirector sehr bedenklich. Es war auch sehr bedenklich. Denn, mochte der Kurfürst nun von dem Wachenfeld'schen Project einen pecuniären Nachtheil besorgen, oder mochte er der Ansicht sein, er habe kraft eines Reitregals oder Reit-Hoheitsrechts allein das Recht, seine Hessen das Reiten lehren zu lassen — genug, er hat Alles aufgeboten, um das Project zu hintertreiben. Mit dem Polizeidirector allein konnte jedoch der Kurfürst nicht viel ausrichten, er bedurfte auch der Deckung durch die Minister. Herr von Stiernberg aber, den wir bereits als den Beschützer der Kasseler Dienstmänner kennen gelernt haben, ließ sich auch diesmal nicht herbei, dem Kurfürsten zu Willen zu sein. So gab es denn als Vorspiel zunächst eine höchst erbauliche kleine Meuterei des auf den Kurfürsten sich stützenden Polizeidirectors gegen

Digitized by Google

die ihm vorgesetzten Behörden. Der Polizeidirector hatte die Sache unter dem Vorwande, der Bau falle in die projectirte Verlängerung der Friedrich-Wilhelmstraße, und es sei sonach allerhöchste Genehmigung erforderlich, an das Ministerium des Innern abgegeben. Es wurde ihm darauf eröffnet, die vorgestellte Sachlage gebe durchaus keinen Grund ab, welcher zur Versagung der Bauerlaubniß nöthige oder berechtige, und es erhelle auch im Uebrigen nicht, weshalb eine landesherrliche Genehmigung des Bauriſſes für erforderlich gehalten werden könne. Allein auch einen zweiten und dritten Befehl zur Ertheilung der Genehmigung ließ der Polizeidirector unberücksichtigt. Dann intervenirte der Kurfürst persönlich in dieser hochwichtigen Staatsangelegenheit. Herr von Stiernberg fiel und sein Nachfolger ließ schon eher mit sich reden. Die früheren Beschlüsse wurden nun widerrufen, die Acten wurden eingezogen und der Polizeidirector ließ Wachenfeld einen Beschluß zugehen, durch welchen ihm „nach Ansicht eines allerhöchsten Befehls" der Weiterbau bei Strafe untersagt wurde.

Der Bau blieb nun liegen, und da die Polizei nicht einmal das Stützen des unvollendeten Gebäudes gestattete, so blies der nächste Sturmwind dasselbe gar über den Haufen. Wachenfeld wendete sich darauf direct an den Kurfürsten und appellirte an dessen Gnade. Allein das hatte weiter keinen Erfolg, als daß sein Anwalt, der Abgeordnete Henkel, wegen Majestätsbeleidigung unter Anklage gestellt wurde. Der „alte Henkel" — so hieß dieser urwüchsige Landtagsveteran im Lande — hatte sich nämlich in seinem Rechtseifer hinreißen lassen, den Kurfürsten an „sein letztes Stündlein" zu erinnern und ihn „beim Heil seiner Seele" zu beschwören. Der Mann hatte sich dabei weiter nichts Arges gedacht. Allein die Gerichte hielten solche Beschwörungsformeln denn doch nicht für hoffähig und verurtheilten Henkel zu sechs Monaten Festungshaft.

Die Sache war nun zum Ereigniß des Tages geworden und alle Welt war auf den ferneren Verlauf gespannt. Zum Glück war der Plan, mit welchem der Kurfürst und seine Rathgeber durchzudringen gedachten, nicht von Pater Lamormain ersonnen. Man wollte das zur Weiterführung der Friedrich-Wilhelmstraße erforderliche Terrain auf Staatskosten expropriiren und behauptete nun, weil das Wachenfeld'sche Grundstück mit hierzu gehöre, so dürfe auf demselben kein Neubau aufgeführt werden. Das war aber ein gesetz-

Digitized by Google

und verfassungswidriger Grund, denn Gesetz und Verfassung gestatteten eine Expropriation nur gegen vorgängige volle Entschädigung und schlossen jede vorherige Beschränkung des Eigenthümers ausdrücklich aus. Ueberdies glaubte kein Mensch, daß es mit dem Straßenproject Ernst sei, alle Welt war vielmehr überzeugt, daß es dem Kurfürsten gar nicht um die Straße und noch weniger um die Neubauten in derselben, sondern nur darum zu thun sei, den Bau der Reitbahn zu verhindern.

Das weitere Verhalten der Regierung läßt hierüber auch kaum einen Zweifel. Es handelte sich um eine Straße in der Stadt Kassel, und der nächstbetheiligte Interessent war also die Stadt. Diese aber wurde gar nicht befragt, ob sie die Ausführung der Straße wünsche, und ob sie dieselbe nicht auf eigene Kosten ausführen wolle. An die Stelle der Stadt sollte ohne Weiteres der Staat treten, weil in die projectirte Straße der Umbau der Gardeducorps-Caserne und die Neubauten für die polytechnische Schule und die Landescreditkasse fallen solle. Der Preis, den der Kurfürst hiermit anzubieten sich entschlossen hatte, war allerdings lockend genug, und man hätte nun wenigstens den Ständen diese Lockspeise genießbar machen sollen. Allein die in der Eile angefertigten Kostenanschläge, im Betrage von 80,000 Thaler, waren in mehr als ungenügender Weise aufgestellt, und obendrein fehlte die kurfürstliche Genehmigung der Façade der neuen Gebäude. Was das zu bedeuten habe, wußte in Kassel jedes Kind. Endlich aber hatte man mit dieser Vorlage wieder so lange gezögert, bis die Stände auf eine Eingabe Wachenfeld's bereits für diesen in der allerentschiedensten Weise Partei ergriffen hatten. So erfolgte denn die Ablehnung der Vorlage unter abermaligen herben Vorwürfen, deren Quintessenz etwa dahin ging: man müsse nach allen seitherigen Erfahrungen bezweifeln, daß das Project jemals ausgeführt werden solle, und halte das Ganze für nichts weiter, als für ein unwürdiges Manöver, um einem schwer mißhandelten Unterthan sein Recht vorzuenthalten. Das war jedoch für die Minister noch immer nicht deutlich genug. Obwohl sie, um aus ihrer miserabeln Lage herauszukommen, in der Vorlage ausdrücklich zugesichert hatten, daß im Falle der Nichtgenehmigung dem Weiterbauen Wachenfeld's kein weiteres Hinderniß entgegengestellt werden solle, erhielt der Letztere die Erlaubniß doch nicht. Die Stände mußten diese erst durch die Drohung mit einer

Digitized by Google

Anklage wegen Verfassungsverletzung und Mißbrauchs der Amtsgewalt erzwingen. Dann ist die Reitbahn endlich fertig gebaut worden. Sie macht jetzt glänzende Geschäfte.

Wie der Kurfürst geglaubt zu haben scheint, er allein dürfe in Hessen Reitunterricht ertheilen lassen, so scheint er auch der Ansicht gewesen zu sein, er allein dürfe im Lande theatralische Vorstellungen geben lassen. Dieser Ansicht war der Bierbrauer Joseph Wißner in Fulda nun gerade nicht, und dafür hat der Mann schwer büßen müssen. Wißner hatte sich im Jahre 1852 durch vielseitige Aufforderungen bestimmen lassen, in seinem dicht vor dem Thore gelegenen Biergarten ein Sommertheater zu errichten. Die polizeiliche Genehmigung und die wegen des herrschenden Kriegszustandes erforderliche Erlaubniß des Stadtcommandanten waren bereitwilligst ertheilt worden, und da in keinerlei Weise Klagen über das Theaterpersonal laut geworden waren und das Unternehmen bei den Bewohnern Fulda's den größten Anklang fand, so war auch für die drei folgenden Jahre die Genehmigung ohne Weiteres erfolgt. Noch mehr als das: da das Local den gesteigerten Kunstansprüchen nicht mehr genügte, hatte Wißner von den Behörden auch die Erlaubniß erhalten, ein massives Gebäude an Stelle des ursprünglichen Bretterhauses aufzuführen. Dieser Bau, auf welchen der Mann gegen 3000 Thaler verwandt hatte, war inzwischen auch ausgeführt, das Personal für die Saison von 1855 war engagirt und mit den Vorstellungen bereits begonnen worden — da langte von Kassel ein allerhöchster Beschluß an, welcher die Polizeidirection anwies, die theatralischen Aufführungen in dem Locale Wißner's sofort zu untersagen. Die ganze fromme Stadt Fulda kam begreiflicher Weise in die höchste Aufregung, Wißner remonstrirte, protestirte und supplicirte in allen Instanzen. Allein es blieb dabei.

So kam endlich 1864 die Sache an die Stände. Diese ersuchten die Regierung zunächst um Aufschluß, welcher dahin ertheilt wurde, daß einer „allgemeinen Anordnung" zufolge des Halten von Sommertheatern außerhalb und vor den Thoren der Städte aus sitten- und ordnungspolizeilichen Rücksichten überhaupt nicht geduldet werden solle. Näher um diese allgemeine Anordnung befragt, erklärte die Regierung, daß dieselbe nicht den Unterthanen, sondern nur den Behörden gegenüber ergangen sei, und für diese die Weisung enthalte, die nach Artikel III §. 5 der Grebenordnung erfor-

Digitized by Google

derliche Gestattung von theatralischen Vorstellungen für außerhalb und vor den Thoren gelegene Theater aus sittlichen und ordnungspolizeilichen Rücksichten nicht zu ertheilen. Die Grebenordnung datirt vom Jahre 1739 — nicht etwa 1839 — und der angezogene Passus lautet: „Seiltänzer, Comödianten, Gaukler, Taschenspieler und dergleichen umherziehende Leute dürfen ihre Spiele und Künste gar nicht treiben, es wäre ihnen denn von Unseren desfalls nachgesetzten Collegiis ausdrücklich verwilliget." Von einer Unterscheidung zwischen Theatern vor den Städten und Theatern in den Städten enthielt das alte Gesetz also nichts. Außerdem galt dasselbe, wie schon sein Titel besagt, eigentlich nur für die Bewohner des platten Landes, und endlich galt es in der viel später erworbenen Provinz Fulda überhaupt nicht.

Da es sich hier abermals um eine arge Willkürlichkeit der Regierung handelte, so nahmen sich die Stände der Sache nachdrücklich an. Die Regierung blieb jedoch dabei, daß es in ihrem freien Belieben ehe, die Erlaubniß zu theatralischen Vorstellungen zu geben und zu versagen, ohne daß irgend Jemand das Recht habe, nach den Gründen zu fragen. Es kam hierüber zu einer ungemein heftigen Debatte. Der Abgeordnete Harnier erklärte: eine Verletzung der Sittengesetze sei allerdings begangen worden, jedoch nur von der Regierung. Der Landtagscommissar verlangte darauf den Ordnungsruf. Nebelthau verweigerte diesen mit dem Bemerken, er denke von der Regierung noch hoch genug, um nicht anzunehmen, daß sie den Herrn Landtagscommissar hierher gesandt habe, um die Stimme, die sich für Wahrheit und Recht erhebe, zu ersticken. Dem armen Wißner war freilich nicht zu helfen, denn die Stände waren nicht in der Lage, hier, wie bei der Wachenfeld'schen Sache, mit einer Ministeranklage zu drohen. Diesmal also setzte der Kurfürst seinen Willen durch.

Die Stadt Frankenau, ein verkümmertes abgelegenes Städtchen im Burgwald, war am 22. April 1865 zu zwei Drittheilen abgebrannt. Die Noth war groß und die Regierung brachte daher am 16. Mai eine Vorlage bei den Ständen ein, in welcher sie eine Staatsunterstützung von 2000 Thalern beantragte. Die kurhessischen Finanzen waren zwar „ein wurmstichiger Apfel," da der Ueberschuß der Einnahmen im Budget nur durch die Einstellung der Ueberschüsse früherer Jahre erzielt war, in Wirklichkeit aber die Einnahmen zur Deckung der Ausgaben nicht ausreichten; die Stände kargten jedoch

Digitized by Google

nie mit ihren Bewilligungen, sie waren froh, wenn die Regierung sie überhaupt nur in die Lage brachte, im Interesse des Landes etwas thun zu können. So erfolgte denn auch hier die Genehmigung der Vorlage sofort und zwar mit der Erklärung, daß die Stände bereit seien, auch etwaige weitere Forderungen zu bewilligen. Es kam nun Alles darauf an, die unglücklichen Abgebrannten in den Stand zu setzen, ihre Neubauten noch im Laufe des Sommers und Herbstes vollenden zu können. Der Bauplan wurde auch mit der wünschenswerthen Raschheit von den Behörden ausgearbeitet, allein ehe mit dem Bauen begonnen werden konnte, mußte der Kurfürst den Plan genehmigen.

Der Mai verging, der Juni verfloß über die Hälfte, die Leute harrten mit Sehnsucht darauf, daß sie ihre Häuser aufschlagen könnten — die kurfürstliche Genehmigung erfolgte nicht. Der Abgeordnete Bromm, zu dessen Wahlkreis die Stadt Frankenau gehörte, richtete darauf am 24. Juni die Anfrage an den Landtagscommissar: „Wie gedenkt es die Regierung zu rechtfertigen, daß die Genehmigung des zum Wiederaufbau der Stadt Frankenau schon längere Zeit angefertigten Bauplans bis jetzt noch nicht erfolgt ist" — der Landtagscommissar war nicht im Stande, eine Antwort zu ertheilen. Die Anfrage wurde am 27. Juni wiederholt — der Landtagscommissar war noch nicht im Stande. Am 29. Juni dieselbe Anfrage und dieselbe Antwort. Offenbar hatte die peinliche Lage der Leute selbst des Landtagscommissars steinern Herz gerührt. Inzwischen hatten die Abgebrannten in ihrer Verzweiflung eine Deputation nach Kassel gesandt, welche beim Kurfürsten eine Audienz nachsuchen sollte. Der Empfang der Deputation wurde verweigert. Am 1. Juli wiederholte der Abgeordnete Bromm abermals seine Interpellation und schloß die Begründung derselben mit den Worten: „Wir sind an der Grenze angelangt, wo man versucht wird zu glauben: hier hört alle Menschlichkeit auf." Der Landtagscommissar war noch immer nicht im Stande eine Antwort zu ertheilen. Die an demselben Tage erfolgende Vertagung des Landtags ließ einen mitleidigen Schleier über den weitern Verlau dieser Angelegenheit fallen. Die Natur hat sich schließlich auch hier geholfen, d. h. man hat die Stadt Frankenau „in die Höhe gestohlen," wie man in Kassel die Häuser in die Höhe stehlen mußte. Freilich ist es denn auch danach geworden.

Digitized by Google

Etwas harmloser, jedoch auch echtes kurhessisches Vollblut, ist die Geschichte vom Hanauer Pulvermagazin. In alten Zeiten, als die Stadt Hanau noch jung, dafür aber auch eine Festung war, wurde am Stadtgraben daselbst ein Pulvermagazin errichtet. Das hatte damals nicht viel zu sagen, denn das gefährliche Gebäude lag ziemlich weit von der Stadt ab. Allein Hanau wuchs mit der Zeit heran und da die Stadt des Mains und der Kinzig wegen sich nur nach einer Seite hin vergrößern konnte, so rückten die neuen Straßen und Häuser dem Pulvermagazin näher und näher, bis dasselbe zuletzt rings von Häusern und namentlich von Fabrikgebäuden umgeben war. Das wurde den Vätern der Stadt zuletzt doch bedenklich, sie verwandten sich daher bei der Regierung um Verlegung des Magazins. Die Regierung hatte auch nichts dagegen, die Polizei-, die Verwaltungs- und Baubehörden befürworteten sogar das Gesuch sehr nachdrücklich, allein das Pulvermagazin blieb, wo es war. Das hat so über 30 Jahre gedauert. Die Gesuche der städtischen Behörden wurden fortwährend wiederholt, allein der Kriegsminister war der Ansicht: „da seit dem Entstehen des gedachten Pulvermagazins bei weit stärkerer Füllung noch keine Explosion stattgefunden und dasselbe ebensowenig weder zu den Zeiten des Bombardements der Stadt Hanau gelitten hat, noch bei den häufigen Brandstiftungen davon erreicht worden, so ist" u. s. w.

Nicht lange darauf brannte es jedoch, wenn auch nicht im Pulvermagazin selbst, so doch in der unmittelbarsten Nähe desselben, so daß die Feuerwehr genöthigt war, ihre Spritzen mehr auf das Magazin, als auf die brennenden Gebäude zu richten. Der Oberbürgermeister reichte daher ein neues Gesuch ein. Allein der Kriegsminister wußte guten Rath. Es sei ein Gutachten von Sachverständigen eingezogen, lautete die Antwort, und dahin ausgefallen, „daß man bei der geringen Menge des daselbst verwahrten Pulvers, vorzüglich aber der Art der Verpackung desselben nur eine partielle oder wenigstens sehr allmälige Verbreitung der Explosion anzunehmen berechtigt sei" u. s. w. Als nun aber die gräßliche Explosion in Mainz im November 1857 erfolgte, mochten die städtischen Behörden der ihnen von den Sachverständigen zugesicherten „partiellen oder wenigstens sehr allmäligen Verbreitung der Explosion" keinen rechten Trost mehr beimessen, sie kamen also aber-

Digitized by Google

mals um Verlegung ein. Da fand nun der Kriegsminister: „das in Rede stehende Pulvermagazin ist seit unvordenklichen Zeiten in Benutzung der Garnison gewesen, und die Erweiterung der Stadt gerade auf dem demselben zunächst liegenden Terrain ist erst in neuerer Zeit und unter Verhältnissen geschehen, wo ein jeder Bauunternehmer sowohl, wie die die Bauten anordnenden und genehmigenden Behörden vollkommene Kenntniß von dem Dasein des Magazins hatten, mithin also auch die möglichen Gefährdungen ihrer Häuser in Erwägung ziehen und auf ihre Entschließungen bezüglich jener Bauten einwirken lassen konnten" u. s. w.

Das Pulvermagazin blieb also wo es war. Die Stände sahen sich endlich auf Anregung des Abgeordneten Ziegler veranlaßt, der Regierung ihre Bereitwilligkeit zur Bewilligung der für die Verlegung erforderlichen Mittel zu erklären und um schleunigste Abhülfe zu ersuchen. Allein auch das war vergeblich, und zwei Jahre später, als es mit dem Staate Kurhessen zu Ende ging, stand das denkwürdige Pulvermagazin noch auf dem alten Flecke. Jetzt ist dasselbe abgebrochen und die Stadt Hanau endlich aller weiteren Sorgen los und ledig.

In der Sitzung vom 3. Mai 1862 begehrte der Abgeordnete Karl Oetker Auskunft darüber, ob es wahr sei, daß die Regierung die „pomologische Landesanstalt" beseitigen wolle. Eine Antwort hierauf erfolgte nicht. Im October erinnerte der Interpellant daran, daß seine Anfrage noch nicht beantwortet sei, worauf der Landtagscommissar erklärte, er müsse bitten, diese Erinnerung schriftlich einzureichen. Eine Antwort erfolgte jedoch auch diesmal nicht. Der Abgeordnete Oetker mochte nun die Sache nicht weiter treiben, da ihm und einem Jeden wohl bekannt war, welcher peinlichen Verlegenheit er die Regierung aussetze, genug die Sache schlief ein. Der nähere Zusammenhang aber ist folgender.

Im Jahre 1861 war auf Betreiben der sehr rührigen Commission für landwirthschaftliche Angelegenheiten durch den Minister des Innern eine zwölf Acker große Fläche in der unmittelbaren Nähe von Kassel für den Staat angekauft worden, um auf diesem Terain ein große Baumschule anzulegen, aus welcher im Interesse der arg vernachlässigten Obstcultur des Landes edle Obststämmchen an die Gemeinden abgegeben werden sollten. Daneben verfolgte man den Zweck, in diesem sogenannten pomologischen Garten

Digitized by Google

tüchtige Baumgärtner auszubilden, und ein kleiner Theil des Terrains war dem Kasseler Verein für Gartenbau zu dessen Versuchen unentgeldlich überlassen worden. Das Alles war so weit ganz gut gegangen. Es standen bereits viele Tausende veredelte Baumstämmchen in dem Garten, es war eine Anzahl junger Gärtner zu ihrer Ausbildung darin beschäftigt und das Unternehmen versprach etwas recht Tüchtiges zu leisten. Da führte zwei Jahre darauf eines Tages der tückische Zufall den Kurfürsten vor das Frankfurter Thor, wohin er sonst sehr selten kam. Die hübsche Umzäunung und die sorgfältige Einrichtung des Gartens erregten seine Aufmerksamkeit. Er fragt, was das für ein Garten sei: der pomologische Garten, hieß es. Er forscht nun weiter und erfährt zu seinem Entsetzen, daß das Alles ohne sein Vorwissen und seine Genehmigung möglich gewesen. Der Zorn des hohen Herrn war fürchterlich. An die Minister, die das Unglück angerichtet hatten, konnte er sich jedoch nicht mehr halten, denn die waren inzwischen entlassen worden. So hielt er sich denn an die Anstalt selbst. Es erging der Befehl an die Minister des Innern und der Finanzen, der Kauf solle rückgängig gemacht und die Anstalt auf der Stelle beseitigt werden. Die Minister remonstrirten, aber der Kurfürst beharrte. Die Minister remonstrirten nochmals, der Kurfürst wiederholte nochmals seinen Befehl. So blieb die Sache als Noli-me-tangere liegen. Die Anstalt setzte unter dem Schutze des Ministeriums ihr illegitimes Dasein fort, und sie hat ihr Leben auch bis in die neueste Zeit glücklich gerettet. Aber anerkannt hat sie der Kurfürst nie. Von Zeit zu Zeit kam er immer wieder auf seinen Vernichtungsplan zurück, und einer dieser kritischen Momente war auch die Veranlassung zu der Interpellation im Landtage gewesen.

Der Abgeordnete Karl Oetker richtete ferner in der Sitzung vom 25. April 1865 folgende sehr eigenthümliche Fragen an den Landtagscommissar: „Wie viele spruchreife Sachen liegen dermalen dem Civilsenat des Oberappellationsgerichts zur Entscheidung vor? Wie viele dieser Sachen sind im Jahre 1864, namentlich in der ersten Hälfte desselben, wie viele in 1863 und wie viele in früherer Zeit spruchreif geworden? Welche Mittel stehen der ohne Staatsregierung zu Gebote, um Rückstände und überhaupt eine Verzögerung der Rechtspflege beim höchsten Gerichtshofe zu verhüten? Ist von diesen Mitteln Gebrauch gemacht worden und mit

Digitized by Google

welchem Erfolge?" Wenn selbst die Thätigkeit des höchsten Gerichtshofes in solcher Weise zum Gegenstande einer ständischen Interpellation gemacht wurde, so wird man annehmen dürfen, daß Verhältnisse sehr bedenklicher Art vorliegen mußten, welche die Stände zu so rücksichtslosen Anfragen drängten. Die Regierung mochte sich dies wohl selbst nicht verhehlen, denn sie hat auf die Anfragen Antwort gegeben, wenn auch eine sehr ausweichende Antwort. Der eigentliche Zusammenhang ist folgender. Wie bereits erwähnt wurde, waren die Hassenpflug'schen Verordnungen, welche das Jagdgesetz vom 1. Juli 1848 aufgehoben, und die durch dasselbe beseitigte Jagdberechtigung auf fremdem Grund und Boden wieder eingeführt hatten, im Wege der Civilklage angefochten worden. Diese Sache lag, nachdem das Obergericht zu Kassel zu Gunsten des Klägers entschieden hatte, dem Ober-Appellationsgericht zur Entscheidung vor. Es lag für die Stände sehr viel daran, in dieser Angelegenheit dem gebeugten Rechte Anerkennung zu verschaffen und man harrte mit Ungeduld auf das Erkenntniß des höchsten Gerichtshofs. Da erfuhr man nun — denn in Kassel konnte man Alles erfahren — daß zwei Mitglieder des Ober-Appellationsgerichts, welche als Anhänger und einstige Schützlinge Hassenpflug's allgemein bekannt waren, die Entscheidung endlos verschleppten und, ungeachtet vierzehnmaliger Erinnerung und Beschwerde, zur Abgabe ihres Gutachtens nicht zu bringen waren. Deshalb die Anfragen des Abgeordneten Karl Oetker, die denn auch den gewünschten Erfolg nicht verfehlt haben.

Die Sache hatte übrigens noch ein Nachspiel. Friedrich Oetker griff kurz darauf die erwähnten beiden Mitglieder des Ober-Appellationsgerichts und eine Anzahl ihrer Collegen unter Angabe ihres und seines Namens auf das Schonungsloseste in der „Hessischen Morgenzeitung" an. Der Staatsanwalt konnte hierzu nicht stillschweigen und erhob Anklage. Darauf aber war es gerade abgesehen. Es hatte dieser Angriff nämlich nicht blos den Zweck, die Entscheidung in der erwähnten Rechtssache herauszupressen, sondern es galt Friedrich Oetker auch darum, einmal vor aller Welt den Beweis zu führen, daß durch die rechtswidrige Beseitigung des Gesetzes vom 17. Juni 1848, welches den Ständen die Mitwirkung bei der Besetzung des Ober-Appellationsgerichts eingeräumt hatte, die Tüchtigkeit des höchsten Gerichtshofs selbst Schaden gelitten habe.

Digitized by Google

Im December 1865 kam die Anklage zur gerichtlichen Verhandlung, und bei dieser Gelegenheit führten nun die Gebrüder Oetker, der eine als Vertheidiger, der andere als Angeklagter, alle dienstlichen Sünden in's Feuer, welche sie gegen die in dem Artikel namhaft gemachten richterlichen Beamten nur hatten ermitteln können. So behauptete Karl Oetker von einem der gedachten beiden Räthe: „Als er in's Ober-Appellationsgericht berufen wurde, soll er an 80 unbearbeitete Sachen als Erbschaft hinterlassen haben. Auch als Ober-Appellationsgerichtsrath hat er stets zahlreiche Rückstände gehabt. Wenn es nöthig ist, so bin ich in der Lage, einzelne dieser Rückstände näher zu bezeichnen. In der Sache Hecker gegen Hospital Haina, die seit Juni 1864 spruchreif ist, wurde trotz wiederholter Erinnerung erst im Mai 1865 ein Decret wegen Güteversuchs erlassen. Die Sache Staatsanwalt gegen Heisebeck ist spruchreif seit Juni 1864, wurde elf Mal erinnert und erst im November d. J. entschieden. Die Sache Landescreditkasse gegen Joseph war Anfangs October 1864 spruchreif, ist acht Mal erinnert, ein Mal ist Beschwerde wegen Justizverzögerung geführt, im September 1865 ist die Entscheidung erfolgt; es handelte sich lediglich um Prüfung eines Decrets, wodurch die Klage von vornherein abgewiesen war. Die Sache Staatsanwalt gegen die Stadt Großalmerode ist seit Juli 1864 spruchreif, zehn Mal erinnert, es ist Beschwerde wegen Justizverzögerung geführt, und bis jetzt ist keine Entscheidung erfolgt. Die Bezeichnung weiterer Sachen wird nicht nöthig sein."

Friedrich Oetker mochte glauben, sein Bruder habe die Sache wohl noch nicht genügend beleuchtet. Er führte daher selbst noch einige Punkte weiter aus: „Gegen X. hat mein Vertheidiger schon geltend gemacht, daß er nie anzufangen weiß; bei Herrn Y. ist es umgekehrt, er weiß nicht fertig zu werden. Wenn er am Schreiben ist, dann giebt es Stöße von Relationen, er soll Werke geliefert haben von 60 bis 80 Bogen, so daß die ganzen Sachen schwer darunter litten. Ueber diese beiden Thatsachen will ich die Herren gegenseitig zu Zeugen vorschlagen: Herr Y. soll bezeugen, daß Herr X. nicht anfängt, und dieser, daß Herr Y. nicht fertig wird. Ferner will ich über alle einzelnen Angaben der Einreden den Ober-Appellationsgerichtsrath Z. dahier zum Zeugen benennen, namentlich auch darüber, daß X. die Sache Meyer gegen Staatsanwalt

Digitized by Google

(das war die auf das Jagdgesetz bezügliche) sechs Monate bei sich behalten hat, ohne sie an die nachfolgenden Mitglieder abgehen zu lassen, und ferner darüber, daß X. zur Zeit, als der Artikel abgedruckt wurde, drei bis vier Dutzend, ja — ich will das halbe Hundert vollmachen — ein halbes Hundert zum Theil Jahre alte Rückstände gehabt hat." Mit solchen Waffen wurde damals gekämpft. Und der Staatsanwalt? Er beantragte, unter der Wucht des Vertheidigungsmaterials fast erliegend, eine — Geldstrafe. Der Gerichtshof war anderer Ansicht: er sprach den Angeklagten vollständig frei.

Der zweite Sohn des Kurfürsten, Prinz Moritz von Hanau, war als zweijähriges Kind im Jahre 1836 mit einem angeblich heimgefallenen von Trott'schen Lehen, dem Lehengut Schwarzenhasel von seinem Vater belehnt worden. Es war ein niedliches Gut, damals schon im Werthe von ungefähr 40,000 Thaler, und es ließ sich weiter nichts daran aussetzen, als daß es eben dem Staate gar nicht heimgefallen war, also auch nicht neu vergeben werden konnte. Das Lehen war nämlich seiner Zeit von den Aebten von Hersfeld als Weiberlehen vergeben worden und von weiblicher Seite befanden sich noch zahlreiche Berechtigte am Leben. Das erste wußte man, denn das Gut war bereits beim letzten Lehenfall in den Händen der weiblichen Linie gewesen. Das letztere wußte man freilich nicht, doch hätte es der Lehnhof zu Kassel bei einiger Sorgsamkeit wohl erfahren können. Ich constatire jedoch hier ausdrücklich, daß wenigstens der Kurfürst zu der Zeit, als er das Lehen wieder vergab, sich im guten Glauben befunden hat. Allein dieser gute Glaube mußte schwinden, als es sich herausstellte, daß weitere Trott'sche Lehnberechtigte noch vorhanden seien, und das Gut hätte nun den Nächstberechtigten herausgegeben werden sollen. Das geschah aber nicht und der Kampf, der nun um das Lehen begann, gewährt in seinem wechselvollen Verlaufe ein Schauspiel von so spannendem Interesse, daß man fast versucht sein könnte, zu glauben, man habe einen Roman und nicht die traurigste Wirklichkeit vor sich.

Der Erste, welcher die Rechte des neu Belehnten anfocht, war ein Freiherr von Waldenfels auf Gumpertsreuth. Es wurde ihm vom Staatsanwalt, als Vertreter des Prinzen, die Einrede entgegengesetzt: daß er und alle jetzt etwa noch vorhandenen Glieder der weiblichen Linie ihrer Ansprüche verlustig gegangen

Digitized by Google

seien, weil sie — wie dies dem Herkommen bei den Hersfelder Weiberlehen entsprochen hätte — bei dem Aussterben der männlichen Linie nicht mit dem nächstberechtigten Mitgliede der weiblichen Linie zugleich die gesammte Hand auf das Lehen gewahrt hätten. Diese Einrede war juristisch untadelhaft. Sie behauptete zwar ein Rechtsverhältniß, welches dem geschriebenen Rechte und dem feststehenden Gerichtsgebrauche schnurstracks zuwiderlief; allein möglich war es ja immerhin, daß sich bei den Lehen der ehemaligen Abtei Hersfeld ein solches Herkommen gebildet hatte. Es kam also gegenüber dem Richter nur darauf an, daß das behauptete Herkommen zu beweisen stand, und gegenüber dem sittlichen Urtheil, daß man sich wenigstens im Stande glauben konnte, diesen Beweis führen zu können. Leider war weder das eine noch das andere der Fall, denn die Einrede war vollständig aus der Luft gegriffen.

Der Staatsanwalt trat zunächst den ihm auferlegten Beweis der Einrede gar nicht an, und es erging darauf unter dem 5. Januar 1838 ein Bescheid des Obergerichts zu Kassel, welcher dem Freiherrn von Waldenfels das Lehngut Schwarzenhasel zusprach und den Verklagten zur Herausgabe des Gutes sammt allen gezogenen Nutzungen verurtheilte. So leicht streckte jedoch der Kurfürst nicht die Waffen. Der Staatsanwalt kam mit einem Restitutionsgesuch wegen der versäumten Beweisantretung ein und versuchte zugleich den Beweis des behaupteten Herkommens zu führen. Das Gesuch wurde zurückgewiesen, weil der versuchte Beweis in gänzlich mißlungener Weise angetreten sei. Nun erfolgte ein nicht ungeschickter Frontwechsel. Der Staatsanwalt erhob nämlich Zwischenklage im Namen des Staates und zugleich kam sein Stellvertreter mit einem neuen Restitutionsgesuche ein, in welchem derselbe erkärte, der Beweis des behaupteten Herkommens könne zwar nicht geführt werden, allein man habe die Entdeckung gemacht, daß der Freiherr von Waldenfels nicht der nächste Verwandte des verstorbenen letzten Besitzers, daß vielmehr noch eine Anzahl näher Berechtigter vorhanden sei. Diese Geständnisse erfolgten im Jahre 1839. Der damit eingeleitete Schachzug glückte auch. Waldenfels wurde auf diese neu entdeckten Thatsachen hin zunächst vom Obergericht zu Kassel und sodann auch in höchster Instanz mit seinen Ansprüchen zurückgewiesen. Hiermit schließt der erste Act.

Digitized by Google

Die Entdeckung, daß Waldenfels nicht der Nächstberechtigte sei, befreite zwar von diesem gefährlichen Gegner, sie war aber nichtsdestoweniger sehr unbequem. Denn statt eines Gegners hatte man nun deren vier oder fünf, nämlich die Kinder und Enkel sowie die geistesschwache Schwester eines im Jahre 1839 zu Treffurt verstorbenen Herrn von Keudell. Diese wußten jedoch bis jetzt nichts von ihren Ansprüchen auf das Lehen. Es galt also sich mit denselben bei Zeiten abzufinden und wenn dies in offener und ehrenhafter Weise geschah, so war schließlich hiergegen nicht allzu viel zu erinnern. Allein so war es durchaus nicht gemeint. Im Herbst 1840 erschien in Treffurt ein Herr aus Kassel, der sich den erwähnten Berechtigten und deren Vormündern als ein Mitglied des kurhessischen Lehnhofes vorstellte. Besagter Herr theilte nun mit: man habe da wegen eines ehemaligen Trott'schen Lehens einen Rechtsstreit mit einem Herrn von Waldenfels, über dessen siegreichen Ausgang man zwar nicht im Zweifel sei, da die Rechte der weiblichen Linie derer von Trott durch die versäumte Wahrung der gesammten Hand verloren gegangen seien, zu dessen rascherer Erledigung man aber mit den Keudell'schen Kindern und Erben ein billiges Abkommen zu treffen wünsche; viel wolle man freilich nicht daran wenden, da ja der Proceß mit Herrn von Waldenfels in jedem Falle doch gewonnen werden müsse. Also Waldenfels gegenüber hatte man erklären müssen, den Beweis des behaupteten Herkommens nicht führen zu können; hier dagegen behauptete man den wirklich Berechtigten gegenüber, dieses Herkommen bestehe ganz zweifellos zu Recht.

Die Keudell'schen Erben waren bürgerliche Leute in dürftigen Vermögensverhältnissen, sie waren außerdem fast sämmtlich Frauen und als Ausländer des hessischen Lehenrechts und der Verhältnisse überhaupt gänzlich unkundig. Sie glaubten dem Herrn, der ihnen so treuherzig zuzureden wußte, und so kam — baar Geld lacht ja bekanntlich — ein Vertrag zu Stande, durch welchen die armen bethörten Frauen gegen eine Summe von je 200 Thaler — buchstäblich zweihundert Thaler — auf ihre Ansprüche zu Gunsten des Kurfürsten verzichteten. Mit diesem Vertrage in der Tasche fuhr sodann besagter Biedermann quasi re bene gesta wieder nach Kassel zurück. Um das Maß voll zu machen, wurde die Abfindungssumme

Digitized by Google

von 623 Thaler nicht einmal von dem Inhaber des Lehens bezahlt, sondern der Staatskasse aufgebürdet.

Die so fein eingefädelte Sache hatte aber doch noch ein Häkchen. Ein ganz kleines zwar nur, aber es war gerade groß genug, um schließlich den ganzen Plan in der eclatantesten Weise zu vereiteln. Die Vormünder des geistesschwachen Fräuleins von Keudell und einiger anderer minderjährigen Berechtigten hatten sich nämlich die Genehmigung des Abfindungsvertrages durch das Pupillen-Collegium zu Halberstadt vorbehalten. Das Collegium trug Bedenken, den Vertrag ohne Weiteres gutzuheißen. Es wandte sich also um Aufklärung an den Lehnhof. Dieser wiederholte mit eherner Stirn, was sein Vertreter in Treffurt schon zum Besten gegeben hatte. Allein die Herren Pupillenrichter ließen sich dadurch nicht so weit überzeugen, daß sie den Vertrag bestätigt hätten und so blieb die Sache nach dieser Seite hin eine Zeitlang in der Schwebe. Die Bedenken des Pupillen-Collegs machten nun aber die Berechtigten selbst nach und nach stutzig. Sie fingen an weiter nachzuforschen und kamen schließlich dahinter, daß sie eben — angeschwindelt worden seien. Damit beginnt die Peripetie des Stücks.

Die Treffurter Berechtigten wurden nun klagbar, und der Kampf um das Lehengut entbrannte von Neuem. Der Staatsanwalt leugnete Stein und Bein, sogar die Verwandtschaft der Kläger und die Weiberlehnsqualität des Gutes. Außerdem wurde ein Heer von Einreden, darunter auch wieder die oben erwähnte, vorgeschützt und über diese letztere auch Beweis anzutreten versucht. Man beauftragte zu diesem Zwecke einen jungen Juristen — und zwar wiederum auf Kosten des Staates, nicht des Leheninhabers — das ganze Archiv der Hersfelder Lehensacten nach Beweisen für das behauptete Herkommen zu durchstöbern. Es konnte jedoch nicht ein einziger Beleg entdeckt werden, die Einrede war und blieb also aus der Luft gegriffen. Alle übrigen Einreden erklärten die Gerichte von vornherein als unbegründet, und so erging zuletzt auch in höchster Instanz ein Bescheid, welcher zwar diejenigen Berechtigten, die sich zum Verzicht auf ihre Ansprüche hatten bestimmen lassen, mit ihren Ansprüchen zurückwies, die Rechte der übrigen Kläger dagegen als vollkommen begründet anerkannte und den Verklagten zum zweiten Mal zur Herausgabe des Gutes verurtheilte.

So stand die Sache, als im Jahr 1865 der Anwalt der Kläger

Digitized by Google

— es war wieder „der alte Henkel" — dieselbe vor die Stände brachte. Vor diese gehörte sie aus zwei Gründen: einmal, weil in widerrechtlicher Weise die Abfindungssumme aus Staatsmitteln gezahlt und hiergegen schon im Jahre 1848 von den Ständen remonstrirt worden war, und sodann, weil es sich im Grunde genommen doch um Staatsgut handelte. Diesen beiden Gesichtspunkten entsprechend ging auch der Antrag des Abgeordneten Henkel dahin: die Regierung aufzufordern, auf Ersatzleistung für die aus Staatsmitteln aufgewendete Abfindungssumme Bedacht zu nehmen und sodann „die Aufhebung der neuen Belehnung, so weit solche nicht schon durch Dritte veranlaßt worden ist, zu erwirken, die noch im Besitze des neu Belehnten befindlichen Theile desselben wieder zur Staatsadministration zu ziehen und dann den abgefundenen älteren Vasallen auf deren Verlangen gegen Ersatz der empfangenen Abfindungssumme herauszugeben". Der Antrag wollte also nicht blos den durch ein gerichtliches Erkenntniß geschützten, sondern auch den zum Verzicht auf ihre Ansprüche bewogenen Berechtigten vollständig zu ihrem Rechte verhelfen, weil es — wie der Antragsteller ausführte — unter der Würde des Staates wäre, ein auf solche Weise erworbenes Gut behalten zu wollen. Die Stände schlossen sich dieser Auffassung auch ohne Weiteres an.

Die Sache war schlimm und dabei so sonnenklar, daß man hätte erwarten sollen, die Minister würden sich ohne Weiteres bereit erklären, dem Verlangen der Stände zu entsprechen. Aber nein, dazu fehlte den Herren der Muth, und so mußten denn bei der Discussion des Antrags alle Einzelnheiten des schmutzigen Handels schonungslos an's Licht gezogen werden. Der Abgeordnete Knobel — ein Bauer und zwar der Führer der Bauern im Landtage — forderte seinen Collegen Henkel auf, die Sache in einer Broschüre der Oeffentlichkeit zu übergeben, „damit die ganze civilisirte Welt noch weiter gewahr werde, wie es in Kurhessen auch in der hier vorliegenden Richtung zugeht und welche gewissenlosen Unterhändler in unserem Lande noch aufzufinden sind — Unterhändler, welche, wenn sie einem Andern gedient hätten, ganz gewiß vor das Schwurgericht gestellt worden wären."

Der Kurfürst rührte und regte sich nicht. Er hatte seinem Sohne bei seiner höchsten Ungnade verboten, sich mit den abgefundenen Berechtigten in irgend welche Verhandlungen einzulassen. Der

Digitized by Google

Prinz, der selbstverständlich an der ganzen Sache vollkommen unschuldig war, befand sich in der peinlichsten Verlegenheit. Er hatte gerade damals allen Grund, seinen Vater, mit dem er bereits auf sehr gespanntem Fuße stand, nicht noch weiter zu reizen, und mit Rücksicht hierauf ließ er daher bei den Verhandlungen in der Kammer durch einige ritterschaftliche Abgeordnete erklären, daß er später bereit sein werde, den Ansprüchen der abgefundenen Berechtigten gerecht zu werden, vorerst aber hierzu außer Stand sei. Allein das Unrecht, das auf seinem Namen lastete, ließ ihm doch keine Ruhe. Als im October die Stände wieder zusammentraten, theilte Präsident Nebelthau im Namen des Prinzen mit, daß die Abfindungssumme, welche die Stände reclamirt, an die Staatskasse gezahlt sei, und der Abgeordnete Henkel vervollständigte diese Mittheilung weiter dahin, daß der Prinz sich mit sämmtlichen Berechtigten zu deren vollen Zufriedenheit abgefunden und diese Sache in der ehrenhaftesten Weise erledigt habe. So mußte zuletzt noch der eigene Sohn gegen seinen Vater in die Schranken treten, um ein fast dreißigjähriges Unrecht zu sühnen.

Kehren wir nun wieder zu den Ständen zurück. Die Lage derselben war keineswegs behaglich. Zwei Jahre und länger war es her, daß der Verfassungsstreit sein Ende gefunden, während für die gerechten und von der Regierung fast durchweg anerkannten Forderungen des Landes so gut wie nichts geschehen war. Die Rolle des fortwährenden fruchtlosen Interpellirens und Drängens war längst verbraucht und mußte nun ein Ende nehmen, wenn nicht das Ansehen der Stände selbst Schaden leiden sollte. Es war daher nicht mehr blos eine Pflicht gegen das Land, es war zugleich für die Stände ein Gebot der Selbsterhaltung geworden, dem Aushungerungssysteme des Kurfürsten — mochte es nun beabsichtigt oder nicht beabsichtigt sein — in der nachdrücklichsten Weise entgegen zu treten. Der Abgeordnete Jungermann hatte bereits im Juni geltend gemacht, daß es darauf ankomme, den Spieß gegen die Regierung einfach umzukehren und die Folgen ihrer Unthätigkeit auf sie selbst zurück zu wälzen. Er trat jetzt auf's Neue mit diesem Plane hervor und fand diesmal auf allen Seiten Anklang. Nach wenigen Tagen kündigte er seinen Antrag, betreffend die Stockungen in Gesetzgebung und Verwaltung, an, und in der Sitzung vom 27. October begründete er denselben.

Digitized by Google

Der Eingang dieses Antrags lautete wörtlich wie folgt: „Hohe Ständeversammlung! Als im October 1862 der zwölfjährige Verfassungsstreit durch das Zusammentreten der neu gewählten Landesvertretung seinen formellen Abschluß fand, ergab sich nach Ansicht des Landes für die damals zusammentretenden Stände die doppelte Aufgabe: einmal, die noch unerledigt gebliebenen Rechtsfragen in Verfassung und Gesetzgebung zum raschen Abschluß zu bringen, und sodann auf die Förderung der so lange vernachlässigten materiellen Interessen des Landes mit allen Kräften hinzuwirken. Ueber die Schwierigkeiten bei der Lösung dieser Doppelaufgabe hatte man sich freilich im Lande einer irrigen Vorstellung hingegeben. In der gewiß sehr berechtigten Unterstellung, daß nach Beendigung des langen verderblichen Streites über die Hauptsache — über Verfassung und Wahlgesetz — nun unmöglich abermals ein jahrelanger Streit über die Nebenpunkte — über die rechtswidrig erlassenen Gesetze und und Verordnungen — in Aussicht stehen könne; von der menschlich so nahe liegenden Annahme ausgehend, daß auch die Regierung es als eine hohe Befriedigung empfinden werde, den endlich wieder hergestellten Frieden nun zum Besten des schwer geschädigten Landes verwerthen zu können — war man damals noch im Lande von der Ueberzeugung durchdrungen, die Erledigung der Rechtsfragen werde mehr oder weniger nur einen formellen Durchgangspunkt in der ständischen Wirksamkeit bilden, man erwartete vielmehr vor Allem aus der Thätigkeit von Regierung und Landesvertretung die große Zahl von gesetzlichen Anordnungen hervorgehen zu sehen, die das materielle Wohl des Landes schon so lange und so dringend forderte, für deren Erlaß aber der Staatsregierung während des Verfassungsstreites entweder die genügende Zeit oder die Möglichkeit der Einigung mit den Ständen gefehlt hatte.

„Es sollte anders kommen. Hohe Staatsregierung war so wenig geneigt, die Erledigung der noch schwebenden Rechtsfragen als einen bloßen Durchgangspunkt zu betrachten, daß es erst der bekannten entschiedenen Einmischung der deutschen Großmächte bedurfte, bevor Hochdieselbe sich dazu verstand, die Zuständigkeit der neu gewählten Landesvertretung noch für etwas mehr, als für die Berathung eines neuen Wahlgesetzes anzuerkennen. Die Verhandlungen zwischen Regierung und Ständen kamen nunmehr allerdings in Fluß; die Anfangs gehegten Erwartungen sollten aber freilich

Digitized by Google

darum doch nicht in Erfüllung gehen. Zwar bewies eine große Anzahl von Anträgen und Interpellationen, wie lebhaft wenigstens die Kammer sich ihrer Aufgabe bewußt war; die entsprechenden Vorlagen der Regierung blieben indeß — bis fast auf die einzige wegen des Baues der Bebra-Hanauer Eisenbahn — vollständig aus, und auch hinsichtlich der Rechtsfragen wurde nur eine so unvollkommene Einigung erzielt, daß der dermaligen Landesvertretung eine leider nur allzu reiche Erbschaft im Landtagsabschiede anfiel.

„Dieses Verhältniß hat sich bekanntlich seitdem nicht geändert. Hohe Staatsregierung hat sich zunächst nicht einmal in Betreff aller noch streitigen Rechtsfragen zu Vorlagen an die Landesvertretung bewogen gefunden; sodann aber haben ihre Vorlagen, soweit sie gemacht wurden, zum Theil — wie z. B. das Preßgesetz — von vornherein zurückgewiesen, zum Theil Abänderungen unterworfen werden müssen, von denen dann wieder Hohe Staatsregierung — wie z. B. beim Vereinsgesetz, Religionsgesetz, Gesetz wegen Besetzung des Oberappellationsgerichts — aller Mäßigung von ständischer Seite ungeachtet, erklärt hat, daß sie unannehmbar für sie seien.

„Bei der politischen Vergangenheit der dermaligen Herren Ministerialvorstände würde dieses Verhalten der Regierung vielleicht nichts Befremdendes haben, wenn nicht neben dieser Unzugänglichkeit auf dem Gebiete der Rechtsfragen zugleich eine im hohen Grade auffallende Unthätigkeit auch auf dem Gebiete der materiellen Landesinteressen hergingen. Im Interesse der Regierung selbst scheint wenigstens die Forderung an die von ihr einzuhaltende Politik fast unabweisbar zu sein, daß, je fester sie sich den politischen Ansprüchen des Landes zu verschließen beabsichtigt, um so bereitwilliger sie sich gegenüber den Landeswünschen verhalten müsse, welche weit ab von dem politischen Gebiete liegen und gleichwohl mit demselben Nachdruck geltend gemacht werden, wie die politischen Fragen auch. Denn auf diesem Wege ließe sich am Ende doch allein ein besseres Entgegenkommen der Stände auf dem politischen Gebiete, ein Gewinnen der öffentlichen Meinung im Lande, eine schließliche Rechtfertigung des eingeschlagenen Verfahrens bei hohem deutschen Bundestage erzielen — Gesichtspunkte von solcher Wichtigkeit, daß ohne deren Berücksichtigung eine bewußte Politik der Regierung überhaupt kaum denkbar erscheint. Es bedarf indeß für die Regierung nicht einmal eines solchen wenngleich sehr nahe liegenden politi-

Digitized by Google

tischen Planes, denn für ein gutes Theil der Forderungen für das materielle Wohl des Landes liegt schon seit Jahren, jedenfalls schon seit dem vorigen Landtage, die eigene unumwundene Anerkennung ihrer Berechtigung von Seiten der Regierung vor. Wenn daher, ungeachtet einer wahren Fluth von ständischen Anträgen und Anfragen, auch die vollen drei Monate der letzten Vertagung des Landtages nicht eine einzige Vorlage dieser Art gezeitigt haben; wenn Hohe Staatsregierung, ungeachtet ihrer eigenen vielfachen Anerkennung, ja in einzelnen Fällen sogar bestimmten positiven Versprechungen zuwider, uns diesmal mit völlig leeren Händen gegenüber getreten ist, so kann ein solches widerspruchsvolles Verhalten wohl mit Recht als in hohem Grade auffallend bezeichnet werden.

„Allerdings wäre noch der Einwand denkbar, daß das Nichterscheinen der vom Lande geforderten Gesetzvorlagen in zeitraubenden und noch nicht bewirkten Vorbereitungen seinen Grund haben könne. Allein abgesehen davon, daß ein solcher Entschuldigungsgrund unter den vorliegenden Umständen kaum ein geringeres Verschulden in sich schließen würde, als die zu entschuldigende Thatsache selbst, kann dieser Einwand schon aus dem Grunde nicht als stichhaltig anerkannt werden, weil auch in dem Zweige der Regierungsthätigkeit, bei welchem derartige zeitraubende Vorbereitungen in der Regel nicht Platz greifen, weil auch auf dem Gebiete der Verwaltung eine fast eben so vollständige Stockung und Unthätigkeit zu Tage tritt, wie auf dem Gebiete der Gesetzgebung. Auch hier erfahren zum Theil seit Jahren von der Regierung anerkannte Mißstände keine Abhülfe, oder es tritt vielfach in Fragen der allereinfachsten Art ein Hinauszögern der Entscheidung hervor, das uns nur darüber im Zweifel läßt, ob die darin sich aussprechende Gleichgültigkeit gegen die unausbleibliche Schädigung der davon betroffenen Interessenten mehr unser Bedauern, oder ob die Möglichkeit einer so unverzeihlichen Unthätigkeit an und für sich mehr unser Erstaunen in Anspruch zu nehmen hat.

„Gegenüber einem so unerklärlichen Verhalten der Staatsregierung erscheint daher der Zweifel gewiß am Platze, ob nicht vielleicht dennoch ein gewisser innerer Zusammenhang zwischen der Unzugänglichkeit der Regierung in Bezug auf die gerechten Rechtsforderungen des Landes und der gleichzeitigen Unthätigkeit derselben gegenüber den materiellen Landesinteressen bestehe, ob nicht am

Digitized by Google

Ende diese beiden Seiten des Verhaltens der Regierung nur als verschiedene Erscheinungsformen eines und desselben Krankheitszustandes in unserm Regierungsorganismus anzusehen seien. Diese Andeutung soll von meiner Seite nichts weiter als ein Fingerzeig sein, denn es liegt außerhalb meiner Absicht, und es ist mir überdies unmöglich, das wirkliche Vorhandensein dieses inneren Zusammenhanges nachzuweisen. Ein gewisser äußerer Zusammenhang zwischen der gedachten Unzugänglichkeit und der Unthätigkeit der Regierung besteht indeß ohne Zweifel. Denn jedenfalls ergiebt sich aus einer näheren Betrachtung dieses seitherigen Verhaltens der Regierung für das Land wie für dessen Vertreter die wichtige Folgerung, daß ein Abschluß, der zwischen Regierung und Ständen streitigen Rechtsfragen so lange füglich nicht erwartet werden kann, so lange nicht einmal die zwischen beiden nicht streitigen Fragen über das materielle Landeswohl ihren Austrag zu finden im Stande sind. Gleichviel indeß, ob und welcher Zusammenhang in dieser Beziehung vorhanden ist — unter allen Umständen bildet die Unthätigkeit der Regierungsmaschine selbst ein Moment von so ernster Bedeutung, daß die Landesvertretung schon aus diesem Grunde sich der Aufgabe nicht wird entziehen können, die diesem bedenklichen Krankheitszustande zu Grunde liegenden Ursachen festzustellen und auf Beseitigung derselben mit allen Kräften hinzuwirken."

Es folgt nun an 31 verschiedenen Beschwerdepunkten der Nachweis der von dem Antragsteller behaupteten Stockung in Gesetzgebung und Verwaltung. Zum Verständniß des Antrags und der Zustände im Lande wird es unerläßlich sein, wenigstens in der Kürze dieses Material auch hier folgen zu lassen. Ich vervollständige dabei dasselbe zugleich in der Art, daß ich bei jedem einzelnen Falle mittheile, ob und in welcher Weise die Beschwerde seitdem während der kurzen preußischen Herrschaft ihre Erledigung gefunden hat.

1. Ein Verkoppelungsgesetz hatte die Regierung schon den Landtagen von 1856 und 1858 vorgelegt, ohne daß damals eine Einigung mit den Ständen erzielt worden wäre. Der Landtag von 1862 kam sofort auf dieses Anliegen zurück, und auf dem letzten Landtage ist das Gesetz nicht weniger als 16 Mal sollicitirt worden. Der Entwurf lag längst fertig und ausgearbeitet in den Ministerien,

Digitized by Google

der Kurfürst genehmigte aber nicht dessen Vorlage. Erst in der Sitzung vom 15. Juni 1866, als es „zu spät" war, erfolgte die Vorlage, gleichzeitig mit den unter 2, 3 und 14 erwähnten Gesetzentwürfen. Die preußische Regierung hat durch die Verordnung vom 13. Mai 1867 diesem dringenden Bedürfnisse der Landwirthschaft abgeholfen. Seitdem sind bereits mehrere Gemeinden vollständig verkoppelt und das Verfahren ist durch das ganze Land im lebhaftesten Gange.

2. Ein Gesetz wegen Ablösung der Feld- und Waldhuten war schon vor 8 Jahren von den Ständen beantragt worden. Dem Verlangen ist gleichfalls durch die oben erwähnte Verordnung vom 13. Mai 1867 entsprochen worden.

3. Vom Jahre 1862 an verlangten die Stände unausgesetzt aber vergeblich ein Gesetz, welches den in den Provinzen Fulda und Hanau bestehenden Güterschluß aufheben sollte. Eine zweite Verordnung vom 13. Mai 1867 hat den beiden Landestheilen diese unleidliche Fessel abgenommen.

4. Der Landtag von 1862 hatte ein Gesetz zur Regelung des Landwegebaues gefordert. Diese Angelegenheit ist jetzt der Fürsorge des hessischen Communal-Landtags anheim gefallen und hat dadurch im Wesentlichen ihre Erledigung gefunden.

5. Ein Gesetz wegen der Verwerthung der Forstnutzungen war vom Landtage von 1862 vergeblich beantragt worden. Diese Beschwerde hat noch durch das kurhessische Gesetz vom 28. Juni 1865 Abhülfe gefunden.

6. Auf den Antrag des Abgeordneten von Bischoffshausen war die Regierung um Vorlage eines Gesetzes über die Gewährleistung beim Handel mit Hausthieren angegangen worden. Auch diesem Verlangen hat noch ein kurhessisches Gesetz vom 23. October 1865 Rechnung getragen.

7. Eine Gewerbeordnung, welche die bestehende Zunftverfassung beseitige, wurde vom Landtage von 1862 beantragt. Der Entwurf war gleichfalls längst ausgearbeitet, die Vorlage desselben erfolgte aber nicht. Die Verordnung vom 29. März 1867 entsprach vorläufig den lautesten Wünschen. Das Bundes-Freizügigkeitsgesetz und die Bundes-Gewerbeordnung haben seitdem die Wünsche vollständig befriedigt.

8. Die endliche Einführung des deutschen Handelsgesetzbuches

Digitized by Google

wurde gleichfalls auf dem Landtage von 1862 alsbald erinnert. Sie erfolgte noch während des letzen Landtags durch das Gesetz vom 3. Mai 1865.

9. Ein Gesetzentwurf, durch welchen die Entschädigungspflicht der Besitzer gewerblicher Anlagen wegen Benachtheiligung benachbarten Grundeigenthums geregelt werden sollte, war den Ständen im Juni 1864 vorgelegt, von diesen unter vollständigster Zustimmung der Regierung amendirt, jedoch später nicht publicirt worden. Der Gegenstand hat inzwischen durch die Bundes-Gewerbeordnung seine Erledigung gefunden.

10. Die bestehende Gesetzgebung über den Bergbau datirte vom Jahre 1616 — nicht etwa 1816. Die Stände verlangten 1863 eine zeitgemäße Reform derselben. Die Verordnung vom 1. Juni 1867 hat diesen Wunsch erfüllt.

11. Die Grebenordnung von 1739 erklärte die Forderungen der Wirthe für im Einzelnen auf Borg gegebenen Branntwein für uneinklagbar. Der Landtag von 1863 verlangte die Beseitigung dieser veralteten Bestimmung. Die preußische Gesetzgebung kennt eine solche Beschränkung nicht.

12. Ein Regierungsausschreiben von 1817 verbot den Verkauf der Früchte auf dem Halm. Die Stände von 1863 forderten die Beseitigung dieser wirthschaftlichen Verkehrtheit. Die Verordnung vom 24. Januar 1867 hat dieselbe aus der Welt geschafft.

13. Die Stände von 1863 verlangten die Reform der Steuergesetzgebung. Minister von der Heydt hat bekanntlich diesem Verlangen bereitwilligst entsprochen.

14. Schon der Landtagsabschied vom Jahre 1831 hatte das alsbaldige Erscheinen eines Schulgesetzes in sichere Aussicht gestellt. Fruchtlose Verhandlungen hierüber ziehen sich von da ab durch alle ständischen Sessionen. In Preußen giebt es bekanntlich bis jetzt ebenfalls noch kein Schulgesetz für das ganze Land. Dem letzten preußischen Landtage ist jedoch der Entwurf eines solchen Gesetzes vorgelegt worden, ohne daß freilich derselbe bis jetzt zum Gesetz geworden wäre.

15. Der Landtag von 1833 hatte die Vorlage eines Gesetzes wegen anderweiter Regulirung der Beitragspflicht zu den kirchlichen und Schulbauten gefordert. Auch dieser Gegenstand bildete von da ab ein ständiges Gravamen der Landtage. Eine Erledigung hat

Digitized by Google

derselbe in kurhessischer Zeit nicht gefunden; unter der preußischen Regierung freilich bis dahin auch nicht.

16. Die Stände von 1863 forderten eine Vorlage, welche die Kosten der Bundesexecution vom Jahre 1850 gleichmäßig auf das ganze Land vertheilen sollte. Diese Angelegenheit ist jetzt der Entscheidung der Communalstände anheim gestellt.

17. Die Stände hatten vom Jahre 1831 an zu 16 verschiedenen Malen den Erlaß eines Einquartierungsgesetzes begehrt. Auf dem Landtage von 1862 erfolgte endlich die Vorlage eines solchen. Der Entwurf wurde aber nicht als Gesetz publicirt. Das Bundesgesetz vom 25. Juni 1868 hat diesem Bedürfniß abgeholfen.

18. Den Ständen von 1863 war ein Gesetzentwurf wegen Emission neuer Kassenscheine vorgelegt und von denselben auch angenommen worden. Die Scheine sind erst fertig geworden, als der Staat Kurhessen ebenfalls — fertig war. Die Noten der preußischen Bank und die noch im Herbst 1866 in Kassel errichtete Filiale derselben haben Aller Wünsche vollständig befriedigt.

19. Es folgt eine Geschichte und Kritik des kurhessischen Eisenbahnbaues. Die im März 1863 beschlossene Eisenbahn von Bebra nach Hanau hatte, obwohl für dieselbe bereits ein Anlehen von 10 Millionen Thaler aufgenommen war, nach der Versicherung des Antragstellers damals — nach achtzehn Monaten — „weder einen Anfang, noch eine Mitte, noch ein Ende". Die Bahn ist von Preußen fertig gebaut worden und jetzt bekanntlich längst im Betrieb. Wichtiger ist, daß in neuester Zeit auch die Fortsetzung der Bahn nach Offenbach und die Ueberbrückung des Mains bei Hanau in Angriff genommen worden ist. Eine zweite Bahn von Bebra über Eschwege nach Witzenhausen (Arenshausen), von den Ständen 1863 beantragt, von der Regierung 1865 endlich fest beschlossen, war im Juni 1866, also nach einem Jahre, noch nicht begonnen und sieht leider auch heute noch ihrer Ausführung entgegen. Eine Zweigbahn von Schmalkalden nach Wernshausen, im Interesse der verkümmerten Schmalkaldener Eisenindustrie lebhaft von den Ständen befürwortet, wurde nicht gebaut und ist auch heute noch nicht gebaut. Die Halle-Nordhausen-Kasseler Bahn war nach langem Zögern endlich concessionirt worden. Der Antragsteller rügt diese Verzögerung, indem er die Befürchtung ausspricht, „ob nicht dennoch die so lange vorenthaltene Ertheilung der Concession die Ausführung

Digitized by Google

des ganzen Projectes ernstlich in Frage gestellt hat." Die Befürchtung hat sich vollkommen erfüllt. Die Bahn mündet jetzt, einem Beschlusse des preußischen Landtags vom Januar 1868 zufolge, nicht in Kassel, sondern in Münden.

20. Die Stände von 1862 verlangten die Einführung des Einpfennig-Tarifs für Kohlen auf den kurhessischen Staats- und Privatbahnen. Die Regierungen vom Großherzogthum Hessen und Frankfurt waren hinsichtlich der Main-Weserbahn nicht entgegen. Die kurhessische Regierung brachte es nicht zu einem Entschluß. Inzwischen ist nicht blos auf der Main-Weserbahn, sondern auch auf der Bebra-Hanauer, der hessischen Nordbahn und der Frankfurt-Hanauer Bahn der Einpfennig-Tarif eingeführt worden, und zwar nicht blos für Kohlen, sondern auch für eine große Anzahl anderer wichtiger Rohmaterialien.

21. Die Eisenbahn-Fahrpläne mußten, wie schon erwähnt, vom Kurfürsten genehmigt werden. Diese Genehmigung erfolgte vielfach erst so spät, daß z. B. die Frankfurt-Hanauer Bahn wiederholt genöthigt war, Extrazüge einzulegen. Bei der preußischen Eisenbahnverwaltung sind Verzögerungen dieser Art unmöglich.

22. Der Landtag von 1863 forderte die Regierung auf, ein, die Hauptverkehrsorte des Landes umfassendes Telegraphennetz herzustellen. Im Juni 1865 erfolgte endlich eine Vorlage der Regierung. Dieselbe enthielt zwar nichts weiter, als die Forderung von 50,000 Thalern für den gedachten Zweck, eine Angabe über die Richtung der Telegraphenlinien fehlte gänzlich; die Stände verwilligten jedoch diese Summe trotzdem, indem sie sich begnügten, die von ihnen vor allen anderen gewünschten Linien zu bezeichnen. Nach einem Jahre war noch keine Elle Draht gelegt, noch keine Stange gesteckt. Unter der preußischen Verwaltung sind seitdem alle wichtigeren Orte des Landes mit Telegraphenstationen versehen und im Ganzen bis zum 1. Januar dieses Jahres über 77 Meilen Telegraphenleitung neu gezogen worden.

23. Die Regierung hatte schon 1817 die Errichtung einer Irrenheilanstalt ernstlich erwogen und dann im Jahre 1837 für diesen Zweck 40,000 Thaler bei den Ständen beantragt und verwilligt erhalten. Zur Ausführung kam es jedoch nicht, ungeachtet unaufhörlicher Mahnungen der Stände, und ungeachtet sich das Bedürfniß einer solchen Anstalt „nicht selten in grauenvollen, wahrhaft

Digitized by Google

empörenden Auftritten zur Anerkennung bringt". Die Communalstände haben den Bau einer Irrenheilanstalt als eine ihrer dringendsten Pflichten anerkannt und die nöthigen Einleitungen bereits getroffen.

24. Von den Gründen, weshalb ein Gebäude für die Landeskreditkasse nicht gebaut wurde, ist bereits die Rede gewesen. Das Gebäude ist noch im Herbst 1866 in Angriff genommen worden und steht jetzt vollendet da.

25. Die Regierung hatte bei dem Landtage von 1863 die Summe von 64,000 Thaler für den Neubau eines Locals für die polytechnische Schule beantragt. Die Stände bewilligten die Forderung, machten die Bewilligung jedoch von der Vorlage eines Reorganisationsplanes für die sehr herabgekommene Anstalt abhängig. Darauf unterblieb die Reorganisation und der Bau auch. Der letztere ist vor Kurzem in Angriff genommen, und die Reorganisation ist ebenfalls erfolgt.

26. Schon die Stände von 1840 hatten der Regierung die Errichtung einer selbstständigen katholischen Pfarrei in der Stadt Bockenheim empfohlen. Es kam nicht dazu. Die Pfarrei ist jetzt gegründet.

27. Die Aufnahme in den kurhessischen Unterthanenverband erforderte die Genehmigung des Kurfürsten. Die Entschließung hierüber erfolgte jedoch häufig erst nach Jahren, vielfach sogar war die Aufnahme gar nicht durchzusetzen, weil der neue Unterthan ein Katholik oder ein Jude war. König Wilhelm hat alsbald diese Arbeiten, so wie viele andere, welche sich der Kurfürst reservirt hatte, seinen Beamten und Ministern überwiesen, wie die Allerhöchsten Erlasse vom 10. November 1866, vom 17. Januar und 12. Juli 1867 und die Verordnung vom 12. November 1866 bezeugen.

28. Es folgen Beschwerden über die jahrelange Nichtbesetzung erledigter Beamtenstellen und die Nichtbewilligung etatsmäßiger höherer Gehaltsklassen für die Beamten. Auch hierüber hat König Wilhelm alsbald die erforderlichen Weisungen ergehen lassen, welche ihn der Verantwortlichkeit für etwaige Verzögerungen überheben.

29. Die kurhessische Regierung hat vielfach ihre eigenen zuvor bei den Ständen mit vielen Beweisen der Nothwendigkeit vertheidigten Vorlagen hinterher gar nicht oder erst nach längerer Zeit zur Ausführung gebracht. Es werden hierfür zahlreiche Belege angeführt, von denen diejenigen wohl die schlagendsten sind, welche

Digitized by Google

nachweisen, daß die Regierung im Juni 1864, kurz vor der Vertagung, bei den Ständen die ausnahmsweise Bewilligung von 80,000 Thaler für drei unaufschiebbare Neubauten beantragte und dann im Laufe des Sommers an allen drei Bauten nicht eine Hand anlegen ließ.

30. Die Beschwerden der Stadt Kassel über die Hemmnisse, welche ihren Bauten, soweit dafür die Genehmigung des Kurfürsten erforderlich war, bereitet wurden, will ich nicht im Einzelnen hier vorführen. Es genüge die Mittheilung, daß die sämmtlichen Beschwerden mit dem Beginne der preußischen Herrschaft sofort ihr Ende fanden, daß ein Bauplan für die Stadt inzwischen festgestellt wurde, und daß seitdem in Kassel ganze Straßen und Stadtviertel entstanden und in Angriff genommen worden sind.

31. „Den Schülern der Academie der bildenden Künste sollen alljährlich, je nach der Güte ihrer Arbeiten, für die öffentliche Kunstausstellung silberne Denkmünzen oder Medaillen verliehen werden. In dem Protocollauszuge der betreffenden Plenarsitzung der Academie vom Jahre 1855 findet sich jedoch hierüber die Bemerkung: „Da die Ertheilung der Medaillen und Denkmünzen vor der Hand nicht zu bewerkstelligen ist, indem die neuen Stempel noch nicht fertig sind, wurde von der Direction beschlossen, die nächste Preisvertheilung bis zur erfolgten Prägung der neuen Medaillen und Denkmünzen zu verschieben." In den Protocollauszügen der Jahre 1856, 1857, 1858 und 1859 findet sich dieser Satz wörtlich wieder: „indem die neuen Stempel noch nicht fertig sind." Im Jahre 1860 ist dagegen eine kleine Abänderung zu bemerken; es heißt: „indem leider die neuen Stempel noch immer nicht fertig sind". Die Direction mochte im folgenden Jahre, als die Sachlage noch immer dieselbe war, wohl eine gewisse Verantwortlichkeit fühlen, sie fügte daher die Worte hinzu: „hinsichtlich deren eine allerhöchste Bestimmung erforderlich ist". Von da ab wiederholt sich denn aber dieses seltsame Bekenntniß bis heute unverändert, denn heute, nach zehn Jahren, sind leider die neuen Stempel noch immer nicht fertig! Die denkwürdigen Stempel sind auch in den beiden folgenden Jahren nicht fertig geworden. Dann aber wurden sie fertig.

Nach dieser Beweisführung kommt nunmehr der Antragsteller zu seinem Schlußwort. „Ich schließe hiermit die lange Reihe meiner Beweisführungen. Nicht, als ob es mir nicht möglich wäre; die

Digitized by Google

Liste der Verschleppungsfälle gerade im Gebiete der Staatsverwaltung noch zu erweitern, sondern weil es ein Maß giebt, das auch die rückhaltloseste Kritik im Interesse der Sache selbst nicht überschreiten soll. Es ist am Ende doch unser eigenes Land, dessen Zustände, unsere eigene Regierung, deren Verfahren ich hier vor der Oeffentlichkeit, vor den Ohren ganz Deutschlands zu beleuchten hatte; und wie wenig Rücksicht auch dem Arzte auf das gewöhnliche Schamgefühl zu nehmen gestattet ist, ebenso wenig verträgt es sich doch auch mit der Würde seines Berufs, sich irgend welchen Mißbrauchs seiner Rechte schuldig zu machen. Als Arzt aber wird diese Hohe Versammlung in der vorliegenden Frage allerdings aufzutreten haben, denn den Beweis habe ich, wie ich glaube, vollständig erbracht, daß der Organismus unserer Regierung krank, schwer krank sein muß, wenn solche Vorgänge schon seit Jahren in unserem Staatsleben möglich sind. Kein Zweig der Regierungsthätigkeit ist, wie wir gesehen und wie wir uns bei den eigenen Zugeständnissen der Regierung nicht länger verhehlen können, von der entsetzlichen Schlaffheit und Lethargie verschont geblieben, die auf unserem Staatsleben wie ein Alp lastet: weder das Innere, noch das Aeußere, weder die Finanzen, noch die Justiz, noch die Kriegsverwaltung. Und wenn nicht alle Fälle, die ich angeführt, eine Unthätigkeit auf vorzugsweise wichtigen Gebieten dargethan haben, so bitte ich zu berücksichtigen, daß das ganze von mir aufgerollte Bild seiner Natur nach nur ein Mosaikbild sein konnte, und daß es die Unthätigkeit unserer Staatsregierung gerade erst vollständig kennzeichnet, wenn sie nicht blos in großen, schwer zu behandelnden, wichtigen Landesanliegen, sondern auch in den allerunbedeutendsten Fragen, in Fragen, bei denen es sich um nichts weiter, als um einen Entschluß und einen Federstrich handelte, jahrelang vor ihrer Aufgabe zurückgewichen ist.

„Ich glaube, sodann hier nochmals ausdrücklich betonen zu sollen, daß bei allen von mir gewählten Beweisfällen kein irgend erdenklicher politischer Gesichtspunkt mit in Frage kommt, daß es sich vielmehr von Anfang bis zu Ende nur um Fragen gehandelt hat, die blos die materielle Wohlfahrt des Landes berührten und für die überdies, soweit nicht die ausdrückliche eigene Anerkennung ihrer Begründetheit von Seiten der Regierung selbst vorliegt, die Bestreitung dieser Begründetheit überhaupt kaum denkbar erscheint.

Digitized by Google

„Ich will ferner ausdrücklich hervorheben, daß ich von Hoher Staatsregierung auch nicht die Bearbeitung und die Vorlage aller hier berührten, zum Theil sehr schwierigen Gesetzentwürfe auf einmal gefordert haben will, wie lang auch in bei weitem den meisten Fällen die ihr für deren Vorbereitung gestattete Zeit bemessen war. Allein wenn dieser Hohen Versammlung jetzt, nach ihrer Wiedereinberufung, von allen seit Jahren petitionirten und verheißenen Vorlagen nicht etwa nicht zehn, oder nicht fünf, oder nicht drei, nein gar keine, nicht eine einzige entgegengebracht wird, so könnte der Versuch der Entschuldigung eines solchen Verhaltens mit ungenügender Zeit oder Arbeitskraft doch am Ende nur als eine weitere Selbstanklage in meinem Sinne in Betracht kommen. Ueberdies verbietet es ja aber auch der Maßstab, mit dem wir aus Rücksicht auf die eigene Würde der Regierung, ihre Aufgabe und ihre Stellung, ihre Rechte wie ihre Pflichten zu messen haben, daß wir einen Regierungsact nur dann als in ihrem Sinne nothwendig anerkennen, wenn derselbe bereits seit Jahren von der Presse und der Landesvertretung gefordert worden ist.

„Das von mir entworfene Bild der Thätigkeit unserer Staatsregierung entspricht aber auch keineswegs blos der augenblicklichen Lage der Dinge. Ein Blick in unsere Gesetzsammlung beweist, daß seit langer Zeit bei uns wenn auch nicht dieselbe, so doch eine ähnliche Unthätigkeit gewaltet hat. Schon während der vierziger Jahre zeigt sich, verglichen mit den in den Landtagen fort und fort angeregten Forderungen des Landes, eine ganz ähnliche Leere in unserm Gesetzblatte, wie heute. Dann kam vom Jahre 1848 eine frischere Bewegung in den Gang der Regierungsmaschine, der sodann vom Jahre 1850 bis 1858 eine nicht weniger lebendige, wenngleich im Wesentlichen nur niederreißende und restaurirende Periode folgte. Vom Jahre 1854 sinkt dagegen, ausweislich des genannten unverwerflichen Zeugen, die Regierung wieder in die frühere Starrheit zurück, und wenn nicht die Tarife des Zollvereins und die von ihm abgeschlossenen Handelsverträge mit der Ottomanischen Pforte und den Jonischen Inseln, mit Persien und China, mit Mexico, Paraguay und Uruguay das Gesetzblatt füllten, wir würden das, was vom Jahre 1854 bis 1862 für die eigentlichen Interessen unseres Landes im Wege der Gesetzgebung geschehen ist, bequem auf zwei höchstens drei Bogen zusammendrucken können.

Digitized by Google

„Diesen Zuständen gegenüber tritt an uns, ich wiederhole es, die ernste Pflicht heran, die Ursachen einer solchen Lage festzustellen und Mittel zur Besserung derselben ausfindig zu machen. Ich für mein Theil glaube es dagegen unterlassen zu sollen, auch meinerseits diese Ursachen anzugeben, oder die fraglichen Mittel zur Besserung zu bezeichnen. Ich halte vielmehr dafür, daß diese Art der Thätigkeit nur im ausdrücklichen Auftrage dieser Hohen Versammlung von einem Ausschusse entfaltet werden kann, denn ich habe von dem Ernst und der Bedeutung dieser Aufgabe eine viel zu hohe Meinung, als daß ich es nicht für eine Vermessenheit halten sollte, wenn ich in meiner Initiative noch weiter gehen würde.

„Aus diesen Gründen stelle ich den Antrag:

Hohe Ständeversammlung wolle meine Darstellung der Lage des Landes einem Ausschusse zur Begutachtung überweisen und nach dessen Vorschlage die zur Abstellung der im Bereiche der Staatsverwaltung vorfindlichen Beschwerden und Gebrechen geeignete weitere Beschlüsse fassen."

Der Landtagscommissar hatte sich, bevor der Abgeordnete Jungermann das Wort ergriff, mit einer Lebhaftigkeit, die man an dem übrigens durchaus ehrenwerthen Manne gar nicht gewohnt war, der kurfürstlichen Willkür in der Wißner'schen Theaterangelegenheit angenommen. Noch erregt von dieser Debatte schenkte er dem „Jungermann'schen Antrage" Anfangs nur wenig Aufmerksamkeit. Als es aber in die lautlos dasitzende Versammlung hinein schallte: „Siebzehntens," „Achtzehntens," „Neunzehntens," und als der unerbittliche Beweisführer nur noch immer tiefer in seinen großen Verschleppungssack hinunterlangte und auch das neunundzwanzigste, ja selbst das dreißigste Beweisstück daraus hervorholte, da wurde der Mann bleich wie die Wand und fand für den Tag kein Wort mehr zur Entgegnung. Den Ton, der diesmal gegen die Regierung angeschlagen wurde, hatte er noch nicht vernommen, er klang ihm sehr befremdlich in die Ohren.

Es folgte, nachdem der Antragsteller geendet hatte, zunächst eine kurze Befürwortung durch einige Mitglieder des Hauses. Der Abgeordnete Weigel bezeichnete den Antrag, als „eine nächtliche Heerschau." Der Abgeordnete Trabert, der Vertreter der äußersten Linken, dagegen rief: „die eigentliche Spitze fehlt dem Antrage noch, und diese Spitze muß ihm gegeben werden. Das

Digitized by Google

Bild, das uns Herr Jungermann entworfen, ist so entsetzlich, daß von diesem Augenblicke an, wo es vor uns getreten, wir nur noch einen Entschluß haben können: diejenigen über Bord zu werfen, die an diesem Unfuge Schuld sind!" Die Versammlung beschloß einstimmig, den Antrag einem besonderen Ausschusse zu überweisen.

Der Abgeordnete Trabert hatte Recht: dem Antrage fehlte die Spitze, und diese mußte ihm die Ständeversammlung erst noch geben. Daß diese Spitze fehle, war freilich dem Antragsteller ebenso bewußt, wie es ihm klar war, daß dieselbe nicht gegen die Minister, sondern gegen den Kurfürsten selbst gerichtet werden müsse. Rücksichten persönlicher Art haben jedoch den Abgeordneten Jungermann nicht zurückgehalten, die letzte Consequenz selbst zu ziehen, wohl aber Rücksichten auf die Sache selbst, auf das Land. Der Streich, den der Antrag einleitete, konnte nur einmal und durfte nur dann geführt werden, wenn kein Zweifel über sein Gelingen bestand. Diesen Streich aber konnte ein einzelnes Mitglied nicht führen, er mußte von der ganzen Ständeversammlung oder doch von der übergroßen Mehrheit derselben geführt werden. Ob die Stände bereits hinlänglich vorbereitet waren, um das große Wort gegen die Agnaten oder den Bundestag auszusprechen: „Der Kurfürst ist regierungsunfähig!" — das konnte Niemand wissen. Der Antragsteller, der seinen Plan ohne alle weiteren Mitwisser bei sich erwogen und schon vier Monate vorher sehr deutlich zwar, aber erfolglos, auf denselben hingewiesen hatte, durfte mit gutem Grunde daran zweifeln. Die deutschen Kurfürsten haben zwar im Jahre 1400 zu Oberlahnstein den Kaiser Wenzel ohne langes Besinnen ob seiner Unthätigkeit der Krone verlustig erklärt; aber Kurfürst Friedrich Wilhelm war kein machtloser Wahlkaiser, und seine Stände waren noch viel weniger Leute, die Roß und Reisige hinter sich hatten.

In dieser Erwägung war der Antrag mit großer Sorgfalt so eingerichtet, daß ihn die Stände auch ohne die eigentliche Spitze mit unzweifelhaftem Erfolge verwerthen konnten. Deshalb ja hatte der Antragsteller das streitige politische Gebiet vollständig unberührt gelassen, und auch auf dem Gebiete der materiellen Landesinteressen nur solche Gegenstände herausgegriffen, bei denen entweder die ausdrückliche Anerkennung der ständischen Forderungen von Seiten der

Digitized by Google

Regierung vorlag oder für die diese Anerkennung ganz zweifellos war. Nahmen daher die Stände den Antrag auch nur von dieser Seite, so hatten sie damit eine Waffe gegen die Regierung in der Hand, die sie mit einem Male aus ihrer peinlichen Lage herausriß und die Unthätigkeit des Kurfürsten, auch wenn diese eine absichtliche und planmäßige war, ihren eigenen Folgen preisgab. Dazu kam, daß der Antrag zwar ein überreiches Beweismaterial für eine grenzenlose Verwahrlosung des Landes enthielt, nicht aber den eigentlich zwingenden Beweis der Regierungsunfähigkeit des Kurfürsten, ein Beweis der zuletzt doch nur dem Geisteszustand desselben entnommen werden konnte. Der Antragsteller glaubte zwar auch nach dieser Richtung genügende Beweise in der Hand zu haben, er konnte jedoch so lange nicht damit hervortreten, als er des festen Entschlusses seiner Collegen, ihm auch auf diese Bahn zu folgen, nicht vollständig versichert war. So kam denn vorerst Alles darauf an, welche Stellung der „Zwölferausschuß" zu dem Antrage einnehmen werde.

Der Ausschuß hüllte sich zunächst in ein geheimnißvolles Dunkel. Zu den Berathungen erhielt kein anderes Mitglied der Kammer Zutritt, und seine eigenen Mitglieder verpflichteten sich auf Ehrenwort, vorerst gegen Niemand etwas von dem zu verrathen, was unter ihnen zur Sprache gebracht werden würde. Die Einsetzung einer Regentschaft ist damals sehr eingehend erwogen worden. Man hatte die Wahl, ob man sich zu dem Ende an die Agnaten oder an die Bundesversammlung wenden wolle. Die Verfassung eröffnete zwar nur den ersten Weg, doch ließ in jedem Falle auch die Beschreitung dieses Weges von der Unterstützung durch die Großmächte nicht vollständig absehen. So glaubte man sich denn zunächst Gewißheit darüber verschaffen zu müssen, wie die Agnaten gesonnen seien, und wie wenigstens die preußische Regierung ein nochmaliges Aufflackern der kurhessischen Frage aufnehmen werde. Der Abgeordnete Weigel begab sich zu dem Zwecke nach Berlin, der Abgeordnete Jungermann nach Frankfurt, ein drittes ritterschaftliches Mitglied des Ausschusses hatte später in Heidelberg eine Zusammenkunft mit einem Vertrauensmanne des Prinzen Friedrich von Hessen, des sogenannten Thronfolgers. Die Nachrichten, welche diese Herren zurückbrachten, lauteten nicht sehr ermuthigend. Die preußische Regierung, gegen die man sich überdies nicht einmal vollständig auf-

Digitized by Google

knöpfte, hatte an der schleswig-holsteinischen Verwickelung bereits den festen Punkt gefunden, von dem aus sie die deutsche Frage in Angriff zu nehmen gedachte. Ihr konnten weitere Verwickelungen in der ziemlich abgenutzten kurhessischen Frage nicht eben erwünscht kommen. Der Vertrauensmann des Thronfolgers hatte sich über die Absichten des Letzteren in Betreff der verfassungsmäßigen Rechte des Landes nicht so vertrauenerweckend geäußert, daß man lediglich „um seiner schönen Augen willen" hätte geneigt sein können, große Wagnisse für sich wie für das Land zu übernehmen. So entschied man sich denn vorerst, die Regentschaftsfrage fallen zu lassen und dem Kurfürsten in einer Adresse noch einmal das Gewissen zu rühren.

Die vom Abgeordneten Harnier in zwar würdiger aber auch sehr eindringlicher Form entworfene Adresse vervollständigte das in dem Antrag nur skizzirte Bild von den Zuständen des Landes durch eine eingehende Schilderung derselben. Sie verwies auf den Verfall der Bildungsanstalten, der Universität Marburg, der polytechnischen Schule und der Volksschulen, auf die gerechten Beschwerden der Landwirthschaft, der Gewerbe, der Industrie, auf die unbegreiflichen Hemmnisse, welche dem ausländischen Capital bei seinem Bestreben, sich dem Lande zuzuwenden, bereitet wurden, auf den Rückgang des Wohlstandes des Landes, auf die vorübergehende und dauernde Auswanderung der Arbeitskräfte desselben, auf die Abnahme der Bevölkerungszahl, und schloß mit der etwas hypothetisch gehaltenen Erwartung: „daß es nur einer klaren Darstellung der Lage der Dinge bedarf, um einen Regenten, der das Bewußtsein seines hohen Berufes und seiner heiligen Pflichten besitzt, zu den entsprechenden Entschließungen zu veranlassen."

In den Regierungskreisen war man Anfangs in grenzenloser Bestürzung. Der Kurfürst machte einsame Spaziergänge ohne jegliche Begleitung und verrieth durch sein Benehmen die größte Besorgniß. Erst nach und nach faßte man sich wieder. Vilmar vor Allen sprach zuerst in seiner „Hessen-Zeitung" Muth ein: „Der Abgeordnete Jungermann, schrieb er, hat seine Flinte mit krummem Pulver geladen, denn er will treffen, wohin er nicht gezielt hat." Die lange Zeit, welche sich die Stände ließen, um ihrerseits das Siegel auf den Antrag zu drücken, war auch gerade nicht geeignet, die Besorgnisse der Regierung zu steigern. Als daher am 24. November, also nach vier Wochen, die Stände die Adresse beschlossen

Digitized by Google

und die zur Ueberreichung derselben ernannte Deputation um Audienz nachsuchte, wurde der Empfang verweigert und den Ständen acht Tage darauf die Antwort des Kurfürsten schriftlich zugefertigt.

Die Antwort enthielt eine schroffe Zurückweisung des Gebahrens der Stände. Sie rügte es zunächst, daß die Adresse nicht die Bestimmung habe, einzelne Mängel und Mißbräuche darzulegen und wegen derselben Beschwerde zu führen, sondern daß dieselbe es unternehme, in allgemeinen Zügen eine Darstellung der Lage des Landes zu geben, „welche eine verurtheilende Kritik des gesammten seitherigen Regierungssystems enthält, ja sogar Regierungsperioden Unserer in Gott ruhenden Vorfahren in den Bereich dieser Kritik hineinzieht." Man bezeichne die Lage des Landes seit dem Beginne des Jahrhunderts als eine völlig unbefriedigende und gedrückte, die Hoffnung auf eine heilsame Regierungsthätigkeit als eine bitter getäuschte und die dermalige Lage als eine ernste und sorgenvolle, ja, „ein vorgeblicher Freimuth geht so weit, sogar von einem über das ganze Land verbreiteten tiefen Unmuthe zu reden". Diese Kritik wird zurückgewiesen, und eine ersprießliche Thätigkeit der Regierung davon abhängig erklärt, daß ein den Wünschen des Kurfürsten entsprechendes — Wahlgesetz zu Stande komme. Aus der Vorstellung der Stände aber habe man überall nicht die Veranlassung gewinnen können, dem gestellten Begehren zu willfahren, „und Unserer Regierung eine regere Thätigkeit und ein rascheres Handeln in den Staatsangelegenheiten noch besonders zur Pflicht zu machen, indem Wir Uns vielmehr zu Unserer Regierung einer allseitigen getreuen Pflichterfüllung versehen".

Die Stände waren hiernach scheinbar so weit wie vorher. Sie hatten erklärt, die Lage des Landes sei trostlos; der Kurfürst erklärte ihnen, er finde Alles auf's Beste bestellt, und nur das böse Wahlgesetz sei schuld, wenn vielleicht noch Manches zu wünschen übrig bliebe. Es entstand also die Frage: wollte man nunmehr weiter gehen? Man verneinte diese Frage und beschloß, zur Zeit von weiteren Entschließungen abzustehen. Dies wurde unter energischer Verwahrung gegen alle aus dem Verhalten der Regierung entspringenden Folgen in einem weiteren Ausschußberichte niedergelegt. Bei der Berathung dieses Antrages gaben die ritterschaftlichen Mitglieder einzeln die Erklärung ab, daß sie mit der Adresse vom 24. November keine andere Absicht verbunden gehabt, als durch die Dar-

Digitized by Google

stellung der Lage des Landes dem Landesherrn die Ueberzeugung zu verschaffen, daß eine unveränderte Fortdauer dieses Zustandes nichts anderes als — die „fremde Einmischung zur Schlichtung des Zwiespaltes zwischen Regierung und Volk" zur Folge haben müsse. Diese Motivirung war dem Abgeordneten Trabert gar nicht nach Wunsch. Er verlangte, man solle einen Schritt weiter gehen, und eine Denkschrift an den Bundestag richten. Als ihm hierauf erwiedert wurde, man wolle gerade das Land vor fremder Einmischung bewahren, erklärte er, er wolle auch nicht die Einmischung des Bundestags, aber er wolle wenigstens verhindern, daß nicht Preußen, daß nicht Herr von Bismarck sich der kurhessischen Frage wieder bemächtige. Das war zwar sehr verworren gedacht, aber doch ziemlich klar empfunden: die hohe Politik klang eben in den kleinen Saal der kurhessischen Ständeversammlung bereits laut und vernehmlich herein. Der Antragsteller selbst schwieg. Er hatte genug gesehen und gehört, um nicht überzeugt zu sein, daß man zunächst den Dingen ruhig ihren Lauf lassen müsse.

Der Antrag lag nun da — um mich eines militairischen Bildes zu bedienen — wie eine crepirte Bombe. War das Geschoß überhaupt nicht gefüllt gewesen, oder hatte nur der erste Zünder versagt? Die Regierung hatte sich das zu überlegen und die Stände fanden auch Zeit, hierüber nachzudenken, denn so lange die Zustände so blieben, wie sie waren — und sie konnten sich unter dem Kurfürsten nicht wesentlich verändern — lag beiden der Antrag auf Schritt und Tritt vor den Füßen, sie konnten nicht daran vorbei. Und wie dann, wenn etwa nach einiger Zeit eine oder mehrere Broschüren erschienen, in denen der Beweis für die Regierungsunfähigkeit des Kurfürsten im Näheren angetreten wurde? Wie dann, wenn die Presse diese Frage weiter und weiter trug, und die Stände mehr und mehr darauf hinwies, daß sie keinen andern Ausweg, ja daß sie die Pflicht hätten, diese bedenkliche Frage vor die Agnaten und vor das Land zu bringen? Von den deutschen Großmächten, ja fast von sämmtlichen deutschen Regierungen durfte man sich überzeugt halten, daß sie, des endlosen kurhessischen Haders längst müde, nicht zum zweiten Male sich um des Kurfürsten willen allzu sehr echauffiren würden. Wer also wollte Einhalt thun, wenn man den Stein auf diese Weise in's Rollen brachte? War die Sache eigentlich nicht schon dadurch allein entschieden, daß man entschlossen das ent-

Digitized by Google

scheidende Wort aussprach? War es denkbar, daß nach etwaiger Auflösung des Landtags bei den neuen Wahlen die Frage durch das ganze Land discutirt werden konnte, ob der Fürst dieses Landes regierungsfähig sei oder nicht? Das Material für den Beweis hätte überdies bis zu einem gewissen Grade beschafft werden können. Im Lande selbst war es ja längst vielfach bekannt, daß seit der sogenannten dänischen Heirath in dem Fürstenhause und unter den Verwandten desselben Erscheinungen der bedenklichsten Art hervorgetreten waren. Eine Zusammenstellung dieser Krankheitserscheinungen hatte schon bei den ersten Berathungen über den „Jungermann'schen Antrag" vertrauteren Kreisen vorgelegen. Sie mag auch hier ihren Platz finden.

Aus der Ehe König Friedrich's V. von Dänemark mit der Prinzessin Louise von England gingen vier Kinder hervor:

1. Christian VII., König von Dänemark. Er war geisteskrank und erhielt 1784 in seinem Sohne einen Mitregenten.

2. Sophie Magdalena, Gemalin Gustav's III., Königs von Schweden. Deren Sohn, Gustav IV., wurde 1809 wegen Geisteskrankheit entthront.

3. Wilhelmine Karoline, Gemalin Kurfürst Wilhelm's I. von Hessen. Von deren Kindern war eine Tochter, Marie Friederike, an den Herzog Alexius von Anhalt-Bernburg vermält. Die Ehe wurde 1817 wegen Geisteskrankheit der Herzogin getrennt. Deren Sohn, Herzog Alexander Karl von Anhalt-Bernburg, erhielt wegen Geisteskrankheit 1855 in seiner Gemalin eine Mitregentin. — Der Sohn des Kurfürsten Wilhelm's I., Kurfürst Wilhelm II., war zweimal morganatisch vermält. Dessen Sohn, Kurfürst Friedrich Wilhelm, war gleichfalls morganatisch vermält.

4. Louise, Gemalin des Landgrafen Karl von Hessen. Von ihren Kindern starb Prinz Christian von Hessen im Wahnsinn. Ein zweiter Sohn, Prinz Friedrich von Hessen, war morganatisch vermält.

Es ist ein düsteres Bild, das ich hier habe entrollen müssen. Aber es wird es wenigstens begreiflich erscheinen lassen, wenn es in Hessen Leute gab, welche die morganatischen Ehen der beiden letzten Regenten und das völlig unbegreifliche Regiment des Kurfürsten mit den zahlreichen und frappanten Fällen von Geisteskrankheiten in Verbindung brachten, die unter den nächsten Blutsverwandten

Digitized by Google

derselben hervorgetreten waren. Einen Abschluß kann die Frage über den Geisteszustand des Kurfürsten selbstverständlich hier nicht finden. Ich bezweifle jedoch nicht, daß ein späterer Geschichtsschreiber auch hierüber klar sehen wird.

Der Kurfürst, der ja einen rascheren Gang seiner Regierung nicht für nöthig hielt, nahm sich selbstverständlich im Verlaufe der neunmonatlichen Session auch die Zeit. Es wurden ihm zwar später noch einige Vorlagen von den Ministern abgepreßt, die rechten waren jedoch nicht darunter. Der Verlauf der langen Session war vielmehr von einer so trostlosen Unfruchtbarkeit, daß schon im Juni 1865 die Stände abermals die Frage in Erwägung zogen, ob sie nicht nun doch dem „Jungermann'schen Antrag" weitere Folge geben sollten. Die Mehrheit und der Antragsteller selbst entschieden sich dagegen. Vom October 1862 bis zur Mitte des folgenden Jahres hatten sich die Gewitterwolken zwischen den deutschen Großmächten bereits in so drohender Weise gesenkt, daß es nicht nöthig war, in Hessen noch ein Wölkchen mehr aufsteigen zu lassen.

Im October 1865 traten die Stände wieder zusammen. Die Regierung empfing sie in der herkömmlichen Weise — mit leeren Händen. Der Bericht des bleibenden landständischen Ausschusses, welcher die Fortdauer eines beinahe völligen Stillstandes auf allen Gebieten des Staatslebens constatirt hatte, gab Veranlassung, hierüber nochmals dem gepreßten Herzen Luft zu machen. Der Abgeordnete Schenck zu Schweinsberg erklärte dabei, daß eine „den Zeitbedürfnissen entsprechende Regierung gar nicht vorhanden sei". Der Abgeordnete Karl Oetker führte aus, es sei ein Zustand vorhanden, der, wenn nicht bald Abhülfe geschehe, den Zeitpunkt jedenfalls beschleunigen werde, wo die Selbstständigkeit Kurhessens verloren gehe. Der Landtagscommissar beschränkte sich darauf, den leider eingetretenen Ministerwechseln die Ursachen der Unthätigkeit beizumessen. Endlich erschien eine Vorlage: sie betraf — das Schießen der Rehgeisen! Die Regierung mochte wohl einsehen, daß eine Vorlage wegen des Schießens von — Böcken eher am Platze gewesen wäre; sie zog daher die Vorlage später selbst zurück. Nach vier Wochen langem vergeblichen Harren erfolgte die Vertagung der Session.

Im Januar 1866 war die Lage noch ganz dieselbe und im Februar erfolgte abermals Vertagung bis zum 1. März. Die

Digitized by Google

Minister hofften eben noch immer, den Kurfürsten zu irgend einem Entschlusse zu bestimmen und hielten deshalb krampfhaft an dem Landtage, als an der unentbehrlich gewordenen „Vorspann-Locomotive", fest. Nebelthau schloß unter diesen Eindrücken die Session mit den Worten: „Von all' den Hoffnungen, womit wir ein volles Jahr hingehalten sind, wage ich nur noch eine auszusprechen: daß die Herren Minister nicht etwa mit dem Landtage spielen. Am 1. März muß es sich zeigen, ob noch Wahrheit zwischen uns besteht."

Die Minister spielten nicht mit dem Landtage, der Kurfürst spielte mit den Ministern. Am 1. März war die Lage der Dinge genau dieselbe. Auf den Bericht des bleibenden Ausschusses beschlossen nunmehr die Stände:

1. „Die Ständeversammlung erklärt Angesichts der Lage des Landes:

   Die Staatsregierung verweigert, im Widerspruche mit der Landesverfassung, dem Beschlusse der deutschen Bundesversammlung vom 24. Mai 1862 und dem gegebenen Fürstenworte, dem Lande die volle Wiederherstellung seines Rechts; die Staatsregierung vernachlässigt trotz der unausgesetzten Mahnungen der Landesvertretung fortwährend die Interessen der geistigen und materiellen Wohlfahrt des Landes.
2. Die Ständeversammlung verwahrt sich gegen die unausbleiblichen Folgen einer solchen Mißregierung."

Dabei wollte es jedoch der bleibende Ausschuß noch nicht belassen. Er beantragte ferner gegen den vorhinnigen Justizminister Pfeiffer und gegen den dermaligen Justizminister Abée Anklage bei dem Ober-Appellationsgericht wegen Verfassungsverletzung, weil dieselben das verfassungswidrige provisorische Gesetz vom 29. Juni 1851, wodurch das Gesetz vom 17. Juni 1848, die Mitglieder des Ober-Appellationsgerichts betreffend, außer Wirksamkeit gesetzt worden war, trotz versagter landständischer Zustimmung nicht formell beseitigt hätten. Dieser Antrag stieß zunächst auf Widerspruch. Man hielt es für inconsequent, sich nun noch an die Minister halten zu wollen, nachdem man längst darüber einig sei, daß die eigentliche Quelle alles Unheils im Kurfürsten liege. Außerdem versprach man sich nach den früheren Erfahrungen nicht allzu viel vom Erfolg dieses Schrittes. Die Ausführungen des Abgeordneten Jungermann

Digitized by Google

schlugen schließlich durch, als er erklärte: „der Antrag kommt mir zwar vor, wie eine blind geladene Pistole. Allein heraus muß der Schuß, damit wir Alle und auch unsere Nachfolger die Gewißheit erhalten, daß wir auf diesen Schuß uns nicht verlassen können." Die Anklage wurde darauf beschlossen. Eine Stunde später wurden die Stände abermals vertagt.

Die eben mitgetheilten geharnischten Beschlüsse der Stände legen Zeugniß dafür ab, daß ich oben nicht zu viel gesagt, wenn ich behauptet, die Dinge in Kurhessen hätten schon in Folge ihrer eigenen Wucht einem jähen Ende zugetrieben. Wenn man nicht jetzt schon weiter ging, so hatte das in der immer drohender sich gestaltenden allgemeinen politischen Lage in Deutschland seinen Grund. Der Abgeordnete Jungermann führte damals in einem Artikel des „Frankfurter Journal" vom 25. März 1866 aus, daß die Regierung im äußersten Falle den Ständen noch ein Jahr lang ausweichen könne, daß sie aber dann aus finanziellen Gründen Stand halten und Rede stehen müsse. „Freilich — hieß es am Schluß des Artikels — ein Jahr ist lang in dieser sturmbewegten Zeit. Wer weiß, was wir und was die Kurhessen in einem Jahre sagen!" Wenn man die Lage der Dinge in Deutschland als so ernst ansah, hatte man allerdings nicht mehr nöthig, aus der kurhessischen Frage auch noch die Funken herauszublasen.

Ein Jahr war freilich damals lang. Als die Stände am 14. Juni wieder zusammentraten, war schon die österreichische Brigade Kalik durch Kassel gezogen, festlich, wenn auch widerwillig begrüßt von ihren kurhessischen Kameraden. Was dann folgte, lebt noch bei uns Allen in frischester Erinnerung. Ein Stärkerer als die hessischen Stände war auf den Kampfplatz getreten. Muthwillig vom Kurfürsten herausgefordert, ersparte er dem Lande zum Glück die vielleicht schweren inneren Zuckungen, die außerdem nicht zu vermeiden gewesen wären. Noch einmal wahrten die Stände ihre Pflicht, als sie am Tage nach dem verhängnißvollen Bundestagsbeschlusse die Regierung aufforderten, unverzüglich zu ihrer bisherigen neutralen Haltung in dem Streite der deutschen Großmächte zurückzukehren, und indem sie damit im Voraus die Erklärung verbanden, daß sie etwaige Geldforderungen für die Mobilmachung der Truppen nicht bewilligen würden.

Es war auch hierfür „zu spät" geworden. Am 18. Juni

Digitized by Google

wurde der Landtag zum siebenten Male „unter Versicherung der landesherrlichen Huld und Gnade" vertagt. Fünf Tage darauf fuhr ein Wagen von der Wilhelmshöhe über Wilhelmsthal nach der ersten Station der hessischen Nordbahn. Der Mann, der darin saß, war der Nachkomme Heinrich's I, des Kindes von Brabant, es war Kurfürst Friedrich Wilhelm — als preußischer Kriegsgefangener auf der Reise nach Stettin.

So oft ich jetzt die sechshundertjährige Geschichte des hessischen Fürstenhauses bis herab zu seinem letzten souverainen Vertreter überblicke, kommen mir immer wieder die furchtbar schönen Worte in den Sinn, mit welchen Iphigenie den Verfall des Tantalidengeschlechts schildert:

Zwar die gewalt'ge Brust und der Titanen
Kraftvolles Mark war seiner Söhn' und Enkel
Gewisses Erbtheil. Doch es schmiedete
Der Gott um ihre Stirn ein ehern Band:
Rath, Mäßigung und Weisheit und Geduld
Verbarg er ihrem scheuen, düstern Blick:
Zur Wuth ward ihnen jegliche Begier,
Und grenzenlos drang ihre Wuth umher.

Digitized by Google

Vor-, Nach- und Gegen-, Thron-, Kammer- und sonstige Reden,

nebst

einem Versuche, sich mit Herrn Johannes Scherr zu verständigen.

Motto:

„Sprich, wie werd' ich die Sperlinge los?" so fragte der Gärtner,
„Und die Raupen dazu, ferner das Käfergeschlecht,
„Maulwurf, Werren und Wespen, die Würmer, das Teufelsgezüchte?"
Laß' sie nur Alle, so frißt Einer den Anderen auf.

Weissagungen des Bakis, von Goethe.

I.

Herr Johannes Scherr und der Pessimismus.

Ich habe eine Art Idiosynkrasie gegen Vorreden. Sie erinnern mich immer an jenen, seiner eigenen Meinung nach sehr berühmten niederländischen Maler und an die Verbesserung, die er einem bereits vollendeten Gemälde beifügte. Es stellte ein Jagdstück vor und war in seiner Art sehr schön, aber doch so stark in Chiaroscuro gehalten, daß der Künstler von wohlmeinenden Freunden und Verehrern darauf aufmerksam gemacht wurde, man könne bei den zwei Thieren, welche sich auf der Schilderei befanden, nicht recht unterscheiden, welches der Hund und welches der Hase sein solle. Der Künstler, welcher trotz seiner Größe und des vollen Bewußtseins derselben, auffallender Weise der Belehrung noch nicht ganz unzugänglich war, wußte dem gerügen Mangel abzuhelfen, und zwar auf die einfachste Art von der Welt. Er machte an den Hund ein A und den Hasen ein B und schrieb auf den Rahmen: „Dat is gemalen van Klas Baas, A is de hond en B is de haas".

Digitized by Google

Damit war die Sache erledigt. Ich fürchte, wenn ich eine Vorrede schriebe, möchte ich am Ende auch der Versuchung unterliegen, einen Commentar zu meinen Bildern zu schreiben. Damit würde ich aber den letzteren ein schlechtes Zeugniß ausstellen. Denn Bilder, die nicht für sich selbst sprechen, pflegen in der Regel nicht viel zu taugen.

Nun bin ich zwar weit entfernt, daran zu glauben, daß meine Bilder von Vortrefflichkeit strotzen. Wenn man erst mit beinahe fünfzig Lebensjahren, und zwar nicht aus künstlerischem Schöpfungsdrange, wovon ich durchaus nichts verspüre, sondern in der Absicht, einige Wahrheiten, welche merkwürdiger Weise immer noch verkannt werden, auf raschestem und billigstem Wege an den Mann, und wo möglich an Jedermann' zu bringen, zum Pinsel greift, dann darf man sich nicht vermessen, zu sagen: Anch' io sono pittore. Diese Bilder also, das gestehe ich der Kritik, welcher ich im Uebrigen für ihr Wohlwollen zum höchsten Danke verpflichtet bin, bereitwillig zu, sind kein Kunstwerk; und nur die gute Absicht vermag die großen Fehler, woran sie in Betreff der Technik, der Zeichnung und des Kolorits leiden, sowie die Vermessenheit des Urhebers, welcher sie trotz des vollen Bewußtseins dieser Fehler ausstellt, einigermaßen zu entschuldigen. Wenn also ästhetische Gourmands die Feinheit der Kunstform und die volle Befriedigung des künstlerischen Bedürfnisses vermissen, so muß ich mich schuldig bekennen und mich mit Hogarth und ähnlichen Pfuschern und Bönhasen zu trösten wissen. Aber ich bin unbescheiden genug, dreist zu behaupten: Meine Bilder lassen, wie der preußische Justizminister Leonhardt sagt, wenigstens an Deutlichkeit „nichts zu wünschen übrig"; und deshalb glaube ich, des Hülfsmittels, dessen sich der Eingangs erwähnte berühmte niederländische Maler bedient hat, entrathen zu können.

Es würde aber doch vielleicht als eine Mißachtung des Publikums gedeutet werden können, wenn ich mich aller und jeder Auseinandersetzung, eines jeden Versuchs der Verständigung und Rechtfertigung enthielte. Um nun nicht durch Weitläufigkeit oder Wiederholungen zu ermüden, beschränke ich mich darauf, unter meinem principiellen Gegnern den geistreichsten auszusuchen, und an seine Kritik eine kleine Betrachtung und Rückschau anzuknüpfen.

Johannes Scherr, der beliebte Historiker, der Biograph

Digitized by Google

Blücher's, der Verfasser trefflicher cultur- und literaturgeschichtlicher Werke, Schwabe von Geburt und schon lange in der Schweiz lebend, hat in den St. Galler Blättern die zwei ersten Bände meiner „Kleinstaaterei" ausführlich kritisirt, wie folgt:

„Referent gehört zu den heutzutage für Sonderlinge angesehenen wenig zahlreichen Menschen, welchen ein offenes Farbebekennen unter allen Umständen besser gefällt, als jenes diplomatische Mantschen und phraseologische Munkeln, welches insonderheit die liberale Schlaumeierei gern anwendet, um ihre klägliche Halbheit und Feigheit darunter zu verbergen. Wir verübeln es daher dem Verfasser des angezeigten Buches — obgleich wir durch eine meilenbreite Kluft der Anschauung und Stimmung von ihm entfernt sind — keineswegs, daß er sich offen, blank und grell als Parteischriftsteller giebt und, wenn auch von Geburt ein Nassauer, sich gebärdet, als hätte seine Wiege in irgend einem uckermärkischen Burgstall der Quitzowe oder Bützowe, der Itzenplitze oder Köckeritze gestanden. Leute von altfränkischer Sinnesweise könnten zwar nicht allzu schwer zu der Ansicht kommen, Herr Braun lasse jenen Uebereifer, welchen man den Eifer des Ueberläufers zu nennen pflegt, doch gar zu sehr heraus, er überpreuße das Preußenthum und überbismärkere die Bismärkerei. Allein altfränkische Menschen, „Idealpolitiker" und „Principienreiter", haben ja in dem jetzo glorreich inaugurirten tausendjährigen Reiche der Realpolitik, dessen alleiniger und unumschränkter Gebieter der Herrgott Erfolg ist, glücklicher Weise keine Stimme mehr. Es hat auch nichts zu bedeuten, daß unser wunderlicher Freund Jeremias Sauerampfer nach Lesung des vorliegenden Buches meinte, der neugebackene großpreußische Staatsmann Braun trage die Eierschalen kleinstaatlicher Nassauerei, welcher er entkrochen, noch sehr kennbar auf dem Rücken, welche respectwidrige Meinung wir jedoch sofort energisch zurückwiesen, bemerkend, die Verwandlung eines nassauischen Kanarienvogels in einen bourussischen Adler könne nicht Wunder nehmen auf einem Boden allwo unter den Auspicien der Mühler, Knak, Fournier, Preuß und Mitheiligen Wunder so gemein wie Brombeeren sind, Wunder erwecklichster Art.

Das Gesagte constatirt, denken wir, unwidersprechlich, daß wir die „Bilder aus der Kleinstaaterei" mit völliger Unbefangenheit angesehen haben. Etliche davon sind uns sogar lieb geworden durch

Digitized by Google

die Schärfe ihrer Zeichnung, sowie durch die Lebhaftigkeit und Naturwahrheit ihres Colorits. Herr Braun ist ein Publicist von unzweifelhaftem Talent, federgewandt, redefertig, phantasiebegabt, beweglich und empfänglich. Er besitzt, wenn nicht Geist im deutschen, so doch Esprit im französischen Sinne, sowie respectable Kenntnisse. Ein Pedant könnte freilich sagen, den letzteren könnte einige Erweiterung, insbesondere nach der historischen Seite hin, nicht schaden. Wenn z. B. Herr Braun begeistert sagt, Preußen, d. h. Friedrich der Große, habe im siebenjährigen Kriege die Franzosen aus Deutschland hinausgejagt, so hätte er mit nicht allzu vieler Mühewaltung auch erfahren können, wer sie vorher, im preußischen Erbfolgekriege, hereingerufen hatte. Oder wenn er noch begeisterter ausruft, Preußen halte für Deutschland an der Weichsel Wacht, so wäre es vielleicht nicht überflüssig gewesen, commendirend beizufügen, daß dieses bis zur allerneuesten Zeit mittels jenes berühmten „Cartellvertrags" geschehen sei, welcher den preußischen Namen so wohlduftend gemacht hat in der Welt. Pedanten könnten ja wohl bei dieser Gelegenheit auch daran erinnern, wer es denn gewesen, welcher die Moskowiter aufforderte und es denselben ermöglichte, bis zur Weichsel vorzudringen, an deren Ufern Friedrich der Große den Schakal der Czarin-Tigerin spielte, als sie Polen zerriß. Doch diese und ähnliche unbequeme historische Thatsachen hat natürlich eine im Großmachtsfuselrausch einhertaumelnde Publicistik neuesten Styls als antiquirte Curiosa zu übersehen vollkommen das Recht. Und aber wer könnte soweit hinter unserer Zeit zurückgeblieben sein, das dumme Wort „Recht" noch in den Mund nehmen zu wollen?

Aufrichtig bedauern wir, daß Herr Braun die Wirkung seiner ganz vortrefflichen Gemälde der nassauischen, darmhessischen u. s. w. Krähwinkelei durch allzu häufig aufgesetzte borussomanische „Drucker" beeinträchtigt hat. Seine Begeisterung für das alleinseligmachende preußische Heil reißt ihn mitunter über die Linie hinweg, wo Sinn und Unsinn sich scheiden. Jeder, welcher von der Melodie des „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben?" nicht entzückt ist oder nicht wenigstens entzückt sich stellt, gilt Herrn Braun ohne Weiteres für „antinational" und „antistaatlich". In solchem Wahnsinn ist doch wahrlich keine Methode mehr. Wir sind auch überzeugt, daß unserem Borussomanen selber in lichten Momenten die

Digitized by Google

Wahrheit aufdämmern muß, es sei doch wohl möglich, ein wissender und wirklicher deutscher Patriot zu sein, ohne an das boruſſiſche Staatsideal: eine Kaserne mit einem darangebauten Kloſter, deſſen einer Flügel von Mönchen und deſſen anderer von Muckern bewohnt iſt — zu glauben. Wir müſſen jedoch ſofort hinzufügen, daß, wie verabſcheuungswerth dieſes Braun'ſche Staatsideal uns vorkommen mag, wir dennoch der troſtloſen Ueberzeugung leben, ganz Deutſchland müſſe in die Kaſerne hinein. Denn die Illuſion, das deutſche Volk könnte aus ſich ſelbſt heraus etwas werden, muß doch nachgerade auch Solchen, welche die deutſche Geſchichte nicht kennen, verflogen ſein. Das deutſche Volk hat niemals einen eigenen Willen gehabt, ja nicht einmal den Wunſch, einen ſolchen zu haben. Es hatte dagegen vom Anfange ſeiner Geſchichte bis auf den heutigen Tag eine wahre Sucht, ſich commandiren zu laſſen. Es wollte und mußte commandirt werden. Ohne Commando liefe es noch heute halb oder ganz nackt in ſeinen Urwäldern herum und nährte ſich von Eicheln. Ein Daſein ohne Commandanten und, wohlverſtanden! ohne fürſtliche Commandanten haben ſich die guten Deutſchen gar nie vorſtellen können. Noch der letzte Deutſche — falls die Race einmal ausſtürbe — wird ein guter Unterthan ſein. Da es nun ganz unbeſtreitbar, daß von allen den angeſtammten fürſtlichen Commandanten, welche bislang den gott- und fürſtenfürchtigen Michel zu commandiren verſuchten, die Hohenzollern das Commandiren am beſten verſtanden und am zäheſten betrieben, ſo werden ſie das Dach ihrer Kaſerne über ganz Deutſchland hindehnen. Die Vollendung des preußiſchen Kaſernenbaus iſt nur noch eine Frage der Zeit. Freu' dich, Land Leſſing's und Kant's, Göthe's und Schiller's, der weltberühmte deutſche Idealismus wird ſchließlich im boruſſiſchen Corporalismus ſeine realpolitiſche Erfüllung finden.

Fuchsteufelswild wird der Kleinſtaaterei-Bildermaler und Kaſernen-Evangeliumsapoſtel immer, wenn er auf die arme ſüddeutſche Volkspartei, welche hauptſächlich auf den Inſeln des Neſenbachs angeſiedelt ſein ſoll, zu ſprechen kommt. Ueber dieſen Gegenſtand will ich jedoch meinem Freunde Sauerampfer das Wort geben, maßen es mir widerſteht, alten Genoſſen, auch wenn ich ſie auf Holzwegen wandeln ſehe, Uebles nachzureden. Doctor Jeremia ſagt: „Alles zuſammengehalten, bin ich geneigt, zu vermuthen, daß

Digitized by Google

die sogenannte süddeutsche Volkspartei nur ein Mythus sei, ein nachgedichteter Cantus der weltberühmten Epopöe: „„Von den sieben Schwaben"". Denn wäre diese Partei eine Wirklichkeit, so müßte hinter den sieben Generälen derselben doch auch etwas wie eine Mannschaft, wie eine Armee stehen, wovon nichts zu sehen, da man die ewigen sechzig Mann, welche auf den ewigen „Landesversammlungen" ewig dieselben ewig unbeachteten „Resolutionen" fassen, doch wohl nur für eine gemalte Armee wird ausgeben können. Wäre diese Partei eine wirkliche, so müßte sie ein letztes Wort, ein Programm, eine Losung, ein Princip haben, statt sich so kläglich zwischen Monarchie und Republik herumzudrücken, wie Buridan's Streitroß zwischen den zwei Heubündeln. Hätte diese angebliche Partei ein Princip, so würde man sie nicht mit einigem Anschein von Recht — (Verzeihung für das verpönte Wort!) — des gelegentlichen Liebäugelns mit der Pfafferei beschuldigen können, und hätte sie gesunden Menschenverstand, so würde sie nicht der Hoffnung leben, ein fabelhafter „Südbund" werde in Verbindung mit Oesterreich die Mauern der preußischen Kaserne einrennen. Das fehlte noch, daß die traurige Comödie des Reichs-Weichselzopfkrieges von 1866 noch einmal aufgeführt würde. Völlig mythisch ist mir die süddeutsche Volkspartei vollends geworden, seit ich vernommen, daß die Führer derselben den Blödsinn der Frage, ob so sich nennende „Demokraten" an einem zur Feier einer antediluvianischen Verfassung veranstalteten königlichen Mittagessen theilnehmen sollten oder nicht, mit breitspurigster Ernsthaftigkeit discutirten. O Nesenbach, überschwemme mit Deinen aromatischen Fluthen die sieben Schwaben, welche für die ungeheure Komik dieser Discussion sogar kein Gefühl hatten!"

Soweit Freund Sauerampfer. Wir selbst haben diese etwas länglich gewordene Anzeige eines Buches, welchem wir — (namentlich um der Aufsätze „Vergangenheit und Zukunft Nassau's" — „Hessen-Darmstadt aus der Vogelperspective" — „Zwei kleinstaatliche Hof- und Staatshandbücher" — „Schloß Johannisberg" — „Der kleinstaatliche Musterbeamte" — „Fuimus Troes" — „Die Getreuen der Depossedirten" willen) recht viele Leser wünschen, nur noch mit einem Wunsche zu beschließen, nämlich mit diesem: es möge dem Herrn Verfasser gefallen, als Pendants zu den vorliegenden „Bildern aus der deutschen Kleinstaaterei" mit derselben Geschicklich-

Digitized by Google

keit „Bilder aus der preußischen Großstaaterei" zu malen. An Stoff kann es ihm nicht fehlen. Das Culturgeschäft der Firma Eulenburg und Mühler, die Glaubensstärkungen durch das Berliner Oberconsistorium, die 833 Klöster im „Staate der Intelligenz", die Heldenthaten, welche die Sobbe, Putzki, Eulenburg (jun.), Scheve und anderes „Volk in Waffen" vollbracht haben, die Hungersnoth in Ostpreußen und wie sich die Bureaukratie dazu verhielt, die Schwänke und Possen, welche auf den Berliner Land- und Reichstagen in Scene gehen — das Alles und noch vieles Andere giebt ein Material an die Hand, welches zu verarbeiten, dünkt uns, wohl ebenfalls „des Schweißes der Edlen werth ist".

So weit Johannes Scherr in den St. Galler Blättern. Eine andere Kritik in dem in Bern erscheinenden „Bund" ist, wenn nicht derselben Feder, denn doch jedenfalls demselben Geiste entsprungen. Ich beschränke mich darauf, deren Eingang mitzutheilen. Er lautet:

„Die vorliegenden Bilder legen für das gewandte, bewegliche, redefertige Talent des bekannten Wiesbadener Publicisten ein sehr günstiges Zeugniß ab, sprechen aber ihrem Inhalte nach einem schweizerischen Gemüthe vielleicht ebenso wenig an, als dem eines Süddeutschen, der darin mit der scharfen Waffe der Satyre und der Polemik wegen seiner politischen Krähwinkelei und seinem Particularistenzopfe angegriffen wird.

Braun ist aus einem nassauischen Landeskinde ein wüthiger Großpreuße geworden und, wie es bei solchen politischen Wandlungen nicht selten der Fall ist, von einem Extrem in's andere gefallen. So sieht er in Preußen mit seinen Kasernen, mit seiner Blut- und Eisenpolitik, seinem „Volk in Waffen", seinen Klöstern, seinem Bureaukratenthume, seinen Landtagspossen, seinen oberconsistorialistischen Glaubensstärkungen nur Licht, in den deutschen Kleinstaaten dagegen nur Schatten. Braun wird so Parteischriftsteller vom reinsten Wasser und es haben nach ihm die Letzteren nichts Besseres zu thun, als so schnell als möglich in den Glückshafen des preußischen Großmachtsschwindels abzusegeln."

Ich bitte mir eine Entgegnung auf diese deutsche Stimme aus der Schweiz zu gestatten.

Ich will nicht verweilen bei Vorwürfen, deren Veranlassung inzwischen längst weggefallen ist, wie z. B. bei dem preußisch-russischen Cartellvertrag, welcher bekanntlich aufgehört hat, zu existiren. Auch

Digitized by Google

nicht bei den bombastischen Ausdrücken, welche unseren geistreichen deutschen Brüdern in Klein-Schwaben so eigenthümlich sind, daß sie auch sogar dann, wenn sie der Dame ihres Herzens ein süßes Geheimniß zuflüstern wollen, sie zu der ihrer Meinung nach für diesen Zweck ganz besonders geeigneten Posaune von Jericho greifen. Wer diese berechtigte Eigenthümlichkeit kennt, der wird fernerhin keinen Anstoß nehmen an Worten, wie „Kasernen-Evangeliums-apostel" und „im Großmachts-Fuselrausch einhertaumelnder Publicistik". Jedenfalls hat auf mich, den orthodoxesten Anhänger des Bacchuscultus von der strictesten rheingauer Observanz, die Beschuldigung des Fuselconsums einen außerordentlich erheiternden Eindruck gemacht. Bei meinen Bekannten desgleichen. Doch, sprechen wir nicht von Personalien!

Prüfen wir die Auffassung der Sache, so finden wir, daß Herr Scherr eine ganz eigenthümliche Weltanschauung hat, welche sich keiner der vorhandenen Parteien anschließt, sondern sie alle gleich weit hinter sich läßt, so weit, daß man sie zu den bestehenden Parteien und Meinungen gar nicht mehr in Vergleichung stellen oder sonst in irgend ein Verhältniß bringen kann. Es ist unmöglich zu sagen, sie liege nach rechts oder sie liegt nach links, sie liege darüber oder sie liegt darunter. Nein, sie liegt in Nirgendsda oder in Wolkenkukuksheim; sie ist ein Ding für sich, ein Ausdruck des Hyperpessimismus, der auf der ganzen weiten Welt nichts für gut hält, als sich selbst.

Dem geehrten Kritiker, so möchte es auf den ersten Anblick scheinen, steht von allen deutschen Parteien doch wohl keine näher, als die sogenannte kleinschwäbisch-großdeutsche „Volkspartei". Ist sie ja doch ungeheuer demokratisch und in denjenigen Augenblicken, wo sie mit seiner Majestät dem König Karl von Württenberg einmal schmollt, sogar zuweilen so außerordentlich republikanisch, daß sie sich nicht enthalten kann, durch Herrn Karl Mayer Telegramme an den Emilio Castelar in Madrid zu entsenden. Diese alle Vierteljahre, freilich ohne äußerlich wahrnehmbaren Erfolg, eintretenden republikanischen Explosionen haben ein unsichtbares magisches Band zwischen dem Nesenbach und dem Tajo geknüpft. Sie sind sogar in dem neuesten spanischen Romanzero besungen; und ein mir befreundeter gründlicher Kenner dieser Sprache sowie sonstigen spanischen Wesens und Unwesens hat diese Romanze

Digitized by Google

verdeutſcht in einer ſo gelungenen, beinahe des Original hinter ſich laſſenden Weiſe, daß ich die Gelegenheit benutze, mir an dieſer Stelle die Ueberſetzung zu annectiren. Sie lautet:

„Saßen in der Abendkühle
Zur Tertulia zuſammen
In dem Haus Don Castelar's;
Wickelten ſich Cigarita's,
Strichen ſich den ſchwarzen Schnurrbart,
Sprachen viel von Männerwürde,
Ygualdad und liberdad.
Don Suner y Capdevilla,
Balaguer und Don Garcia,
Don Garrido, Pi y Margall,
Don Figueras und der greiſe
Marques von Orense ſaßen
Bei Emilio Castelar.

Und ein Bote raſchen Schrittes
Trat zum Herrn des Hauſes, reicht ihm
Ein geheimnißvolles Blatt.
„Telegraphiſche Depeſche" —
Murmeln Suner, Pi y Margall,
Murmeln drauf die andern. Schwarzer
Argwohn liegt auf den Geſichtern —
Ha, was iſt es, Caſtelar?
Hat den König Prim gefunden?
Nimmt er an, der Knabe Thomas?
Oder kommt aus der Habanna
Neue unverhoffte Kunde?

Doch er hat das Blatt entfaltet,
Und der Blick des ernſten Mannes —
Denn es gleichen ſeine Züge
Sonſt den Zügen des Don Bismarck —
Hat ſich mälig aufgeheitert.
Lachend ſpricht er zu den Freunden:
Höret an ihr lieben Freunde,
Hört, was die Depeſche ſagt:

„Grüeß de Gott! So ebe habe
„Fiſat g'ſchriee hunnert Schwabe
„Fiſat Hoch, Herr Caſtelar!
„Fort mit eurer Iſabelle,
„Fort mit dene Fürſchte älle.
„— Mayerle vom Neſenbach."

Und es lacht Marques Orense,
Lacht Suner y Capdevilla,
Lacht Garrido, lachen Alle,
Schallt homeriſch das Gelächter
Durch die abendlichen Lüfte.

Sage doch, ruft Don Figueras,
Sag, wo wohnt das Volk der Schwaben?
Wer ſind dieſe ſonderbaren
Freunde, wer iſt Don Mayero,
Sag, wer iſt der Neſenbach?

Und erwidernd ſpricht Emilio,
Zuckt die Achſeln: Quien sabe? *)

Alle Vierteljahre wieder
Bringt der Telegraphenbote
Mir dieſelbe Botſchaft zu
Und ich müh mich ab vergebens,
Ihren dunklen Sinn zu deuten
Weiß ich doch, nicht wer die hundert
Guten Schwaben, wer Don Mayer,
Wer der dunkle Neſenbach.
Doch mir dämmert auf es plötzlich,
Denn vor Zeiten hab ich eine
Rührende Hiſtorie von den
Sieben Schwaben oft geleſen.
Seltſam waren ihre Thaten,
Gliechen denen Don Quijote's,

*) Quien sabe = Wer weiß?

Digitized by Google

Unſres Junkers von der Mancha.
Dieſe ſieben klugen Schwaben
Mögen's ſein, — doch quien sabe?

Und es lacht Marques Orense,
Lacht Suner y Capdevilla,
Lacht Garrido, lachen Alle,
Wickeln friſche Cigaritas,
Drehen ſich den ſchwarzen Schnurrbart,
Reden viel noch von den ſieben
Weiſen aus dem Schwabenland."

Die kleinſchwäbiſche „Volkspartei" iſt aber nicht nur *republikaniſch*, ſondern auch *föderativ* in einem ſolchen Grade, daß ſie gegenwärtig gegen den Nordbund putſcht, obgleich dieſer von ihr nichts wiſſen will und ſie noch gar nicht darin iſt, und daß ſie in Zukunft ohne Zweifel auch gegen den Südbund putſchen würde, ſobald ſie deſſen Conſtituirung, welche gegenwärtig das Ziel ihrer heißeſten Wünſche bildet, jemals erreichte. Denn der Cantönligeiſt kann nicht anders als putſchen, weil ihm kein Verband klein genug iſt und er ſtets den Theil über das Ganze und das Kleine über das Große ſetzt. Darin beſteht ja ſein Weſen. Wenn z. B. der Canton Baſel nicht wider den Bund putſchen kann, dann putſcht Baſellando wider Baſelſtadt und es bildet ſich ein neuer Canton mit der Hauptſtadt Lieſtal; ja es fehlte wenig, dann hätte ſich auch Baſelland noch einmal geſpalten. *Drittens* iſt die Volkspartei *ſchwäbiſch*, oder um mich richtiger auszudrücken und dem biederben Stamme der Schwaben nicht Dinge aufzubürden, woran er keine Schuld trägt: *kleinſchwäbiſch*, d. i. ſpecifiſch württembergiſch; und viertens giebt es auf der ganzen Welt, ſelbſt die franzöſiſchen Chauviniſten nicht ausgenommen, Niemand, der Preußen und den norddeutſchen Bund ſo gründlich fürchtet und haßt, als die *deutſche „Volkspartei"*, welche aber, ſobald ſie die Grenze von Württemberg überſchreitet, plötzlich einen ganz andern Charakter annimmt. Denn in den übrigen deutſchen Territorien, wie z. B. in *Preußen* unter *Johann Jacoby* und in dem Königreich *Sachſen* unter *Bebel* und *Liebknecht*, iſt ſie entſchieden ſocialiſtiſch. In Württemberg dagegen perhorrescirt ſie den Socialismus auf das Alleräußerſte. Dort ſetzt ſie ſich vorzugsweiſe zuſammen aus Schreibern, Kleinbürgern und Bauern,

Digitized by Google

welche die orthodoxesten Anhänger des starrsten Eigenthumsdogmas sind.

Trotzdem also, daß die württembergische Volkspartei republikanisch, demokratisch, föderalistisch, großdeutsch, particularistisch und preußenfresserisch, stellt Herr Scherr ihr das schlechteste Zeugniß aus, freilich nur durch den Mund seines Freundes und Vetters Sauerampfer, was aber an der Sache nichts ändert. Denn dieser nach Carlyle'schem Muster erfundene Vetter und er selbst gleichen einander nicht weniger, als der Correspondenz-Zeidler und der Kreuzzeitungs-Wagener in Berlin.

Nach Sauerampfer-Scherr sind also die Tausende tapferer Schwabenherzen, welche Don Carlos Mayero, der kleinschwäbische Castelar, commandirt, eigentlich nur eine verbalhornte Nachahmung der berühmten „Fünf in Steifleinen," welche uns seiner Zeit Sir John Fallstaff in weit gelungenerer Weise vorführte. Es ist, gleich den Potemkin'schen Landschaften, nur eine „in Wasserfarben gemalte" Armee; und der kleinschwäbische Castelar, *darin* seinem großen Vorbilde jenseits der Pyrenäen so ungleich, liebäugelt — nach Scherr — mit den römischen Priestern. Ja Scherr vergißt sogar, die einzige Entschuldigung beizubringen, welche dem kleinschwäbischen Don Carlos doch offenbar zu Gute kommt, nämlich die, daß ja Varnbüler an Allem Schuld ist. Varnbüler ist eine hyperelastische Natur. Heute rückt er vor, und sein Opponent Mayer weicht zurück, morgen geht die umgekehrte Operation vor sich. Beide suppliren einander. Heute *vertragen* sie sich bei den Zollparlaments- und morgen *schlagen* sie sich bei den *Landtags*-Wahlen. Dies ewige Sichfinden und Wiederverlieren, dieses ewige Freudvoll und Leidvoll u. s. w. mit seinen Schwenkungen, Wiederholungen und scharfen Contrasten kann auch den Besten ruiniren; und jedenfalls weiß man doch immer noch eher bei Don Carlos Mayero, woran man ist, als bei Ritter Karl von Varnbüler.

Aber geben wir die Ergründung psychologischer Räthsel auf und kehren wir zu Scherr zurück.

Herr *Johannes Scherr* giebt also auf das Allerentschiedenste seine Abneigung wider die volksparteilichen Württemberger kund, deren hervorstechende Eigenschaften sich mit „kleinbürgerlich (richtiger vielleicht: spießbürgerlich), demokratisch, republikanisch, particularistisch, preußenfresserisch, zum Schwadroniren geneigt, dem

Digitized by Google

Kriegsdienste und jedem anderen Opfer für den Staat abgeneigt," bezeichnen lassen.

Will man aber nun in Anwendung der Schlußfolgerung aus dem Gegentheil (per argumentum a contrario) annehmen, Menschen von den entgegengesetzten Eigenschaften müßten sich des Beifalls und der Sympathie des Herrn Johannes Scherr erfreuen, so irrt man sich gründlich. Er verdammt sie mit noch weit entschiedeneren Worten.

Ein volksparteilicher Württemberger versicherte bekanntlich 1868 bei Gelegenheit der Zollparlamentswahlen unter beifälligem Schmunzeln der Regierungsleute, (welche damals frères et compagnons, vielleicht faux frères, aber immerhin doch frères der Rothen waren, und zwar frères in des Wortes verwegenster Bedeutung), „in Preußen sei die Parole: „„Soldat sein, Steuer zahlen, Maul halten"", in Württemberg bestehe von Allebem das directeste Gegentheil". Diese geistreiche Antithese ist zwar in böswilliger Absicht ersonnen und in diesem Sinne auf Hunderten von preußenfresserischen Volksversammlungen als wuchtiges Kraft- und Saftwort mit Glück und Geschick verwerthet worden. Aber sie hat wirklich einen unverkennbaren Kern von Wahrheit.

Der Preuße ist allerdings militairisch und religiös, oder wie der märkische Bauer sagt: „jottesfürchtig und dreiste". Freilich will er trotzdem, oder richtiger eben deshalb, daß mit dem Soldatenwesen und mit der Religion kein Spiel getrieben werde; und wo er glaubt, dies solle geschehen, da macht er die hartnäckigste Opposition. Die württembergische Volkspartei und deren Führer dagegen haben schon unzählige Mal „Gut und Blut" — dem Vaterlande verschrieben und versprochen, aber diese Schuld- und Pfandverschreibung ist nicht viel werth, denn mit dem Wort halten, das steht auf einem andern Blatte geschrieben. Soldatsein ist unangenehm; das „dulce et decorum est pro patria — mori" ist ein Spruch von sehr altem Datum und schwerlich mehr zeitgemäß, deshalb hat man ihn dort modernisirt und amendirt in: „Dulce et decorum est pro patria — loqui scribere et bibere"; und als man 1866 abermals in Hunderten von Adressen und Tausenden von Versammlungen „Gut und Blut" gelobt und seine wehrlosen Mitbürger, welche anderer Meinung waren, bis auf's Aeußerste gepeinigt, denuncirt, mißhandelt und geängstigt hatte,

Digitized by Google

wußte man, als es endlich zum Klappen kam, nichts Besseres zu thun, als in das Lager von Tauber-Bischofsheim, statt des Guts, ganze Ballen von „Beobachter"-Nummern und, statt des Bluts, riesige Blutwürste zu schicken. Leider waren Maculatur und Würste nicht im Stande, der Zündnadel ein Paroli zu bieten und den Sieg an die kleinschwäbischen Fahnen zu fesseln.

Endlich auch weiß allerdings der Preuße, daß, wenn er an einem harten Werke ist, sei es nun im Kriege oder an der Arbeit, das Schwadroniren mit dem Maule nichts hilft, wohl aber die Manneszucht. Deshalb denkt er im Augenblicke, wo für ihn Alles auf dem Spiele steht, allerdings: „Soldat, Geldopfer, Manneszucht," und damit hat er es zu was gebracht, während Schwaben und Franken im Süden und Westen immer mehr in die geistliche und weltliche Kleinstaaterei hineingerathen sind, wie der Ichthyosauros in die Kreide, und längst der Fremdherrschaft für immer zum Opfer gefallen wären, wenn uns nicht der Preuße vor diesem Schicksale bewahrt hätte. Daß er dies konnte, das hat er und das haben wir keinem anderen Umstande zu verdanken, als daß er sich zeitweise des besagten Grundsatzes befleißigte: Soldatsein, Steuerzahlen, Maulhalten. Während dessen ließ man sich in Franken und Schwaben abwechselnd von großen fremden Tyrannen und kleinen einheimischen Tyrännlein mit Füßen treten und das Fell vom Leibe herunterschinden. Der preußische Minister Graf Eulenburg ist nicht mein Ideal, aber neben dem gut-altwürttembergischen Minister Jud Süß und seines Gleichen kann er sich doch wahrhaftig wohl noch sehen lassen.

Auch Republikaner ist der Preuße nicht, schon einfach deshalb, weil Monarchie und Dynastie und Staat mit einander aufgewachsen, gewachsen und deshalb verwachsen sind. Ich habe dafür ein kleines, aber denkwürdiges Beispiel erlebt in Berlin, das an Radicalismus alle übrigen deutschen Städte und Territorien (selbst Württemberg, inclusive Aalen, Bopfingen und Zopfingen) weit hinter sich läßt. Ich gerieth dort, in Berlin nämlich, eines Tags in einen Stadt-Omnibus (beiläufig bemerkt, eine der abscheulichsten und schmutzigsten Maschinen, welche an die Zeiten der Pfahlbauern erinnert) hinein und, weil in dem Omnibus, auch in ein politisches Gespräch mit meinem Gegenüber, einem durch Bierschank reich gewordenen Herrn Zademack. Er war gerade malcontent im höchsten Grade, noch mehr, als Herr

Digitized by Google

Scherr, — und tadelte auch den König und die Dynastie. Ich fragte ihn: „Also wollen Sie wohl Republik?“ I Jott bewahre, rief er, bleiben Sie mich mit ihre alberne olle Republik von'n Leibe; den Schwindel kennen wir; auf so einen faulen Zopp beißt unsereiner nich ann, und überhaupt Keener, der mit Spreewasser getooft is; nein, **in Preußen muß der König rejiren**, aber er muß so rejiren, wie **wir Berliner** Bürger es haben wollen.“

Man sollte also erwarten, daß Herr Scherr, welcher den republikanischen, particularistischen und waffenscheuen Schreier aus Württemberg verabscheut, begeistert sei von dem monarchischen, kriegs- und opfermuthigen Preußen, welches einen provinziellen oder territorialen Cantönli-Particularismus nicht kennt.

Aber nein, in Preußen giebt es Klöster und Kasernen; Eulenburg und Mühler taugen nichts; und folglich taugen der preußische Staat und das Preußische Volk nichts. Quod erat demonstrandum. Geschwindigkeit ist keine Hexerei; und so hat denn Herr Scherr in dem engen Rahmen einer Kritik in einem schweizerischen Unterhaltungsblatte dargethan, daß ganz Deutschland keinen Schuß Pulver werth ist, daß sie Alle nichts taugen; die Süddeutschen nicht und die Norddeutschen nicht; die Waffenscheuen nicht und die Kriegsmuthigen nicht; die Republikaner nicht und die Monarchisten nicht; die Particularisten nicht und die Unionisten nicht; die Schwadroneure nicht und die Maulhalter auch nicht. Wie wird sich der biedere Schweizer darüber nicht freuen!

Und irgend ein Philister in Deutschland, oder richtiger gesagt: unendlich Viele lesen das mit tiefinnerster Satisfaction und Andacht; und sie denken: Da haben wir's; sie taugen also Alle nichts; Alle, mit Ausnahme von mir und vom Verfasser; der ganze Krempel taugt nichts; warum soll ich also mich um öffentliche Dinge kümmern? Ich, der ich doch dazu viel zu gut bin. Warum soll ich mich in Verdruß und Unkosten stürzen? Nein, lassen wir's beim Alten; besser wird's doch nicht.

„Ich gehe meinen Schlendergang
Und thu' was mir gefällt.
Denn lieber als der ganze Kram
Ist mir ein schön Stück Geld!“

Wir sehen also, Herr Scherr findet Alles niederträchtig und abscheulich hier unter dem wechselnden Mond überhaupt, und in

unserem lieben Deutschland insbesondere, er ist Pessimist für Alles und in Allem; und wenn uns mit dem puren blanken thatenlosen Pessimismus vorwärts zu helfen wäre, dann wären wir, Dank Herrn Johannes Scherr, längst über alle Berge.

Leider aber ist der Pessimismus der Vater des Fatalismus und Quietismus. Wer von der Ueberzeugung ausgeht: Es ist Alles so schlecht, daß jede Anstrengung, Etwas bessern zu wollen, absolut vergeblich erscheint, der kommt natürlich zu dem praktischen Resultat jenes Russen, welcher zu Allem sagt: Nitschewo (es thut nichts), oder jenes Türken mit seinem Bischm Allah (wie Gott will), oder des großen Philosophen Arthur Schopenhauer (denn welche Narrheit hat nicht schon für Philosophie gegolten!), der uns gelehrt hat, das ganze menschliche Dasein und Wirken sei an sich als reiner Unsinn zu betrachten; Coupons abschneiden, im „Englischen Hof" zu Frankfurt a. M. fein diniren, mit seinem Pudel spazieren gehen und Nichtsthun sei die wahre Weisheit; und alles Andere sei eitel. Wahrlich ein Mann von dem Geiste und den Kenntnissen eines Johannes Scherr sollte sich zweimal besinnen, ehe er sich dazu herabläßt, durch hyperpessimistische Rodomontaden das Ohr des indolenten Philisters zu kitzeln und ihm noch einen erwünschten Vorwand mehr zu geben, auch in Zukunft noch mehr, als bisher die Hände in den Schooß zu legen.

Ludwig Börne behauptete vor beinahe vierzig Jahren, die Deutschen seien eine Nation von Bedienten. Ich weiß kein anderes Volk in Europa, welches sich so etwas von einem seiner Schriftsteller bieten läßt. Und doch wurde Börne, trotz solcher Sottisen, ein populärer Autor bei den Deutschen. Denn Jeder, welcher dies las, dachte sich im Stillen: „Ja, damit meint der große Börne ja nicht mich, sondern meinen Nachbar, den Eppelmeier; und daß ist auch wirklich ein serviler Knochen!" Das ist einfach der Standpunkt des reinen Privatmannes, des kleinbürgerlich-demokratischen Neids.

Heutzutage ist das deutsche Nationalgefühl zur Genüge erstarkt, um sich auch von einem Börne dergleichen Polissonerien nicht mehr bieten zu lassen und zu fragen, was hat denn dieser Börne gethan, um so frech reden zu dürfen?

Aber auch Johannes Scherr versichert uns: „Das deutsche

Volk kann aus sich heraus nichts werden; niemals hat es eigenen Willen gehabt, oder auch nur den Wunsch, einen solchen zu haben; es hat eine wahre Sucht, sich commandiren zu lassen; ohne Commando liefe es noch heute pudelnackt in seinen Urwäldern herum und lebte von Eicheln; (beides hat es bekanntlich niemals gethan, und das sollte Scherr, der Historiker wissen); das ganze deutsche Volk muß in die Kaserne; sein Idealismus wird nur in dem Corporalismus seine realpolitische Erfüllung finden".

Das ist wahrlich nicht der Ton, in welchem der Einzelne gegenüber seiner Nation, und zumal in einem ausländischen Blatte, zu reden befugt ist.

Für den Augenblick jedoch will ich mich darauf beschränken, von diesem Ausspruche Scherr's hier einfach Act zu nehmen. Wir werden sehen, was Wahres daran ist, wenn wir zunächst in Abschnitt II, Süddeutschland und dann in Abschnitt III, Norddeutschland und Preußen, aus Anlaß der Scherr'schen Kritik, das Nähere betrachtet haben.

Zum Schluß will ich denn noch in den Abschnitten IV bis VI auf Grund von öffentlichen Urkunden beweisen, wie Herr Scherr in Betreff meiner eigenen Person so schlecht unterrichtet oder so leichtsinnig ist, wenn er von „Anbetung des Erfolgs", „Ueberläuferei", „politischen Wandlungen" und „Aus einem Extrem in das andere fallen" spricht. Unprovocirt würde ich von mir selbst nicht gesprochen haben; und wenn's etwa langweilig wird, dann trifft ganz allein Herrn Scherr das Verschulden.

II.

Der Hort der Freiheit.

In Bayern mußte die vorletzte Kammer aufgelöst werden, weil sie sich nicht constituiren konnte. Sie hörte auf zu leben, bevor sie angefangen hatte, geboren zu werden. Die jetzige neue Kammer lebt, aber dafür weiß kein Mensch, wie er mit dem Ministerium daran ist; und selbst entschiedene Anhänger der Kammermajorität, ja die Führer derselben, bekommen eine Gänsehaut, wenn ihre Gesinnungsgenossen anfangen zu reden.

Die württembergische Kammer lebt zwar noch, zeigt aber gegen-

Digitized by Google

über einen wenig constitutioellen Ministerium der „Energie" oder der „rettenden Thaten" ein ausgeprägtes hippokratisches Gesicht. Constituiren konnte sie sich zwar. Jedoch auch das hielt schwer und gelang erst nach sieben vergeblichen Scrutinien, wobei es an einem Haare hing, daß nicht der Chef der schwarzen Brigade Präsident der Volksvertretung im Horte der Freiheit am Nesenbach wurde. (Beiläufig gesagt, hat der Mann entschiedenes Unglück, denn mit dem Ministerportefeuille ging es ihm gerade so.) Eine Adresse zu Stande zu bringen, vermochte man auch hier nicht. Die Kammer hatte zwar mit Majorität beschlossen, eine solche zu erlassen, allein sie konnte nicht, was sie wollte. Nach endlosen Debatten, in welchen einzelne Redner ein Dutzendmal sprachen, fiel die Adresse in's Wasser. Die Rothen stimmten in der Schlußabstimmung dagegen, weil sie, obgleich im Ganzen einverstanden, in einem einzelnen Satze den höchsten Ausdruck der allerweitest gehenden und entschiedensten Entschiedenheit vermißten. Gleichwohl wünschten sie, die Adresse möge zu Stande kommen. „Aber", dachten sie, „das mögen die Andern machen, während wir uns im Glanze unseres passiven Aller-linkst-Seins sonnen." Die Nationalen verdarben ihnen das Spiel. Sie stimmten auch dagegen. So hatte das „Nein" die Mehrheit, und die Rothen, welche in der Minderheit zu bleiben wünschten, sahen sich zu ihrer eigenen Ueberraschung in einer unangenehmen Majorität, welche sie in Gemeinschaft mit ihren gehaßten Feinden zu Wege gebracht.

In Bayern wie in Württemberg bestand und besteht die Regierung aus eben so disparaten Elementen, wie die Volksvertretung. Niemand weiß richtig, was die Regierung eigentlich vorhat. In Stuttgart war früher der Cultus- und der Justizminister ebenso antinational, wie der Kriegsminister national, und Herr von Varnbüler ist abwechselnd das eine und das andere. Heute hält er eine donnernde Rede für das Zusammengehen mit dem Nordbund, morgen noch eine donnerndere dagegen. Heute ruft er: „Wehe den Besiegten;" morgen wallfahrtet er gen Nikolsburg zum Sieger. Heute läßt er sich und seinen Gutspächter auf Grund eines Programmes, das an tollem Haß gegen Preußen nichts zu wünschen übrig läßt, in das Zollparlament wählen; morgen zieht er gen Varzin, mit derselben Andacht, wie der Hadschi nach Mekka. Heute macht er Coalition mit Karl Mayer vom Beobachter, um den

Digitized by Google

Grafen Bismarck zu bekämpfen, morgen läßt er denselben Karl Mayer vom Beobachter trotz einer an sämmtliche Republikaner des württembergischen Hauses der Gemeinen ergangenen Einladung zur Tafel des Königs auf dem Hohenasperg schmachten, weil derselbe seinen gewohnten Saft- und Kraftstyl auch auf den Grafen Bismarck angewandt hat. Jetzt hat nun in Württemberg ein Ministerwechsel stattgefunden. Aber constitutionell ist er gewiß nicht; sonst hätte nicht Succow, sondern Probst Kriegsminister und nicht Scheurlen, sondern Karl Mayer vom „Beobachter" Minister des Innern werden müssen. Was das neue Ministerium will und ist, das bildet noch ein Räthsel, welches der biedere Varnbüler dem scharfsinnigen Volke in Kleinschwaben aufgiebt.

In München war der Ministerpräsident Fürst Hohenlohe, Gresser der Cultusminister und Hörmann der Minister des Innern national, liberal, anticlerical. Die Minister Lutz und von Pranckh dagegen ebenso clerical, antiliberal und antinational. Und was endlich die beiden anderen Minister Pfretzschner und Schlör anlangt, so behaupten viele Bayern, sie säßen ebenso gern in einem clericalbajuvarischen Ministerium, als in einem liberal-deutschen, und sie bildeten in dem jetzigen Ministerium zwar die Mitte, aber keineswegs das juste milieu. Hohenlohe und seine Freunde sind gestürzt. Bray ist ihm gefolgt. Seinen Worten nach will dieser dasselbe wie jener. Aber seinen Thaten nach? Bis jetzt kennt man keine! Auch hier nur Räthsel!

In Württemberg drohte vor Kurzem einmal das Ministerium zu stürzen, weil der Kriegsminister versuchsweise ein Paar Ellen Soldaten-Hosenzeug aus dem deutschen Auslande bezogen. Der „revolutionäre Beobachter" legt in seinen Spalten einen besonderen, höchst conservativen Abschnitt an unter der Ueberschrift „Hosenmoniteur", worin er tagtäglich klag-kläglich im Einerlei das Uebermaß dieser Schandthat, nämlich des Bezugs von Hosenzeug für die Soldaten, mit den allerrührendsten und beweglichsten Worten besammert, so daß alle seine Anhänger Thränen der Wehmuth vergießen und die Faust ballen, letzteres natürlich in der Tasche.

In Württemberg erzählt der republikanische „Beobachter" mit Schaudern, der Landtag in Sachsen-Weimar-Eisenach wolle die Civilliste um ein paar tausend Thaler kürzen; „das sind die schrecklichen Folgen des Eintritts in den Norddeutschen Bund!"

Digitized by Google

ruft er. Er offerirt der Krone Württemberg seine guten Dienste wider die „Begehrlichkeit der Völker", seinen Schutz gegenüber allen den Gefahren, welche den „geheiligten Purpur der Souverainetät" und die heilige Kasse der Civilliste bedrohen. „Denn", sagt er mit Biedermannsblicken, „die Demokratie ist in diesem Augenblick allein noch die einzig wahre conservative Partei."

Wenn nun aber die Regiernng nicht sofort den parlamentarisch-militairischen Südbund abschließt, dann treten Drohungen an die Stelle der Liebkosung. Der arme Herr von Varnbüler! Vergeblich versichert er, zum Bundschließen gehörten Zwei, und er habe sorgfältiger Mühewaltung ungeachtet auf der weiten Welt noch Niemanden gefunden, der zu bewegen gewesen wäre, einen Südbund mit ihm zu schließen. Und diese Versicherung verdient ohne Zweifel auch Glauben. Alles umsonst. Der „Beobachter" kennt kein menschlich Rühren. „Der Südbund", sagt er zornig, „ist spottbillig, seine Errichtung kostet nur — drei Kronen." (Letzteres ist offenbar ein kleiner error in calculo. Denn halb Darmstadt gehört doch auch zu den Südstaaten. Es müßte daher heißen: viertehalb Kronen. Denn die eine Hälfte der Darmstädter Krone müßte doch im Nordbund conservirt bleiben!)

König Karl von Württemberg ladet am Verfassungsfeste seine lieben, vesten und getreuen Stände zur königlichen Tafel. Die schwarzen Großdeutschen und die rothen Radicalen scheinen das Essen für ein saures Stück Arbeit zu halten. Sie bedingen sich für diese Leistung von der Krone eine Gegenleistung; und da der König sich auf das Geschäftchen nicht einlassen will, heißt es: Wir bedauern sehr, der Einladung nicht Folge leisten zu könnnen, wir speisen heute chez nous!

Der König von Württemberg mag sich bei dem Zauberlehrling Varnbüler bedanken, welcher bei Gelegenheit der Zollparlamentswahlen diese Besen zum Schutze der unumschränkten Particularsouverainetät herbeigerufen hat und sie nun nicht wieder in die Ecke zurückzaubern kann. Denn Herr von Varnbüler — ist kein Herenmeister, — „seine Noth ist groß, — die er rief, die Geister, — wird er nicht mehr los." Ach und der alte kluge Herenmeister, der gute alte Bundestag in Frankfurt am Main, der zu Anfang der Fünfziger Jahre den ungezogenen Kindern in Württemberg auf Anrufen so weidlich Posteriora tractiret und sie wieder zum

Digitized by Google

Schweigen gebracht hat, — er ist nicht mehr. Die Sonne geht auf und geht nieder — den Bundestag aber sieht Keiner wieder. Das Einzige, was in diesen fatalen Verhältnissen etwas Trost zu spenden vermag, ist der Umstand, daß Württemberg bei Eröffnung des Suez-Canals als souveraine Seemacht vertreten war und in gleicher Eigenschaft an dem maritimen Congresse in Cairo theilnahm.

In Bayern hat bei den Neuwahlen die archaistisch-hieratisch-particularistisch-patriotische Partei einen entschiedenen Sieg über die Fortschrittspartei erfochten. Wer weiß, ob weil, oder obgleich die letztere in Berlin auf dem Zollparlamente anfangs keine Stellung zu nehmen gewußt hat und in der deutschen Frage auf das feinste diplomatisirte. Auch das Ministerium zeigte bei den Wahlen keinerlei Beruf, die öffentliche Meinung zu führen. Das vorletzte Mal ließ es Gottes Wasser über Gottes Land laufen. Der Fürst Hohenlohe zeigte eine gute Absicht und eine leibliche Einsicht. Aber entweder besitzt er keine Willenskraft oder sie ward von anderer Seite her lahm gelegt. Was die übrigen Minister anlangt, so glich das Ensemble einem Wagen, an welchem ebenso viele und ebenso starke Pferde hinten angespannt sind, wie vorne. Des Premierministers eigener Ministerialrath, Herr Weis, war zugleich das Haupt der dem Premierminister so feindseligen, clerical-bajuvarischen Partei. Wenn Jemand zugleich dicht neben der Spitze der Regierung und an der Spitze der Opposition steht, so ist er vor dem Vorwurfe der Einseitigkeit gewiß sicher. Auch ist die Sache recht einfach und bequem. Herr Weis stellte sich dicht neben den Fauteuil des Fürsten Hohenlohe, damit er, wenn der Platz leer werde, sich gleich darauf setzen könne. Wir Anderen im Norden sind nur nicht naiv und gemüthlich genug, um so was zu begreifen. Aber so viel begreifen wir doch wenigstens, daß die bayerischen Beamten, wenn sie sehen, daß der Minister gezwungen ist, sein Cabinet mit seinem heftigsten Gegner zu theilen, kein Vertrauen in seine Dauerhaftigkeit zu fassen im Stande sind und es lieber mit dem ultramontanen Minister der Zukunft, als mit dem liberalen Minister der Gegenwart halten und eher dem ersteren, d. i. der aufgehenden, als dem letzteren, d. i. der untergehenden Sonne gehorchen. Waren doch König Ludwig I. und König Max II. auch liberal; und doch konnte ersterer nicht ohne einen Abel, letzterer nicht ohne einen Pfordten und

Digitized by Google

Reigersberg leben! Die Möglichkeit, daß aus den Wahlen eine clericale Kammermehrheit, und daß aus der clericalen Kammermehrheit ein clericales Ministerium hervorgehen wird, war also nicht zu leugnen; wohl aber die Möglichkeit, daß es den schwarzen Herren gelingt, mitten in dem Deutschland des 19. Jahrhunderts einen von der Hierarchie regierten Kirchenstaat aufzurichten. Auch würde es den Dutzenden geistlicher Herren, welche wieder in die neue Kammer gewählt wurden, ein wenig schwer fallen, alle die Versprechungen zu realisiren, welche sie den Bauern gemacht haben, — namentlich die Abschaffung der Steuern und der Wehrpflicht. Wenn man aber dem altbayerischen Bauer das Wort bricht, kann derselbe sehr unangenehm werden, denn er ist eben so grob, als bieder; man hat dort so viel und so oft Aufruhr gepredigt; der Aufruhr könnte sich, der Abwechselung halber, auch einmal wider die Priester richten.....

Zudem ist ja das Land halbirt. Ueberall Dualismus. Schneidender Contrast zwischen Altbayern, auf der einen, und Franken und Schwaben, auf der andern Seite. Dort der Südosten, hier der Nordwesten. Auf der einen Seite das platte Land, auf der andern die Städte. Denn alle Städte wählten liberal, mit Ausnahme von Regensburg, (wo ein Bischof Bier braut, und ein Fürst als Frachtführer Schätze erworben hat).

Hie Welf — hie Waiblinger. Da könnte es denn wohl kommen, daß auch die Clericalen sich bald nicht an Bord zu halten vermöchten.

Wenn aber weder die Liberalen noch die Clericalen, — wenn überhaupt Keiner dort regieren kann?... Was dann?...

Das ist fürwahr keine angenehme Situation. Sie erinnert unwillkürlich an die schöne Parabel von Friedrich Rückert, welche anfängt:

„Es ging ein Mann im Syrerland,
Führt' ein Kameel am Halfterband."

Das Kameel wird plötzlich wild. Der Mann ergreift die Flucht. Das Kameel wuthschnaubend hinter ihm drein. Es kommt ihm immer näher. Er weiß sich nicht mehr zu helfen und springt in den Schacht eines Brunnens. Glücklicherweise war hier ein Brombeerstrauch aus der geborstenen Mauer gewachsen. An dem hält

Digitized by Google

er sich schwebend über der Tiefe. Da gewahrt er an der Wurzel des Strauches zwei Mäuse, eine rothe und eine schwarze (jene wohl volksparteilich, diese clericalpatriotisch); die nagen unablässig an dem Strauche, seinem letzten und einzigen Stützpunkt. Da sieht er am Brombeerstrauch ein paar Beeren; und siehe da:

Der Mann der Angst, der Furcht und Noth,
Umstellt, umlagert und umdroht,
Im Stand des jammerhaften Schwebens,
Nach Rettung blickend rings vergebens,
Langt nach den Beerlein mit Behagen;
Sie schmecken ihm doch gar zu gut,
Und er vergißt Kameeles Wuth,
Vergißt auch, daß die Mäuse nagen, u. s. w.

Manche Souverainetät gleicht heute der Brombeere unter solchen erschwerenden Umständen. Der rettende norddeutsche Bund kommt in jener Parabel noch nicht vor. Denn sie ist vor vierzig Jahren schon gedichtet und betont deshalb das Kameel.

* * *

Wenn vor dem Jahre 1866 in Württemberg und Bayern Etwas nicht vom Flecke wollte, dann schob man die Schuld auf den Bundestag. Und es ist ja wahr: der Bundestag war es, der dort die Preß- und Vereinsfreiheit wegdecretirt, der die Universitäten castrirt und die Demagogenhetzen, die namentlich in Bayern unter König Ludwig dem „Teutschen" schlimmer gewüthet haben, als irgendwo sonst (ich gedenke gelegentlich darüber dem geneigten Leser noch Allerlei zu erzählen, denn ich bin im Besitze sehr schätzbaren Materials), veranstaltet hatte. Der Bundestag war es, der noch 1850 in Württemberg intervenirte, die Spuren der „glorreichen Erhebung" von 1848 vertilgte, die verfassungsmäßig zu Stande gekommenen Ablösungsgesetze wieder aufhob und das von Regierung und Ständen beseitigte feudalistische Postmonopol des Fürsten von Thurn und Taxis wieder herstellte, oder wenigstens das Land zwang, dem Fürsten eine schwere Ablösungssumme zu bezahlen, während doch das Monopol schon damals nichts mehr werth war, sobald die Regierung von dem Umstande Gebrauch machte, daß sie sich im Besitze der Landbotenpost befand, daß die Eisenbahnen, welche das Land mit einem ziemlich vollständigen Netze

Digitized by Google

überziehen, alle dem Staate gehören, und daß seit Ertheilung des Reichs- und Bundeslehens das ganze Post- und Transportwesen sich vollständig umgestaltet hat.

Obgleich Süddeutschland von dem Bundestage nur Schlimmes und nie was Gutes genossen, so scheint dort dennoch, wenn wir den Organen der „süddeutschen Volkspartei", oder um es kürzer auszudrücken: den welfisch-antipreußischen Blättern, namentlich den Frankfurtern, glauben wollten, die öffentliche Meinung den früher ein halbes Jahrhundert lang ohne Widerspruch mit allen Verwünschungen belegten Bundestag sehnlichst zurückzuwünschen. Dies wäre der Standpunkt jenes Kurhessen, von welchem uns Dahlmann in der Paulskirche erzählte, er habe nach der Vertreibung Jérome's Alles aufgezählt, was das Land von dem Kurfürsten Schlimmes erlitten, dann aber hinzufügt: „Ein alter Esel ist er also, aber dennoch wollen wir ihn wieder haben." Solche Dinge kommen allerdings auch heutzutage noch vor, namentlich auch in Kurhessen. Herr Johann Adam Trabert aus Fulda, der Gründer der welfischen „Kasseler Volkszeitung", welcher vormals als Mitglied des kurhessischen Landtages den bekannten Antrag von Jungermann, gerichtet auf eine Enquête über die Stockungen, welche alle Geschäfte im Cabinet des Kurfürsten erlitten, als „nicht weit genug gehend" bekämpfte mit den Worten: „Diesem Antrage fehlt die Spitze, nämlich: weg mit diesem Hinderniß", d. i. weg mit dem Kurfürsten, derselbe Trabert, früher eifriges Mitglied des Nationalvereins, ist jetzt Leibjournalist des Kurfürsten; auf dem Wiener Schützenfeste bekannte er sich zwar in erster Linie als Föderativrepublikaner; in zweiter jedoch behauptete er, wenn man einmal einen Monarchen haben müsse, dann gebe es auf der weiten Welt keinen besseren, als Friedrich Wilhelm, den kurfürstlichen Märtyrer, er sei, um mit Lafayette zu sprechen, la meilleure république! Weit entfernt, in Julius Frese'sche Unarten verfallen und Herrn Trabert als einen Renegaten, Apostaten und wie sonst noch das Register heißt, stigmatisiren zu wollen, führen wir ihn nur an als einen typischen Beleg für die Richtigkeit jenes tiefsinnigen Ausspruches des berühmten altbayerischen Dorfschulmeisters und Dichters Joseph Bacherl aus Pfaffenhofen, des verkannten Genie's und geheimen Urhebers des „Fechters von Ravenna", welcher (nämlich der Bacherl von Pfaffenhofen, nicht der Fechter von Ravenna)

Digitized by Google

das deutsche Volk in seinen Neigungen und Gelüsten so charakterisirte:

„Woas se wollen, dos hab'n's nitt,
Woas se haben, dos woll'n's nitt."

Noch richtiger aber erklären sich jene Erscheinungen aus dem lauten Hang zum Raisonniren und der stillen geheimen Neigung zum Bestehenden.

Eine Regierung, die nichts Neues will, weil ihr Alles zu weit geht, — eine Partei, die nichts Neues will, weil ihr Alles nicht weit genug geht, — was in aller Welt können sie sich beide, natürlich im geheimen Einverständnisse, das gerade durch das Geheimniß nur um so süßer und feuriger wird, besseres wünschen, als einen Bundestag, welcher sie beide, Regierung und Partei, jeder Mühe und Verantwortlichkeit, jeder Verpflichtung, zu denken und Beschlüsse zu fassen, überhebt, indem er alle Unterlassungssünden auf sich nimmt. Zur Zeit des Bundestags war es doch so: Der Mann an der Spitze der Regierung kann sich theoretisch zu den allerliberalsten Ansichten bekennen; sobald es an die Praxis geht, zeigt er nach Frankfurt a. M., zuckt die Schultern und spricht: Wir können nicht; non possumus. Der Mann an der Spitze der Opposition kann die allerweitestgehenden Anträge stellen. Gegen die Folgen, die daraus erwachsen könnten, ist er durch eine dreifache eherne Mauer (aes triplex circa pectus erat) gesichert. Erstens fällt ihm auf dem Landtage nicht die Majorität zu; in der zweiten Kammer schwerlich; in der ersten ganz gewiß nicht. Zweitens ist er vollkommen sicher davor, daß er in das Ministerium berufen wird, um das praktisch zu realisiren, was er theoretisch predigt; würde er aber berufen werden, so würde ihm das Herz vor Schrecken in die Hosen fallen; er würde also aus der Noth eine Tugend, aus der Feigheit eine Tapferkeit machen, die Toga in antikem Faltenwurf um die angstschlotternden Knochen schlagen und mit Marquis Posa sprechen: „Ich kann nicht Fürstendiener sein". Drittens aber, wenn alle Stricke reißen, ist immer noch der Bundestag da, welcher auf geheimes Verlangen einen Befehl erläßt, daß Alles bisher Beschlossene nichts gilt (de quo scribis, nihil est), als letzte Assecuranzanstalt gegen liberale Velleitäten jeder Art.

Diese dreifache Assecuranz hat von jeher der Opposition in Süddeutschland ein alles Andere überwiegendes Gefühl der Sicher-

Digitized by Google

heit, der Unverantwortlichkeit, ja, wenn man sich so grob ausdrücken wollte, wie es der „Stuttgarter Beobachter" thut, könnte man sagen: der Unzurechnungsfähigkeit gegeben, welches sich in der rein negativen Tendenz und in dem feierlichen pessimistischen Verzicht auf jeden Erfolg am charakteristischsten ausdrückt. Leider ist nicht zu leugnen, in Folge der verhängnißvollen Verzögerung des Verfassungswerkes in Preußen unter und durch Friedrich Wilhelm III. und in Folge des hierdurch herbeigeführten Umstandes, daß constitutionelle Kämpfe in Deutschland weit früher im Süden, in Württemberg und Baden, stattgefunden und der Norden seine Taktik ursprünglich von dorther entlehnt hat, laborirt der gesammte deutsche Liberalismus auch heute noch an den Nachwehen jener traurigen Constellation. Während jeder märkische Junker die Ueberzeugung im zottigen Busen trägt, auch er sei zum Minister oder General geboren und werde, wenn er an die Reihe komme, es in seiner Art noch etwas besser machen als Bismarck und Moltke, weist jeder tugendhafte Liberale die Möglichkeit, Minister zu werden, mit dem äußersten Aufwand tiefster sittlichster Entrüstung zurück, wie es scheint, auf das Innigste davon überzeugt, daß Niemand geeigneter sei, liberale Reformen zu Wege zu bringen als Eulenburg, Selchow und Mühler. Wenn ein Otto Michaelis in das Bundeskanzleramt eintritt, um dort die wirthschaftlichen Theorien, zu welchen er sich in der Presse, in der Volksvertretung, auf den volkswirthschaftlichen Congressen bekannt hat und noch bekennt, nach Kräften zu realisiren, so erklärt ihn ein Theil der liberalen Presse für einen „Verräther", und ein Mitglied der preußischen Fortschrittspartei, der Abgeordnete Parisius, versteigt sich in seiner außerordentlichen catonischen Tugendfestigkeit sogar so weit, mit eigener Namensunterschrift in einem Blatte von europäischem Rufe, das er herausgiebt, nämlich in dem „Berliner Volksfreund", einen jeden Liberalen, der mit Michaelis umgeht, so wie auch den volkswirthschaftlichen Congreß, in dessen Vorstand Otto Michaelis sitzt, in der Sprache des Wohlfahrtsausschusses für „des Verdachts verdächtig" zu erklären.

Ach, die Herren scheinen gar nicht zu wissen, daß ihnen der selige Bundestag diese Ideen in die Köpfe getrichtert hat. Aber es wäre doch wohl einmal an der Zeit, das aus jener Zeit herrührende Inventar in dem obersten Stockwerk einer Revision zu unterziehen, denn der Bundestag, hat aufgehört zu existiren.

Digitized by Google

Außerdem hat man aber auch dem guten Bundestag zu viel aufgebürdet und ihn zum Theil mit den eigenen Sünden beladen.

Wenn im Süden etwas nicht vorwärts wollte, dann seufzte die Regierung: „ach, der Bundestag.“ Dann donnerte die Opposition: „Fluch dem Bundestage, diesem feilen Werkzeuge eines verrotteten Absolutismus“.

Jetzt existirt der Bundestag schon lange nicht mehr; aber was ist der Erfolg seiner Nichtexistenz in dem Süden? Nichts, als daß man um eine Excuse ärmer geworden ist; um eine sogenannte „gute Ausrede“, welche nach sprüchwörtlicher Redensart „unter Brüdern drei Batzen werth ist“! Bis zur Auflösung des Bundestags war Alles liberal in Württemberg. Die Minister und die Volksvertretung; die Officiere und die Beamten; die Clericalen und die Demokraten; ja die Hunde im Hof und die Katzen auf dem Dache. Wenn trotz alledem liberale Reformen dort weit rarer waren, als in anderen Ländern, wo nicht Alles liberal war, wenn sich dort ein Pfaffen-, Schreiber- und Dorftyrannen-Regiment immer noch breit machte, wie sonst nirgends in Deutschland, so schob man damals die Schuld auf den Bund und die Großmächte Deutschlands.

Heute ist Niemand der Art mehr da. Kein Bund, kein Preußen, kein Oesterreich zwingt Altwürttemberg, seinen liberalen Neigungen einen Zwang anzuthun. Preußen hat dort keinen Einfluß; Oesterreich hat ja nach württembergischer Auffassung selbst die allerliberalste Regierung in ganz Europa; und der alte Bund ist todt.

Aber trotzdem geht dort auch heute noch nichts vom Flecke. „Kein Beginnen, kein Vollenden — Alles stockt und starrt in Händen.“ Muß da nicht Jemand Anders oder etwas Anderes schuld sein?

Von der dortigen Regierung habe ich den geneigten Leser schon öfter unterhalten müssen, als mir lieb war, — vielleicht auch öfter als es ihm, dem Leser, lieb war. Fragen wir aber nach dem Volke, so wird dasselbe dermalen, äußerer Sicht nach, regiert von der Volkspartei. Diese führt das Wort in der Presse und den Versammlungen. Sie dirigirt die Wahlen. Sie geht der Regierung mit Drohungen und Versprechungen unter die Augen. Kurz, sie behauptet die Bühne.

Und doch versichert Johannes Scherr, sie sei ein bloßes Phantom, sie bestehe nur aus den bekannten sieben Schwaben, als Generalen, aber

Digitized by Google

diese hätten keine Armee hinter sich und hätten keine Spur von gesundem Menschenverstand.

Das schreibt, ich wiederhole es, Johannes Scherr, selbst ein Württemberger, ein Demokrat und ein Preußenfresser, freilich daneben auch ein Mann von Verstand und von Kenntnissen.

Wenn aber nach seinem Zeugniß die Volkspartei in Württemberg, (wo sie nach den von der „Neuen Frankfurter Zeitung" publicirten Verhandlungen des unter Leopold Sonnemann's Vorsitz in Braunschweig tagenden Volkspartei-Congresses ihren Hauptsitz und ihren stärksten Anhang haben soll), nicht existirt, so folgt daraus, daß sie überhaupt nicht existirt, sondern repräsentirt wird von ein paar Zeitungen, welche den Liebhabereien der dort in der Majorität befindlichen Indolenz und Trägheit schmeicheln. Dazu gehört zunächst, daß man die gute alte Zeit lobt und die Gegenwart schimpft. Vor Allem aber wünscht der Philister starken Tabak. Möglichst viel Scandal und scharfe Worte. Denn eine picante Prise schützt vor dem Einschlafen. Auch hört er es gern, wenn man ihm verspricht, das Steuerzahlen und Soldatsein (ist er Socialist, dann natürlich auch das Arbeiten) solle gänzlich abgeschafft und Preußen, welches an letzterem schuld, solle vermittelst einer Revolution, welche keine Armee und kein Geld, sondern nur ein großes Maul hat, also vermittelst der bloßen Kraft des Wortes über den Haufen geworfen werden. Das ist die wahre Volkspartei, und deshalb gedeihen in Württemberg die Reformen nicht, obgleich es sich seit 1866 im Besitze vollster Souverainetät befindet.

Ja selbst die Berührung mit der „Volkspartei" im übrigen Deutschland — natürlich immer vorausgesetzt, daß etwas der Art anders, als auf dem Papier und in Worten existirt — ist den rein württembergischen Kleinschwaben ein Verstoß gegen ihr schwarzrothes Vollblut-Bewußtsein. Sie haben Herrn Sonnemann in Frankfurt einen Absagebrief voll ächter deutscher Biedermannsgrobheit geschrieben: er habe ihnen zwar die Function eines Vororts der allerzukünftigsten deutschen Föderativ- und Zukunftsrepublik offerirt; allein mit solchen brotlosen Künsten könnten sie sich absolut nicht befassen in einer Zeit, wo in Württemberg, vulgo Kleinschwaben (das bekanntlich unzweifelhafter Maßen der Mittelpunkt der Welt sei, oder wie der alte Homeros sagt, „der Nabel der Erde"), so welterschütternde Fragen spielten, wie die, ob Herr

Digitized by Google

von Succow oder Rechtsconsulent Probst die württembergische Armee reorganisiren oder desorganisiren soll, und ob das Jahresbudjet einige tausend Thaler mehr oder weniger betragen wird; der allerzukünftigsten deutschen Zukunftsrepublik gehörten natürlich (immer vorausgesetzt daß nicht Frankfurt am Main, sondern Stuttgart, Bopfingen oder Zopfingen zum Range der föderativen Capitale, zum deutschen Washington, erhoben würden) ihre eifrigsten Sympathien, ihres Herzens heißeste Wünsche; allein im Augenblicke müsse dieser ideale Standpunkt vor dem praktischen um deswillen zurücktreten, weil das biedere Volk der volksparteilichen Kleinschwaben letzteren wünsche und die Volksstimmen Gottes Stimme sei; diese Stimme aber spreche dermalen in Kleinschwaben mit unverkennbarer Deutlichkeit sich dahin aus, daß ein Sperling in der Hand einer Taube auf dem Dache vorzuziehen sei.

Da also Karl Mayer in Stuttgart nicht wollte, und Leopold Sonnemann in Frankfurt am Main auch nicht; so ist der Vorort nach Mainz verlegt worden; und es hat sich denn auch die dortige Volkspartei sofort legitimirt, wie sehr sie zu einem so hohen Amte berufen sei, dadurch daß sie mit Löwenmuth dafür stritt, daß diese schöne und aufblühende rheinische Stadt auch fernerhin in die Festungsmauern, welche sie zu erdrücken oder zu ersticken drohen, einbastillirt bleibe. Freilich ist die edele Volkspartei in diesem heroischen Kampfe unterlegen. Die verblendeten Väter der Stadt beschlossen deren Befreiung. Jedoch, was schadet's? Victrix causa Diis placuit, sed victa Dumonti. Herr Dumont (oder wie er sich in neuerer Zeit schreibt, Herr du Mont, weil er von einem uralten castilianischen Rittergeschlechte Namens del Monte abzustammen behauptet) ist nämlich neben dem Bischof, Freiherr Wilhelm Emanuel von Ketteler, bei Weitem der hervorragendste Großdeutsche in Mainz und der Führer der gesammten Volkspartei in „Hessen und bei Rhein". Letzteres ist der byzantinisch-poetische Ausdruck für das dualistische, sowohl cis- als transmönanische Großherzogthum Hessen-Darmstadt, und es giebt gewiß viele wohl unterrichtete Deutsche, die dies noch nicht wissen.

* * *

Wer die süddeutschen Blätter *vor* und *nach* 1866 gelesen hat, wird mit uns darin einverstanden sein: Es ist seit 1866 ein merk-

Digitized by Google

würdiger Umschwung in ihrem Verhalten zu Preußen eingetreten. Dies zeigt sich schon äußerlich. Der Flächenraum, welchen die Besprechung preußischer Angelegenheiten in Anspruch nimmt, wächst mit jedem Tage. Sogar in dem „Stuttgarter Beobachter" tritt das Königreich Württemberg beinahe in den Hintergrund vor dem Königreiche Preußen. Wir können keine Nummer des Stuttgarter „Beobachter" und verwandter süddeutscher Blätter in die Hand nehmen, ohne darin lange, lange Abhandlungen zu finden über den Cäsarismus im norddeutschen Bunde, — über das borussische Staatsideal, bestehend in einer Kaserne mit daran gebautem Kloster, dessen einer Flügel von Mönchen, der andere von Muckern bewohnt ist, — über das Culturgeschäft der Firma Eulenburg und Mühler — über die Heldenthaten der Sobbe und Putzki u. s. w. Es ist wahr, man liest in diesen Blättern nur Schlimmes über Preußen, und wer sich nur aus ihnen unterrichtet, wird es ganz unbegreiflich finden, daß ein Gemeinwesen von so verrotteter Beschaffenheit nicht schon längst von der Erde verschwunden ist, ja daß es, anstatt wenigstens jetzt noch seinem schleunigen Untergange entgegen zu eilen, wächst und gedeiht und mit jedem Tage einen neuen Aufschwung nimmt, während doch in dem von der Berliner „Volkszeitung" so viel belobten liberalen Oesterreich die durch einen neuen Anstrich überdeckten Spuren des Verfalls immer deutlicher zu Tage treten, und es dort, wie Bethlen sagt, an der einen Ecke raucht, an der andern brennt und in der Mitte gährt.

Man erzählt, daß ein Jude, der nach längerem Aufenthalte in Rom katholisch wurde, über seinen Beweggrund befragt, geantwortet habe, wenn eine Religion alles das, was er hier in Rom gesehen, vertragen könne, ohne darüber zu Grunde zu gehen, dann müsse sie die beste und dauerhafteste Religion der Welt sein. Ein ähnliches Vertrauen muß man, wenn man es nur aus des „Beobachters" Schilderungen kennt, zu Preußen gewinnen; natürlich im übrigen sans comparaison gesprochen.

Wahr ist es ja, die jugendliche Kraft Preußens und die „moralische" Eroberung in den neuen Provinzen wird namentlich auf den Gebieten des Schul- und Kirchenregiments auf sehr harte Proben gestellt, welche uns, deren Kräfte ohnehin schon genugsam angespannt sind, füglich hätten erspart bleiben können. Wahr ist es, aus der Zeit der frömmelnden, rückwärts blickenden und vor-

Digitized by Google

wärts nur stolpernden Romantik, welche wir hinter uns haben, ist in dem preußischen Staatskörper noch mancher Krankheitsstoff sitzen geblieben. Aber im Grunde genommen zweifelt doch bei uns kein Mensch daran, auch der alleroppositionellste nicht, daß es uns in kurzer Frist gelingen wird, diese faulen Säfte aus dem sonst völlig gesunden Körper zu vertreiben.

Wie der einzelne Mensch, so wächst auch der Staat mit seinem höhern Zwecke. Das Jahr Sechsundsechzig hat Preußen aus dem Banne erlöst, mit welchem es seit Anfang der fünfziger Jahre belegt war. Damals nach Außen schwach und im Innern mit Unfruchtbarkeit geschlagen, steht es jetzt an der Spitze Deutschlands. Es bedeutet nicht nur Deutschland, es ist Deutschland.

Dabei ist noch ein weiterer Umstand nicht gering anzuschlagen. In Oesterreich, namentlich in seinen halb oder gar nicht cultivirten Ländern, passiren alle Tage Dinge, worüber uns die Haare zu Berge stehen würden. Wenn sie nicht gerade mit irgend einem zufällig um dieselbe Zeit in Pest-Ofen oder in Wien dominirenden Tagesinteresse Berührungspunkte besitzen, wie die Krakauer Nonnengeschichte, oder in die vornehme Welt hinein reichen, wie der Giftmord des Grafen Chorinsky und der Stiftsdame Ebergenyi, sowie neuerdings die Heldenthaten des Baron Widmann und des Grafen Hompesch, so nimmt man in Oesterreich nur wenig und außer Oesterreich gar kein Interesse daran. Man schweigt sie todt; nicht etwa gestissentlich, nein, nur weil man es nicht der Mühe werth erachtet, über selbstverständliche Dinge zu reden.

Wie ganz anders ist das Alles in Preußen? Während in Oesterreich die Wiener Zeitungen mit ihrem vorwiegend wienerischen Stoffe das ganze große Reich beherrschen und man selbst in jedem einsamen Dorfe von Kärnthen und Krain, ja fast in jedem dalmatinischen und kroatischen Weiler ein Wiener Blatt findet, (vorzugsweise die alte „Presse"), dominiren in Preußen die großen Provinzialblätter; und außerdem existiren noch überall eine Unmasse kleinerer Zeitungen, die alle sich keineswegs auf den hauptstädtischen Abfall beschränken, sondern nach allen Ecken und Enden hungerig nach Stoff spähen, natürlich am liebsten nach pikantem. Wenn in Preußen in einer entfernten Provinzialstadt eines schönen Morgens ein Schullehrer angesichts der Jugend in der Schulstube Katzenjammers halber einen Häring verspeist und darob vom

Digitized by Google

Schulrathe einen Verweis erhalten hat, so erdröhnen alle Blätter davon; und für den Kladderadatsch ist es natürlich ein gefundenes Fressen. In Oesterreich muß es erst zum Schießen, Hauen und Stechen gekommen sein, ehe dort die schöne Provinzialstadt Cattaro nur einmal erwähnt wird. Hundert Schullehrer mit hundert Häringen und hundert Schulräthen würden dort diesen Effect nicht haben, welchen bei uns Einer hervorbringt. Denn bei uns hat jedes Städtchen sein Blättchen. Dort nicht.

Außerdem haben wir eine zahlreiche, tapfere und wohlgeschulte Armee von Journalisten, welche während der Conflictszeit den oppositionellen Dienst erlernt hat und ihn von Grund aus versteht. Sie reicht nicht nur, um unseren eigenen Bedarf zu decken, sondern wir versorgen damit auch noch sehr reichlich das Ausland. Die preußenfresserischen Blätter in Wien und die demokratische Correspondenz in Stuttgart werden von Preußen geschrieben. An der Spitze der Frankfurter Zeitungen stehen Altpreußen. Louis Simon in Paris, Julius Frese in Stuttgart und der welfische Leibjournalist Meding in Hietzing (oder zur Zeit in Frankreich) sind Preußen. Meding hat sogar im preußischen Preßbureau gedient, ebenso gut wie der großdeutsche Liebknecht und der socialistische Mende ehedem bei der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" in Berlin beschäftigt waren.

Wir sind weit entfernt einen solchen oppositionellen embarras de richesse für ein Unglück zu halten. Die Aufgabe Preußens ist ebenso groß als schwierig. Es schadet daher gar nichts, wenn überall sachkundige und aufmerksame Beobachter stehen und jeden wirklichen und vermeintlichen Fehler beschreien. Denn die Fehler müssen vermieden werden.... Täuschen läßt sich schließlich die Welt doch nicht. Ein ganzes Jahr lang hat man unseren Finanzstand in den schwärzesten Farben spielen lassen. Die Welt hat nicht daran geglaubt. Der neue Finanzminister bezeichnet ihn als beneidenswerth. Sr. Majestät allergetreueste Opposition, Löwe-Calbe an der Spitze, ruft zustimmend Bravo; und selbst die Männer der Zukunft, Johann Jacoby und Guido Weiß, geben schweigend ihr Einverständniß zu erkennen.

Alle Mittel, die Stadt Frankfurt zu versöhnen, waren erfolglos, von der Sanftmuth und Herzensgüte des Herrn von Patow bis zu Sr. Majestät Million. Wer hat die Herzen der starren

Digitized by Google

Republikaner erobert? — Herr Guido Weiß in Berlin. Noch vor einem halben Jahre hätte man es für unmöglich gehalten, daß jemals in Frankfurt ein Nicht-Frankfurter, ein Journalist, ein Berliner gewählt werde. Bis dahin schickte Frankfurt seinen Börsenkönig, seinen Appellationsrath, seinen Rechtsanwalt — lauter Eingeborene und dort Jedermann wohlbekannte, gut situirte Männer. Wenn man nun aber auch einen Journalisten wählen wollte, waren da nicht Vollblut-Frankfurter, wie der Eigenthümer der „Neuen Frankfurter Zeitung", der doch zugleich auch Bankier ist? Nein, das Berlinerthum, der Esprit der Hauptstadt, hat es ihnen schon angethan. Sie müssen ihm halb unfreilig ihre Huldigung bringen, sind Preußen und wissen selbst nicht wie. Ein alter Frankfurter Wahlmann erklärte feierlich zu Protokoll, er wähle Herrn „Guido in Berlin". Der Name Weiß war ihm unbekannt. Er verschmähte den Frankfurter Sachupino, er wollte einen Berliner wählen. Das genügte ihm.

So wird Frankfurt vorerst negativ Preußisch. Für das Positive werden die starke Einwanderung aus dem Norden und die allgemeine Wehrpflicht sorgen.

In zehn Jahren wird Frankfurt am Main mit Frankfurt an der Oder in preußischer Gesinnung wetteifern. Denn jetzt schon denkt man bei den Frankfurter Stadtfarben, welche in Roth und Weiß bestehen, zwar erstens an die weiland rothweiße Stadtrepublik; aber zweitens gewiß schon an den rothen Dr. Weiß. (So wurden bekanntlich diese beiden Farben besungen bei einem radical legitimistischen Festdiner zu Frankfurt am Main, das gleichzeitig mit einer Erderschütterung zur Feier der Anwesenheit des Redacteurs der „Zukunft" stattfand). Von dem großen Münchener Clericalen Weis weiß dort Niemand was, sondern nur von den Berliner Weiß; und wenn Letzterer auf das Pflaster Frankfurts tritt, erbebt auf zehn Stunden im Umkreis die Erde vor Wonne, daß alle eingeborenen particularisten Theekessel klirren.

III.

Die Schmach freiwilliger Knechtschaft.

Pour être bien avec tout le monde, und um meinen Gegnern durch eine freundliche Concession ein kleines Vergnügen zu machen,

Digitized by Google

wähle ich als Ueberschrift zu dem Kapitel, in welchem ich über Preußen und den norddeutschen Bund und deren Verhältniß zu dem Süden einige anspruchslose Bemerkungen niederlegen will, das in den Augen der Einen berühmt und in denen der Andern lächerlich gewordene Schlagwort, welches Dr. Johann Jacoby aus Königsberg in Preußen gebrauchte in jener lapidar construirten Rede, mit welcher er 1867 im preußischen Abgeordnetenhause die Bundesverfassung bekämpfte. Ich kann ihm die Anerkennung nicht versagen, daß er in solchen, durch ihre Neuheit blendenden Ausdrücken, wie „Schmach freiwilliger Knechtschaft" und „Alles, was Menschenantlitz trägt" u. s. w. eine wahrhaft bewundernswerthe Größe entfaltet. Schade ist es nur, daß er während des Menschenalters, daß er in der Volksvertretung zugebracht, sich niemals auch nur zu der allergeringsten Arbeit herabgelassen hat, so daß, wenn lauter Männer seines Gleichen gewählt würden, ohne Zweifel ein totaler parlamentarischer Srike ausbräche, zu dessen Beseitigung, in Anbetracht der bekannten eisernen Consequenz solcher catonischen Charaktere, aber auch nicht die allerentfernteste Aussicht wäre. Ich sage das nicht, um damit Herrn Jacoby irgendwie zu nahe zu treten, sondern nur um einen praktischen Grund beizubringen für meine unmaßgebliche Meinung, daß es gut ist, wenn in der Volksvertretung nicht lauter Menschen von ein und der nämlichen Sorte sitzen. Würde sich diese Meinung allgemeiner Zustimmung erfreuen, so würde wohl auch die talmudistisch-theologisch-scholastische politische Ketzerrichterei aufhören, durch welche sich Deutschland immer noch in einer wenig schmeichelhaften Weise auszeichnet vor den übrigen Nationen Europa's; und Herr Jacoby, der doch selber wissen muß aus seiner eigenen und aus seiner Vorfahren Erfahrung, wie gut das Verfolgtwerden thut, würde vielleicht weniger verfolgungswüthig sein in seiner Zeitung gegen politische Gegner, die ja am Ende auch, (wenn auch gleich ihm, keine Adonisse) vielleicht doch einen entfernten Anspruch darauf haben, ein „Menschenantlitz zu tragen".

* * *

Kehren wir nun zu Herrn Johannes Scherr zurück. Der geistreiche Kritiker in den St. Galler Blättern, vor dessen gestrengem und sachkundigem Blicke zwar einzelne Details meiner „Bilder", ich will nicht sagen Gerechtigkeit, sondern Gnade gefunden haben, ver-

Digitized by Google

dammt um so entschiedener die unonistisch-borussische Tendenz des Ganzen. Er fordert mich auf, nunmehr neben den Kleinstaaterei-Bildern auch Großstaaterei-Bilder zu malen und zwischen beiden Parallele und Vergleich zu ziehen. Gewiß eine sehr dankenswerthe Aufgabe. Aber einstweilen bin ich an der Kleinstaaterei; und so lange ich diese Aufgabe nicht erschöpft habe, werde ich mich nicht auf Abwege locken lassen. Ich werde darin das Beispiel gewisser Kammerredner befolgen, welche, wenn ihnen einmal der Präsident das Wort gegeben hat, von denselben den ausgiebigsten Gebrauch machen und in Anbetracht, daß es zweifelhaft sei, ob sie es jemals wieder bekommen, die Gelegenheit benutzen, um von Allem und noch Einigem zu reden und auf dem armen geduldigen „Wort" so lange herumzureiten, bis es keuchend zusammenbricht.

Vielleicht habe ich dazu etwas mehr Grund, als jene fruchtbaren und furchtbaren Redner. Denn wer hat bisher das Wort gehabt über die Kleinstaaterei? Nur zwei Sorten von Menschen: die Poeten und die Hof- und Leibhistoriographen. Mag die hohe Kritik, der ich mich auf Gnade und Ungnade ergebe, mich im Uebrigen classificiren, wie sie will, so viel glaube ich, als unzweifelhaft annehmen zu dürfen, daß ich weder zu der einen noch zu der anderen Gattung gehöre. Dies ergiebt sich schon daraus, daß ich, unbeschadet des tiefsten Respectes vor meinen Vorfahren in der kleinstaatlichen Historik, bestreite, daß sie die Aufgabe gelöst haben, wasmaßen ich selbst ja gar keinen Grund hätte, mich fernerhin mit derselben herumzuschlagen. Unter den Dichtern, welche hier in Betracht kommen, ist der größte der unsterbliche Jean Paul, selbst aufgewachsen im kleinstaatlichen Elend und ein Meister im Schildern menschlicher Schwächen. Wenn ich aber seine Schilderungen von Kuhschnappel, Flachsenfingen und verwandten Territorien und Fürstenthümern lese, so fällt mir immer ein, was er selber irgendwo von dem deutschen Dichter sagt. Diesem bleibt nämlich nach Jean Paul nur folgende, der Lebensweise der Lerche entlehnte Alternative: Entweder sitzt er, dem „bene vixit, qui bene latuit" nachlebend, versteckt unter Halmen und Blumen, tief in den Furchen der warmen duftigen Erde, brütend auf stillem, heimlichen Neste, oder er schwingt sich auf der Leiter schmetternder Lieder hinauf in des Aethers höchste Bläue um in Vergessenheit Alles dessen, was da unten Unseliges und Drückendes liegt, mit Goethe zu singen:

Digitized by Google

„Weit, hinter mir im wesenlosen Schein
Liegt, was uns Alle bändigt, das Gemeine."

Aber weder jener mikrologisch-detaillistische, noch dieser erhaben-idealistische Standpunkt sind gut zur Observation. Die Dinge wollen weder aus der Tiefe, noch aus der Vogelperspective geschildert sein. Am besten stellt man sich ihnen gerade gegenüber und erzählt einfach wieder, was man erlebt und gesehen hat, und zwar mit dem gelassenen Herzen eines Menschenfreundes.

Mit den Leib- und Hofhistoriographen steht es schlimmer, als mit den Poeten. Ich theile sie in zwei Klassen: in positive oder officielle, sowie negative oder oppositionelle. Jene werden bezahlt für das Schwingen des Rauchfasses und weihräuchern denn auch in der Regel so kräftig, daß man außer dem byzantinisch duftenden Dampfe gar nichts mehr sieht, wobei es denn dahin gestellt bleiben mag, ob man ohne besagten Rauch etwas Besseres, oder nicht am Ende ebenfalls gar nichts erblickt haben würde. Die letzteren, nämlich die negativen, thun so, als wenn sie für das Gegentheil bezahlt würden; und so kommt es denn, daß ein Buch, wie Vehse's „Geschichte der deutschen Höfe", das unter Umständen ein sehr nützliches Werk hätte sein können, trotz des Fleißes seines Verfassers und obgleich ihm die meisten deutschen Regierungen mit Verboten und Verfolgungen kräftig unter die Arme gegriffen haben, um seiner Einseitigkeit und seiner Uebertreibungen willen nur wenig Effect hatte.

Es ist aber aus verschiedenen Gründen, deren Aufzählung ich mir in Gnaden zu erlassen bitte, unumgänglich nöthig, daß das deutsche Publikum in der gegenwärtigen Zeit über das Wesen, die Geschichte und das Maß der Berechtigung der deutschen Kleinstaaterei aufgeklärt werde. Dies wird aber verhindert durch eine diesem Zwecke nicht entsprechende Lecture. Mit der geistigen Nahrung verhält es sich nämlich gerade so, wie mit der leiblichen.

Die wilde Katze ist ein Raubthier und hat, wie alle Fleischfresser, einen kurzen Darm. Im Umgange mit Menschen aber ist sie gezähmt und durch die allmälige lange Gewöhnung nach und nach gleichsam ein anderes Thier geworden. Ihr Darm hat sich aus einem kurzen in einen langen verwandelt. Sie ist dadurch zur Pflanzenkost befähigt worden, die sie im Naturzustande, d. h. im Stande der Wildheit, verschmäht. Der tägliche Genuß

Digitized by Google

der Berliner, der Kasseler und der hannoverschen Volkszeitungen soll ähnliche Wirkungen haben. Desgleichen der der Leipziger und der Darmstädter Zeitung, welche der beschränkte Unterthanenverstand, trotz gegentheiliger Versicherungen, in bornirt-böswilliger Verstocktheit noch immer für officiell hält...

* * *

Ich habe versucht, einige der Gründe anzudeuten, aus welchen ich dem Berufe, Kleinstaaterei zu malen, vor der Hand noch nicht glaube entsagen zu dürfen. Gleichwohl würde es mir vielleicht als Unhöflichkeit gedeutet werden, wenn ich der freundlichen Einladung des Herrn Johannes Scherr auf das Gebiet der Großstaaterei und der Vergleichung dieser mit der Kleinstaaterei zu folgen, verschmähte. Machen wir daher einen kleinen Gang mit einander auch auf dieser Mensur, natürlich stets mit commentmäßigen Waffen.

Wenn Herr Scherr von dem „Großstaate" spricht, so meint er allemal Preußen. Das ist für letzteres schmeichelhaft, aber es gewinnt dadurch den Anschein, als wenn die Modekrankheiten der Gegenwart, von welchen Herr Scherr redet, alle specifisch preußische wären, da doch das Gegentheil die Wahrheit ist. Er spricht von der Militairlast. Es ist wahr, sie ist in Preußen groß und beinahe unerträglich. Aber ist sie denn in den anderen continentalen Großstaaten kleiner? Weiß er denn nicht, wie es in Oesterreich, Frankreich, Rußland und Italien aussieht? Ist in Preußen je ein Aufstand wider die allgemeine Wehrpflicht ausgebrochen, wie der der Bocchesen in Dalmatien? Ein Aufstand, den man nicht bewältigen konnte, sondern über den man mit Geld und guten Worten hinauszukommen suchen mußte? Sind in Preußen je Dinge zu Tage getreten, wie bei der italienischen Marine? Ist nicht die preußische Armee eine große und allgemeine Schule der Wehrfähigkeit und der Mannszucht, der sich auch der Vornehmste und Reichste nicht zu entziehen vermag?

Ich kann hier eine Aeußerung nicht unterdrücken, die ich kürzlich aus dem Munde eines in Deutschland reisenden und die preußischen Zustände mit Eifer und Einsicht studirenden französischen Gelehrten hörte, eines Gelehrten, der den Krieg, den Militairismus, den Cäsarismus nicht minder haßt, als Herr Scherr, und der, wenn ich nicht irre, sogar Mitglied der Friedens-Liga ist.

Digitized by Google

„Dieſe allgemeine Wehrpflicht," ſagte er, „wie ſie in Preußen herrſcht und im norddeutſchen Bunde, ſowohl im Princip als auch in der Praxis unentrinnbar für Alle, vollzogen mit dem höchſten Grade von Gewiſſenhaftigkeit und Unbeſtechlichkeit, dieſe allgemeine Wehrpflicht, ausgedehnt auf ganz Europa, würde der allgemeine Friede ſein; und nur durch Annahme dieſes Princips als eines gemeinſamen würde es möglich ſein, die Dienſtzeit, kraft wechſelſeitiger Uebereinkunft unter den verſchiedenen Regierungen und Nationen, auf ein Minimum zu reduciren. Bei uns in Frankreich ſind die einflußreichen und herrſchenden Kaſten zuweilen kriegsluſtig, aber nie ſelbſt militairiſch; wenn ſie ſo gewiß, wie in Preußen, wüßten, daß ſie, wenn die Trommel gerührt wird, in eigener Perſon mitmarſchiren und ebenſo gut, wie die Söhne der Bauern, ihr eigenes Fell zu Markt tragen müßten: wahrlich, die ſchlimmſte Race der Chauviniſten würde ausſterben bei uns."

Stellen wir neben dieſen Ausſpruch die Autorität eines geborenen Kleinſchwaben, d. h. Württembergers, und naturaliſirten Holländers, welcher, gleich ſeinem Compatrioten ſowohl am Orte ſeiner Geburt, als im Lande ſeiner Wahl, eine gewiſſe Idioſynkraſie gegen Preußen hat, die er freilich nicht mit volksparteilicher Geſchmackloſigkeit zu Tag trägt. Es iſt Herr C. A. Sicherer, wenn ich nicht irre, aus Reutlingen und dermalen Profeſſor in Leiden, wo er ſich ohne Zweifel leicht acclimatiſirt hat, da ja die Holländer und die Schwaben diejenigen germaniſchen Volksſtämme ſind, welche am Meiſten die Gutturaltöne lieben. Herr Profeſſor Sicherer alſo in ſeinem Buche „Plaudereien über Holland und ſeine Bewohner" (2 Bände, Leiden, A. W. Sijthoff, 1870) ſtrömt zunächſt die Gefühle der Abneigung und, ſetzen wir hinzu: der Angſt, welche er hegt wider „den preußiſchen Nachbar, den ſtreitbaren, der bei jeder Gelegenheit, weil er wenigſtens zehnmal ſtärker iſt, die Fauſt erheben und dreinzuſchlagen wenigſtens drohen, und wenn er einmal wirklich Händel anfangen will, leicht einen Vorwand vom Zaune brechen kann, — dieſe Gefühle, ſage ich, ſtrömt er, wie es kleinſchwäbiſche Art iſt, in vollen Accorden aus, indem er uns (Bd. II, Seite 147 und ff.) in pathetiſchen Worten Folgendes auseinanderſetzt:

„Wenn Preußen jemals wagen ſollte, ſeine Hand nach den Niederlanden auszuſtrecken, dann kann es darauf gefaß ſein, daß

Digitized by Google

die Niederländer sich nicht zonder slag of stoot, d. h. ohne Schwerdtstreich werden annectiren lassen. Ob sie freilich jetzt noch im Stande wären, zu thun, was sie schon einmal in der Verzweiflung vorgehabt hatten, nämlich die Seedeiche zu durchbrechen, ihr Land den Meereswogen preiszugeben und ein neues Vaterland zu suchen, daß weiß ich nicht, aber so weit kenne ich die Holländer, so phlegmatisch sie auch sein mögen, wenn es sich um Freiheit und Unabhängigkeit, um König und Vaterland handelt, dann sind sie jeder Aufopferung, jeder Anstrengung, jedes Wagnisses fähig. Einen leichten Stand wird man mit ihnen gewiß nicht haben. „Lieber türkisch, als papistisch!" war einmal ihr Wahlspruch — auf dem Dache des Leidener Rathhauses sieht man noch auf einigen zur Verzierung dienenden thurmförmigen Spitzen kleine aus jener Zeit herrührende Halbmonde als Wahrzeichen — „liever turksch dan paapsch!" Dann hieße es, wo nicht: Lieber versoffen, als preußisch, doch gewiß: „Alles lieber, als preußisch! Dann noch lieber, wenn es nicht anders sein kann — französisch!"

Beiläufig bemerkt, mögen sich die liebwerthen Schweizer und die guten Mynhers in Holland beruhigen. Wir wollen sie durchaus nicht annectiren, und wir würden alle Ursache haben, über ihre gegentheiligen Befürchtungen erstaunt zu sein, wenn wir nicht an solchen Beispielen, wie an dem des Herrn Sicherer in seinen Leidener „Plaudereien" und an dem des Herrn Scherr in den Schweizer Blättern sähen, wie unsere eigenen deutschen Landsleute bemüht sind, uns in dem Auslande in einem möglichst verdächtigen Lichte erscheinen zu lassen und sich selbst bei den Fremden Liebkind zu machen. Ein Engländer oder Franzose, der ein Gleiches thäte, dürfte sich in seiner Heimath nicht wiedersehen lassen. Nicht das Gesetz, wohl aber die Gesellschaft würde ihm die Rückkehr verbieten.

Der holländische Professor, geb. Kleinschwab, giebt aber doch der Wahrheit die Ehre, indem er uns folgende Mittheilung aus den Kriegsereignissen von Sechsundsechzig macht.

„Ich habe einen Neffen," sagt er, „der ist Hauptmann bei einem württembergischen Infanterie-Regimente, der meint, obschon er sonst nichts weniger als preußisch gesinnt ist, wir könnten den Preußen nicht genug danken, daß sie die Veranlassung geworden sind, eben die allgemeine Dienstpflichtigkeit überall hervorzurufen. „Jetzt," sagt er, „dient da, wo das Einstehersystem besteht, nur die geringste

Volksklasse, daher beim meisten Militair ein Geist der Rohheit herrscht, der abscheulich ist.“ Das soll sich auch wieder im letzten Kriege gezeigt haben. Wo die Baiern oder die Hessen hinkamen, als gute Freunde, da sollen die Leute noch schlimmer daran gewesen sein, als wenn sie die Preußen, ihre Feinde, in's Quartier bekamen.

Das kommt daher, „bei den Preußen dient Jedermann, und so sind ihre Regimenter aus Leuten alles Ranges und Standes zusammengesetzt. Kommen nun ihrer drei oder vier zusammen irgendwo in's Quartier, dann ist leicht ein anständiger Mensch darunter, der unter seinen Kameraden seines besseren Standes und seiner Ueberlegenheit an Kenntnissen halber so viel Ansehen und Einfluß hat, auch ohne eine Charge zu bekleiden, daß die Anderen sich hüten, in seiner Gegenwart etwas Ungebührliches zu thun, oder ein einziges Wort von ihm ist hinreichend, sie von Rohheiten abzuhalten. Dagegen bei den anderen — um nur ein Beispiel aus den vielen, die mir mein Neffe erzählt hat, anzuführen — da kommt einmal im letzten Kriege ein Haufe, ich weiß nicht mehr, waren es Baiern oder Württemberger oder Hessen, in ein hessisches Dorf, und stürmt in ein Wirthshaus hinein, bestellt ein ganzes Fäßchen Bier nebst Eiern, Brod u. s. w., säuft darauf los, bis sie so ziemlich betrunken sind, und wie sie nicht mehr essen noch trinken können, werfen sie einander mit den Eiern, verschütten das Bier muthwillig und stoßen am Ende gar den Zapfen aus dem Faß und lassen das Bier auf den Boden laufen.

Zuletzt, als es an's Bezahlen gehen sollte, was thaten sie? — da fangen sie, wie das wohl geschieht, wenn man nicht gesonnen oder nicht im Stande ist, zu bezahlen, zum Scheine Händel an und werfen einander zur Thüre hinaus und ziehen ab. Aber als die zwei letzten sich ebenfalls auf diese Weise abführen wollten, stellt sich der Wirth unter die Stubenthür und verlangt die Bezahlung der Zeche, und als sie im barschen Tone antworteten, sie hätten nichts bestellt, sondern die Anderen, da ruft der Wirth einen vorübergehenden Lieutenant von diesen Marodeurs zu Hülfe.

Also zu Hülfe gegen seine eigenen Verbündeten.

Der Lieutenant kam auch mit seinem Schleppsäbel hereingerasselt und fragt einen der Kerle nach seinem Namen, bekommt aber keine Antwort, und wie er zum zweiten Mal fragt, guckt ihn

Digitized by Google

der Kerl nur über die Achsel an, mit dem unverschämtesten Gesichte von der Welt. Erst beim dritten Mal, wobei der Lieutenant mit einem Kreuzdonner ꝛc. seinen Säbel klirrend auf den Boden stößt, nennt er sich Schwärmle oder so etwas. „Und Du?" fragt der Lieutenant den andern, „wie heißt Du?" — „I heiß grad wie der," und damit standen sie auf und torkelten zur Thür hinaus, und ließen den Lieutenant stehen „in seinen Nichts durchbohrendem Gefühle" und mit seinem eingekniffenen Glase im Auge, und wahrscheinlich hat der Wirth nie einen Kreuzer bekommen, sind die Schlingel auch nie zur Strafe gezogen worden und der Lieutenant wurde ohne Zweifel hinterdrein von ihnen noch brav ausgelacht.

Eine schöne Mannszucht.

So etwas, sagte mein Neffe, ist gewiß bei der preußischen Armee unerhört. Es ist darum, was die allgemeine Dienstpflichtigkeit betrifft, eine zwar mißliebige, weil unerbetene, und überdies sehr kostbare Lection, die wir von den Preußen in diesem Punkte bekommen haben, aber eine sehr nützliche, in ihren Folgen unschätzbare."

Zur Kenntniß des Herrn Scherr scheint diese Lection noch nicht gelangt zu sein. Sonst würde nicht er, der Deutsche, fortfahren, den Schweizern die alte Leier von dem „borussischen Corporalismus" u. s. w. vorzuspielen.

Gewiß wäre es schöner, wenn die Welt aus lauter arkadischen Schäfern bestände, — dann bedürften wir keine Soldaten; wenn sie aus lauter Tugendspiegeln bestände, — dann bedürften wir keine Priester; wenn aus lauter Mäßigkeitsfreunden, dann hätten wir keine Aerzte; wenn aus lauter streng rechtlichen Menschen, dann hätten wir keine Richter und Anwälte nöthig. So lange uns aber Herr Scherr, wozu bei seinem Pessimismus wenig Aussicht, dies Ideal nicht in unser irdisches Jammerthal hinein zaubert, wird jeder Vernünftige zugeben, daß Soldaten von Leistungsfähigkeit und Mannszucht besser sind als solche, welchen beide Qualitäten abgehen, die aber trotz dieses Mangels dasselbe Geld kosten.

Ergänzen wir die Erzählung des holländischen Professors und seines kleinschwäbischen Neffen durch die Schilderung, welche uns ein deutscher (nichtpreußischer) Officier über seine Wahrnehmungen in der Bundesfestung Mainz während der

Digitized by Google

Monate Juni und Juli 1866 (in den Grenzboten XXV. Jahrgang, II. Semester, Nr. 35, vom 24. August, Seite 338 bis 354) macht:

„Es kamen und gingen nach eigenem Belieben die verschiedenen Contingente. Einzelne marschirten durch die Festung durch, ohne daß dem Gouverneur nur die geringste Anzeige davon gemacht war. Auch die aus ihrer Heimat ohne alle Vorbereitung hinausgestürzten Kurhessen kamen, halb mit Zündnadel-, halb mit Percussionsgewehren bewaffnet. Kaum angekommen, wurden sie auf Requisition des Herzogs von Nassau diesem zur Verfügung gestellt, um seine Weinkeller zu bewachen, welche er von den Preußen gefährdet glaubte. An eine Gefährdung seiner Krone dachte er naiver Weise gar nicht.

Hessen-Darmstädter sah man nur einige Male ab- und zugehen. Dagegen kamen noch einige Württemberger Truppen, die sich für eine längere Dauer niederließen. Auch Nassauer kamen zum Schluß des Dramas, nachdem endlich ihr Kriegsherr den andringenden Preußen hatte weichen müssen, die denn auch, ihm fast auf dem Fuße, in der Sommerresidenz Biberich einrückten. Die Nassauer brachten nicht weniger als 185 Kranke nach Mainz mit. Kein Arzt, kein Officier, nur ein Sergeant war bei diesem traurigen Transport. Sie wurden in der von Meiningern belegten Kaserne untergebracht und meiningischen Aerzten zur Behandlung übergeben. Da bereits alle Räume belegt waren, so mußte ein Theil der Nassauer Truppen die außerhalb der Stadt gelegenen Baracken beziehen oder gar bivouakiren. So brachte denn der Zufall die Mainzer Besatzung zusammen, die im Ganzen 15—16,000 Mann betragen mochte. Aber auch Oesterreicher kamen noch ab und zu auf Besuch. Als am 27. Abends allarmirt wurde, da man einen Ueberfall der Preußen vermuthete, rückten nach Mitternacht zwei starke österreichische Bataillone, Ungarn, ein, die auf den öffentlichen Plätzen und in den benachbarten Straßen bivouakirten. Noch am andern Morgen bis gegen elf Uhr lagen die Söhne der Pusta auf dem Pflaster, den Tornister als Kissen, oder an die Häuser gelehnt und auf den Treppen sitzend. Ein Theil der Einwohner brachte für die Ermüdeten einige Lebensmittel und Cigarren herbei, sie wurden zwar noch einquartiert, zogen aber gegen Abend wieder ab. Ständig waren von den Oesterreichern noch eine Abtheilung Genie-

Digitized by Google

ſoldaten und ein Theil der Bäckerei, ſowie mehre vom Sanitäts-perſonale.

Wie faſt überall im Süden Deutſchlands, trat auch in Mainz die Manie auf, Spione einzufangen. In Jedem, der nur einiger-maßen von dem gewöhnlichen Ausſehen abwich, wollte man einen gefährlichen Spion erkennen, von dieſem Fieber war auch die Mainzer Bevölkerung, namentlich die niedrige, heftig angeſteckt. Immer wieder wollte man einen geheimnißvollen Fang gemacht haben, den man im Triumphe vor das Gouvernementsgebäude brachte, vor dem ſich dann im Nu eine Menge im Waffen- und Civilrock verſam-melte. Es ergab ſich gewöhnlich bald, daß der Verdächtige ein armer Wicht war, der ſich zu einem Spion wie der Eſel zum Lau-tenſchlagen geeignet haben würde. Der Unſinn war um ſo größer, als die Fangwuth am ſtärkſten war, während noch preußiſche Offi-ciere, namentlich vom Geniecorps und der Artillerie, in der Feſtung weilten. Ueberdies konnten die Preußen, durch Verwandtſchaft und vieljährige Bekanntſchaft mit jedem Detail vertraut, alles leicht er-fahren, was ſie wiſſen wollten. Als nun die letzten preußiſchen Officiere abgereiſt waren, wurde vollends mit allem, was an Preußen erinnerte, tabula rasa gemacht und zu einer feſtgeſetzten Friſt mußte jede preußiſche Seele zum Thore hinaus. Selbſt die Unterofficiers- und Soldatenfrauen, deren Männer bei den Fahnen waren, und die ſich hier eine Kundſchaft gemacht hatten und ihren Unterhalt mühſam und ſpärlich erwarben, Wittwen, Kinder, Alles mußte hinaus. Die meiſten wußten nicht wohin, hatten keine Mittel und geriethen in die jämmerlichſte und bedauernswertheſte Lage. Ein Mainzer Frauenverein und andere Menſchenfreunde nahmen ſich der Verzweifelnden an, um nur das Nöthigſte zu beſchaffen. Den penſionirten alten Officieren, die hier Jahre lang in Ruhe und Frieden gelebt hatten, erging es nicht beſſer.

Eine andere Manie war die des unnützen Schießens. Man feuerte, ſo ſchien es, mit mehr Gleichmuth und Vergnügen auf Menſchen als auf Haſen oder Spatzen. Jede Patrouille ſchien in dem Wahne zu ſtehen, ſie müßte ſo viel als möglich puffen. Wo ſich eine Pickelhaube ſehen ließ, wurde losgebrannt. Auch die Ar-tillerie blieb in dieſem löblichen Wetteifer nicht zurück. Man feuerte mit Vollkugeln und Sprenggeſchoſſen auf gegneriſche Patrouillen, ja einzelne Leute, was das Zeug hielt. Es wurde

Digitized by Google

zwar derlei Unfug streng untersagt, aber gesteuert konnte ihm nicht werden.

So war am 22. Juli, einem Sonntage, vom Morgen bis Abend gegen halb sechs Uhr eine nur wenig unterbrochene Kanonade. Vom Fort Hartmühl und vom Thurm der Petersau (auf einer Insel) wurde der obere Theil von Bibrich, namentlich die Glasfabrik, wo sich Preußen eingenistet hatten, beschossen. Eine halbe Batterie (man sagt Oldenburger) war dagegen oberhalb Bibrich aufgefahren, demontirte gleich mit dem zweiten Schusse ein gezogenes Geschütz auf der Plattform des Petersthurms und mochte sonst noch 40 Schüsse abgeben, von denen mehre aber nur das Mauerwerk trafen. Dann zog sich die feindliche Batterie zurück und eine Weile war Ruhe. Aber gegen halb fünf Uhr ging das Schießen wieder los. Da es Sonntag war, so hatten sich viele Einwohner und Soldaten auf den höheren Punkten versammelt, wo man das Terrain übersehen konnte, namentlich von einem Platze in der Nähe der Citadelle. Auch Referent hatte sich dahin begeben. Aus zwei Castteller Werken wurde nach einer Höhe jenseits des Rheins gefeuert, die zum Theil mit einem Obstwäldchen bedeckt war. Man konnte auch mit dem bewaffneten Auge nichts gewahren, was ein Ziel hätte abgeben können. Auf Befragen wurde die Antwort: es hätten sich einige Reiter sehen lassen. Man sah die Sprenggeschosse deutlich aufschlagen, denn von dem trockenen Boden wirbelte eine mächtige Staubwolke auf. Auch den Zuschauern schien das zu langweilig zu werden, denn sie verliefen sich allmälig. Was war schließlich des Pudels Kern? Vor einigen Stunden hatte sich eine schwache Reiterpatrouille gezeigt, die längst wieder hinter der Höhe verschwunden war. — Und eine Entschuldigung konnte man allenfalls für diese Munitionsverschwendung anführen: daß die noch zum Theil ungeübten Artilleristen und Bedienungsmannschaft die Gelegenheit als Probe ihrer Fertigkeit und der Distanzschätzung benutzt hätten. Aber für das Eine war es zu viel, für das Andere zu wenig. Am andern Tage sagten hessische Officiere: ein Prinz von Hanau habe die Artilleristen zum Weiterfeuern ermuntert und mit Wein tractirt. Der dort commandirende General von Buttlar hätte ihm aber endlich das Handwerk gelegt.

In dem grassirenden Schießeifer feuerte man nicht nur auf den Feind, sondern auch auf den Freund. So pusste eine Würt-

Digitized by Google

temberger Patrouille in den Außenwerken zur Nachtzeit auf eine Meininger, die ihr begegnete, ohne vorherigen Anruf. Zum Glück trafen die Kugeln nicht und die Meininger waren so vernünftig, nicht ohne weiteres Gleiches mit Gleichem zu vergelten.

Der äußerste von den Bayern besetzte Posten bei einem Blockhause stand etwa nur 1000 Schritte von Bibrich entfernt. Die preußischen Patrouillen und Posten hatten von dort aus nie einen Schuß auf die Bayern abgegeben. Da fiel es einem guten bayerischen Schützen ein, seine Geschicklichkeit und Bravour leuchten zu lassen. Mit zwei Schüssen putzt er einen Doppelposten weg, mit dem dritten wirft er einen Cavalleristen herunter, der eben harmlos daherritt. Einer von den Gebliebenen soll ein Landwehrmann und Familienvater gewesen sein.

Als ein bayerischer Unterofficier, der eine Patrouille geführt hatte, mit seinen Mannschaften zurückkam und seinem Vorgesetzten rapportirte, meldete er noch schließlich und zugleich entschuldigend: daß man mit dem besten Willen nicht auf eine preußische Patrouille habe schießen können, da diese zu entfernt und zu gut gedeckt gestanden habe. — — Die Pufferei unter den Patrouillen, namentlich auf dem Terrain des rechten Rheinufers, hinter Castel nach Bibrich und Hochheim hin, war von den Landleuten so gefürchtet, daß dort die Ernte großentheils stehen blieb, die anderwärts bereits eingebracht war. Niemand wagte sich auf das Feld.

Die in die Außenwerke detachirten Bavarier fouragirten in den Obstanlagen und auf den Feldern nach Herzenslust. Man begegnete Einzelnen und ganzen Trupps mit gefüllten Brodbeuteln, zu Bündeln zusammengebundenen Taschentüchern, die mit Kirschen, Zwiebeln und Kartoffeln gefüllt waren. Als die Eigenthümer der Grundstücke sich über diesen Unfug bei einem eben visitirenden bayerischen Stabsofficier beschwerten, versprach dieser Abhülfe und ersuchte den im nächsten Fort commandirenden Officier einer anderen Truppe, den Bayern, wenn sie in sein Rayon kämen, das Handwerk zu legen und sie sofort zu arretiren. Der Officier kam diesem Auftrage pflichtschuldigst nach, er brachte ein halbes Dutzend Blanröcke, die eben auf einer Razzia begriffen waren, in Numero Sicher und ließ es sofort dem bayerischen Hauptmann im Nebenfort, von dessen Compagnie die Arretirten waren, melden. Der aber nahm das gewaltig übel, und, als er erfuhr, wer die Ver-

Digitized by Google

anlassung gewesen, zog er arg über den Stabsofficier her und schalt sein Benehmen eine große Tactlosigkeit, indem es sich nicht ziemte, die eigenen Truppen durch andere arretiren zu lassen. Erst ein ernst gemeinter Gouvernementsbefehl hielt dieses Unwesen etwas in Schranken.

Die Bayern hatten es übrigens am wenigsten nöthig, auf solche Weise sich zu behelfen, denn die Mannschaft erhielt unter allen anwesenden Truppen die beste Verpflegung. Der Mann bekam täglich ein halbes Pfund gutes Rindfleisch nebst Zubehör, gutes Brod und, wenn wir nicht irren, 22 Kreuzer, während andere Truppentheile, die mit ihnen oft in einem und demselben Fort standen, sich spärlicher behelfen mußten und bei dem Schmausen und Trinken ihrer Kameraden das Zusehen hatten.

Aber die Bayern verfügten auch unter allen Garnisonstruppen über den besten Appetit und über einen ganz unstillbaren Durst. Gutes Bier aber war theuer, das Seidel fünf Kreuzer. Wo Bayern auf Wache waren, wurde immer gezecht und der Galfacter oder Freireuter holte keuchend das Bier nicht Maaß- sondern Faßweise aus der nächsten Brauerei. Der Bayer ist von Natur bei aller äußeren Derbheit, ja oft Rohheit, gutmüthig und bei richtiger Behandlung ist schon mit ihm auszukommen; aber in den kräftigen, naturwüchsigen Burschen, namentlich den Altbayern, steckt immer etwas mehr oder weniger Bestialität, die bei leicht erregbarer Leidenschaft oder im Trunke oft jäh hervorbricht. Es gehört nicht wenig dazu, sie in Disciplin zu halten. Davon zeugte das Arresthaus auf der Citadelle, das, trotz seiner Geräumigkeit, schon in den ersten Tagen fast nur von Bayern besetzt war. Da die Zellen nicht mehr ausreichten, so steckten in einer nicht selten drei und vier Inhaftirte zusammen."

Ein anderer militairischer Berichterstatter, ebenfalls Nichtpreuße, schreibt aus Franken über das bayerische Contingent:

„Sie, die Bayern, gehören zu den stärksten Soldaten der Welt, aber sie sind gutes Leben zu sehr gewohnt; sie zeigen die größte Bravour, Kaltblütigkeit und Ausdauer, aber ihre Zucht ist mangelhaft, und macht ihre Leistungen unsicher. Keine deutsche Truppe hat so kräftigen Stoff und keine ist so verbummelt.

Zu ihren Sammelplätzen pflegen die Bayern gewöhnlich sehr gemächlich zu schlendern. „Wissens," sagte einer zu seinem Quar-

Digitized by Google

tierwirth, „wenn unser Hauptmann uns um 8 Uhr bestellt, dann ist er schon ganz froh, wenn wir um 9 Uhr alle zusammen sind.“

Einmal wurde gegen Abend Generalmarsch geschlagen. Die in der Kneipe sitzenden Bayern tranken erst sachte ihr Bier aus und gingen dann langsam einer nach dem andern. Einer aber blieb ganz sitzen. Und als nach einer Stunde die übrigen zurückkehrten, fragte er nur: „Ist verlesen worden?“ (er meinte die Liste wegen der Fehlenden.) Und als das verneint wurde, äußerte er mit Befriedigung: „Hab's gleich gedacht;“ und trank ruhig weiter.

Einer stand Posten, sah seinen Hauptmann vorübergehen, stellte sein Gewehr an's Haus, lief jenem nach und machte ihm eine Meldung. Als ein Zuschauer ihm seine Verwunderung aussprach, daß er so vom Posten fortginge, meinte er schlau: „Ich hab's meinem Hauptmann nicht gesagt, daß ich Wache stand.“

Am spaßhaftesten war das ewige Schienenaufreißen. Sie wolltens den Preußen nachmachen, demolirten aber ohne Sinn; rissen z. B. die Schienen zwischen Koburg und Meiningen auf, während beide Orte von Bayern besetzt waren u. dgl. mehr; immer nur, um wenigstens scheinbar etwas gethan zu haben („ut aliquid fecisse videatur“). Einem bayerischen Officier kam sogar eines Tages der wunderliche Einfall, die Landstraße, und zwar auf ebenem Terrain, wo damals (Juni 1866) rechts und links die prachtvollsten Roggenfelder standen, aufreißen und die Steine und Erde auf dieselben werfen zu lassen. Einer seiner Soldaten sagte ihm: „Was sollen wir den Bauern den Tort anthun, ihnen ihre schönen Saaten zu zerstören, wenn wir auch die Straße aufreißen und auf die Aecker werfen, dann kann ja doch der Preuß' ganz bequem auf der Seite vorbeiziehen. Der gutmüthige Officier ließ sich belehren und antwortete: „Do hob'n's Recht; nu, dann können wir's auch loss'n.“

Bei Alledem aber kann man nicht sagen, daß die außerpreußischen Deutschen den preußischen an Kraft, Muth und Ausdauer nachstänben. Wenn nun aber trotzdem die letzteren als Soldaten den ersteren weit überlegen waren, so wäre das doch vielleicht eine Veranlassung, auch für Herrn Scherr, etwas näher über das Wesen des „borussischen Corporalismus“ nachzudenken, statt so viele Worte zu verschwenden.

So viel über die Militairlast. Denn ich glaube damit abbrechen zu können, weil Herr Scherr, nachdem er zuerst meine Weltanschauung für Wahnsinn erklärt und sodann weiter behauptet

Digitized by Google

hat, „in solchem Wahnsinn sei wahrlich doch keine Methode mehr," schließlich selber in den nämlichen Fehler verfällt, indem er auf das Bestimmteste behauptet, „ganz Deutschlund müsse in die Kaserne hinein, das deutsche Volk könne aus sich selbst heraus absolut nichts werden, er habe von Beginn seiner Geschichte an die Sucht gehabt, sich commandiren zu lassen, auch hätten von jeher die Hohenzollern das Commandiren am besten verstanden" und wie die pessimistischen Hyperbeln alle heißen.

Ich meinerseits würde, auch wenn ich einen solchen Pessimismus für Wahnsinn hielte, doch wenigstens Methode darin finden, ja sogar, was mehr sagen will, einen Gran Wahrheit. Dies meine ich so:

Es ist wahr, es hat sich im Laufe einer Geschichte von 300—400 Jahren eine Art Dualismus und Gegensatz zwischen Preußen auf der einen, sowie dem deutschen Reiche unter Habsburg auf der andern Seite herausgebildet. Preußen ist weniger in als neben dem deutschen Reiche aufgewachsen, aber dadurch blieb es bewahrt vor der Fäulniß, die letzteres ergriffen. Hätten die deutschen Reichslande sich wieder aufraffen, hätten sie eine wirkliche Reichsgewalt an ihre Spitze stellen können, welche ihrer nationalen Aufgabe bewußt und gewachsen war, welche die Kleinfürsten gezwungen hätte, statt nur an sich zu denken, ihre Pflichten gegen die Gesammtheit zu erfüllen, dann hätte es zwischen dieser wieder aufgerichteten Reichsgewalt und dem jungen emporstrebenden Preußen zu Jahrhunderte langen Kämpfen auf Leben und Tod kommen müssen, bei welchen sich vielleicht beide verblutet hätten. Wir haben alle Ursache, dem Schicksal dankbar zu sein dafür, daß es uns vor diesem Verhängniß bewahrt hat. Dies geschah dadurch, daß an die Spitze des Reichs eine Dynastie trat, die statt in das Reich hineinzuwachsen, geflissentlich immer mehr hinauswuchs, und der Deutschland nicht mehr am Herzen lag, als Italien, Spanien oder Merico. In Folge dessen mußten die Reichslande immer mehr herunter kommen; und es gab zuletzt nur noch einen kurzen Waffengang zwischen Oesterreich und Preußen, welcher die definitive und thatsächliche Probe machte auf das Resultat des schon vorher gelösten Rechenexempels, auf die Beantwortung der Frage, an welche Macht sich Deutschland, als an seinen wirklichen Kern, ankryställisiren solle. Wenn nun Herr Scherr sagt, das Ergebniß dieser seiner Meinung nach unheilvollen

Digitized by Google

Entwickelung sei, daß ganz Deutschland in die borussische Kaserne hinein müsse, so ist dies wahr, wenn mit dieser bildlichen Redensart weiter nichts gesagt sein soll, als daß das nichtpreußische Deutschland in der Anlehnung an oder in der Vereinigung mit Preußen sein gesammtstaatliches Existenz- und Machtbewußtsein und das Gefühl seiner Verpflichtungen gegen das Ganze wieder gewinnen müsse.

Wenn man sagt, das involvire eine Vergewaltigung der übrigen deutschen Stämme, so ist dies einfach eine Geschichtsfälschung, erfunden von den kleinfürstlichen Leib- und Hof-Historiographen, und nunmehr, gleich einem abgelegten Kleidungsstücke, von diesen übergegangen auf die kleinstädtisch-particularistischen Demagogen. Erstens nämlich giebt es gar keinen preußischen Volksstamm. Vielmehr ist das deutsche Volk in Preußen entstanden aus einer Mischung, aus einem Zusammenströmen aller deutschen Stämme, woraus sich eine neue, vielseitigere Substanz gebildet hat, während ein Stamm, der sich vollständig von dem Mutterlande lossagt, und sogar seinen Dialect zu einer Nationalsprache auszubilden versucht, (wie Holland) nothwendig zurückgeht. In der Berliner Stadtverordnetenversammlung werden z. B. alle deutschen Dialecte ohne Ausnahme gesprochen. Ich habe das bereits an einem anderen Orte des Genaueren ausgeführt. Zweitens aber sind die deutschen Kleinstaaten weit davon entfernt, deutsche Stämme zu repräsentiren in der Art, daß jeder Staat einen Stamm bildete, d. h. daß je ein Staat sich auf einen ganzen Stamm erstreckte und sich zugleich auch nur auf diesen einen Stamm beschränkte. Württemberg ist durchaus nicht identisch mit Schwaben; denn es giebt Alemannen und Schwaben (und zwar mehr als in dem kleinen Königreiche von 3½hundert Quadratmeilen,) auch außerhalb Württembergs, namentlich im Elsaß, in Baden, in der Schweiz und in Bayern. Von dem schwäbischen Meer (Bodensee) gehört dem König von Württemberg nur ein ganz kleines Zipfelchen. Das Herzogthum Coburg-Gotha, 35 Quadratmeilen groß, wird halb von Thüringern und halb von Franken bewohnt und hat es in Folge dieses Antagonismus, trotz der wohlmeinendsten und energischsten Anstrengungen seines Fürsten, noch nicht einmal zu einer politisch-administrativen Einheit bringen können. Das 80 Quadratmeilen haltende Herzogthum Nassau war aus Fragmenten des fränkischen, chattischen und westphälischen Stammes zu-

Digitized by Google

sammengesetzt. Kurhessen, 170 Quadratmeilen zählend, hatte im Süden Franken, im Osten Thüringer, in dem Kern und in Westen Chatten, im Norden (Grafschaft Schaumburg) Niedersachsen; und gerade der zäheste Vertheidiger der kurhessischen Verfassung von 1831 ist nicht ein Chatte, sondern ein Niedersachse. Es giebt keinen deutschen Staat, an welchem man nicht diese Zerstückelung der Stämme nachweisen könnte. Am deutlichsten tritt sie im Augenblick in Bayern in den Vordergrund, wo Franken und Schwaben, angelehnt an Deutschland, streiten wider die Bajuvarier, die sich anlehnen an die ihnen stammverwandten Deutschen in Oesterreich. Alles das kann jeder Deutsche, selbst wenn er ein Kind wäre, mit den Händen greifen. Aber es giebt doch welche, die sich geflissentlich der Wahrheit verschließen und durch Wiederaufwärmen jenes alten Kohls, des Ammenmährchens von der Identität der deutschen Staaten und Stämme, sogar das Ausland wider ihr eigenes Vaterland aufzureizen suchen. Denn aus welchen anderen Quellen, als aus solchen, hat der Genfer Novellist Victor Cherbuliez wohl geschöpft in seinen Ende 1869 und Anfang 1870 in der Revue des deux mondes veröffentlichten Artikeln: „La Prusse et l'Allemagne en 1869," in welchen er die deutsche Zerrissenheit als eine historisch-philosophische Nothwendigkeit darzustellen und sie mit Hülfe feuilletonistischer Flitter zu einem System aufzuputzen bestrebt ist? Merkwürdig ist es denn doch auch, daß die Cherbuliez'schen Auseinandersetzungen in Frankreich den beabsichtigten Erfolg vollständig verfehlt habe, (allerdings vielleicht nur deshalb, weil ihn seine deutschen Freunde an der Isar und am Nesenbach zu sehr mit Details beladen haben und der Franzose nicht Geduld genug hat, um sich in den verwirrenden Einzelnheiten kleinstaatlicher Misère zurecht zu finden; denn er ist der Meinung, das Resultat lohne doch nicht die Mühe der Arbeit), daß sie dagegen von der particularistischen Partei in Deutschland, und in Süddeutschland insbesondere, gleich den Offenbarungen eines höheren Wesens aufgenommen und weiter verbreitet werden. Der Stuttgarter „Beobachter" bringt sie in vollständiger Uebersetzung. Vielleicht ahmt er aber damit auch nur dem Beispiele verschiedener continentaler Regierungen nach, welche sich von ihrem Preßbureau irgend ein feines Loblied anfertigen lassen und dasselbe in ein englisches Blatt zu schmuggeln wissen, dann aber es zurückübersetzen und in den Zeitungen ihres Landes mit Pauken und

Digitized by Google

Trompeten als die Stimme der englischen Presse, als „die öffentliche Meinung des freiesten Volkes der Erde" ausschreien, obgleich sie den Urheber in ihrem eigenen Bureau sitzen haben. Freilich wird die Zahl der Thoren, welche sich durch dergleichen sinnreiche Hülfsmittel täuschen lassen, glücklicherweise mit jedem Tage kleiner.

Hand in Hand mit dem wahrhaft sinnlosen Vorwurfe der Vergewaltigung deutscher Stämme geht der Traum von den vermeintlichen Vorzügen dieser angeblichen Stämme vor der Bevölkerung Preußens. Und zwar wird dieser Vorzug, je nach Zweck und Ersprießlichkeit, heute hier und morgen dort, stets auf den entgegengesetztesten Seiten gesucht. Hierfür ein Beispiel: Der Stuttgarter „Beobachter" muß bekanntlich jeden Tag einen Leitartikel wider das sogenannte „Blutgesetz" bringen, worunter er die allgemeine Wehrpflicht versteht. Jeden Tag die nämlichen Gründe, daß würde doch sogar für ein volksparteiliches Publikum, obgleich es an nichts Gutes gewöhnt ist, am Ende zu arg sein, um also die nöthige Mannigfaltigkeit zu erzielen, greift man zu den Widersprüchen. Heute ist der volksparteiliche Württemberger viel zu reckenhaft, zu riesig an Körper- und Geisteskraft, um einer langen Dienstzeit zu bedürfen. Er lernt das Alles in einem Zehntel der Zeit, als der von der Vorsehung bekanntlich zu Gunsten der Kleinschwaben so sehr vernegligirte Norddeutsche. Morgen dagegen ist der bisher so titanengroße württembergische Volksparteiliche unter seinem südlichen Himmel, in seiner italienischen Luft (letztere soll namentlich auf der Rauhen Alp zuweilen recht kräftig wehen) so verwöhnt, die Fleischtöpfe von alemannisch Aegypten und das Dolce far niente von Napoli-Zopfingen sind ihm so zur andern Natur geworden, daß der arme Junge zum Kriegsdienst viel zu weich ist, und seiner Mutter Cornelia das gracchisch-republikanische Herz bräche, wenn ihr junger Gajus jemals einen Kuhfuß schleppen müßte.

Diese Gegensätze erinnern an den Frankfurter Senator, welcher seine zum Antritt des einjährigen Freiwilligen-Dienstes nach einer auf der Eisenbahn in einer halben Stunde erreichbaren preußischen Garnison abreisenden beiden Söhne verabschiedete mit folgenden Worten voll republikanischen Stolzes: „Nu, Ihr Bube, dann geht; und Gott sei mit Euch! Aber Ebbes (etwas) will ich Euch sage: daß Ihr Euch mir nur nit unnersteht, mir unner die Aage (unter die Augen) ze komme, so lang als wie Ihr die Ferschte-Livree

Digitized by Google

tragt. Dann ä alter Republikaner, wie ich, kann so Zaiche der Knechtschaft nit sehn, ohne wild ze werre (zu werden). Ihr wißt ja, wie's der alt' Brutus gemacht hat mit seine zwä (zwei) Bieberscher (Bübchen), wie se Ferschteknecht' werre wollte. Deßweje rath ich Euch, wahrt Euer Köpp, un kommt mehr nit unner die Aage. Adjes, Ihr Bube!".....

Die Vergleiche mit dem Alterthum sind überhaupt sehr beliebt bei den Volksparteilichen. So wird auch Süddeutschland für Griechenland und Preußen für Macedonien ausgegeben. Wenn Süddeutschland so viel sagen will, wie: „die süddeutsche Volkspartei" und Griechenland so viel wie: Athen zur Zeit seines tiefsten Verfalls, zu jener Zeit, welche wir aus den Reden des Domesthenes und den Lustspielen des Aristophenes kennen lernen; dann ist in der That niemals eine treffendere Parallele gezogen worden. Athen wurde allerdings damals regiert von einer Schaar wüster Demagogen, ebenso reich an Worten, als arm an Thaten; geneigt, stets neue Verwickelungen herbeizuführen; und nicht im Stande, auch nur eine einzige auf ehrenvolle Weise zu lösen; Alles anfassend und nichts zu Ende führend. Und sie stützten sich auf eine Masse von solcher Leichtgläubigkeit und Eitelkeit, daß sie sich von jedem Schönredner, der ihre Schwächen geschickt zu benutzen wußte, der ihrer Dummheit und ihren Leidenschaften beizukommen verstand, zu den verkehrtesten Dingen hinreißen ließ; schrie, wenn es galt zu handeln; handelte, wenn es zu spät war; dem gemeinen Wesen jedes Opfer und jeden Gehorsam verweigerte und schließlich dafür dem Feind das Zehnfache von dem präsiren mußte, was, zur rechten Zeit aufgewandt, genügt hätte, das Vaterland zu retten.

Athen, dieses Athen, wie es damals war, mußte zu Grunde gehen, mochte es durch König Philippos sein, oder durch einen Andern; das beste dazu that immer es selber; und als kein Macedonien da war, da steckte es Rom in die Tasche.

Wer sich die wirklich frappante Aehnlichkeit zwischen der „Volkspartei" in Athen, im Jahre 340 vor Christus, und der Volkspartei in Stuttgart, im Jahre 1870 nach Christus, rasch und in unterhaltender Weise in die Erinnerung zurückführen will, den bitte ich die Einleitungen und Uebersichten in der Seeger'schen Uebersetzung des Aristophanes zu lesen. (Aristophanes. Von

Digitized by Google

Ludwig Seeger. 3 Bände. Frankfurt a. M. Literarische Anstalt, 1845—1848). In einem Stücke des Aristophanes ist mehr politische Weisheit, als in zehn Jahrgängen „Beobachter"; und die Kleinschwaben würden sich gewiß von dem letzteren nicht mehr an der Nase herumführen lassen, sobald sie eins der ersteren gelesen und begriffen hätten.

Im Uebrigen aber kann ich auf die Anpreisungen kleiner Gemeinwesen, wie es die hellenischen oder die süditalischen Republiken zur Zeit der Alten waren, wenn diese Anpreißungen erfolgen Seitens der süddeutschen Volkspartei zu dem Zwecke, die Souverainetät des deutschen Kleinstaats zu vertheidigen, nicht besser antworten, als mit einer Ausführung Julian Schmidt's in Nr. 290 der „Süddeutschen Presse" vom 11. Dezember 1869.

„In dem heutigen Deutschland," sagt der berühmte Kritiker, „handelt es sich gar nicht um jene abstracte Frage, ob kleine, ob große Gemeinwesen? Denn in Deutschland hatten wir seit dem westphälischen Frieden (m. E. schon seit Mitte des 16. Jahrhunderts) nicht kleine Gemeinwesen, sondern kleine Dynastien; und das ändert die Sache völlig. Jeder kleine Dynast, der nun souverain geworden war, hatte das Vorbild des französischen Hofes vor Augen, glaubte seiner Würde schuldig zu sein, aus seinem Krähwinkel eine Art Versailles zu machen und sagte mit Ludwig XIV: L'état c'est moi. „Lippe Detmold bin Ich." An jeden Hof reihte sich eine ganze Schaar von Lakeien, und bei der zahlreichen Masse von Höfen wuchs die Zahl der Lakeien in Deutschland ins Unermeßliche, und drückte den Geist des Volks um so mehr nieder, da sie als die bevorrechtigte Klasse galten und überall den Ton angaben, das Volk dagegen in Folge der dynastischen Politik wechselseitiger Bedrückung und Abpferchung immer ärmer und elender wurde. Man hat von der natürlichen Antipathie der deutschen Stämme gesprochen: als ob irgend ein Schwabe oder Rheinländer mit einem Norddeutschen, wenn er am neutralen Ort zusammenkommt, sich nicht ganz gut verständigen könnte! als ob man die Gemüthlichkeit Fritz Reuter's in Süddeutschland nicht ebenso würdigte, als die Gemüthlichkeit Jeremias Gotthelf's in Norddeutschland! Man hat die Gliederung der deutschen Staaten nach Stämmen gerühmt: als ob irgend einer dieser sogenannten Staaten auf wirklicher Stammesgemeinschaft beruhte! Die Einheit gab nicht die

Digitized by Google

Stammesgemeinschaft her, sondern die Gemeinschaft der Livree die von den Lakeien als das Heiligste auf der Welt gerühmt wurde. Man hat von dem Rechtssinn unter dem Einflusse der sogenannten „deutschen Freiheit" gefabelt, während gerade durch die „Freiheit" dieser Dynasten im Volk alles Rechtsgefühl unterdrückt wurde. Der erste deutsche Fürst, dem Leibnitz diente, Johann Friedrich von Hannover, der lange noch nicht die Hälfte des Ländergebietes besaß, das zuletzt den Staat Hannover ausmachte, erklärte ungescheut, er sei Kaiser von Hannover und ihn ginge das Reich nichts an. So dachten im Grunde alle diese Dynasten und handelten danach. Man könnte mit ihren Willkürlichkeiten eine ganze Schandsäule ausfüllen. Man hat von dem Cäsarenwahnsinn der römischen Zeit gesprochen: in unseren deutschen Duodezstaaten findet sich etwas ganz Aehnliches. Das ganze Dasein dieser Fürsten war eine Reihe von Illusionen, sie glaubten etwas zu sein, was sie doch nicht waren, und Fritz Reuter's „Dorchlächting", so wunderlich er in unseren Tagen sich ausnimmt, ist typisch für die ganze Zeit. Jean Paul's Romane, Schiller's „Kabale und Liebe" und ähnliche Schriften werden noch einmal als die historischen Denkmäler einer ganz verfallenen Zeit hoch geschätzt werden.

Der Geist dieser Armseligkeit des öffentlichen Lebens, dieser hohlen Scheinexistenzen, hat auch die höchsten Leistungen unserer Nationalkraft verkümmert. Es ist eine hergebrachte Redensart, das deutsche Staatsleben habe zwar unter dem alten Systeme gelitten, aber die Blüthe unserer Literatur sei dadurch gefördert worden; es ist kein wahres Wort daran. Leibnitz mit seinem riesenhaften Wollen und Können verkümmerte im Dienste kleinlicher Interessen, Goethe fand zwar in einem Kleinfürsten einen echten Freund, aber was hätte dieser Dichter der Nation werden können, wenn ein kräftig ausgebildeter Nationalgeist ihn erzogen und sein Schaffen sowohl bedingt als beflügelt hätte?

Der fürstliche Freund konnte den nationalen Staat nicht ersetzen; und wenn nicht Goethe, so haben doch einige seiner Mitheroen in Weimar einen kleinmeisterlich-krähwinkelhaften, spießbürgerlich-pfäffischen, neidischen Charakterzug angenommen, den sie früher nicht hatten.

Ich meine namentlich Herder, dem das so sehr fremd war, so lange er in größeren Verhältnissen lebte.

Es ist wahr, Preußen hat, namentlich in dem letzten Jahr-

Digitized by Google

hundert, so sehr „den letzten Hauch von Roß und Mann" daran setzen müssen, um seine politische Mission zu erfüllen, daß dem Staate große Mittel für Kunst und Wissenschaften nicht übrig blieben. Es konnte es nicht machen wie Bayern, wo König Ludwig I. die Wehrkraft in Verfall gerathen ließ und die Gelder, welche ihm der Landtag für die Armee verwilligt hatte, verwendete, um in München athenienſiſche Propyläen zu bauen (welche am Tage der Verjagung des bayeriſchen Othon Baſileus aus Griechenland fertig wurden), und ſonſtwie eine wahre Muſterkarte von Glypto-, Pinako- und ſonſtigen Theken anzulegen. Gleichwohl erdreiſte ich mich zu behaupten, daß die gute Stadt Berlin weit mehr einen monumentalen Charakter hat und reicher iſt an würdigen und ſelbſtſtändigen Bauwerken, als München. Der wahre Staat wirkt nicht nur durch das, was er thut, ſondern auch durch das, was er iſt.

Ebenſo verhält es ſich mit der Literatur. Friedrich der Große kümmerte ſich herzlich wenig um die deutſchen Dichter. Aber war das nicht ein Glück? War es nicht beſſer, als wenn er ſie franzöſiſch reglementirte? Und lieferte er nicht Stoff und Vorbild für die nationale Dichtung Deutſchlands, welche eigentlich erſt beginnt mit Leſſing's „Minna von Barnhelm", einem ganz ſpecifiſch preußiſchen Stücke, das, zum erſten Male, wie Goethe ſehr richtig ſagt, „den deutſchen Blicken eine höhere Welt eröffnete, über die literariſche und bürgerliche hinaus, in welcher ſich unſere Dichtkunſt bisher bewegt hatte".

Denken wir ferner an Thomaſius, der von dem preußiſchen Staate wider ſeine zahl- und einflußreichen Widerſacher geſchützt, die alten Reichsperücken gehörig ausklopfte und dem Hexenprozeß-Unweſen den Todesſtoß verſetzte, während kurz darauf Friedrich II. die Folter abſchaffte, die in vielen deutſchen Kleinſtaaten noch bis in das erſte Drittel des 19. Jahrhunderts praktiſch exercirt worden iſt. Denken wir an Sophie Charlotte, an die Berliner Akademie und Leibnitz; an die Altpreußen Winkelmann, Hamann, Herder und Hippel. Und vor Allem an den großen Kant mit ſeinem kategoriſchen Imperativ, den er ſelbſt ſchon in früher Jugend praktiſch bewährt hat. Denn 22 Jahre alt verkündigte er in aller Beſcheidenheit, er werde den bisherigen philoſophiſchen Gemeinplätzen den Garaus machen und ein neues Syſtem aufſtellen, dem die Zukunft gehöre. Und er hat Wort gehalten. Die Kant'ſche

Digitized by Google

Philosophie wird auf die Dauer siegreich bleiben über die Hegel's, welcher zwar alle möglichen Doctrinen mit seinem dialektischen Schleim überzog, aber fast ohne Kampf weichen mußte der plötzlichen Reaction der historischen und exacten Wissenschaften. Kant ist, gleich Friedrich, ebenso elastisch in den Ideen, als eisern in der Ausführung.

Dann kommt das glänzende Doppelgestirn Alexander und Wilhelm Humboldt.

Hierauf die patriotische Dichterschaar vor und während den Freiheitskriegen: ein Ernst Moritz Arndt, ein Max von Schenkendorf, ein Heinrich von Kleist; Letzterer zugleich ein würdiger Repräsentant der Armee, aber vom Unglück bis über seinen Tod hinaus verfolgt und selbst heute noch nicht zur Genüge gewürdigt. Diese tapferen Herzen schlugen ungeduldig dem Kampfe wider die Fremdherrschaft entgegen, während andere große Dichter in den schwülen Kleinkinderstuben des Zwergstaates nichts merkten von dem Hauche der nationalen Freiheit, der sich bereits mächtig erhoben. Ich will nicht reden von jenen großen Impulsen, die alle von Berlin ausgingen, wie z. B. von der Hegelei und der romantischen Schule (ihr sichtbares Oberhaupt, Ludwig Tieck, war ja dorten geboren); ich will nur ganz beiläufig darauf hinweisen, daß sich gegenwärtig die Romandichtung und die Unterhaltungsschriftstellerei in Berlin concentriren zu wollen scheint.

Indem ich im Uebrigen auf die treffliche Abhandlung von Julian Schmidt: „Der Einfluß des preußischen Staats auf die deutsche Literatur" (in dessen im Mai 1870 erschienenen: „Bilder aus dem geistigen Leben unserer Zeit". Leipzig, Duncker und Humblot) verweise, schließe ich mich vollständig der von ihm gezogenen Conclusion an, welche ich in meiner Weise fassen möchte, wie folgt: Der preußische Staat hat mächtig auf die deutsche Literatur gewirkt. Nicht durch die persönliche Thätigkeit dieses oder jenes Regenten. Vielmehr hat sein größter Regent für die deutsche Literatur nichts gethan; und derjenige König, welcher am meisten dafür zu thun die Absicht hatte, Friedrich Wilhelm IV., ist mit allen seinen Versuchen gescheitert, weil er sich von der preußischen Tradition lossagte und sich in willkürlichen Experimenten persönlicher Liebhaberei erging. Er hat nichts hinterlassen, als einen bösen Niederschlag in der Verwaltung der geistlichen und

Digitized by Google

Unterrichtsangelegenheiten, welchen man mit dem Namen des Herrn von Mühler bezeichnet, obgleich er weit älter ist, als dieser, sich dem Ueberkommenen (mitinbegriffen die Geheimräthe und ihre selbstgemachten sogenannten „Verwaltungsmaximen" und sonstigen Versteinerungen neuesten Datums) fügende und niemals bahnbrechende Beamte. Soweit der preußische Staat auf die deutsche Literatur eine befruchtende Wirksamkeit geübt hat, that er es durch die Thatsache seiner Existenz und vermöge seiner natürlichen Schwerkraft. Wie die Hohenzollern stets das Nächste, das Nützliche und das Nothwendige dem Fernen, dem Angenehmen und dem Glänzenden vorzogen, so hat auch der Staat Preußen weniger Blüthen der Poesie getrieben, als vielmehr das geistige Leben in die Bahnen der Reflexion, der praktischen Philosophie, des Staats-, Rechts- und Wirthschaftslebens, der Realpolitik hineingedrängt, deren Gedeihen nur in einem wirklichen Staate, d. h. in einem großen und umfassenden Organismus, denkbar ist. Das sieht nicht so blendend und verlockend aus, wie die bunten duftigen Ranken und Blüthen der Andern. Aber was wollen die Ranken ohne Stamm, worauf sie sich stützen? Wir wollen die Blätter und Blüthen nicht verachten und schelten. Aber ein tüchtiger Stamm von solidem, kräftigem und gesundem Wuchse ist doch auch nöthig, und auch er wird seine Blüthen und Früchte tragen. Mögen die verschiedenen Kräfte einander ergänzen...

Ich habe die Verirrungen des deutschen Kleinstaats mehr als zur Genüge geschildert.

In Preußen ist der Territorialismus nie zu jenen Verirrungen gelangt. Sobald die Landesherren zu Ansehen und Macht kamen, erfüllte sich auch das moderne Staatsbewußtsein. Sie arbeiteten nicht für ihren Domainenfiscus oder „für den herrschaftlichen Kammersäckel", wie die andern Territorialherren, sondern für den wachsenden Staat. Ihre zerstreut liegenden und verschiedenen Landesfragmente administrirten sie nicht in der Absicht, eins durch das andere im Schach zu halten oder niederzuschlagen, wie man es in Wien mit den verschiedenen Theilen des buntscheckigen Reichs that, sondern immer mit dem mehr oder weniger klar bewußten Gedanken, daß sie die gleichmäßigen Bestandtheile eines im Werden begriffenen einheitlichen Staats sind.

Diese Auffassung bildet die Regel. Ausnahmen kommen vor,

Digitized by Google

sowohl auf politischem wie auf wirthschaftlichem Gebiete. Als Beispiel der ersteren diene das glücklicher Weise später wieder taliter qualiter beseitigte Testament des großen Kurfürsten. Für letztere läßt sich eine ganze Reihe von gewerbe- und handelspolitischen Acten Friedrich's des Großen und seines Vaters anführen, welche darthun, daß das Hochgefühl fürstlicher Omnipotenz selbst die besten Köpfe täuscht in Betreff der Grenzen zwischen den Gesetzen des Staates und denjenigen der Natur und in Betreff des Uebergewichtes der letzteren über die ersteren.

Während einzelne deutsche Dynasten sich mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung von Seiten Frankreichs an der Leiche des Vaterlandes mästeten, brachte Preußen unendliche Opfer, um die Fremdherrschaft abzuschütteln. Es würde nicht im Stande gewesen sein, sich von solchen Schlägen, von solchen Bedrückungen, wie sie uns Freytag im Eingange seines trefflichen Werkes über Mathy so anschaulich und überzeugend schildert, immer wieder von Neuem zu erheben zu ruhmreichen Thaten, wenn ihm nicht die Liebe zum Vaterlande neue Begeisterung und Kraft geliehen hätte, nach dem schönen alten Spruche: „Sanctus amor patriae dat animum!" Ihm gebührt ein Ersatz, eine Anerkennung dieser Opfer; es hat sie endlich gefunden.

Wenn ich nun vor diesen Thatsachen nicht geflissentlich die Augen verschließe, so meint Herr Scherr, ich gebärde mich, „obgleich von Geburt ein Nassauer, als hätte meine Wiege in irgend einem uckermärkischen Burgstalle der Quitzowe und Bützowe, der Itzenplitze und Köckeritze gestanden!" Ich habe darauf Herrn Scherr Folgendes zu erwiedern: Allerdings glaube ich durchaus nicht, daß unser Herrgott zuerst die Nassauer und dann erst die übrigen Menschen erschaffen hat. Darin stimme ich aber vollkommen mit meinen Mitbürgern in der Heimath überein, welche ebenfalls an solchen, den volksparteilichen Kleinschwaben vorzugsweise eigenthümlichen, Krähwinkeler Weltanschauungen durchaus nicht leiden. Ferner bin ich sogar der Meinung, der sehr ketzerischen Meinung, daß die Quitzow's und Bützow's die Itzenplitz' und Köckeritz' allerdings — mit Verlaub des Herrn Doctor Scherr — auch so zu sagen Menschen sind; und wenn ich in einem schweizerischen Blatte über diese meine deutschen Landsleute meine Meinung auszusprechen hätte, so würde ich ihnen nichts Schlimmes nachsagen und allermindestens die Behauptung aufstellen, daß sie sich neben

Digitized by Google

den berühmten Castelars von Kleinschwaben, neben Herrn Mayerle, Herrn Röhrle und Consorten, noch recht wohl könnten sehen lassen. Denn ich weiß von ihnen gewiß, daß sie und ihre Vorfahren ihr Blut für das Vaterland und wider die Fremdherrschaft vergossen haben, was ich von Herrn Mayerle, Röhrle und Consorten mit dieser Bestimmtheit zu behaupten nicht im Stande bin.

Auf die Geburt in einem „Burgstalle" mache ich keinen Anspruch. Ich habe stets im Gegensatz zu dem aristokratischen Hochmuthe meinen plebejischen Stolz darein gesetzt, daß meine Vorfahren seit Alters freie Bauern auf eigener Hufe im schönen rheinischen Frankenlande waren; und wenn Herrn Scherr seine Preußenfresserei es erlaubt, einmal nach Berlin zu kommen und mich dort — ich wohne freilich in der Königgrätzer Straße, und der Name ist ihm veilleicht fatal — zu besuchen, so wird er sich überzeugen, daß dies Haus kein uckermärkischer Burgstall ist, sondern daß dort Gewöhnung und Sitte, Mundart und häusliche Ordnung, Küche und Keller immer noch rheinisch-fränkischer Art sind, ja, daß ich anno 1870 als — um mit Herrn Scherr zu sprechen — „borussischer Adler" noch accurat denselben 1859er Rüdesheimer trinke, wie 1862 als „nassauischer Kanarienvogel". Ich schließe daraus, daß ich derselbe Mensch geblieben bin und wundere mich nur, daß ein so tactfester und überzeugungstreuer Urdemokrat, wie Herr Scherr, sich einen Menschen gar nicht anders vorstellen zu können scheint, denn als mit einer Livréfarbe angestrichen oder in Gestalt eines Wappenthieres oder -Vogels.

Ich gehe sogar in meinen Geständnissen noch weiter. Ich vertraue Herrn Scherr das verhängnißvolle Geheimniß an, daß ich an eine Nation der „Nassauer" gar nicht glaube und niemals geglaubt habe, selbst zu jener Zeit nicht, als ich noch „Unterthan Seiner Hoheit des Herzogs Adolf" war, und daß ich diesen Unglauben schon vor langen Jahren zum Oefteren sogar in dem dortigen Landtage offenbart habe, ohne von meinen, offenbar viel zu nachsichtigen speciellen Landsleuten um dieser Ketzerei willen verbrannt worden zu sein. Vielleicht unterließen sie es nur deshalb, weil sie wußten, daß ihre und meine Vorfahren überhaupt nicht angestammte „Nassauer", sondern zufällig von dem Kaiser Napoleon dem Fürsten von Nassau zugetheilt worden waren, natürlich ohne daß man sie darob befragt hätte.

Digitized by Google

Indeſſen bin ich unbefangen genug, um auch den entgegengeſetzten Standpunkt zu würdigen, wie er aus der Eingangs abgedruckten Kritik des Herrn Scherr ſich zu ergeben ſcheint. Ich habe einige liebe Freunde in Württemberg, aber doch einige noch intimere, herzlichere Feinde; und wenn erſteren gerecht zu werden meine Freude iſt, ſo iſt letzteren gerecht zu werden meine Pflicht. Da erinnere ich mich nun an den ſchönen Ausſpruch der Frau von Staël-Holſtein: „Alles verſtehen heißt Alles entſchuldigen". Ich verſtehe zwar durchaus nicht Alles; aber die Leute von der kleinſchwäbiſchen Volkspartei verſteh' ich. Ich weiß, daß ſie glauben, in der göttlichen Rang- und Quartierliſte (oder wenn ihnen das zu preußiſch klingt, ſagen wir ſtatt deſſen lieber: in dem Darwin'ſchen Prioritätscatalog der menſchlichen Gattungen) kommt zuerſt der Kleinſchwabe; dann eine ganz lange, lange Zeit hindurch eine allgemeine Verwunderung aller Himmel und Erden über die Vortrefflichkeit dieſes Geſchöpfes; dann weiter eine noch längere Erholungspauſe; und — — endlich die übrigen Menſchen. Begreift man dieſen Standpunkt, ſo entſchuldigt man es natürlich, daß der Volkspartei-Schwabe auf alle übrige Deutſche mit einem aus Mitleid und Verachtung gemiſchten Gefühle herabſieht und in aufgeregten Zeiten noch ein Uebriges thut; denn es iſt Thatſache, daß in vielen von der Volkspartei beherrſchten Orten Württembergs im Jahre 1866 ein Deutſcher, welcher nicht das S ziſchte, auch an ſolchen Stellen, wo es in den übrigen deutſchen Mundarten nicht geziſcht wird, und die Diphthonge nicht in jener eigenthümlichen Weiſe ausſprach, wie wir ſolches in dem Zollparlamente aus dem Munde der beiden königlich württembergiſchen Ober-Steuerräthe Wilhelm Bayhinger und Moritz Mohl zu hören gewohnt ſind, als ein gefährlicher Spion oder ſonſtwie der Feindſeligkeit und der Verdächtigkeit befliſſener Menſch betrachtet und behandelt wurde. Ein harmloſer Geſchäftsreiſender aus Norddeutſchland, den ich kenne und der mir ſeine „kriegeriſchen Abenteuer eines Friedfertigen in Kleinſchwaben" anvertraute, hat mir ſchaudernd erzählt, welche entſetzliche Dinge er um keiner anderen Urſache willen, als wegen ſeiner zu leicht befundenen und glatten Mundart, im Juni 1866 in Württemberg, wohin er ſich, nicht um das Land zu bekriegen, ſondern um es mit ſeinen allercoulanteſten Artikeln zu beglücken, begeben, hat erdulden müſſen. Ich habe das Alles fein ſäuberlich

Digitized by Google

zu Papier gebracht und werde es auf die Dauer der wißbegierigen Welt schwerlich vorenthalten.

Ich fürchte, es entspringt dieser kleinschwäbischen Anschauung, wenn Herr Scherr sich solchen extravaganten Phantasien über den Unterschied zwischen einem „nassauischen Kanarienvogel" und einem „borussischen Adler" und über die in meiner Person vollzogene Umwandlung aus dem einen in den anderen hingiebt. Denn ich gebe zu, wenn ich, wie von Wiesbaden nach Berlin, so von da nach einer von den Kleinschwaben beherrschten Landschaft, z. B. nach einer der zwei Dutzend weiland freien Reichsstädte, welchen das Königreich Württemberg das Schicksal von Frankfurt am Main ohne alle Gewissensscrupel bereitet hat, also nach Aalen, Weil, Wangen, Ysni oder dergleichen übergesiedelt wäre, so würde man dort nicht nur mich selbst, etwa auf Grund der Autorität des Herrrn Scherr als einen ausländischen „Kanarienvogel" (obgleich ich mir einer Aehnlichkeit mit diesem Thiere sonst nicht bewußt bin) behandelt, sondern selbst noch meine Kinder und Kindeskinder als Fremdlinge betrachtet und ihnen so lange, bis sie ihre Umwandlung in reine Vollblut-Kleinschwaben vollzogen hätten, das Leben so sauer wie möglich gemacht haben.

Und darin besteht der Unterschied zwischen Preußen und Württemberg, zwischen dem Groß- und Kleinstaat, daß in dem ersteren weder das Gesetz, noch die Sitte, weder der Staat noch die Gesellschaft solche Unterschiede macht; und gerade das ist es, was der Kleinschwabe nicht begreifen kann, daß in einem großen Staate alle Stämme der Nation durcheinander und miteinander wohnen und ein jeder sich zum Gegenstande des Gelächters machen würde, wenn er eine besondere Stammespriorität, eine Art von Erstgeburt für sich in Anspruch nehmen wollte. Das ist ja gerade das Schöne, daß, wenn wir hier in Berlin in fröhlicher Tafelrunde zusammensitzen, man alle Dialecte hört, von dem Königsberger bis zum Saarbrücker, von dem Flensburger bis zum Münchener, und daß darin Niemand auch nur etwas Auffallendes findet.

In den Kleinstaaten aber herrscht noch vielfach, — nicht überall, in den sächsischen und thüringischen, wo ein intelligentes Volk lebt, z. B. gar nicht, — jene Weltanschauung, welche sich am Besten in einer Schweizer Anecdote spiegelte. In einem einsamen, hoch gelegenen Thale in den Alpen, wohin sich fast nie ein Fremdling

Digitized by Google

verläuft, herrscht die „berechtigte Eigenthümlichkeit", daß die Leute alle Kröpfe haben, und die Frauen am stärksten. Man sagt, es soll am Wasser liegen; wenigstens findet man in Weingegenden keine Kröpfe. Eines Tags nun verlor sich dorthin eine deutsche Touristengesellschaft, darunter auch eine junge Dame, die hübsch zu Pferde saß und sich durch einen langen, schlanken und beweglichen Schwanenhals auszeichnete. Eine Eingeborene, welche bei ihrer Mutter auf dem Vorplatz des Hauses saß und die Gesellschaft passiren sah, brach über diesen Hals — sie war nie aus ihrem Dorfe gekommen, und hatte daher immer nur Kröpfe gesehen — in ein helles Hohngelächter aus. Ihre Mutter aber bedeutete ihr ernsthaft verweisend, sie möge sich doch nicht über die körperlichen Gebrechen solcher unglücklicher Fremdlinge moquiren, sondern froh sein, daß sie selbst ihre vollständigen Gliedmaßen, d. h. auch ihren Kropf, habe.

Vielleicht antwortet Herr Scherr: „Meidinger!" Mag sein! Ich denke aber, man kann doch mit concreten und realen Dingen eher etwas beweisen, als mit bloßen bausbackenen Redensarten; und so möchte ich denn bitten, mir nur noch zwei thatsächliche Belege zu gestatten über das Verhältniß zwischen Klein- und Großstaat.

Württemberg ist das Land der alten Schreiberwirthschaft. Schon vor Jahrhunderten rief der alte Chronist Cruslus aus: „O Wurttembergia, quae es terra pharisaeorum et scribarum!" Die Bureaukratie erstreckt sich dort bis zu den Dorfschulzen hinunter, welche nicht periodisch gewählt werden, sondern lebenslänglich regieren wie Monarchen. Nirgends herrscht eine solche Unfreiheit und Beschränkung in Betreff der bürgerlichen Niederlassung und Eheschließung und zwar von Alters her. Herr Professor Thudichum in Tübingen hat darüber in seinem Buche: „das Recht zur Eheschließung" sehr interessante Details publicirt.

Diese Beschränkungen erzeugen Auswanderung, Vagabondage und in unruhigen Zeiten — Räuberbanden. Schiller hat seinen „Verbrecher aus verlorener Ehre" nach einem württembergischen Original gearbeitet. Ein Bericht der freiherrlich Schenk'schen Verwaltung von 1799 an „die hochpreißliche Schwäbische Krayß-Versammlung" beginnt mit den Worten: „Von jeher ist Schwaben für Gauner, Bettel- und Raubgesindel ein Lieblingsaufenthalt gewesen". Der Verfasser der anonymen Schrift: „Abriß des Gauner- und Bettelwesens in Schwaben", (Stuttgart,

Digitized by Google

1793), berechnet die Gesammtziffer des dortigen Gaunerpersonals auf 2726 Köpfe, welche ausschließlich von Raub und Diebstahl leben. Auch nach den Kriegsjahren des 19. Jahrhunderts hatten sich doch wieder zahlreiche Räuberbanden festgenistet. Eine actenmäßige Darstellung mit sehr beachtenswerthen culturgeschichtlichen Fingerzeigen giebt das Buch: „Die letzten Räuberbanden in Oberschwaben in den Jahren 1818 und 1819. Nach den Acten und mündlicher Ueberlieferung dargestellt von Dr. M. P." (Stuttgart, Albert Koch, 1867). Die württembergischen Behörden konnten damals über diese Banden nicht Herr werden, obgleich dieselben eigentlich nur aus schwächlichen, armen, fast harmlosen Kerls und deren Weibsen bestehen, — aus „scrophulösem Gesindel" würde der hallische Löwentrotz sagen. Und wie wird dem Unwesen ein Ende gemacht? Der Zufall führt einen preußischen Forstbeamten, der in der Armee gedient hatte, nach Württemberg. Dieser eine Mensch, beseelt von Pflichtgefühl und Mannszucht, fängt die ganze Bande, ohne einen Schuß zu thun Er reitet sie einfach über und befreit so das Land von einem Schrecken, der schwer auf ihm gelastet und den die einheimische Schreiberkaste und die einheimische bewaffnete Macht nicht zu bannen vermochte.....

In den 1866 annectirten neuen preußischen Provinzen bestanden zwar keine Rüberbanden, aber auch höchst unvernünftige Beschränkungen der bürgerlichen und ehelichen Niederlassung, wovon man in Altpreußen schon lange nichts mehr weiß. Denn während in Westdeutschland die Franzosen mit dem alten Plunder aufräumen mußten, und es nur mangelhaft thaten, datirt in Preußen die wirthschaftliche und bürgerliche Emancipation von den Zeiten der Constutiones Marchicae und des Allgemeinen Landrechts. Hannover und Nassau mußten erst preußisch werden, um die volle Befreiung des Bodens von Feudallasten zu erreichen.

Ich regte 1867 die Aufhebung jener Beschränkungen der Eheschließung an. Es zeigte sich, daß sie auch in anderen Ländern des norddeutschen Bundes bestanden. Der Bundeskanzler ging mit gewohnter Energie auf die Idee ein, durch ein Bundesgesetz abzuhelfen. Ich schrieb, um der Bundesgesetzgebung vorzuarbeiten, eine Abhandlung, „das Zwangscölibat für Mittellose in Deutschland", die in Faucher's Vierteljahrschrift für Volkswirthschaft ꝛc. gedruckt ist. Allein sie kam post

Digitized by Google

festum. Denn zwischenzeitig war in wenig Tagen die Berathung und Publication des Gesetzes schon erfolgt.

In Würtemberg, wo der Zustand schlimmer ist, als irgendwo, beabsichtigt man die gleiche Reform schon seit 1865. Die Regierung hat auch am 10. October 1867 dem Landtag einen Gesetzentwurf vorgelegt. Es ist aber bis jetzt noch nichts daraus geworden. Was wir in Preußen und im Norddeutschen Bunde in 5 Tagen machen, dazu braucht man dort 5 Jahre, und ist noch nicht fertig.

Woran liegt das wohl, Herr Scherr?

IV.

Eine Thronrede.

Herr Johannes Scherr beschuldigt mich, ich habe unter dem Einflusse des Erfolgs, den die preußischen Waffen im Juli 1866 errungen, meine politischen Meinungen gewechselt. Ich will einmal ganz von den schönen Kraft- und Saft-, Schimpf- und Schlagworten absehen, welche er daran reiht. Ich will zu seinen Gunsten annehmen, daß es ihm damit nicht Ernst ist, sondern daß er sie nur gebraucht, um das träge Ohr der schwerhörigen Menge zu reizen. Halten wir uns vielmehr an die Thatsachen.

Welche Meinungen ich seit 1866 verfechte, weiß wohl Jeder, der deutsche Zeitungen liest. Aber welche ich vor 1866 und namentlich — worauf es hier vor Allem ankommt — welche ich in der ersten Hälfte von 1866 verfochten habe, weiß das Herr Scherr? Wenn er ein aufmerksamer Kritiker wäre, müßte er es allerdings wissen. Aber wer kann heutzutage von der Kritik Aufmerksamkeit verlangen? Ich kannte schon vor dreißig Jahren einen Göttinger Privatdocenten, welcher ganz ernsthaft versicherte, er pflege die Bücher, die er in den „Gelehrten-Anzeigen" recensire, nicht zu lesen, „um der Unbefangenheit seines Urtheils keinen Eintrag zu thun". Hätte nicht Herr Scherr wenigstens annäherungsweise den Maximen des Herrn T. gehuldigt, dann müßte er wissen, daß von den Aufsätzen, über welchen er sein kritisches Licht leuchten läßt, ein großer Theil vor Königgrätz geschrieben und gedruckt worden ist und also der „Erfolganbeterei" nicht entstammen kann. Denn damals hatten

Digitized by Google

mir gar keine Erfolge; vielmehr war der souveraine Zwergsultanismus und der mit ihm verbündete souveraine Unverstand der großdeutsch-kleinfürstlich-legitimistischen Demokratie à la Augustenburg niemals flotter obenauf, als in der Zeit von dem Frankfurter Fürstentag (August 1863), auf welchem Oesterreich scheinbar triumphirte, bis zum böhmischen Kriege, in welchem es unterlag.

Auch scheint Herr Scherr während der Jahre 1863 bis 1866 die großdeutschen Zeitungen von Westdeutschland nicht gelesen zu haben, namentlich nicht die von dem nassauischen Regierungsdirector Werren und dessen berühmten Freunden Emmerich, Bellinger, Schütz, Heydenreich, Großmann und Consorten geschriebenen Hofblätter des Herzogs Adolf von Nassau. Letzteres, d. h. das Nichtlesen dieser nassauischen Regierungsorgane, ist nun offenbar ein Zeichen von gutem Geschmack, und ich will daher gegen Herrn Johannes Scherr darob keinen Vorwurf erheben. Ich aber habe mir diese Blätter mit Sorgfalt gesammelt, und zwar blos deshalb, weil ich voraussehe, daß in zehn Jahren kein Mensch mehr glauben wird, daß ein deutscher Fürst, eine deutsche Regierung solches Zeug, das die Lümmelei amerikanischer Hinterwaldblätter weit überlümmelt, durch ihre Beamten schreiben und es auf Kosten der Steuerpflichtigen drucken lassen konnte, und daß dereinst die Lobredner des deutschen Kleinstaats das Alles rundweg ableugnen werden. Für diesen Fall werde ich dann meine Pandorabüchse öffnen. Einstweilen stelle ich sie Herrn Johannes Scherr ergebenst zur Disposition. Wenn er Einsicht davon nimmt, so wird er sich überzeugen, daß jene Staatsweisen, von deren Unfehlbarkeit der gute Herzog Adolf auf das Innigste überzeugt war, mich schon lange vor Königgrätz nicht für einen „nassauischen Kanarienvogel", sondern für einen „borussischen Adler" hielten. Ja, für Schlimmeres. Ich nehme soeben den Jahrgang 1865 der herzoglich nassauischen Landeszeitung, welche bekanntlich Herr Werren in usum Delphini (d. h. vorzugsweise für den Herzog Adolf) schrieb, zur Hand und finde mich in der ersten Nummer, auf die ich zufällig stoße, bezeichnet:

1. als den „nassauischen Liberio Romano", welcher den Herzog Adolf an den König von Preußen verrathe, wie jener neapolitanische Minister den König Franz an den Piemontesen; (das war speciell auf den Mann dressirt; denn König Franz von Neapel ist blutsverwandt mit dem Herzog Adolf von Nassau; des

Digitized by Google

ersteren Großmutter, die Prinzeß Henriette von Nassau-Weilburg, Gemalin des Erzherzogs Karl von Oesterreich, ist eine Großtante des Herzogs Adolf, auch schwärmte letzterer lebhaft für die „Heldin von Gaëta“);

2. als einen „preußischen Vampyr“, welcher der nassauischen Nation im Schlafe („schlummerndes Deutschland!“) ihr getreues Unterthanenblut aussauge;

3. als „giftige schwarzweiße Natter.“

4. als „Bismarck's verworfenen Spießgesellen“, der jedes Jahr einmal nach Berlin reise, um dort seine landesverrätherischen Instructionen zu beziehen, (in Wirklichkeit um, wie ja Jedermann wußte oder wissen konnte, an den Sitzungen der ständigen Deputation des Congresses deutscher Volkswirthe theilzunehmen); und endlich

5. als einen „verwegenen Seiltänzer“; letzteres jedoch glaubten meine Landsleute nicht, und sogar auch nicht der Herzog Adolf; (denn sie wußten, daß ich zwei Centner wiege und seit Jahren an Podagra leide).

Herr Scherr, mit seinem „Kanarienvogel“, wird wohl schwerlich bestreiten, daß er Lügen gestraft wird durch die officielle herzoglich nassauische Presse, welche ihr bereitwilliges Echo fand in großdeutsch-demokratischen Organen, namentlich in verschiedenen Blättern, welche damals Herr Feodor Streit in Coburg herausgab unter Beistand des hirnverbrannten Gustav von Struve. Letzterer ist ebenfalls von Fleischnahrung zur ausschließlichen Pflanzenkost übergegangen, hat also denselben Proceß durchgemacht, wie die zur häuslichen Mieze degenerirte wilde Katze. Jene Blätter haben inzwischen aufgehört zu erscheinen; ich habe auch deren Titel nicht mehr im Gedächtniß und kann sie Herrn Scherr nicht zur Verfügung stellen. Doch glaub' ich, sie sind wohl als Maculatur zu bekommen.

Endlich scheint sich Herr Scherr nur um die nassauischen Kanarienvögel gekümmert zu haben, aber nicht um die liliputanischen Titanenkämpfe auf Leben und Tod, welche wir auf dem etwas beschränkten Schlachtfeld von Nassau in der Zeit von 1863 ab gekämpft haben, und in welchen ich Generalstabs-Chef der einen Armee war, während mein Freund Lang das oberste Commando derselben führte. Ich habe manche Episode aus dieser ergötzlichen Batrachomyomachia schon erzählt, dabei aber, so viel thunlich, meine

Digitized by Google

Person mit Stillschweigen übergangen, obgleich ich im Guten und Schlimmen sagen kann: „et quorum pars magna fui".

Herr Scherr und seine Vor- und Nachbeter zwingen mich, mein Schweigen zu brechen, und statt jener Erzählungen, in welchen Andere die Hauptrolle spielen, hier drei Episoden mitzutheilen, in welchen leider ich selber der Held bin. Es handelt sich hier:

1. um eine Rede, mit welcher Seine Hoheit der Herzog am 29. März 1865 Morgens um 11 Uhr, wie es in dem officiellen Protokoll heißt, „allergnädigst in Allerhöchsteigener Person die Ständeversammlung höchstseines Herzogthums vom Throne feierlich zu eröffnen geruhten", und zu der ich in der Landtagssitzung vom 4. April 1865 (also vor Königgrätz), provocirt durch den Regierungscommissar und den Sprecher der großdeutschen Partei, Domherrn Rau, mir einige harmlose Randglossen unterthänigst erlaubte;

2. um eine Rede, die ich am 1. October 1865 (also ebenfalls vor Königgrätz) auf dem Congresse der Mitglieder deutscher Landesvertretungen hielt, welcher Congreß von dem bekannten „Sechs- unddreißiger-Ausschuß" berufen war, um die schleswig-holsteinische Frage und namentlich deren Gestaltung seit der Gasteiner Uebereinkunft zu berathen;

3. um die letzte Rede, die ich im nassauischen Landtag, am 27. Juni 1866 (also nicht minder vor Königgrätz) hielt, um die österreichische Politik der Regierung zu bekämpfen und die Verweigerung der von ihr zur Kriegführung wider Preußen angeforderten Mittel durchzusetzen.

Das sind freilich Alles „olle Kamellen"; aber ich habe keinen Grund, mich ihrer zu schämen.

* * *

Vom Fürstentag zurückgekehrt in großen Enthusiasmus für das, was man damals die „großdeutsche" Sache nannte und richtiger die „kleinfürstlich-österreichisch-clericale" hätte nennen sollen, setzte der Herzog Adolf von Nassau die Herren Werren und Schepp an die Spitze der Regierung, damit sie dort mit einander wetteifern sollten, wie weiland die beiden Consuln in Rom oder die zwei Könige in Sparta. Er befahl ihnen, zu bewirken, daß die bevorstehenden Wahlen zum nassauischen Landtag großdeutsch ausfielen. Um dieselbe Zeit hatte auch der Kaiser Franz Joseph, der Gevatter des

Digitized by Google

Herzogs Adolf, befohlen, die Valutastörung solle in Oesterreich binnen 3 Monaten aufhören. Die Ministerien in Wiesbaden und in Wien hatten sich die größte Mühe gegeben, die Befehle zu realisiren; allein es ging nicht. Die Wahlen in Nassau blieben liberal und in Oesterreich nahm die Valutastörung sogar einen erneuerten Aufschwung. In Nassau löste der Herzog den Landtag auf. Dann feierte er sein fünfundzwanzigjähriges Regierungsjubiläum, wobei die „Gutgesinnten" auf Kosten von Staat und Gemeinden drei Tage lang kneipten und in Vertilgung von Spirituosen aller Art wahrhaft Uebermenschliches thaten. Unter dem Eindruck dieser „Feststimmung" erfolgten die neuen Wahlen. Leider auch diesmal ohne den gewünschten Erfolg. Von den 24 Mitgliedern der zweiten Kammer waren 13 liberal und nur 11 „großdeutsch". Während der Wahlen hatte Herr Werren in der Hofzeitung, damals „Neue Wiesbadener," später „Nassauische Landeszeitung" genannt, seine Gegner auf das Unfläthigste geschimpft und verleumdet. Dies gab Veranlassung, seine Priora zu untersuchen; und es ergab sich, daß das Obergericht ein Strafverfahren wegen gewerbsmäßigen Zinswuchers gegen ihn verfügt, der Herzog Adolf aber dessen Einleitung durch eine Cabinetsordre verhindert hatte. Auf Grund dessen erklärte die Wählerschaft von Wiesbaden Herrn Werren für beschölten und des Wahlrechts verlustig. Er verschwand nun zwar nicht aus seinem Amte, sondern nur aus der Oeffentlichkeit und zog sich hinter anonyme Zeitungsartikel zurück, worin er, der Bescholtene, alle Welt schalt. An seiner Stelle trat sein Mitconsul Schepp dem Landtag gegenüber. Dieser wurde am 29. März 1865 eröffnet und am 4. Mai 1865 aufgelöst. Sein Verlauf war sehr einfach und bestand lediglich darin, daß die liberale Partei das Zustandekommen einer Adresse und die großdeutsche das Zustandekommen der Wahlprüfungen verhinderte. „Wenig, aber von Herzen!" steht auf der Geburtstags-Kaffeetasse geschrieben.

Nach der höchst eigenthümlichen Geschäftsordnung fand in Nassau die umgekehrte Reihenfolge statt, wie in allen anderen Ländern; nämlich zuerst constituirte sich die Kammer und dann erst prüfte sie die Wahlen. Bei letzterem Geschäfte zeigte die liberale Partei die Neigung, den Mißbrauch der Amtsgewalt, die Verletzung des Postgeheimnisses, die Aufhebung des gesetzlichen Vereinsrechts, die Unterdrückung der liberalen Zeitungen auf dem Verwaltungs-

Digitized by Google

wege, das durch Begnadigung assecurirte Verleumdungsmonopol der Hofzeitung u. s. w., zu untersuchen und je nach Befund einige „großdeutsche Wahlen" zu cassiren. Die Großdeutschen erklärten darauf, wenn diese Absicht nicht aufgegeben werde, dann spielten sie nicht mehr mit. Sobald man zur Wahlprüfung schreiten wollte, schwenkten sie in corpore ab und machten die Versammlung beschlußunfähig. Die Steuern wurden in den „Vereinigten Kammern" verwilligt. Hier hatten, durch die erste Kammer verstärkt, die „Großdeutschen" die Mehrheit. Sie calculirten nun: „Verwilligen wir schnell die Steuern und lassen uns dann heimschicken, dann wächst Gras über den Wahlunfug, und wer weiß was zwischenzeitig geschieht; Zeit gewonnen, Alles gewonnen." Allein die Liberalen durchschauten das Manoeuvre. Als man zur Steuerverwilligung schreiten wollte, schwenkten nun ihrerseits die Liberalen in corpore ab und machten den Landtag beschlußunfähig. Denn sie sagten mit Recht: „Eine Kammer, deren Wahlen nicht geprüft sind, kann keine Steuern verwilligen". Die Regierung wußte abermals nichts Klügeres zu thun, als aufzulösen. Der Herzog befahl abermals „großdeutsche" Wahlen. Ehren-Werren that abermals sein Möglichstes. Aber es half abermals nichts. Die Zahl der liberalen Abgeordneten verdoppelte sich.

Der Herzog eröffnete den Landtag mit einer Thronrede, welche lautete, wie folgt:

„Hoch-, Hochwohl- und Wohlgeborne, Hochgeehrte Herren, Veste, Liebe und Getreue!

Ich habe die Stände des Herzogthums zu mir berufen, um in Gemäßheit der Verfassung die für die Führung der öffentlichen Verwaltung nothwendigen und das Interesse des Landes fördernden Berathungen in Gemeinschaft mit Meiner Regierung zu pflegen.

Seit dem Schlusse des vorjährigen Landtags habe ich Mich zu Meinem großen Bedauern in der Lage gesehen, von dem verfassungsmäßigen Rechte der Auflösung der Ständeversammlung Gebrauch zu machen, weil Mir die Haltung, welche die Mehrheit jener Versammlung angenommen hatte, dasjenige gedeihliche Zusammenwirken mit Meiner Regierung, in welchem Ich die Grundbedingung der Wohlfahrt des Landes erblicke, unmöglich erscheinen ließ.

In Folge hiervon habe Ich die Vornahme von Neuwahlen

Digitized by Google

angeordnet und heiße Ich Sie als die aus denselben hervorgegangenen Vertreter des Landes willkommen.

Die vielfachen Kundgebungen der Anerkennung und der treuen Anhänglichkeit, welche Mir aus Anlaß der Feier des fünfundzwanzigjährigen Jahrestags Meines Regierungsantritts aus allen Theilen des Landes zugekommen sind, haben Mir große Genugthuung gewährt. Wie Ich den vielen an Mich abgesandten Deputationen damals ausgesprochen, habe Ich sie in dem Bewußtsein angenommen, während der Dauer meiner Regierung stets das Gute gewollt zu haben, darin aber auch von Neuem eine mächtige Aufforderung erblickt, in dem Streben nach der Wohlfahrt des Landes,*) so lange Mir die Vorsehung die Kraft dazu giebt, nicht nachzulassen. Wenn, wie Ich hoffen und erwarten darf, die gleichen Empfindungen auch Sie, die Vertreter des Landes, beleben, und Sie dieselben Ihren Berathungen zu Grunde legen, wird die Erreichung des Uns gemeinschaftlich gesteckten Zieles, das Beste des Landes zu fördern, durch einmüthiges Zusammenwirken mit Meiner Regierung erleichtert werden.

Die günstigen Verhältnisse in der Entwickelung der Landwirthschaft und Industrie haben auch in dem verflossenen Jahre keine Unterbrechung erlitten und der Wohlstand des Landes ist zu Meiner lebhaften Befriedigung in stetem Aufblühen begriffen. Diese erfreuliche Erscheinung ist zum großen Theil der belebenden Einwirkung der Staatseisenbahnen zuzuschreiben und berechtigt die bisherige fortschreitende Frequenz und das steigende Erträgniß derselben zu der Erwartung, daß die zur Verzinsung der Anlagekosten noch erforderlichen Zuschüsse sich von Jahr zu Jahr vermindern und endlich ganz verschwinden werden.

Meine Regierung wird auf die Förderung und Erleichterung des Verkehrs auch fernerhin ihr unausgesetztes Bestreben richten. Zu dem Zwecke sind auch in diesem Jahre die Fortsetzung be-

---

*) Zwei Hofdamen unterhielten sich, so daß es Herzog Adolf hören konnte (vielleicht auch sollte) über ihn. „Kein Mensch sieht ihm an, daß er schon 25 Jahre regiert," sagte die Eine. „Nein," erwiderte die Andere, „desto mehr sieht man's aber dem Land' an." Sie wollte etwas dem Herzog Adolf Schmeichelhaftes sagen, hatte sich aber im Ausdruck vergriffen, weil sie ihrer Muttersprache nicht recht mächtig war.

Digitized by Google

gonnener und die Aufnahme neuer Straßenbauten mit vermehrten Mitteln in Aussicht genommen. Die Prüfung der hierauf bezüglichen Anforderungen wird Ihnen erleichtert werden durch die nach dem Wunsche der Stände aufgestellte Uebersicht der nach den jetzigen Bedürfnissen überhaupt noch zu erbauenden Landstraßen, mit hinzugefügter Begutachtung über deren Dringlichkeit und den voraussichtlich erforderlichen Kostenaufwand.

Die Verhandlungen in der Zollangelegenheit haben zu einer allseitigen Verständigung geführt, und durch die abgeschlossenen Verträge, welche Meine Regierung Ihnen vorlegen wird, die Fortdauer des Zollvereins mit erweiterten Verkehrsbeziehungen und verbessertem Tarif auf eine weitere Reihe von Jahren gesichert.

Auch in der Postangelegenheit ist, unter Vorbehalt Ihrer Zustimmung, mit der fürstlich Thurn- und Taxis'schen Verwaltung ein Abkommen getroffen worden, welches dem Lande diejenigen Wohlthaten gewähren dürfte, die nach den gegebenen Verhältnissen erreichbar waren. Ich gebe mich der Hoffnung hin, daß Sie dieses Abkommen als vortheilhaft erkennen und ihm Ihre Zustimmung nicht versagen werden.

Verschiedene Gesetzentwürfe, unter diesen der Entwurf eines die Verhältnisse der Presse ordnenden Gesetzes, sowie ein revidirter Entwurf der landständischen Geschäftsordnung werden Ihnen zur Prüfung und Genehmigung übergeben werden.

Ich habe verfügt, Ihnen den Landesetat alsbald zur Prüfung und Festsetzung mitzutheilen. Aus dieser Vorlage werden Sie ersehen, daß unsere Finanzen als günstig bezeichnet werden können. Das im vorigen Jahre in Aussicht genommene Deficit ist nicht nur verschwunden, sondern ein Ueberschuß an dessen Stelle getreten, und wird es dadurch, sowie durch Verminderung verschiedener Ausgaben und Erhöhung einzelner Einnahmen möglich werden, die directen Steuern gegen das vorige Jahr um ein ganzes Simpel zu verringern. Sie finden hierin den Beweis, daß Meine Regierung auch das materielle Wohl des Landes stets im Auge hat und demselben gerecht zu werden bestrebt ist.

Mögen Sie nun unter dem Schutze der göttlichen Vorsehung Ihre Berathungen beginnen, und wenn Sie dieselben in dem von Mir bezeichneten Geiste fortführen wollen, wird es sicher gelingen, das gemeinsame Ziel zum Segen unseres geliebten Vaterlandes zu erreichen."

Digitized by Google

Diese Thronrede war nicht ungeschickt abgefaßt. Sie ignorirte Alles, was vorgefallen. Sie klang wie Versöhnung. Das gefiel den gutmüthigen und leichtlebigen Leuten.

Der Führer der Großdeutschen, Abgeordneter Rau, beantragte eine Antwortsadresse. Es wurde die Vorfrage erhoben, ob? Die Kammer verneinte dieselbe.

Bei der Berathung dieser Vorfragen fand indeß eine vollständige Erörterung der Lage des Landes statt, welche lediglich der Opposition zugute kam. Es war eine Adreß-Debatte ohne Adresse.

Auch verfiel in derselben die Regierung sofort wieder in den flegelhaften Ton, den sie sich in ihrer Zeitung angewöhnt hatte; und die Versöhnung, welche die Thronrede athmete, gewann dadurch den Anschein der Verhöhnung.

Consul Schepp, der seinen abwesenden Mitconsul Werren vertrat, urtheilte damals (also lange vor Königgrätz) etwa gerade so wie Herr Scherr; d. h. er charakterisirte mich so, wie Herr Scherr behauptet, daß ich in Folge von Gesinnungswechsel und Erfolganbeterei erst nach Königgrätz geworden sei. Mögen sich Herr Schepp und Herr Scherr darüber verständigen.

Ich aber antwortete damals, am 4. April 1865, Herrn Schepp wie folgt:

Als ich die Worte des Herrn Regierungscommissarius vernahm, da, muß ich sagen, kam mir ein Märchen aus alten Zeiten in den Sinn. Ich erinnerte mich nämlich, daß in der „Neuen Wiesbadener Zeitung", zu der Zeit, wo sie in der Blüthe ihrer Excesse stand — bekanntlich ist dieses officielle Blatt wegen einer Reihe von Verleumdungen, gewerbsmäßig verübt gegen der Regierung mißliebige Privatpersonen, zu im Ganzen mehreren Jahren Correctionshausstrafe von den Gerichten verurtheilt worden, die Regierung hat aber auf dem Gnadenwege diese Strafen erlassen, oder deren Vollstreckung gehemmt — damals auch darin zu lesen war, ich hätte auf dem volkswirthschaftlichen Congresse in Gotha, also öffentlich auf dem Congresse und in dessen Sitzung, erklärt: „Nassau liege Preußen geknebelt zu Füßen". Das ist nun von vornherein einmal für jeden unterrichteten Menschen ein handgreiflicher Anachronismus; denn, wie der Herr Regierungscommissarius ganz richtig sagte, datirt ja die sogenannte „Annexionspolitik" erst vom Jahre 1859 oder 1860 her; der Congreß in Gotha war aber schon im Jahre 1858; außerdem sind die

Digitized by Google

Verhandlungen über diesen Congreß stenographisch aufgenommen und gedruckt, und für einen ehrlichen Menschen, der lesen gelernt hat und der sich die Mühe giebt, diese Verhandlungen gewissenhaft zu lesen, wird sich alsbald ergeben, daß das Behauptete nicht wahr ist. Ich habe deshalb durchaus keinen Beruf gefühlt, dieser läppischen Lüge, die das bekannte „großdeutsche" Blatt damals auftischte, zu widersprechen; denn alle verständigen Menschen haben damals schon darüber gelacht. In der That, ich müßte — ich weiß nicht, ob der Herr Regierungscommissarius mit dem, was er uns von den Aeußerungen eines Führers der nassauischen Fortschrittspartei auf einer fremden Versammlung ꝛc. ꝛc. erzählt hat, mich gemeint hat — wenn er aber mich gemeint hat, so müßte ich in der That gestehen, daß ich in dem Munde eines hochgestellten Regierungsbeamten, eines Vertreters der herzoglichen Regierung, gegenüber der Versammlung der Landstände die Wiederholung eines so läppischen Märchens nicht erwartet hätte. Der Herr Regierungscommissarius beschuldigt die Führer der Fortschrittspartei, sie strebten nach „Annexirung". Nun, meine Herren, ich will darauf eine ganz unumwundene Antwort geben. Das Herzogthum Nassau ist allerdings schon einmal mit Annexirung stark bedroht gewesen; es war das in dem Jahre 1814, da lag die Gefahr der Annexirung wirklich vor. Wissen Sie, wodurch man damals diese Gefahr beschworen hat? Dadurch, daß man eine für die damalige Zeit freisinnige Verfassung erließ, dadurch, daß man öffentlich verkündigte, (es steht dies in der Verfassung von 1814, die den Anfang unserer Gesetzessammlung bildet), daß die beiden Herrscher Nassaus in dieser Verfassung, die ich hier in Händen habe, öffentlich verkündigten: „Wir gewähren dem nassauischen Volke, was es verdient, das Recht der Mitwirkung in den Finanzen und in der Gesetzgebung durch frei gewählte Vertreter;" „Wir garantiren dem Volke die freie Aeußerung politischer Meinungen," „Wir garantiren die illimitirte Preßfreiheit," „Wir heben die Frohnden, den Dienstzwang, die Feudallasten, die Monopole und Privilegien auf," „Wir beschränken das Recht der Wildbahn so lange, bis daß sie für die Landwirthschaft eine unschädliche ist," „Wir garantiren die Freiheit des Grundeigenthums, die Abschaffung der Grundbelastungen, Zehnten und Servituten, die Beseitigung der Weidgerechtsame," „Wir verordnen, daß der Justiz ihr stracker Lauf

Digitized by Google

gelassen werde;" „Wir haben von Unseren Domainen zum Vortheile der Staatskasse veräußert, was nothwendig war, indem Uns das nicht als eine Aufopferung erschien, was von Unserem Familiengute zur Wohlfahrt des Landes verwendet wurde." Damals drohte, wie gesagt, in Folge der durch die Rheinbunds-Politik begangenen Sünde wider die deutsche Nation, die Annexirung wirklich und ernsthaft; damals hat man die Gefahr mit diesen Mitteln glücklich beschworen, und in der That nur das sind die Mittel, womit man sie auch in Zukunft beschwören kann. Aber mit solchen Männern und mit solchen Maßregeln wie die da (der Redner deutet nach der Regierungsbank), führt man die Gefahr der Annexirung herbei. Es ist Seitens der Regierungscommission auch die Rede gewesen von Baden. Wenn damit das gemeint war, was kürzlich in Mannheim geschehen ist (die Sprengung einer clericalen Versammlung) so muß ich bemerken, daß ich vom liberalen Standpunkte aus jenes Mannheimer Ereigniß mißbillige und bedauere, aber in dem Munde des Commissarius einer Regierung, wie die herzoglich nassauische, welche den Großdeutschen das Verbotene erlaubt, und uns das Erlaubte verbietet, welche alle unsere Versammlungen (und wenn sie veranstaltet werden, um Weinsendungen für die verwundeten und kranken deutschen Soldaten in Schleswig-Holstein zu Stande zu bringen) von vornherein verbietet und auflöst, und dadurch den Großdeutschen die Mühe spart, sie zu sprengen, in dem Munde eines Mannes wie Herr Schepp, der sich nicht scheut, soeben noch hier alle diese Unthaten als Acte — wie er sich ausdrückt — „der Milde und der Gerechtigkeit" zu glorificiren, nimmt sich doch diese Mißbilligung in der That, ich will einen ganz gelinden Ausdruck wählen, etwas sehr sonderbar aus. Ich gehe nunmehr über zu den ernsthaften Gegenständen. Es ist in der Thronrede vielfach die Rede von den Verhältnissen und der gegenwärtigen Lage unseres Landes; und die sind so wichtig für die Volksvertretung, daß sie auch für den Fall, daß eine Adresse, wie ich glaube, nicht zu Stande kommt, eine öffentliche Beleuchtung erfordern. Es ist die Rede von der fortwährend günstigen Entwickelung unserer wirthschaftlichen Verhältnisse und von unserem blühenden Wohlstande, namentlich von dem blühenden Wohlergehen in Bezug auf Landwirthschaft, Handel und

Digitized by Google

Gewerbe. Es ist die Rede von der Zoll- und Handelsvertragsfrage, von unseren Eisenbahnen, von dem gelinden Maß unserer Steuern, sowie davon, daß das Deficit, welches voriges Jahr in Aussicht stand, sich in einen Ueberschuß umgewandelt, daß die Ausgaben sich vermindert und daß die Einnahmen sich vermehrt haben. Wenn man das Tableau, welches die herzogliche Regierung hier vor den Augen des Landes ausgebreitet hat, überblickt, so könnte man in der That der Meinung sein, daß Nassau das gesegnetste Land des Erdenrundes sei. Indessen Bilder, die blos Licht und keinen Schatten zeigen, pflegen in der Regel nicht ganz richtig zu sein; und so will ich mir denn erlauben, diesem Lichtbilde, um der größeren Aehnlichkeit willen, einige Schattenstriche beizufügen. Ich will zuerst sprechen von den angeblich so außerordentlich niedrigen Steuern, insbesondere der Grundsteuer. Ich habe mir die Mühe gegeben, die Steuern von Nassau und die Steuern von Preußen zusammenzustellen; ich habe dabei benutzt unsere landständischen Verhandlungen, sowohl die Budgetverhandlungen, als auch die Rechnungsprüfungen; ich habe dabei benutzt den neuesten Generalbudgetbericht des preußischen Hauses der Abgeordneten, dessen Ziffern als feststehend betrachtet worden sind, sowohl von der Regierung, als auch von der Volksvertretung. Ich habe mich bei dieser vergleichenden Berechnung beschränkt auf die Zeit von 1858 bis 1862, weil blos aus dieser Zeit bereits geprüfte und definitiv abgeschlossene und anerkannte Rechnungen vorliegen. Ich bin dabei bezüglich der Grundsteuer zu folgendem Resultate gekommen. Die Grundsteuer beträgt in Preußen auf den Kopf der Bevölkerung 16 Silbergroschen 10 Pfennige, also in rheinländisch-süddeutsche Währung übersetzt 59 Kreuzer per Kopf; in Nassau beträgt sie per Kopf der Bevölkerung 2 Fl. 16 Kr. Das ist die billige Steuer! Ich fordere hierdurch die herzogliche Regierung heraus, nachzuweisen, daß diese Ziffern unrichtig sind; ich befinde mich im vollständigen Besitze des officiellen Materials und werde damit den Beweis führen, daß die angegebenen Zahlen richtig sind, daß in Nassau der Kopf der Bevölkerung 2 Fl. 16 Kr. Grundsteuer bezahlt hat in der Zeit von 1858 bis 1862 und in Preußen nur 59 Kr. per Kopf. Dazu kommt, daß im Herzogthum das landwirthschaftliche Areal verhältnißmäßig sehr klein ist, denn in Nassau ist 45 % der Bodenfläche Wald, also beinahe die Hälfte des

Digitized by Google

Landes, während Preußen nur 20 %, also nur $^1/_5$ Wald hat, und die Bevölkerung außerdem bei uns dichter ist, als in den meisten Provinzen von Preußen, indem wir zwischen 5000 bis 6000 Seelen auf die Quadratmeile haben und Preußen in manchen Provinzen nur 2000 bis 3000. Außer dieser Steuer hat nun das Grundeigenthum bei uns schwer zu tragen an den jährlichen Amortisationsrenten für die Ablösungen. Das ist Alles bekanntlich noch lange nicht bezahlt; unsere Grundeigenthümer müssen noch auf lange Zeit hinaus die Ablösungen von Zehnten, von Zinsen, von Gülten, von Erbleihen ꝛc. ꝛc. entrichten; und es kommt dazu, daß diese Ablösungen bei uns im Interesse der Domanialeinkünfte des Herzogs weit höher gegriffen sind, als in Preußen und Oesterreich und in der Mehrzahl der übrigen deutschen Staaten; es gilt das vorzugsweise auch von dem Ablösungsmaaßstab für Erbleihen, der so hoch ist, daß die Leute gar nicht mehr ablösen können und wollen. In unseren Nachbarländern sind die Erbleihen zu der Hälfte und zu $^1/_3$ unserer Ablösungstaxe entfernt worden, und unsere Landwirthe sollen doch concurriren mit den hessischen und den preußischen; und wenn sie härter gehalten werden als diese, dann können sie nicht concurriren und gehen in ihrem Wohlstande zurück. Ich will außerdem noch erwähnen, die hohen und vielfachen indirecten Abgaben, die neuerdings eingeführt worden sind, die Biersteuer, die Branntweinsteuer, die Octrois und Accisen u. s. w. Alles dies drückt mehr oder weniger auf die Landwirthe; ihre Producte sind es, die dadurch im Absatze erschwert und entwerthet werden. Es kommt endlich hinzu, daß in der jüngsten Zeit von der herzoglichen Regierung geradezu gestissentlich und systematisch begünstigt wird die Einführung und Ausdehnung des Gemeindeoctrois und der Gemeindeaccise, die man bekanntlich sonst in aller Welt abschafft. In anderen Staaten (z. B. Belgien) bringt man die größten Opfer, um diese den Verkehr hemmenden, den Absatz der Producte erschwerenden, die Producenten und namentlich die Landwirthe belästigenden Abgaben zu beseitigen; bei uns, in Nassau thut man das Gegentheil; bei uns führt man sie ohne Noth leichtfertig und unüberlegt ein, trotzdem daß sie den ärmeren Schichten der Bevölkerung die nothwendigsten Lebensmittel vertheuern. Denn der Accis wird ja nicht von Austern und Gänseleberpasteten erhoben, sondern von den gewöhnlichen Nahrungsmitteln des Volkes.

Digitized by Google

Ich will auf die Einzelheiten in dieser Beziehung nicht weiter eingehen. Ich begnüge mich anzuführen, wenn von der Blüthe der Landwirthschaft die Rede ist, daß es eine ganz feststehende Thatsache ist, daß die letzte Ernte bei uns theilweise schlecht und im Ganzen unter Mittel war; und daß es unseren Landwirthen dermalen ziemlich knapp geht. Sehen Sie einmal nach bei unseren Gerichten, wie sich die bäuerlichen Concurse daselbst vermehren. Das ist ein Fingerzeig, daß man nicht von einem blühenden Wohlstande sprechen, noch lustig darauf loshausen kann. In anderen Ländern weiß man das besser. Als der Kaiser von Frankreich am 15. Februar d. J. die diesjährige Session der französischen Kammern eröffnete, da sprach er von den verderblichen Wirkungen der plötzlichen Schwankungen in den Preisen der Lebensmittel und überlegte, wie man am besten im Stande sei, „das Unbehagen zu verscheuchen, unter welchem gegenwärtig der Ackerbau leide in Folge des Sinkens der Güter- und Getreidepreise". Das ist die Wahrheit; und die hätte man auch bei uns nicht verkennen oder hinterhalten sollen. Dazu kommt weiter, daß die landwirthschaftlichen Arbeitskräfte gegenwärtig in Nassau sehr rar und sehr theuer sind; und auch dies verschuldet die Regierung; denn sie hat ganze Gemeinden auf Regimentsunkosten nach Amerika spedirt, weil sie sich fürchtete vor „Uebervölkerung", wie das damals officiell erklärt worden ist. Meine Herren, „Uebervölkerung" an fleißigen Händen giebt es überhaupt gar nicht; denn die fleißigen Hände ernähren sich selbst; Uebervölkerung an Faullenzern, ja, die giebt's, aber dagegen hilft leider das Mittel nicht. Denn unsere Faullenzer wollen leider nicht nach Amerika, und man kann sie da auch nicht brauchen. Ich führe weiter an, daß der mittlere und der kleinere bäuerliche Grundbesitz bei uns in ein sehr bedenkliches Stadium getreten ist dadurch, daß er allmälig aufgezehrt wird von der gierigen todten Hand. Er kann sich in Folge der Belastung fast nicht mehr halten. Die Domaine kauft fortwährend einzelne Güterstämme und einzelne Grundstücke auf, während es meines Erachtens für sie und für uns viel räthlicher wäre, wenn z. B. die 3½ %igen Domainenobligationen, die stark unter pari stehen, angekauft und damit diese Schuld getilgt würde. So lange sie noch diese Masse von Schulden hat, braucht die Domaine den Bauern ihre Aecker nicht wegzukaufen; sie sollte vor Allem

Digitized by Google

erst ihre eigenen Schulden abtragen, ehe sie Anderen ihr Vermögen abnimmt. Neben der Domaine gehen her die adeligen Fideicommisse, die sich fortwährend vergrößern. Da haben wir z. B. das gräflich Walderdorf'sche Fideicommiß, das unter Mitwirkung und Beihülfe der Regierung immer weiter um sich greift, das alljährlich für viele Tausende von Gulden aufkauft, dessen Stockbuchsauszug in einem Jahre in einer einzigen Gemeinde um den Ankaufspreis von 12,000 Gulden wuchs. Jeder Stockbuchsauszug über diese neuen Erwerbungen wird dem herzoglichen Staatsministerium vorgelegt und von diesem die Erlaubniß zur Einverleibung dieses bisher freien Privat- und Bauernguts in den Fideicommißcompler erbeten, die denn auch stets ohne Weiteres auf das Bereitwilligste gegeben wird, die Erlaubniß, diese dem Fideicommiß einzuverleiben und sie dem freien Verkehr des wirthschaftlichen Lebens zu entziehen, so daß der Bauernstand, der früher diese Güter besessen hat, gar keine Hoffnung hat, sie jemals wieder zurückzubekommen. Dasselbe, was die Domaine thut, und was die Fideicommisse thun, thun in neuester Zeit auch die Klöster. Das Kloster Dernbach bei Montabaur z. B. kauft ganz in derselben Weise das Grundeigenthum der Bauern auf, und wenn das so fort geht, wird unser mittlerer und kleiner Bauernstand, auf dem die Wohlfahrt des Landes beruht, aufgezehrt werden von der ebenso unwirthschaftlichen als gierigen todten Hand. Dazu kommt nun noch die sich in Folge eines octroyirten Gesetzes und ohne allen rechtlichen Grund über das ganze Land erstreckende sogenannte herzogliche „Jagdservitut", die täglich unsern Wohlstand schädigt. Man weiß in der That kaum, was man dazu sagen soll. Der Zustand ist unerhört im 19. Jahrhundert, und existirt nur noch in Nassau und Anhalt. Es ist doch vom wirthschaftlichen Standpunkte ohne Zweifel richtig, daß das Wild die allertheuerste Fleischproduction ist, die es giebt; und es wird erzeugt auf ungerechte Kosten, denn der Vollzug der Wildschadenstarationen ist bei uns, ich kann das mit aller Bestimmtheit sagen, gegenwärtig der Art beschaffen, daß die Leute entweder gar nichts bekommen, oder zu wenig, und das Wenige jedenfalls zu spät. Das Wild frißt viel und es verdirbt noch mehr als es frißt, und das Uebrige vertrampeln die Jäger und ihre Hunde. Sehen Sie nur den sonderbaren Unterschied zwischen einem nassauischen Bauernhunde, — der doch

Digitized by Google

ein recht nützliches Thier ist, weil er Haus und Hof bewacht, — und einem Jägerhunde; wenn der Bauer seinen Hund mit hinausnimmt auf seinen Acker, so ist auf dem Wege der sogenannten „kleinen Gesetzgebung", welche die Polizeibehörden im Interesse der herzoglichen Jagd machen und handhaben, vorgeschrieben, daß wegen des unschuldigen Hundes, der auf des Bauern eigenen Aeckern herumspaziert, weil dadurch möglicherweise die „noble Jagdpassion" gestört wird, der Eigenthümer bestraft wird; wenn aber der herzogliche Jagdknecht mit ganzen Koppeln von Hunden über die Aecker der Bauern stürmt, das wird trotz allen Schadens nicht bestraft. Und nun ist noch in der neuesten Zeit das einzige Product der „neuen Aera", das einzige Gesetz, welches unter dem Consulate der Herren Werren und Schepp zu Stande gekommen, das „Hundesteuer-Gesetz" erschienen, welches die gewöhnlichen Hunde sehr hoch besteuert, dagegen die Hunde der Jagdeigenthümer und ihrer Jagdbediensteten um ⅔ geringer. Das ist so ein kleines Bild, wie es in unserem idyllischen Stillleben zugeht! Wenn nun dagegen Petitionen und Beschwerden der Verletzten bei dem Landtage eingereicht werden, so ladet man die Leute, die da unterzeichnet haben, vor und vernimmt sie, wie peinlich Angeklagte; man fragt sie, wie alt sie sind, wie viel Kinder sie haben, wessen Glaubens sie sind u. s. w.; dann wird eine große Katechismusabhörung mit ihnen angestellt, ob sie den Ursprung des landesherrlichen Jagdrechts kennten, ob sie wüßten, was in den Gesetzen von 1848, 1855 ꝛc. ꝛc. stehe. Sie werden examinirt, wie Schulknaben, und wenn die Leute darüber sich — wie ich glaube, mit Recht — unwillig äußern, oder wenn sie fragen: „Was brauchen denn in aller Welt bei diesem peinlichen Verhöre nicht blos die Forstbeamten, sondern auch gar die herzoglichen Hofjagdbediensteten, gleichsam als Aufsichts- und Ueberwachungscomité, dabei zu sitzen?" Dann heißt es: „Halt, Du hast das amtliche Ansehen verletzt" und dann werden Dutzende von Unterzeichnern der Jagdpetitionen in schwere Geldstrafen verfälligt oder, ohne daß ihnen auch nur Recurs oder Appellation verstattet ist — auf drei Tage in's Gefängniß geworfen. Das ist vor wenigen Wochen hier in Wiesbaden auf dem Verwaltungsamte und überall sonst auf dem Lande geschehen. Das sind unsere öffentlichen Zustände und ich frage: „Giebt es noch ein deutsches Land, wo es ebenso zugeht?" und „Sind wir oder sind

Digitized by Google

die, welche solche Zustände herbeiführten, die „„Feinde des Staates““? — Ich gehe nun, nachdem ich über die Landwirthschaft gesprochen habe, über zu der angeblichen Blüthe von Handel und Industrie. Ich finde, daß Handel und Industrie bei uns nicht begünstigt werden; im Gegentheil, bei den Concessionen zu Bauten und Fabrikanlagen haben die Leute solche Schwierigkeiten zu überwinden, daß sie es für klüger halten, sich jenseits der nassauischen Grenze anzusiedeln. In unseren Rhein-Hafenorten, die doch für Handel und Industrie, überhaupt für den öffentlichen Verkehr vorzugsweise bestimmt sind, läßt man keine Fabriken hinbauen, vielmehr sagt man: „da sollen Villa's, Land- und Luxushäuser, Prachtbauten hingestellt werden, mit der schmutzigen Industrie wollen wir nichts zu thun haben“. So kommt es denn, daß bei der Residenz Biebrich die industriellen Etablissements dicht jenseits der nassauischen Grenze auf das hessische Gebiet verpflanzt sind, so daß die hessischen Staats- und Gemeindekassen die Steuern bekommen und wir nur das, was invalid wird von den Arbeitern, und den Rauch und Stank und die sonstigen unangenehmen Abfälle des Geschäfts. Die Gewerbesteuer sucht man mittelst der bekannten Steuerschraube zu vervier- und zu versünffachen. Dadurch, daß man die einzelnen Steuersätze auf das Doppelte, ja auf das Zehnfache hinaufschraubt, sucht man die Zahl der Jahres-simpla (der einzelnen Steuerquoten) zu vermindern. Durch solche Künste wird sich kein Mensch, der das Einmaleins versteht, täuschen lassen. Reclamationen gegen diese „Schrauben ohne Ende“ werden regelmäßig abgeschlagen. Ein Gasfabrikant, der von 5 Fl. Steuer im Simpel auf 10 Fl. erhöht wurde, und darüber bei dem Finanz-collegium reclamirte, bekam ein Decret, daß er nunmehr 37 Fl. 50 Kr. bezahlen solle. Wenn man freilich die Gewerbe so kräftig ermuthigt, dann wird die Industrie, die ja mit dem Herzogthume Nassau nicht verheirathet ist, ihre Bündel schnüren und wird sich jenseits der Grenzen etabliren, wo ihr Capital nicht in Gefahr ist, aufgezehrt zu werden von willkürlich gesteigerten Lasten. Was den Handel betrifft, so hat die herzogliche Regierung das ihrige redlich beigetragen zu der Verschleppung der Zollvereinskrisis; und die hat dem Handel schwere Schäden zugefügt, denn die Ungewißheit ist immer das Schlimmste für den Handel; gegenüber einer unsicheren Zukunft ist er vollständig rathlos und gelähmt. Nun hat der

Digitized by Google

Handel aus dem Abschlusse des neuen Zollvereinsvertrags allerdings große Vortheile, namentlich der Weinhandel, der für unser Land von großer Wichtigkeit ist. Die Weinübergangssteuer ist vom 1. Juli 1865 an abgeschafft. Allein ich frage, was hat die herzogliche Regierung zu dieser Abschaffung gethan? Preußen hat schon am 5. August 1862 diese Abschaffung uns offerirt, und erst im September 1864 hat die herzogliche Regierung Preußen einer Antwort auf dieses Anerbieten gewürdigt; sie hatte sich in der Zwischenzeit von mehr als zwei Jahren um wichtigere, dringlichere, ihr näher liegende Dinge zu kümmern gehabt, z. B. um „die deutschen Brüder" in Croatien, Slavonien, Talmatien und dergleichen. Darüber hat sie keine Zeit gehabt, an die Erleichterung des nassauischen Weinbaues und Weinhandels zu denken. — Es ist nun weiter die Rede von der Erneuerung der Zollvereinsverträge und, ich muß beifügen, von dem deutsch-französischem Handelsvertrage. Nun, was an der herzoglichen Regierung lag, diesen nicht zu Stande kommen zu lassen, das hat sie redlich gethan. Dieses Anerkenntniß bin ich ihr schuldig; ob das aber zum Wohle des Landes gereicht hat, ist eine andere Frage. Wenn die herzogliche Regierung sich beeilt hätte, früher ihre Zustimmung zu erklären, so würden wir viele Nachtheile, die jetzt mit dieser Erneuerung der Verträge verbunden sind, überwunden und Vortheile erreicht haben; Preußen würde dann ohne Zweifel die Fortsetzung unserer Eisenbahnen gewährt haben. Vor Allem würde es nicht genöthigt gewesen sein, an Oldenburg und Hannover und die zu dem ehemaligen Steuervereine gehörigen Theile von Braunschweig, als Vorantheil (Präcipuum) 25 Silbergroschen pro Kopf aus den Einnahmen des Zollvereins zu garantiren. Was die mehr bekommen, das bekommen natürlich wir Anderen weniger, und für uns Andere macht das auf den Kopf der Bevölkerung etwa 2 Silbergroschen, also für Nassau 2 mal 462,000 Silbergroschen. Das hätten wir denn bei dieser glücklichen Tactik unserer klugen Regierung auch gewonnen. Wir, die Liberalen, sind bekanntlich ganz in derselben Weise, wie das vorhin von dem Regierungscommissar Schepp hier geschehen ist, weil wir für die Erneuerung der Zollvereins-Verträge gefochten haben, weil wir die Genehmigung des deutsch-französischen Handelsvertrages wollten, weil wir die Freiheit des Verkehrs wollten, als „Feinde des Staates", als

Digitized by Google

„Hoch- und Landesverräther", als höchst gefährliche Menschen, denen man weder Presse noch Vereinsrecht zugestehen dürfe, und die man eigentlich hinter Schloß und Riegel bringen müsse, jahrelang von den Beamten-Journalisten und Agenten der Regierung verschrieen worden; und nun hat das, was wir wollten, was wir blos dachten, die Regierung selbst gethan; was man also als bloße Meinung bei uns schon für einen Hochverrath ausgab, das hat nun die herzogliche Regierung hocheigenhändig selbst vollzogen, eingerichtet und genehmigt; und das beste davon ist, daß sie daran wenigstens wohl gethan hat. — So viel über diesen Gegenstand. Ich muß selbst auf die Gefahr hin, daß mein Vortrag eine etwas zu große Dimension annimmt, noch einige kurze Bemerkungen einschalten in Betreff der Eisenbahnen. Die Eisenbahnen nun, die sind eben einmal da, und da sie Staatsbahnen sind, so fließt das Geld natürlich auch in die Staatskasse. Ich bin aber immer der Ansicht gewesen, daß es besser gewesen wäre, wenn wir Privatbahnen hätten, und ich habe mich nur deshalb entschlossen, meine Zustimmung zu Staatsbahnen zu geben, weil in der desperaten Lage, worin sich die Sache befand, absolut gar kein anderes Mittel war, Eisenbahnen zu bekommen, als wenn man sie auf Kosten des Staats baute; wir waren in der Wahl, „entweder gar keine Eisenbahnen oder Staatsbahnen", und die böse Constellation, diese bange Wahl, hatten, wir dem Umstande zu verdanken, daß die herzogliche Regierung auf die unvorsichtigste Weise vorher Concessionen gegeben hatte an allerlei fremde Abenteurer, die sie nachher im Stiche ließen. Ich habe hier mitgebracht Münch's „allgemeine Geschichte der neuesten Zeit", daß ist ein anerkannter conservativer Schriftsteller, der mit dem herzoglichen Hause sogar in intimster Beziehung gestanden hat, und da ist zu lesen im sechsten Bande auf Seite 344*) eine historische Darstellung über

*) Die Regierung hat nämlich einen gewissen Niellon mit den Eisenbahnen concessionirt, von welchem Ernst Münch a. a. O. bei Gelegenheit der Darstellung der Losreißung Belgiens von Holland, wobei Niellon als Bürgerwehr-Major eine Rolle gespielt, behauptet, derselbe sei „als Schauspieler von dem Theaterpublikum in Gent oft ausgepfiffen und als Falschspieler und Wechselfälscher steckbrieflich verfolgt worden". Von Berlin aus hatte man die nassauische Regierung vor diesem Manne gewarnt. Von anderer Seite hatte man ihr sogar die Stelle in Münch's „Geschichte der neuesten Zeit" gezeigt. Alles das half nichts.

Digitized by Google

eine derjenigen Personen, welcher die herzogliche Regierung Eisenbahn-Concessionen und Privilegien gegeben und ihr höchstes Vertrauen geschenkt hatte. Ich will das nicht vorlesen, weil ich solche scandalöse Persönlichkeiten nicht liebe; aber es ist doch in der That sehr sonderbar, wenn in einem allgemein gekannten Geschichtswerke, das schon 1838 erschienen ist, solche Dinge über eine solche Person stehen, und die Regierung vertraut sich und das Wohl und die Zukunft unseres Landes im Jahre 1852 einer solchen Person blindlings an! Das und andere Fehler waren denn auch die Ursache, daß von Preußen damals keine Concession für die Bahn von Wiesbaden über Limburg nach Altenkirchen zu bekommen war; das war denn der Anfang von unserem Eisenbahnelende; nun, dann kam die feindselige Haltung gegen Preußen in der Darmstädter Coalitionszeit hinzu, und da war es ganz aus mit der Fortsetzung. Später baute man die Rheinbahn, legte aber die feindselige Haltung gegen Preußen nicht ab, und nun versagte man von Berlin aus die rechtsrheinische Fortsetzung dieser Bahn, und so müssen wir schwere, schwere Zuschüsse und Steuern leisten, blos in Folge der großen Fehler, welche die herzogliche Regierung in Bezug auf das Eisenbahnwesen gemacht hat. Das ist die wirkliche Sachlage in Bezug auf unsere Eisenbahnen; und wenn sich dieselben in der letzten Zeit etwas besser rentirt haben, so hat das seinen Grund in dem niedrigen Wasserstande des Rheins in dem letzten halben Jahre, und den hat die herzogliche Regierung, obgleich sie so thut, als mache sie Alles, auch nicht gemacht. An etwas aber will ich noch erinnern: dermalen verzinsen wir nur die Eisenbahnschuld, die Tilgungen des Eisenbahncapitals aber fangen, wenn ich mich richtig entsinne, bezüglich des einen Anlehens von so und so viel Millionen im Jahre 1868 an, bezüglich des anderen im Jahre 1870 und

---

Niellon, in Wiesbaden sogar „Seine Excellenz der Herr General von Niellon" genannt, war und blieb der Vertrauensmann der nassauischen Regierung; und als er sich endlich zurückzog, kam man aus dem Regen in die Traufe. Die herzogliche Regierung warf sich nämlich einem Engländer Namens Stockes in die Arme, einem der heillosesten Schwindler, die je existirten. Die Geschichte der Eisenbahnpolitik der nassauischen Regierung ist ein Kapitel, weit lustiger und nicht weniger lehrreich, als die der kurhessischen Leih- und Commerzbank. Es war eine seltsame Art von fahrender Ritterschaft, welche sich in Biebrich zu treffen pflegte.

Digitized by Google

bezüglich des dritten im Jahre 1872; und wenn man nicht von heute auf morgen in den Tag hineinleben will, dann muß man seine Finanzpläne auch für die Zukunft machen und muß daran denken, daß wir dann jährlich 300,000 Fl. amortisiren müssen; das verdient auch Berücksichtigung; darum soll man sich doch solchen rosenfarbigen Träumen nicht hingeben und den Tag nicht vor dem Abende loben. — Ich spreche zuletzt noch ein Wort über unsere Finanzen. Es heißt, das Deficit hätte sich in einen Ueberschuß verwandelt. Es ist wahr, man hatte im vorigen Jahre auf ein Deficit gerechnet, und es ist verschwunden; allein wir fragen: wodurch ist es verschwunden? Es ist verschwunden eben durch den niedrigen Wasserstand im Rheine, der die Einnahmen unserer Eisenbahnen bedeutend erhöht hat; es ist verschwunden dadurch, daß man eine Summe Geldes, die verwilligt worden war zu productiven Zwecken, nicht verwendete, was eher eine Verschwendung, als ein „Ersparniß" ist; es ist verschwunden dadurch, daß man die Gewerbe- und Gebäudesteuer in ihren einzelnen Sätzen enorm gesteigert, und endlich dadurch, daß man die Amortisation der Eisenbahnschuld suspendirt hat. Das sind die Ursachen, wodurch das Deficit verschwunden ist; und das sind alles Dinge, die sich die Regierung nicht gerade zum Verdienst anrechnen kann. Dann ist die Rede davon, daß die Ausgaben vermindert worden seien. Ich habe die Zusammenstellung über das Budget pro 1865 studirt und habe gefunden, daß dies nur in folgenden zwei Punkten seinen Grund hat: nämlich darin, daß in diesem Jahre 180,000 Fl., die in den Ausgaben von 1864 für die lahme Bundestags-Execution in Schleswig-Holstein figurirten, für 1865 wegfallen; natürlich, denn die Execution hat aufgehört. Dann fällt zweitens pro 1865 hinweg ein Posten für Anschaffung von Gewehren oder Armatur im Betrage von 58,000 Fl.; ein außerordentlicher Posten, der natürlich nicht jedes Jahr vorkommt. Das sind aber doch Dinge, die durchaus nicht der Regierung zum Verdienste angerechnet werden können; namentlich nicht, daß in diesem Jahre nicht auch wieder eine Bundes-Execution in Schleswig-Holstein ist, die man auch voriges Jahr füglich hätte können sein lassen, wenn denn doch Preußen und Oesterreich allein die Arbeit thun sollten, und wenn der durchlauchtigste deutsche Bund im Voraus entschlossen war, sich so namenlos zu blamiren. Also es fallen zusammen 238,500 Fl.

Digitized by Google

weg, nun vergleichen Sie aber die Ziffern, meine Herren, so werden Sie finden, daß die Gesammtausgabeziffer von 1864 betragen hat 4,660,731 Fl. 42 Kr. und für 1865 sind angefordert 4,471,308 Fl. 9 Kr.; es ist also eine Differenz von rund 190,000 Fl.; bringt man aber die 238,500 Fl. (die zwei Posten, die ich soeben erwähnt habe) in Rechnung, so ergiebt sich für dieses Jahr durchaus nicht eine Verminderung, sondern eine Vermehrung der Ausgabe um rund 51,500 Fl. Das ist der wirkliche Sachverhalt. Und diese bedeutende Erhöhung in der Ausgabe besteht größtentheils in Erhöhung von Besoldungen, wodurch gewisse Diener des herrschenden Systems für die von ihnen nicht dem Fürsten und dem Lande, sondern ausschließlich diesem Systeme qualiter geleisteten Lakaiendienste belohnt werden sollen.. — Ich komme nun zu dem letzten Punkte, zu der Vermehrung der Einnahmen. Da ist ungefähr so gesagt: „Das im vorigen Jahre in Aussicht genommene Deficit ist nicht nur verschwunden, sondern ein Ueberschuß an dessen Stelle getreten, und es wird dadurch, sowie durch Verminderung verschiedener Ausgaben und **Erhöhung einzelner Einnahmen** möglich werden, die directen Steuern gegen das vorige Jahr um ein ganzes Simpel zu verringern. Sie finden hierin den Beweis, daß Meine Regierung auch das materielle Wohl des Landes stets im Auge hat und demselben gerecht zu werden bestrebt ist." Ja, wenn die Erhöhung der Einnahmen diesen Beweis lieferte, wenn also, je mehr wir bezahlen müssen, desto mehr die Regierung den Beweis führen würde, daß sie für unser materielles Wohl bestrebt ist und ihm gerecht zu werden sich bemühe, so wäre das allerdings eine sehr einfache, aber für die Steuerzahler nicht sehr angenehme Beweisführung. Was nun aber die Steuern betrifft, so komme ich zurück auf die Eingangs erwähnte vergleichende Parallele zwischen den nassauischen und preußischen Steuern. Bezüglich der Grundsteuer habe ich das Nöthige bereits früher erwähnt. Ich habe nun aber auch die Vergleichung ausgerechnet bezüglich des gesammten Steuerquantums in den Jahren von 1853 bis 1862 in Preußen und Nassau. In Nassau sind während der Jahre von 1858 bis 1862 in Summa 24½ Simpel Steuern erhoben worden, macht im Durchschnitt pro Jahr $^{49}/_{10}$-Simpel. Das vertheilt sich pro Kopf — ich nenne zuerst die Ziffer von Nassau und dann von Preußen — während dieses Zeitraums bei der directen

Digitized by Google

Steuer in Naſſau auf 3 Fl. 19. Kr., in Preußen auf 2 Fl. 4 Kr. In Betreff der indirecten Steuern beträgt die Quote in Naſſau pro Jahr 4 Fl. 39 Kr. pro Kopf der Bevölkerung, in Preußen 4 Fl. 14 Kr., die directen und indirecten Steuern zuſammen in Naſſau 7 Fl. 58 Kr., in Preußen 7 Fl. 3 Kr., alſo bezahlten wir pro Kopf und pro Jahr in dem gedachten Zeitraume mehr als Preußen mit ſammt ſeiner Militairreorganiſation und ſeinem Herrn von Roon. Das ſind Thatſachen; und ſelbſt auf die Gefahr hin, daß ich nun wieder von irgend einem allein ſeligmachenden Staatsweiſen meines engeren Vaterlandes ein „Feind des Staats" und ein „Annexioniſt" geheißen werde, habe ich mich doch für verpflichtet gehalten, zur Beſeitigung gefliſſentlich und ſorgfältig gepflegter Irrthümer dieſe Thatſachen dem verehrlichen Abgeordnetenhauſe zur Prüfung vorzulegen. Ich glaube, ſie wiegen ſchwerer, als alle böſen Redensarten von „Annexiren" und alle ſchönen Redensarten von „Milde" und von „Gerechtigkeit", wie ſie der Herr Regierungsdirector Schepp ſo beredſam im Munde führt.

V.

Eine Rede auf dem Abgeordnetentage.

(Frankfurt am Main, 1. October 1865.)

Der Sechsunddreißiger-Ausſchuß hatte die Mitglieder ſämmtlicher deutſchen Landesvertretungen zur Berathung der ſchleswig-holſteinſchen Frage nach Frankfurt am Main berufen. Aus Oeſterreich war nur einer gekommen, Herr Brinz. Aus Preußen acht, nämlich die Herren Pauli, Becker, Cetto, Jablonsky, Lüning, Naſſauf, Groote und — Freſe. Tweſten hatte ſein Ausbleiben in einem Briefe an den Ausſchuß motivirt, klar und feſt, wie immer.

„Wir haben," ſagte er, „nicht blos die Rechte des Volks den Regierungen gegenüber, wir haben auch die Machtſtellung unſeres, des preußiſchen Staats in's Auge zu faſſen und können uns daher nicht an Schritten betheiligen, welche ſich nicht blos gegen die augenblicklichen Machthaber, ſondern gegen den preußiſchen Staat wenden, welche darauf abzielen, Preußen eine Niederlage zu bereiten. Ich hielt es im Februar

Digitized by Google

v. J. für geboten, nicht mehr an dem Sechsunddreißiger-Ausschusse Theil zu nehmen, als er das übrige Deutschland gegen Preußen aufrief. Aehnlich liegt die Sache jetzt. Wir ziehen jede Alternative einer Niederlage des preußischen Staates vor. Wir thun das nicht blos in preußischem, sondern auch in **deutschem** Interesse, weil wir durch den Verlauf der neuesten Ereignisse nur in der Ueberzeugung bestärkt sind, daß es keine Macht giebt, die für Deutschland etwas leisten und wirken kann, als Preußen. Eine Gefahr von Schmach und Schande dem Auslande gegenüber, eine Gefahr der Einmischung desselben liegt nicht vor. Eine solche Gefahr würde nur entstehen, wenn die vagen, von fern gegen Preußen eingegebenen Gedanken eines Deutschland ohne Preußen Realität gewinnen könnten. Darauf gerichtete Pläne würde ich für verderblich halten, wenn sie nicht ohnmächtig wären. Bei der jetzigen Sachlage fürchte ich, daß Verhandlungen preußischer und süddeutscher Abgeordneten über die schleswig-holsteinische Sache entweder resultatlos verlaufen, oder den Bruch zwischen dem Norden und Süden Deutschlands unheilbar erweitern würden. Daher halte ich es für gerathen, daß die preußischen Abgeordneten dem gegen ihre Wünsche berufenen Abgeordnetentage fern bleiben. Den Muth, für Recht und Freiheit einzutreten, sowohl der eigenen Regierung wie populären Strömungen gegenüber, haben Manche von uns bewährt und werden ihn ferner bewähren. Die Voraussetzung einiger süddeutscher Zeitungen, als ob wir aus Furcht vor unserer Regierung zurückbleiben möchten, muß ich zurückweisen, und ebenso die Voraussetzung, daß die Ausbleibenden den etwaigen Beschlüssen der Erschienenen zustimmten. Die Mehrheit der preußischen Abgeordneten wird **niemals** Beschlüssen zustimmen, welche **gegen** die Macht und die Zukunft des **preußischen** Staates in die Schranken treten."

Der Ausschuß fand es nicht indicirt, das Schreiben Twesten's zu veröffentlichen. Dagegen finden sich in der officiellen Ausgabe der Verhandlungen Zuschriften veröffentlicht, bei welchen wenigstens ich mir nichts zu denken vermag; z. B. folgende von dem sonst verdienstvollen Naturforscher Prof. Roßmäßler: „An den Abgeordnetentag ꝛc. Sonder Klügelei und Bedenken kommt Ihr, wie

Digitized by Google

Pflicht gebot, Volksrecht zu wahren. In Volkes Namen wagt zu danken: Roßmäßler.

Zwei andere preußische Abgeordnete, Frese der Demokrat und der alte Harkort, von Anno Neunundvierzig her berühmt als Demokraten-Fresser, erließen Proteste gegen Twesten, worin sie sich „äußerst weitgehend" gerirten und Twesten in den Bann thaten.

Im Ganzen waren 272 Abgeordnete da, fast alle Kleinstaatler. Frankfurt und Nachbarschaft war am stärksten repräsentirt. Aus Nassau z. B. sah man 21, aus Hessen-Darmstadt 23 und aus der freien Stadt Frankfurt gar 37 Vertreter des souverainen Volkes.

Der Literat Adam Trabert von Fulda (damals Mitglied der kurhessischen Ständeversammlung), welcher gegenwärtig in Wien für die Republik, mit dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm dem Standhaften an der Spitze, schwärmt, bewegte sich damals schon in gleicher Richtung. Er stellte den Antrag, ein Manifest an die deutsche Nation zu erlassen. Dies „Manifest" sollte folgenden Inhalt haben:

1. Die in der schleswig-holsteinischen Frage entwickelte (sic!) Politik Preußens und Oesterreichs charakterisirt sich als widerrechtliche und dabei antinationale Gewalt, aus welcher anzuerkennende Rechte, die im Widerspruch stehen mit dem Selbstbestimmungsrechte der Schleswig-Holsteiner, niemals erwachsen können.

2. Der preußisch-österreichischen Vergewaltigungspolitik gegenüber sind „die übrigen deutschen Staaten" (sic!) verpflichtet, sich zu vereinigen zu einem engeren Bündnisse, welches, gestützt auf gemeinsame Volksvertretung und geleitet durch ein kräftiges Bundesdirectorium mit verantwortlichen Bundesministern, jeder Vergewaltigung zu widerstehen und gleichzeitig den Anfang einer föderativen Einigung von Gesammtdeutschland abzugeben vermöchte.

3. Unterlassen es die deutschen Regierungen (d. i. die der übrigen deutschen Staaten), gemeinschaftlich mit dem Volke (d. i. der Bevölkerung der übrigen ꝛc.) in diesem Sinne vorzugehen, so würde es jedenfalls nicht die Schuld der deutschen Abgeordneten sein, wenn in immer weiteren Kreisen die Ueberzeugung Platz greift, daß nur noch die Politik Derer gerechtfertigt erscheine, welche die Herstellung einer deutschen Föderativrepublik durch das deutsche Volk fordern.

Digitized by Google

Der württembergische Abgeordnete Oesterlen secundirte und stellte einen Eventualantrag, wonach die deutschen Regierungen sofort das Selbstbestimmungsrecht von Schleswig-Holstein und zugleich auch das Erbrecht des Augustenburgers (beides diametral entgegengesetzte Dinge, — Thronbesteigung durch Volkswahl und legitimistische Thronfolge kraft positiven Rechts, kraft Geburt und Verträge!) im Bundestage beschließen, falls aber Preußen so nicht wolle, die „übrigen" Regierungen, statt des alten, aufzulösenden Bundes, einen neuen etabliren sollten, und zwar ebenfalls „sofort".

Herr Trabert rechtfertigte seinen Antrag in einer donnernden Rede, zu welcher er selber den Tact schlug, und zwar mit den Händen auf dem Pultbrette und mit den Füßen auf dem Boden der Rednerbühne, was großen Effect machte. Bemerkenswerth waren außerdem in der Rede nur noch zwei Dinge. Erstens, daß der Herr Redner behauptete, das deutsche Volk habe die Politik satt, es rühre weder Hand noch Fuß, ja es erscheine nicht einmal mehr als Zuhörer zu seiner Abgeordneten unsterblichen Reden; von seinem „Manifest" versprach er sich den Erfolg, es zu wecken. Zweitens, daß er die feindselige Einmischung Englands und Frankreichs in die deutschen Angelegenheiten als ein keineswegs bedauerliches und jedenfalls in Kürze bevorstehendes Ereigniß ankündigte. Das von Frankfurter Stenographen aufgenommene Protokoll vermerkt nach jeglichem Satze entweder „Beifall" oder „lebhafter Beifall" oder „stürmischer Beifall".

Ich sprach gegen die Anträge der Herren Trabert und Oesterlen und vertheidigte die abwesenden Preußen, namentlich äußerte ich mich mit Entschiedenheit gegen die Augustenburgerei:

„Die Hauptsache ist, daß in Schleswig-Holstein die Interessen Deutschlands gewahrt werden. Meiner Ansicht ist dies das Erste, nicht aber, daß Herr So und So auf den Thron gelangt, und wenn sein Recht noch so legitim wäre. Ueberhaupt muß ich aufrichtig gestehen, daß ich nicht im Stande bin, mich an dieser legitimistischen Schwärmerei zu erwärmen. Denn, im Grunde genommen, meine Herren, was ist denn legitim in unserem Deutschland? Nur Kaiser und Reich. Nur das ist unbestreitbar legitim. Von den Uebrigen aber ist einer so legitim als der andere."

Dann fuhr ich fort:

Digitized by Google

„Auf das Allerentschiedenste muß ich aber warnen vor den Anträgen der Herren Oesterlen und Trabert."

„Herr Trabert will wieder einmal ein Manifest an die deutsche Nation. Herr Trabert hat schon so oft versucht, dem Volke zu sagen, was er denkt. Wir Andere wohl auch, ein Jeder in seinem Kreise. Das Volk wird daher wohl wissen, was wir denken, und was es selber davon hält. Ueberhaupt ist es ja weniger Mangel an Einsicht, woran wir leiden, als Mangel an politischer Thatkraft, an wirklicher Initiative. Wenn wir Kleinstaatler fortwährend donnern gegen Preußen und Oesterreich, so wird es doch endlich auch einmal an der Zeit sein zu fragen, was haben *wir* denn gethan? Ich fürchte, auf diese Frage haben wir keine andere Antwort, als die bekannte: „Wir sind allzumal Sünder und ermangeln Alle des Ruhms."

„Der badische Minister Freiherr Franz von Roggenbach konnte in der badischen Kammer, interpellirt wegen seiner Haltung zur schleswig-holsteinischen Frage, ohne alle Gefahr eines Widerspruchs wahrheitsgemäß und offenherzig antworten: „„Die Regierung fürchtet sich durchaus nicht, sich tragen zu lassen von den hochgehenden Wogen der öffentlichen Meinung, aber sie hat bis jetzt in dieser Frage noch nirgends etwas von einer solchen Bewegung entdeckt, von welcher sie sich tragen lassen könnte.""

„Ich fürchte, wenn wir, wie Herr Trabert wünscht, die kleinstaatlichen Regierungen aufrufen zu einem solchen engeren Bündnisse, um damit der „„„Vergewaltigung"" durch Oesterreich und Preußen zu widerstehen, so täuschen wir nicht nur die Regierungen, sondern auch das Volk und uns selber. Ich kann mir von einem solchen Bündniß weder ein „„„kräftiges"" Directorium, noch eine „„„freie"" Volksvertretung versprechen. Ich traue auch einem solchen Bündniß keine Widerstandskraft und keine Wehrfähigkeit zu. *Wir könnten uns dabei höchstens Schläge holen.* Man spricht von einer Erhebung des Volkes. Ja, meine Herren, wenn wir einmal eine *wirkliche*, hochgehende *nationale* Volksbewegung in Deutschland haben, dann begnügen wir uns nicht mit diesem elenden Bundesbettel der Herrn Oesterlen und Trabert. Dann verlangen wir Besseres."

„Im Grunde genommen beruht der Antrag ja doch auch auf dem Gedanken der sogenannten „„„dritten Gruppe"", der so alt ist,

Digitized by Google

als Deutschlands Verfall. In dem Augenblicke, wo das nicht mehr lebensfähige alte deutsche Reich in die Grube sank, erhob sich dicht daneben zum ersten Male jene dritte Gruppe; und sie nannte sich Rheinbund. Jetzt nennen sie es nicht Rheinbund, sondern die dritte Gruppe, der neue Bund, oder das engere Bündniß. Auf den Namen kommt es nicht an. In der Sache ist es heute dasselbe wie damals. Und was war es damals, dies engere Bündniß deutscher Mittel- und Kleinstaaten? Ein Corruptionswerkzeug in den Händen des Auslandes zur Erniedrigung Deutschlands; eine Maschinerie, mittelst deren man Zehntausende unserer Väter und Vorfahren in französischem Solde und für französische Interessen zur Schmach des deutschen Namens, zur Knechtung des eigenen Vaterlandes, auf die Schlachtfelder von ganz Europa, von Spanien bis Rußland, geführt hat. Ei, meine Herren, wo war denn damals bei dieser dritten Gruppe das kräftige Directorium, das verantwortliche Bundesministerium und die gemeinsame freie Volksvertretung? Die kleinen Herren regierten damals ja bekanntlich alle absolut und wurden commandirt vom Kaiser von Frankreich. Oesterreich und Preußen dagegen, vor allen Dingen aber Preußen, waren es, welche 1813 und 1814 das Joch der Fremdherrschaft abgeschüttelt und die Ehre des deutschen Namens wieder hergestellt haben. Deshalb Achtung vor Preußen!"

„Und kaum, nachdem dieser Sieg glücklich errungen war, natürlich ohne Mitwirkung der dritten Gruppe, die, so lange sie konnte, auf der Seite des Auslandes verharrte, da tauchte am Tage danach auf dem Pariser Frieden schon sofort das Gelüste auf, ein solches Bündniß, welches abermals in eine gewisse Liaison mit Frankreich treten sollte, zu erneuern. Lesen Sie doch die Actenstücke darüber nach in den Büchern des Professors Schaumann und des Freiherrn Hans von Gagern über den zweiten Pariser Frieden!"

„Und abermals etwas später, es war, glaub' ich, zu Anfang der zwanziger Jahre, da erschien das verrufene „Manuscript aus Süddeutschland", das von einem süddeutschen Könige geschrieben oder wenigstens inspirirt war. Es erneuerte das Verlangen nach Wiederaufrichtung des Rheinbundes im südwestlichen Deutschland. Es schimpfte wider Preußen und wider unsere Hansestädte, welche uns angeblich an England verriethen. Es athmet den widerwär-

Digitized by Google

tigsten Particularismus, heuchlerisch versteckt hinter freisinnig klingenden Phrasen.

„Und diese selbigen Regierungen — denn sie sind ja dieselben geblieben — die sollen wir auffordern, die höchsten Interessen Deutschlands zu wahren? Und womit sollen wir ihnen den guten Willen dazu beibringen? Dadurch daß wir ihnen, nach Trabert, sagen: „„Wenn Ihr Euch nicht schickt, hinter uns da haben wir die Föderativrepublik!"" Ja, meine Herren, das ist eine höchst eigenthümliche captatio benevolentiae, um diese Regierungen zu veranlassen, daß sie nach unserer Pfeife tanzen, wenn wir ihnen zu gleicher Zeit die höchst tröstliche Aussicht auf eine deutsche Föderativrepublick in Gnaden zu eröffnen geruhen."

„Nun will ich Ihnen aber auch noch kurz sagen, was denn von diesen selbigen Regierungen speciell in der schleswig-holsteinischen Sache zu erwarten wäre. Ich habe hier den Geschichtskalender von Schultheß mitgebracht; ich könnte Ihnen Alles das, was diese Regierungen in den Jahren 1863, 1864 und 1865 gethan und nicht gethan haben (und gerade die Regierungen, die hier aufgefordert werden sollen) mittheilen; das würde aber eine Stunde dauern und da ich nur 15 Minuten zur Verfügung habe, so will ich Ihnen nur das mittheilen, was diese Regierungen gethan haben während derjenigen Monate des Jahres 1864, wo die schleswig-holsteinische Bewegung in Deutschland am höchsten ging, wo sie also wohl das Aeußerste gethan haben, was ihr guter Wille und ihre gute Kraft vermochten. Ich finde nun zuerst eingetragen unterm 2. Januar 1864, daß Oesterreich beantragt hat, den Herzog Friedrich aufzufordern, Holstein sofort zu verlassen; und dafür hat eine Reihe dieser Regierungen gestimmt. Dann hat das baierische Ministerium unterm 3. Januar den schleswig-holsteinischen Vereinen verboten, die gesammelten Gelder an den Sechsunddreißiger-Ausschuß abzuliefern und unter einander in Verbindung zu treten. Aehnlich verfuhr am 5. Januar Sachsen, das auch dafür gestimmt hatte, den Herzog Friedrich aus Holstein auszuschwefeln — und sein vielgepriesener Minister von Beust hat deshalb in der sächsischen zweiten Kammer, die ihn darob heftig anging, allerlei kahle Entschuldigungen vorgebracht. Von Kurhessen finde ich eingetragen unterm 7. Januar, daß der Kurfürst auf eine Adresse des Stadraths und des Bürgerausschusses von Kassel eine ablehy-

Digitized by Google

nende Antwort ertheilt und erklärt hat, „seine Regierung dürfe dem Bunde nicht vorgreifen, das führe zu Unordnungen; der Bund werde die Sache in der kürzesten Zeit machen und darauf wolle er warten.“ Es scheint nun, daß zwischenzeitlich bis jetzt der Kurfürst auf den Bund und der Bund auf den Kurfürsten gewartet hat. Ich finde weiter eingetragen unterm 7. Januar, daß der Landtag des Fürstenthums Liechtenstein eine Adresse an den Fürsten von Liechtenstein und Vaduz erlassen hat, worin er die sofortige Anerkennung des Herzogs Friedrich fordert, und dieser selbe Landtag schickt uns heute ein Schreiben, worin er sagt, Schleswig-Holstein solle preußisch werden. Unter dem 10. Januar finde ich eingetragen, daß der König von Hannover den Empfang der ihm von Herrn von Bennigsen in Aussicht gestellten Adresse der großen Landesversammlung in Hannover abgelehnt hat, und daß sein Minister von Hammerstein erklärt hat, der König wolle der Bundesentscheidung nicht vorgreifen, gerade wie der Kurfürst von Hessen. Unterm 14. Januar kam der Antrag von Oesterreich und Preußen über die Inpfandnahme Schleswigs zur Verhandlung, und da hat auch wieder eine ganze Reihe von deutschen Bundesregierungen dafür gestimmt, aber der Antrag fiel durch, und als nun Oesterreich und Preußen erklärten, sie würden es trotz der Ablehnung des Bundestages selbst machen, was war da mit diesen deutschen Regierungen? Ich könnte Ihnen wenigstens aus eigener Wissenschaft eine nennen, die gegen den Antrag gestimmt hatte und sich im Geheimen königlich darüber gefreut hat, daß sie selbst nun, zusammen mit den anderen, von Oesterreich und Preußen vergewaltigt würde. Unterm 17. Februar hat der kurhessische bleibende ständische Ausschuß in einer Adresse an das Ministerium zum Zwecke der Berathung der schleswig-holsteinischen Sache die Wiedereinberufung der Stände verlangt. Das kurfürstliche Ministerium hat ablehnend geantwortet. Darauf hat nun Baiern die Mittel- und Kleinstaaten zu den Würzburger Conferenzen eingeladen. Die Zusammenkunft hat stattgefunden und man hat dort beschlossen, es solle nunmehr vorwärts gehen und der Prinz von Augustenburg solle unverzüglich durch den Bund anerkannt werden. Ob das geschehen ist, das wissen Sie ja. — Der schleswig-holsteinische Verein von Nürnberg sendete eine Deputation mit einer Adresse an den König von Baiern; dieser, hierin mit Seiner Majestät von Hannover vollkommen übereinstimmend, lehnte die

Digitized by Google

Entgegennahme der Adreſſe am 17. Februar 1864 ab. Die Miniſterconferenz in Würzburg fand am 18. und 19. Februar ſtatt; es wurde damals poſitiv ausgeſprochen, daß der Bund die ſchleswig-holſteiniſche Angelegenheit beſchleunigen und am Bunde auf ſofortige Anerkennung des Auguſtenburgers, auf Einberufung der holſteiniſchen Stände und Verſtärkung der Bundestruppen angetragen werden ſolle. Von Alledem iſt, wie Sie wiſſen, nichts geſchehen. Ferner finde ich noch notirt, daß im Anfange Februar die hannöveriſche erſte Kammer einen Beſchluß für Schleswig-Holſtein faßte; die zweite Kammer trat am 29. Februar bei, beide Kammern aber wußten damals nicht, was für ſchöne Dinge in dem engliſchen Blaubuche ſtanden — über die Verhandlungen des Miniſters Grafen Platen mit dem engliſchen Geſandten; die waren denn nachher ſehr geeignet, auf dieſes herzliche Einvernehmen und dieſe gemeinſchaftliche Schwärmerei zwiſchen Regierung und beiden Kammern etwas ſehr kaltes Waſſer zu gießen. Man ſagte zwar, der engliſche Geſandte habe den Grafen Platen mißverſtanden, allein ich glaube das nicht, denn ſo unfähig ſind engliſche Geſandte nicht!"

„Das iſt alſo eine ſehr unvollſtändige und ganz kurze Blumenleſe von zwei Monaten, von nur zwei Monaten derjenigen Zeit, wo die Bewegung am höchſten ging; und nun ſollen wir von dieſen Regierungen, deren Großthaten hier verzeichnet ſtehen, plötzlich Hülfe und Rettung erwarten, wenigſtens dann zu erwarten haben, wenn wir ihnen als Lockſpeiſe die „Föderativrepublik" in Ausſicht ſtellen?"

„Ebenſo wenig wie für den Antrag des Herrn Trabert kann ich für den des Herrn Oeſterlen ſtimmen; der ſtellt nämlich im Falle der durch Nichteinſetzung des Auguſtenburgers bedingten Auflöſung des Bundes einen „neuen Bund" in Ausſicht. Ich denke aber, dieſer „neue Bund" wäre ſchlimmer und mangelhafter als der alte, und der alte iſt mir ſchon defect genug. Neue Configurationen und Einrichtungen macht man nicht auf dieſem löſchpapiernem Wege; die entſtehen nur durch eine große, maſſenhafte, nationale Bewegung des Volks, wie ſie im Jahre 1813 und 1848 Statt hatte."

„Iſt eine ſolche Bewegung ſiegreich, ſo entſteht etwas Beſſeres als die alte Einrichtung, und iſt ſie nicht ſiegreich, ſo muß nach dem Grundſatze des ritorn ar' al segno der Anlauf wiederholt werden. Aber durch ein Zurückweichen hat noch niemals Jemand einen Sieg er-

Digitized by Google

fochten und am allerwenigsten, wenn er in einem unbegreiflich, sinnbethörenden Widerspruche auf sein Banner, gleichzeitig die legitimistische und republikanische Idee schreibt."

Die Trabert'schen und Oesterlen'schen Anträge wurden zurückgezogen. Trabert motivirte die Maßregel damit, „man habe den Antragstellern das Wort abgeschnitten". Jeder derselben hatte aber doch eine sehr lange Rede gehalten. Gleichwohl behauptete Trabert, man habe ihm und seinem dicken Freunde, dem Triarier Oesterlen, das Gehör verweigert; und der Frankfurter Publicus wieherte Beifall, vermischt mit sittlicher Entrüstung.

Oesterreich, das damals noch nicht auf augustenburgischen Pfaden wandelte, sondern dieselben erst einschlug, als ihm Preußen für seinen Antheil an der Kriegsbeute nicht so viel zahlen wollte, als es verlangte, — Oesterreich klatschte keinen Beifall, sondern schrieb acht Tage nach der Versammlung einen sehr groben Brief an den hochweisen Senat der freien Stadt Frankfurt. Derselbe hob an wie folgt:

„Der Verlauf des am 1. d. Mts. zu Frankfurt a. M. abgehaltenen sogenannten Abgeordnetentages hat bis jetzt nur die innere Haltlosigkeit dieses neuen Agitationsversuchs und die Zerfahrenheit der politischen Parteien in Deutschland bloßgelegt."

Dann aber wird das Ganze doch als ein sehr verdächtiges „revolutionaires" Treiben aufgefaßt und geschlossen mit dem Antrage, der hohe Senat wolle dem Unfuge sofort ein Ende setzen, sonst werde man (so lautet die unbestimmte Drohung) „auf anderweite Schritte Bedacht nehmen, um von dem Sitze der hohen deutschen Bundesversammlung die bisherigen ungesetzlichen Bestrebungen ferne zu halten".

Bekanntlich hat Oesterreich diese Drohung nicht realisirt, sondern bald darauf sich selbst an die Spitze der Herren Freese, Trabert, Oesterlen und Moses May gestellt und sich, namentlich in Holstein, mit großer Wärme den Bestrebungen und Agitationen hingegeben, welche es hier noch mit so schwarzen Farben schildert.

Was mich anlangt, so hatte ich das Vergnügen, ein Vierteljahr lang in allen großdeutschen Blättern der verschiedenen Nuancen (conservativ, demokratisch, clerical, republikanisch, föderativ, legitimistisch), aus Rock und Camisol geschimpft und damals schon aller derjenigen Ueberzeugungen und Meinungen geziehen zu werden,

Digitized by Google

welche ich mir, nach Herrn Johannes Scherr, erst in weit späterer Zeit auf dem Wege der Königgrätz-Erfolganbeterei angeeignet haben soll.

Ja, ich wurde sogar — worauf ich sehr stolz bin — besungen, und zwar von dem Frankfurter Stadtpoeten Herrn Friedrich Stoltze in dessen Blatt, genannt „die Latern'". Er schilderte dort, wie demnächst des Himmels Strafgerichte uns verdammte Bismärcker Alle niederschmettern werde und schloß mit einem Vers, der mir etwas bekannt vorkam; denn ich glaubte, ihn schon einmal in „des Sängers Fluch" von Uhland gelesen zu haben. Er lautete:

„Und nur noch eine Säule
Zeugt von vergang'ner Pracht.
Drauf sitzt der Braun als Eule;
Und Alles hat gelacht."

Die Prophezeihung mit dem Lachen traf denn auch ein. Denn es wurde allerdings später gelacht über die sonderbaren excentrischen Rückzugsbewegungen der Frankfurter Gracchen, über die Heldenthaten des Frankfurter Bataillons und über die gar zu weinerlichen Schmerzensschreie, welche Herr Hampelmann und Herr Sonnemann ausstießen.

Ich war so unvorsichtig mitzulachen. Da schrieben Herr Stoltze, der Stadtpoet, Herr Sonnemann, der Banquier, und Herr Hampelmann, der baumwollene Waarenhändler, jeder eine Broschüre wider mich theils in gereimter und theils in ungereimter Rede; und der Stuttgarter „Beobachter" versicherte auf Ehrenwort, ich sei durch jede derselben „vernichtet".

Und ich? Was sollte ich machen! Ich glaubte ihm. „Denn Brutus sprach's, und Brutus ist ein ehrenwerther Mann!"

VI.

Eine Landtagsrede.

(Wiesbaden, 27. Juni 1866.)

Es war gerade kein sehr gemüthlicher oder behaglicher Zustand, in welchem die national gesinnten Mitglieder des nassauischen Landtags sich Ende Juni 1866 befanden. Die Regierung hatte einen

Digitized by Google

weiten Credit für Kriegszwecke angefordert. Wir wußten, daß sie einfach Oesterreich Heeresfolge leisten wollte wider Preußen. Die Regierung nannte das „Bundestreue". Wir nannten es anders. Wir wußten genau, was Deutschland bevorstand, wenn Oesterreich im Bunde mit den Kleinstaaten über Preußen siegte. Wir hatten in Nassau einen sehr deutlichen und wenig angenehmen Vorgeschmack davon bekommen seit August 1863. Denn seit dem Fürstentage von Frankfurt stand der Herzog Adolf von Nassau ausschließlich unter österreichischem Einfluß. Sein Regierungspräsident Winter suchte denselben zu mäßigen, aber er konnte nicht aufkommen wider die geheime Camarilla, an deren Spitze für Civilsachen der (nur zum Schein bei Seite geschobene) Director Werren, für Diplomatie und Militairsachen ein Herr Hieronymus Zimiecki von Zimichenstein (wo dieser Zimichenstein liegt, konnte nie vermittelt werden) stand. Letzterer war polnischer Abkunft und war als Lieutenant aus Sachsen zugereist gekommen. Mit einer Geschwindigkeit, welche an das Avancement in der „Herzogin von Gerolstein" erinnert, hatte ihn Herzog Adolf zum General vorrücken lassen. Jetzt ist er österreichischer General. Gleich Herrn von Beust ist er die Treppe hinaufgefallen, jedoch nicht direct von Sachsen nach Oesterreich, sondern Zwischentritt: Nassau. Es giebt solche Zwischentritte. In Nassau selbst war der Landtag ein solcher. Wenn es einem nassauischen Beamten auf dem Westerwalde zu einsam und kalt war, cujonirte er die Bauern so lange, bis sie ihn in den Landtag wählten. Dort leistete er Knechtsdienste; dann wurde er in den Rhein- oder Maingau versetzt.

Wir wollten nun im Landtage verhindern, daß Nassau sich in den Krieg stürze; wir (d. h. die nationale Partei des Landtags) sahen voraus und sagten auch voraus: Wenn Preußen siegt, ist es natürlich mit dem Herzogthum Nassau zu Ende, denn es ist geographisch eine Enclave von Preußen: und Preußen wird in seinem Körper einen stets rebellirenden Giftstoff nicht dulden; wenn Preußen unterliegt, fallen wir in Nassau einer österreichischen Mißregierung zum Opfer, gegen welche Tilly als ein liebenswürdiger alter Gentleman erscheint. Konnten wir die Betheiligung am Kriege nicht hindern, dann wollten wir wenigstens nicht mitthun; wir wollten keine Verantwortung für Maßregeln übernehmen, an deren Stirn wir deutlich das „Finis Nassoviae" erblickten. Wir woll-

Digitized by Google

ten, wie wir es im Huldigungseide geſchworen, dem Herzog Adolf „treu, hold und gewärtig ſein und ihn (ſo hieß es wörtlich) vor Schaden warnen".

Aber er ſelbſt machte uns das Warner-Amt doch ein wenig zu ſauer. Man hetzte den Pöbel wider uns und die Solbaten. Dem erſteren ſagte man, wir ſeien an dem Kriege und der Arbeitsloſigkeit ſchuld, ſie möchten ſich an uns halten. Wirklich kamen auch einzelne Trupps edler Proletarier in meine weit vor der Stadt gelegene Villa und begehrten von mir unter ähnlicher Motivirung Beſchäftigung. Wollte ich ſie im Garten zur Arbeit anſtellen, dann meinten ſie, Geld ſei ihnen lieber als Arbeit. Wenn ich ſie dann nach Namen, Gewerbe, Wohnort fragte, drückten ſie ſich. Einer, den ich feſthielt, geſtand mir, der herzogliche Polizeiſergeant S. habe ihnen die Anſchläge wider mich gegeben.

Den Solbaten ging es herzlich ſchlecht. Sie kamen nie zu einer kriegeriſchen Action, ſondern wurden zwiſchen zwei entgegengeſetzten Polen hin und her gezogen. Einmal rief ſie der Prinz Alexander von Heſſen zum achten Bundesarmeecorps; dann rief ſie wieder, wenn ſich in Naſſau ein preußiſcher Landwehrmann zeigte, der Herzog Adolf von Naſſau zum Schutze ſeiner Grenzpfähle nach Hauſe. Das ging ſo hin und her, fünf-, ſechs-, ſiebenmal; bei glühender Sonnenhitze, die ſchweren Torniſter auf dem Rücken, mit ſchlechter Verpflegung. Die guten Jungen wurden unmuthig. Man ſagte ihnen, die Landſtände ſeien ſchuld daran, daß es nicht zum Klappen komme; auch hielten ſie mit dem Gelde zurück, deßhalb müßten die Soldaten den „Affen" (Torniſter) ſchleppen, ſonſt würde ihnen ſolcher auf Regimentskoſten nachgefahren werden; ſie ſollten ſich deshalb nur an den Braun und den Lang halten. Wenn ſie, was oft vorkam, an meiner Wohnung vorbeimarſchirten, drohten ſie mit den Waffen. Als die erſten Preußen an meinem Hauſe vorbei in die Stadt marſchirten, fragte mein kleiner Junge: „Warum ſind denn dieſe Soldaten nicht auch böſe?

Wir waren auf Weg und Steg von aufgehetzten Menſchen bedroht nnd mußten ſtets, nicht aus Liebhaberei, wie Peter Napoleon, ſondern aus triftigen Gründen den geladenen Revolver in der rechten Hoſentaſche führen.

Uebrigens war es auch gar nicht zu verwundern, wenn die

Digitized by Google

Leute glaubten, sie dürften uns todtschlagen wie tolle Hunde. Denn in jeder Nummer der Regierungszeitung stand Aehnliches gedruckt zu lesen. Wir waren, so stand da schwarz auf weiß, Rebellen wider den deutschen Bund und konnten dem Strick und der Kugel nicht entgehen. Dieser wenigstens in der Form gemessenen und anständigen Drohung folgten dann ganze Wagenladungen von gemeinen Schimpfreden und Verleumdungen, wie sie, Nassau ausgenommen, in Regierungsblättern noch nicht vorgekommen sind.

Von dem Norden waren wir damals ganz abgeschnitten. Unsere Briefe waren nirgends mehr sicher. Ich hatte nach Karlsruhe geschrieben, um bei meinem verehrten Freunde, Herrn von Roggenbach, Erkundigungen über die geheimen Abmachungen zwischen Baiern und Oesterreich einzuziehen, von welchen ich vermuthen mußte, daß darin unter Anderem auch eventuelle Abtretung der Rheinpfalz an Frankreich und Schadloshaltung Baierns auf Kosten Badens paradire. Als Antwort erhielt ich einen Brief ohne Unterschrift, lautend, wie folgt: „Hoffentlich erkennen Sie mich an der Handschrift. Roggenbach ist fort. Terrorismus der Schwarzen und Rothen. Correspondenz absolut unmöglich." Ich wußte, von wem der Brief kam und merkte bald an den Briefen, die ich selbst schrieb und erhielt, wie die Dinge auf der Post standen. Wir hatten darüber schon früher bei den nassauischen Wahlen unsere Observationen gemacht und stellten die Correspondenz ein.

Zeitungen aus dem Norden, namentlich aus Preußen, konnten nicht mehr zu uns dringen. Die einzige Zufuhr von Neuigkeiten fand über Frankfurt statt. Dort wurde natürlich Alles schwarzgelb angestrichen. Die dortigen Blätter logen alle wie gedruckt zu Gunsten von Oesterreich.

Unter diesen Umständen schritt die Kammer zur Berathung der von der Regierung angeforderten Mittel zur Kriegführung. Es war am 27. Juni. Die Verwilligung wurde von uns bekämpft, von dem Regierungspräsidenten Winter und dem Abgeordneten für Limburg an der Lahn, dem Geistlichen Rath und Domherrn Rau, sowie den übrigen Großdeutschen vertheidigt.

Ich glaube, das die Letzteren selber nicht wünschen, die seltsamen Argumente, welche sie gebrauchten, reproducirt zu sehen. Ich will sie daher der verdienten Vergessenheit überlassen. Nur das will ich sagen, während ihrer Reden wurden officielle Tele-

Digitized by Google

gramme, Frankfurter Blätter und Extrablätter in der Versammlung herumgereicht, welche fabelhafte Siege Oesterreichs meldeten. Danach hatten die Hannoveraner bei Langensalza ein ganzes preußisches Armeecorps in die Pfanne gehauen; in Kassel war eine Revolution zu Gunsten des Kurfürsten ausgebrochen, den die „liberalen" Frankfurter Blätter als Märtyrer feierten; Prinz Karl von Baiern war in die preußische Provinz Sachsen einmarschirt; die Württemberger hatten die hohenzollernschen Lande erobert und Gießen besetzt; Clam-Gallas hatte den Prinzen Friedrich Karl bei Turnau und Podol auf das Haupt geschlagen; Steinmetz war bei Nachod den Oesterreichern erlegen; in Baden war das Ministerium Jolly abgesetzt und geflüchtet; Herwarth von Bittenfeld hatte bei Münchengrätz eine Schlacht verloren; und von dem ganzen Corps Bonin war bei Trautenau kein Mann übrig geblieben, Gablenz hatte Alle theils getödtet, theils gefangen genommen; der Kronprinz war schwer verwundet, die ganze preußische Armee auf dem Rückzuge.

Diese Blätter, diese Nachrichten wurden uns während der mehr als fünfstündigen Debatte von unseren großdeutschen Herren Collegen unter mütterlichen Vermahnungen und kirchenväterlichen Bußedrohungen freundnachbarlich überreicht.

Ich ergriff gleich im Beginne der Sitzung das Wort, denn mein Freund Lang war leider krank und die Reihen begannen zu schwanken. Ich werde meine Rede zum Schlusse wiedergeben. Herr Scherr, den ich für einen ehrlichen Mann halte, wird, wenn er sie gelesen hat, seine Beschuldigungen von Erfolganbeterei und Gesinnungswechsel wohl widerrufen; denn der Erfolg war damals gegen uns, und meine Gesinnung ist vor wie nach Königgrätz dieselbe geblieben. Die Ständeversammlung war standhaft. Mit 24 gegen 13 Stimmen verweigerte sie den angeforderten Credit. Wenn überhaupt ein deutscher Landtag im Stande ist, eine Heldenthat zu verrichten, dann war das eine; denn alle anderen deutschen Landtage, welche von Haus aus ähnliche und gleiche Absichten hatten, unterwarfen sich damals der Gewalt der Regierung und dem terroristischen Unverstande des irre geleiteten Volkes. Wir haben Beiden widerstanden. Und ich frage nun Herrn Scherr, was hat er denn um selbige Zeit gethan? Bei den Schweizern über die Preußen und über Deutschland geschimpft? Gehört denn dazu Courage? Ich glaube doch kaum! Woher also will er denn

Digitized by Google

das Recht nehmen, mich politischen Wandlungen zu bezüchtigen, der ich, so oft sich die Gelegenheit bot, auch damals meine jetzigen Ansichten mit offenem Visir und hoch erhobener Fahne vertrat unter Umständen, wo das wahrlich nicht ohne Gefahr war?

Während ich sprach, überreichte man mir ein officielles Telegramm aus Prag. Es lautete ungefähr so: „Sieg der Bundessache durch Oesterreichs und Sachsens Waffen auf der ganzen Linie. Die Hauptentscheidungen erfolgten bei Nachod und Trautenau. Die preußische Armee ist vernichtet. Der von preußischen Parlamentairen nachgesuchte Waffenstillstand wurde abgeschlagen. Die österreichische Armee ist auf dem Marsche nach Berlin."

Ich las die Tartarenbotschaft während einer kleinen Pause. Ich wußte nicht, was daran war. Aber um keine Muthlosigkeit aufkommen zu lassen, gab ich sie zurück mit den Worten: „bestellte Arbeit!" und nahm den Faden meiner Rede ruhig wieder auf. So oft ich einen Ausfall gegen Oesterreich machte, scholl mir ein wahres Wuthgeheul entgegen, untermischt mit Zurufen, wie: „Custozza", „Trautenau", „Nachod". Zuweilen auch mit anderen, wenig parlamentarischen Worten. Ja, eine nassowitische Lordschaft, welche, der Rede nicht mächtig, doch ihren hohen Gefühlen Ausdruck geben wollte, streckte mir zähnefletschend die geballten Fäuste (oder sagen wir lieber: „Kinderfäustchen") entgegen, welche Sympathiebezeugung ich mit einer kühlen, aber höflichen Verbeugung erwiederte.

Acht Tage später fand die zweite Abstimmung statt. Die österreichischen Siegesbotschaften hatten sich als Schiffernachrichten entpuppt. Die preußischen Siege ließen sich nicht mehr leugnen. Auch Königgrätz und die Abtretung Venedigs konnten uns nicht mehr verheimlicht werden. Und nun stimmten Ihre Lordschaften mit uns gegen die Verwilligung oder zogen es vor, durch ihre Abwesenheit zu glänzen. Andern Tags folgte unsere Auflösung, und kurz danach die des Herzogthums Nassau.

Meine Rede (wenn ich den poetischen Kraftschwung liebte, wie die Kleinschwaben, würde ich sagen: mein nassowitischer Schwanengesang) aber lautet im Auszug wie folgt:

„Die vorliegende Verwickelung ist bekanntlich ausgegangen von der schleswig-holsteinischen Angelegenheit. Wenn man den Gang dieser Verwickelungen betrachten und die Frage prüfen will,

Digitized by Google

wer schuld sei an dem Zustande, in welchem wir uns jetzt befinden, dann muß man zurückgehen auf den Verlauf der Dinge seit dem Tode des vorletzten Königs von Dänemark, der bekanntlich im November des Jahres 1863 erfolgte. Damals waren alle Parteien in Deutschland, sie mögen Namen und Unnamen führen wie sie wollen, die Großdeutschen, die Kleindeutschen, die Conservativen, die Liberalen, die Demokraten, die Radicalen, alle waren einig darüber, was geschehen solle und wer es thun solle; alle waren einig darüber, daß Schleswig-Holstein los müsse von Dänemark, und daß sich es für sich selbst constituiren müsse, natürlich unter Beobachtung derjenigen Einrichtungen, welche nothwendig sind, um die Rechte des Gesammtvaterlandes zu wahren und Schleswig-Holstein selbst den so unumgänglich erforderlichen Schutz durch dieses zu gewähren. Darüber war alle Welt einig; und alle Welt war auch darüber einig, daß der deutsche Bund, wenn er (was ich damals schon in Zweifel zog) überhaupt noch Existenzfähigkeit besitze, dies nachzuweisen habe dadurch, daß er das deutsche Recht in der schleswig-holsteinischen Sache alsbald zur Vollstreckung bringe.

Der Bund hat allerdings einige Versuche dazu gemacht, er hat ein Bundesexecutionscorps nach Holstein abgeschickt, es war im Begriff, auch Schleswig zu occupiren — da interventiren die beiden Vormächte, sie stellten den Antrag, daß sie mit einer Inpfandnahme Schleswigs beauftragt werden sollten, um dort die Stipulationen von 1850 und 1851, d. h. den verrufenen Londoner Vertrag, der das deutsche Recht auf das Tiefste verletzte und kränkte, zur Vollstreckung zu bringen; sie wollten also, wie sie damals erklärten, Schleswig-Holstein der dänischen Herrschaft überlassen oder zurückgeben.

Der Bundestag ermannte sich nun scheinbar; in seiner Sitzung vom 14. Januar 1864 warf er diesen Antrag mit einer großen Majorität, mit 11 gegen 5 Stimmen ab, unter diesen 5 waren aber Preußen und Oesterreich; diese beiden erklärten nun dem deutschen Bunde ganz einfach, das ließen sie sich nicht gefallen, sie nähmen, wie sie sagten, die Sache in die eigene Hand und fragten nach dem deutschen Bunde so viel, wie nach einem alten Kalender. Damit war der Bund thatsächlich abgesetzt.

Einzelne Regierungen zeigten mehr oder weniger guten Willen,

Digitized by Google

sie traten zu verschiedenen Conferenzen zusammen, z. B. im Februar 1864 in Würzburg, worunter auch die nassauische Regierung war; allein sie vermochten sich zu keinerlei Energie und Einigkeit aufzuraffen; sie ließen sich mißhandeln, sie ließen den Bund in den Ruhestand decretiren. Und das sind zum Theil dieselben Regierungen, die jetzt diesen Bund als das alleinige Heil- und Rettungsmittel ausrufen. Den weiteren Verlauf des Jahres 1864 kennen Sie, meine Herren. Die deutschen Truppen erfochten über Dänemark glorreiche Siege, aber wir konnten uns dieser Siege nicht so freuen, wie man sich hätte freuen müssen über Siege deutscher Waffen, denn wir sahen damals schon kommen, was schließlich denn auch daraus entstanden ist.

Oesterreich trug damals, wie nicht ich sage, sondern wie ein österreichischer Abgeordneter im Reichstage zu Wien sagte, „bemüthig Preußen die Schleppe"; und die deutschen Mittel- und Kleinstaaten wurden immer kleiner. Sie hatten mit großem Apparate eine enorme Opposition in der Zollvereinsangelegenheit gegen Preußen in's Werk gesetzt, eine Opposition bei der sie materiell Unrecht hatten, bei der sie die Interessen ihrer Länder schädigten, bei der sie das Zustandekommen eines heilsamen Vertrags um eine lange Zeit verzögerten, wodurch sie uns von den auswärtigen Märkten ausschlossen, indem die anderen Nationen den französischen Markt eher occupirten. Diesen enormen Widerstand, den sie gemacht hatten, ließen sie fallen, sie krochen sang- und klanglos unter innerhalb der peremptorischen Frist, die Preußen ihnen anberaumt hatte.

Und so ging denn das Verhängniß weiter gegenüber dieser Mattherzigkeit. Das End' vom Liede war, daß die deutschen Bundestruppen von Preußen aus Holstein hinausgeworfen wurden. Oesterreich, das jetzt so bundesfreundliche und mit den Mittel- und Kleinstaaten kokettirende Oesterreich, leistete dabei Passivassistenz. Es vermittelte bei der Bundesversammlung, daß man beschloß, die Executionszwecke seien erreicht und deshalb sei es ganz schön und recht, daß man hinausgeworfen worden sei.

Das hat der deutsche Bund gethan, das ist das Ende dieser Bundesexecution gewesen, die uns solche Kosten gemacht hat, zu welchen wir denn auch aus unserem kleinen nassauischen Staatssäckel 180,500 Fl. beigetragen haben, lediglich um an die Luft ge-

Digitized by Google

setzt zu werden. Daß Hannover und Sachsen seit dieser Zeit einen bitteren Grimm im Herzen tragen, das nehme ich ihnen nicht übel; daß sie aber diesem Grimme jetzt erst Luft zu machen suchen auf Gefahr eines Bürgerkriegs, das ist ihnen höchlichst zu verübeln; denn im Grunde genommen hat sie doch Oesterreich nicht besser behandelt, als Preußen.

Die Dinge entwickelten sich weiter. Dänemark in seinem verblendeten Eigensinn wies jeden Vermittelungsantrag zurück; es wurde zuletzt von der Uebermacht zu Boden geworfen und mußte den Wiener Frieden schließen. In diesem Wiener Frieden wahrten die Großmächte nicht gerade das Recht Deutschlands, sondern sie ließen sich, den zwei Dynasten, dieses deutsche Land abtreten von dem Könige von Dänemark, den sie als den rechtmäßigen Eigenthümer des Landes behandelten und für dessen Rechtsnachfolger sie sich ausgaben. Sie haben also dieses deutsche Land erobert und kein Hehl daraus gemacht, daß sie es für erobertes Land hielten, bis zu der neuesten Wendung der Dinge.

Dann folgte jener unglückselige Vertrag von Gastein, der eine Theilung versuchte, die an und für sich unmöglich ist; die Souverainetät sollte nicht getheilt werden, die Verwaltung sollte getheilt sein; die Grenze zwischen beiden zu ziehen ist unmöglich und deshalb trug dieser Vertrag einen weiteren Keim des Bürgerkrieges in sich. Wir haben diesen Vertrag stets bekämpft, die conservative Partei war es, die ihn anerkannte und befürwortete.

Man wurde streitig, nicht weil Einer für, der Andere gegen das deutsche Recht war, sondern weil Oesterreich mehr verlangte, als Preußen bot, und weil man über die Abfindungssumme oder über das Compensationsobject nicht einig werden konnte. Nun sagt man freilich, Oesterreich sei zurückgekehrt zur Bundesverfassungstreue. Diese Rückkehr ist zu sehr verspätet, um als aufrichtig gelten zu können; und dann frage ich, hat es denn die 2,500,000 dänische Riksdaler für Lauenburg wieder herausgegeben? Ich habe bis jetzt nichts davon vernommen. Nun griff man einfach zur Gewalt. In Preußen wurde die Verfassung bei Seite geschoben, in Oesterreich wurde sie sistirt; und nachdem nun beide Mächte durch ihren verfassungslosen Zustand zu einer Action nach Außen frei waren, da hat diese Action auch begonnen. In jedem andern europäischen Lande würde ein so glänzender Sieg der nationalen Waffen, wie

Digitized by Google

ihn die deutschen Truppen mit rühmlichster Tapferkeit in Schleswig-Holstein im Jahre 1864 errungen haben, die Ehre des Volkes gekräftigt, die Wehrkraft gestärkt, das Nationalgefühl, die Einigkeit und die Einheit gefördert und gehoben haben. In Deutschland führten die Siege über den äußeren Feind zunächst zu dem inneren Bürgerkriege, und zwar dies aus dem einfachen Grunde, weil wir in Deutschland keine Centralverfassung haben, weil wir an jener Stelle, wo eine kräftige Bundesregierung sein müßte, eine unthätige und ohnmächtige Gesandtenconferenz haben.

Das ist der alleinige wahre Grund des Bürgerkrieges; und so lange dieser Zustand dauert, so lange ist kein Thron in Deutschland seiner Existenz, kein Land seiner materiellen Wohlfahrt und kein Volksstamm seiner verfassungsmäßigen Rechte versichert. Es liegt im gemeinsamen Interesse unser aller, der Fürsten wie der Länder, daß diesem Zustand, der uns von den fremden Mächten aufgezwungen worden ist, baldigst ein Ende gemacht werde, daß Deutschland eine nationale Centralregierung erhalte, wie sie die verschiedenen anderen Bundesstaaten und Staatenbündnisse haben. Das ist die einzige Rettung, wie man aus dieser Krisis herauskommen kann; das ist von allen Seiten anerkannt, aber von keiner Seite vollzogen. Die Versuche, die man dazu gemacht hat, waren von Haus aus unglücklich angelegt, worunter ich auch vor allem den Versuch rechne, den Oesterreich im August 1863 gemacht hat.

Oesterreich hat damals falsche Mittel vorgeschlagen, aber die Gefahren richtig erkannt; es hat gesagt, diese ganze Bundesverfassung bestehe jetzt nur noch aus morschen Wänden, die bei der ersten Erschütterung auseinander fallen würden. Dieser Fall ist eingetreten, das prophetische Wort des Kaisers von Oesterreich hat sich verwirklicht, die morschen Wände des Bundestages sind nun gesunken.

Wenn Deutschland nicht zu Grunde gehen soll, so müssen wir anknüpfen an die großen glorreichen Traditionen unserer deutschen Geschichte.

Wir sind keine Nation von gestern; wir sind ein tausendjähriges Reich; und deutsche Fürsten und Völker haben sich stets nur dann wohl befunden, wenn das Reich blühte und die Reichsgewalt stark und kräftig war. Als die Reichsgewalt anfing schwach zu werden, da haben wir ein Land nach dem andern verloren;

Digitized by Google

wir haben sie namentlich verloren, während die österreichische Dynastie auf dem deutschen Kaiserstuhle saß. Wir haben Elsaß, Lothringen, das Hennegau, den ganzen burgundischen Kreis mit Westfriesland, Braband, Gelderland ꝛc. verloren und gewonnen haben wir nichts. So lange aber noch der Kaiser stark und die Reichsverfassung in voller Kraft war, da haben die deutschen Waffen die Grenzen des Reiches ausgedehnt nach Süden und nach Norden, nach Osten und nach Westen.

Knüpfen wir wieder an die glorreichen Erinnerungen des 12 und 13. Jahrhunderts an, verwischen wir die letzten Spuren der Schmach, die uns durch die elenden Satzungen des westphälischen Friedens von Fremdlingen aufgeladen worden ist, und kehren wir dahin zurück, wo die starken Wurzeln unserer Kraft sind.

Er ist zu beklagen, dieser Bürgerkrieg, und ich stimme darin vollständig dem Abg. Rau bei; man mag sich einer Seite zuneigen, welcher man will, man kann das nicht anders als mit blutendem Herzen. Aber darum wollen wir nicht an der Zukunft unserer Nation verzweifeln. Ich bin überzeugt, sie wird wie ein Phönix wieder emporsteigen aus dem vorübergehenden Brande, der von bösen Händen angestiftet und von noch böswilligeren geschürt worden ist.

Man verweist uns auf den Bundestag. Ich beziehe mich auch hier auf die Worte des Kaisers von Oesterreich vom August 1863. Er hat den Bundestag charakterisirt als das, was er ist. Die morschen Wände sind ja schon allerdings auseinander gefallen; ein Theil ist nach Süden, der andere nach Norden gefallen, die Thätigkeit des gesammten Bundestags ist suspendirt. Man hat so viel davon gesprochen, als im Jahre 1849 ein Theil der Parlamentsglieder aus dem Parlamente ausgetreten war; man hat gesagt, das ist das „Rumpfparlament", das kann gar nicht mehr discutiren, da fehlen so und so viel Leute. Nun, man wende diese Theorie jetzt einmal auf den Bundestag an! Er ist ja auch ein Rumpf.

Es sind uns bis zum Ueberdruß von der Regierung und von der großdeutschen Partei die bundesrechtlichen Vorschriften vorgelesen worden, aber gerade die nicht, worauf sich der Beschluß vom 14. Juni gründet. Es ist nämlich der Artikel 19, welcher in dem Beschlusse angezogen ist, und der heißt:

„Wenn zwischen Bundesgliedern Thätlichkeiten zu besorgen

Digitized by Google

oder wirklich ausgeübt worden sind, so ist die Bundesversammlung berufen, vorläufige Maßregeln zu ergreifen, wodurch jeder Selbsthülfe vorgebeugt und der bereits unternommenen Einhalt gethan werde. Zu dem Ende hat sie vor Allem für Aufrechthaltung des Besitzstandes Sorge zu tragen."

Der Artikel 11 sagt ausdrücklich:

„Die Bundesglieder machen sich verbindlich, einander unter keinerlei Vorwand zu bekriegen, noch ihre Streitigkeiten mit Gewalt zu verfolgen, sondern sie bei der Bundesversammlung anzubringen. Dieser liegt alsdann ob, die Vermittelung durch einen Ausschuß zu versuchen; falls dieser Versuch fehlschlagen sollte, und dennoch eine richterliche Entscheidung nothwendig würde, solche durch eine Austrägalinstanz zu bewirken, deren Ausspruch die streitenden Theile sich sofort zu unterwerfen haben."

Hier ist der correcte Gang der Dinge klar und deutlich vorgezeichnet.

Wenn die Bundesversammlung der Meinung ist, daß ein Mitglied des Bundes das Bundesrecht verletzt habe, so hat sie sich damit in ihrem engeren Rathe zu befassen, sie hat Vermittelungsversuche zu machen; wenn die Vermittelungsversuche nichts helfen, ein Austrägalgericht zu berufen, und die Entscheidung desselben ist zu vollstrecken nach der Vorschrift der Bundesexecutionsordnung.

Die Bundesexecutionsordnung enthält eine ganze Reihe detaillirter Bestimmungen und Vorschriften, von welchen in dem vorliegenden Falle aber auch nicht eine berücksichtigt worden ist.

Es heißt z. B. ausdrücklich in dem Artikel 7:

„Die Bundesversammlung ertheilt zum Zwecke der Ausführung ihrer Beschlüsse mit Berücksichtigung der localen Umstände und sonstigen Verhältnisse einer oder mehreren bei der Sache nicht betheiligten Regierungen den Auftrag zur Vollstreckung."

Wenn also zwei Bundesmitglieder im Streite stehen und die Bundesversammlung beschließt, daß ihre Bundesmacht sich auf die Seite des einen Betheiligten stellen soll, so ist das das directe Gegentheil von dem, was die Bundesgrundgesetze vorschreiben. Daß aber der Beschluß vom 14. Juni darauf hinausläuft, das beweisen die Thatsachen; denn die Bundesarmee ist bereits zusammen-

Digitized by Google

gesetzt nicht nur aus den rein deutschen Contingenten, sondern es ist auch bereits eine österreichische Brigade (Kalik) dazu gestoßen.

Ich will nicht bestreiten, daß der Bund sich mit der Sache befassen konnte, allein das erste wäre dann gewesen Vermittelung; er hätte unparteiisch den beiden im Streite befindlichen Bundesgliedern sagen müssen: „Es muß des Streites ein Ende sein und ihr müßt demobilisiren". Das hätte der Anfang sein müssen; gleichzeitig und zwar schon im April, wo der Gegenstand zum ersten Male auf die Tagesordnung gebracht wurde, wo die Leidenschaft noch nicht so erregt, wo die Kriegsfackel noch nicht so entzündet, wo der Frieden noch möglich war, hätte die Bundesversammlung vorgehen müssen mit der Berufung eines deutschen Parlaments Hätte man im April ein Parlament zusammenberufen, die gewuchtige Macht der Stimme der ganzen Nation würde diesen Bürgerkrieg vielleicht verhütet haben. Statt dessen hat man am Bund einseitig für Oesterreich und gegen Preußen Partei ergriffen; man hat den Antrag Preußens mit allerlei Verschleppungen herumgezogen und hat nicht dasjenige daraus gemacht, was man im Interesse der Erhaltung des Friedens, der Vermeidung des Bürgerkriegs daraus hätte machen müssen. So sind wir in die Krisis hineingekommen, ohne es zu wollen; ich gebe das sogar von einem Theile der jetzt betheiligten Regierungen zu, daß sie dieses Ziel gewiß nicht gewollt haben. Wenn sie es aber nicht verschuldet haben durch bösen Willen, so haben sie es mitverschuldet durch ihre Rathlosigkeit und Schwäche, die sie seit dem Jahre 1863 gezeigt haben.

Und nun, was ist dieser Bundesbeschluß? Der Antrag ist von Oesterreich, also von einem der streitenden Theile ausgegangen, während nach dem Bundesrechte die Entscheidung von den nichtbetheiligten Mitgliedern ausgehen soll; der Antrag ist gegründet auf die angebliche Verletzung des Vertrags von Gastein; aber der Bund kennt keinen Vertrag von Gastein; der Gasteiner Vertrag ist ohne den Bund und wider den Bund abgeschlossen worden, und der Bund kann und darf diesem Vertrage nicht zu Hülfe eilen. Und nun vergleichen Sie doch einmal die Motivirung der verschiedenen Vota der einzelnen Bundesglieder! Ich möchte einmal den Staatsmann sehen, der aus diesen Motivirungen der einzelnen Vota einen

Digitized by Google

übereinstimmenden, in sich folgerichtigen und schlüssigen Gedanken herausfinden kann. Ich wäre z. B. begierig zu hören, ob unsere Regierung dazu im Stande ist? — Man hat uns auf Amerika verwiesen. Allerdings hat sich die amerikanische Nation zum Schutze ihres Bundesrechts erhoben, aber dieses Bundesrecht ist nicht octroirt wie das unsrige; dieses Bundesrecht ist mit Zustimmung der ganzen Nation, mit der unzweifelhaften Zustimmung der Central-Körperschaften, der Körperschaften der Einzelstaaten und durch das Votum der ganzen Bevölkerung der Union zu Stande gekommen, es ist niemals durch Regierung und Volksvertretung abgeschafft gewesen, wie das deutsche Bundesrecht in den Jahren 1848 und 1849 es gewesen ist; und es ist niemals ohne Zustimmung der Bevölkerung restaurirt oder wieder reoctroirt worden, wie das deutsche Bundesrecht; es entspricht den Forderungen, den Wünschen der Union, während bei uns von Alledem das Gegentheil der Fall ist. Schaffen Sie uns eine starke Bundesregierung, dann verhüten Sie den Bürgerkrieg.

Die jetzige Krisis haben meiner Meinung nach diejenigen zu verantworten, die sich beharrlich und hartnäckig einer jeden wahren Reform der Bundesverfassung widersetzten und die den Bund blos mißbraucht haben zu allerlei Scheerereien und Plackereien, zu Preßpolizei und Vereinspolizei, Censur und all' dergleichen Dingen, womit man dem deutschen Geiste auf die Dauer doch nicht Fesseln wird anlegen können. So lange der Bundestag seine Aufgabe so auffaßt, wie er es bisher gethan hat, so lange er nur sein will, wie es der ehemalige preußische Minister Manteuffel ausdrückte, eine „Feuerlöschanstalt", eine Polizeianstalt, die den nationalen Geist mit Wasser begießt, um ihn abzukühlen und niederzudrücken, so lange wird er nichts ausrichten, und wenn Sie ihm alle Armeen der Welt zur Verfügung stellen. Man treibt hier in der That einen wahren Luxus mit der Bundes-Verfassungstreue. Wir würden das eher anzuerkennen geneigt sein, wenn man mehr Ausdauer und Treue gezeigt hätte in Bezug auf unsere innere Landes-Verfassungsangelegenheit. Warum soll man Verfassungstreue auf den Export produciren, während es im Lande daran fehlt? Erst einmal Landes-Verfassungstreue im Innern des Landes und dann glauben wir vielleicht auch an eine Bundes-Verfassungstreue der Regierung.

Man sagt, die Bundesbehörde habe zu beschließen. Ja, aber

Digitized by Google

auch ein bloßer Theil der Bundesbehörde? Die Wirksamkeit des gesammten Bundes ist offenbar augenblicklich suspendirt, factisch suspendirt. Der Bund ist rechtlich unlösbar, d. h. den Worten nach, wie ja auch alle Verträge geschlossen werden „auf ewige Zeiten"; das gebe ich zu; aber factisch ist er gegenwärtig außer Function gesetzt. Ich will eine ganze Reihe von Staaten herzählen, die sich heute schon vom Bundestage losgesagt haben. Es sind nach der neuesten Zeitung: Mecklenburg-Schwerin, Mecklenburg-Strelitz, Altenburg, Anhalt, die beiden Schwarzburg, Coburg-Gotha, Oldenburg, Reuß, Waldeck und Lippe. Eine andere Reihe von Staaten nimmt eine reservirte Stellung ein, sie haben sich nicht betheiligt bei den Rüstungen und nicht bei dem Bundesbeschluß und gehören nicht zu denen, die marschiren lassen.

Es sind das z. B. Weimar, die Hansestädte und Braunschweig. Wenn gesagt worden ist, wer nicht rüstet, wird von der Bundesarmee occupirt; nun, Braunschweig ist nicht vom Bunde occupirt und hat die feierliche Zusage — es steht wenigstens hier in der Zeitung — daß es auch nicht occupirt werden soll.

Es ist wahr, was Herr Rau sagte, der Bundestag hat uns 50 Jahre lang den Frieden erhalten, aber um einen hohen Preis. Er hat den Vorzug, daß er nicht aggressiv ist, sondern nur defensiv; und ob er wirklich Defensivkraft hat, wäre auch noch zu bewähren; ich könnte eine Reihe von Fällen anführen, wo wir vom Auslande mißhandelt worden sind, und der Bundestag hat es sich gefallen lassen. Und das ist keine Ehre für die Nation. Wir wollen nicht das Band zerreißen, welches Deutschland vereinigt, wir wollen das schwache Band durch ein starkes ersetzt haben.

Wenn von einem französischen Marschall gesprochen worden ist, der gesagt hat: „Ich kenne kein Deutschland," so indignirt uns ein solches Wort, aber wir dürfen es, als von einem Franzosen gesprochen, unbeachtet lassen. Wenn aber ein deutscher Minister, der Minister der uns mit der Bundesacte und mit der Wiener Schlußacte und mit den Carlsbader Beschlüssen und mit Alledem beglückt hat, wenn der sagte: „Deutschland ist nur ein geographischer Begriff," so ist das eine Beleidigung der Nation von einem Angehörigen derselben und hat ein viel schlimmeres Gewicht, als die Worte eines französischen Marschalls. Man hat darauf verwiesen, daß die Preußen, trotzdem, daß sie vereinigt waren mit Rußland, bei Lützen und Bautzen

Digitized by Google

geschlagen worden sind, und man hat gesagt, es hätte erst dann gesiegt, als ihm Oesterreich zu Hülfe gekommen. So viel ich weiß, ist die Schlacht an der Katzbach, die die Wendung des Krieges zum Glück mit sich führte, nicht von Oesterreich, sondern von dem alten Blücher geschlagen worden und von seinen braven Pommern, die die Gewehre, als sie wegen Nässe nicht mehr losgehen wollten, umdrehten und mit den Kolben dreinschlugen mit den Worten: „Slan is beeter".

Die große Majorität der deutschen Landtage, sagt das verehrliche Mitglied für Limburg, habe sich ausgesprochen für die südwestdeutsche Gruppe. Ausgesprochen haben sich nur wenige Kammern; und diese wenigen Kammern konnten sich nicht vollständig aussprechen, weil man sie in derselben Minute, wo sie das Geld verwilligt hatten, auch sofort, ohne daß sie nur den Rest der Tagesordnung erledigen konnten, nach Hause zu schicken sich beeilte. Wenn das verehrliche Mitglied für Limburg sagte, das Volk im Norden ist mit uns einverstanden, das preußische Volk will keinen Krieg, so haben wir, wenn dies (ich weiß es nicht) wahr ist, doch um so weniger Grund, daß wir unsererseits dem preußischen Volke den Fehdehandschuh hinwerfen, dem Volke, das unser Nachbar ist, mit dem wir täglich in Handel und Wandel stehen und mit welchem wir, auch wenn wir einen Krieg mit ihm führen, und wenn wir es in diesem Kriege besiegen, doch am nächsten Tage nach dem Kriege wieder freundnachbarlichen Verkehr pflegen müssen, wenn wir nicht am Hungertuche nagen wollen. (Widerspruch von der Rechten und der Regierungsbank. Stimmen: „Gegenseitig";) Jawohl „gegenseitig"; es beruht in der wirthschaftlichen Welt Alles auf Gegenseitigkeit; ich glaube aber, daß das preußische Volk, das 20 Millionen zählt, in Betreff seiner wirthschaftlichen Interessen eher die 80 Quadratmeilen Nassau und die 460,000 Mann Nassauer entbehren kann, als umgekehrt. Das beruht doch wohl auf einer ziemlich zuverlässigen mathematischen Berechnung. Indessen stelle ich das dahin, darauf lege ich keinen besonderen Werth, ich sage nur, unsere materiellen Interessen weisen uns darauf hin, mit dem preußischen Volke keinen unnützen Streit vom Zaune zu brechen. Wir stehen im Zollverein. Der Anfang des Krieges ist das Ende des Zollvereins. So wie wir actuell Krieg mit Preußen haben, was noch immer Gott verhüten möge,

Digitized by Google

dann haben wir rund um unser Land Zollschranken; unsere Eisenbahn wird nicht mehr rentiren, während wir 34 Millionen Gulden Eisenbahnschuld verzinsen und amortisiren müssen; unsere Weine, unsere landwirthschaftlichen Erzeugnisse, Bergproducte ꝛc. werden nicht mehr exportirt werden können und aus der Zollvereinskasse werden wir keinen Kreuzer mehr bekommen, denn Preußen führt die Zollvereinskasse und wird einem Feinde, der mit ihm Krieg führt, schwerlich einen Kreuzer Geld aus derselben verabfolgen.

Ich bin der Meinung, wer das Feuer des Bürgerkrieges schürt, der verdient, von dem Feuer verzehrt zu werden; ich bin der Meinung, je mehr Geld und Waffen wir in diesen klaffenden Schlund hineinwerfen, desto größer wird er werden und desto eher wird er auch uns verschlingen. Ich weiß recht gut, was über uns, die wir uns der Heeresfolge für Oesterreich widersetzen, kommen kann; man führt es uns ja täglich in hiesigen und Frankfurter Blättern vor; aber ich fürchte für meine Person nicht die Bedrohungen mit Standrecht und Strang und die sonstigen Liebenswürdigkeiten, welche uns von officiöser Seite entgegengetragen werden. Jawohl! In der „Nassauer Landeszeitung", die von der Regierung bezahlt wird. Ja, eine der Regierung nahestehende Person hat, wie mir ein Mitglied dieses Hauses versicherte, im Lande ein Blatt colportirt, worin z. B. steht, ich hätte mich geflüchtet und die herzogliche Regierung hätte einen Preis von 1000 Fl. auf meinen Kopf gesetzt, was mir übrigens, beiläufig bemerkt, ein Bischen wenig zu sein scheint.

Ein Agent der bewaffneten Macht in Wiesbaden geht herum und fordert die Menschen auf, giebt ihnen wenigstens durch die Blume zu verstehen, daß es wohl indicirt sein würde, mir mein Haus zu demoliren. Glücklicherweise besteht übrigens, beiläufig bemerkt, das 1848er Tumultgesetz, und die Wiesbadener Stadtkasse müßte mir alsdann mein Haus bezahlen. Ueber all' dergleichen Erbärmlichkeiten will ich hinausgehen. Deren Urheber sollten sich schämen. — —

Ich gebe gern zu, daß die Krisis unklar ist und die Ansichten des Volkes getheilt sind, und daß die Stellung, die wir einnehmen, der schwersten Verkennung ausgesetzt sein wird, und das schmerzt; aber man darf sich dadurch nicht abhalten lassen, seine Bürger-

Digitized by Google

pflicht zu erfüllen und das zu rathen, welches in Uebereinstimmung ist, nicht mit dem äußersten Formalismus des Bundestages, sondern mit den Interessen Deutschlands, und nicht mit den Wünschen des Ministeriums Wittgenstein, sondern mit den Interessen unseres nassauischen Landes und Volkes.

Ich für meine Person werde mich durch jene Erbärmlichkeiten wenigstens nicht irren lassen und mich nicht dadurch zwingen lassen, mit dem Munde ja zu sagen, während mein Herz und mein Kopf „nein, nein und abermals nein" sagt.

Es ist auch die Rede gewesen von den inneren Fragen. Wir haben in dem Ausschusse ausführlich darüber verhandelt, allein wir haben in dem Ausschusse keinerlei Erklärung vernommen, die im Stande gewesen wäre, uns zu beruhigen oder zu befriedigen in Betreff der Zukunft und Entwickelung der inneren Einrichtungen unseres engeren Vaterlandes. Man bestreitet theils die Forderungen des nassauischen Volkes, theils sagt man, im Augenblicke ist die Zeit nicht dazu da, sie zu realisiren. Ich mache darauf aufmerksam, daß der Inhalt des Limburger Programms nichts verlangt, als was in der enormen Mehrzahl der deutschen Staaten bereits realisirt ist.

Mit ganz winzigen Ausnahmen ist in sämmtlichen deutschen Staaten z. B. die Justiz von der Verwaltung getrennt. Nennen Sie mir einen deutschen Staat, wo solche Jagdzustände sind wie in Nassau! Selbst in Kurhessen hat man sie fallen lassen müssen, und selbst in Mecklenburg jagen die adeligen Gutsbesitzer nur auf ihrem eigenen Grund und Boden, aber nicht auf fremdem. Vergleichen Sie alle übrigen deutschen Staaten, ob dort solche hinter der Civilisation und Cultur der Mitte des 19. Jahrhunderts zurückgebliebene Institutionen sind wie in Nassau, und da soll man nicht fragen, wann soll reformirt werden? Da soll man nicht sagen dürfen, wer Vertrauen zu der Zukunft des Vaterlandes hat, soll gerade in der kritischen Zeit die Hand an's Werk legen und soll die äußere Krisis überwinden durch die Vortrefflichkeit innerer Reformen. So haben es die Vorfahren des jetzt regierenden Landesherrn gemacht.

Im Jahre 1814, als Gefahr von Außen drohte, da haben die damals regierenden Fürsten von Nassau die Gefahr dadurch beschworen, daß sie eine Reihe vortrefflicher Reformen machten und

Digitized by Google

eine Verfassung gaben, welche für die damalige Zeit an der Spitze des Liberalismus in Deutschland stand.

Fast alles, was in unserem Lande gut ist, datirt aus den Kriegsjahren 1806—1815. Damals hat man nicht gesagt, es blitzt und donnert draußen und deswegen wollen wir die Hände in den Schooß legen, da sagte man, draußen ist Unwetter und deswegen wollen wir ein schützendes Dach über uns bauen und darum wollen wir im Innern unsers Hauses alle Schranken der wirthschaftlichen Freiheit beseitigen, wir wollen dem Volke, das mit Kriegssteuern heimgesucht wird, das Gut und Blut opfern soll für seine Dynastie und für das Land, dem wollen wir seine Rechte und Freiheiten wieder zurückgeben, damit es leben, damit es arbeiten, produciren und bezahlen kann.

Das ist, was ich vorläufig zu entgegnen habe auf die Ausführungen des Herrn Regierungspräsidenten.

Was die von ihm gerühmte Milde der politischen Polizei anlangt, so will ich nur einfach daran erinnern, daß wohl kaum ein Mitglied der liberalen Partei in diesem Hause sitzt, das nicht irgendwie heimgesucht worden ist, und die Regierung ist nicht schuld daran, daß wir nicht Alle miteinander hinter Schloß und Riegel sitzen. Denn sie hat es bei Jedem versucht und noch gegenwärtig schwebt eine Untersuchung, die einen monströsen Umfang angenommen hat, gegen so und so viel Mitglieder dieser Versammlung, worunter ich mich nicht befinde, nämlich wegen der schon im Februar 1865 erfolgten Verbreitung eines Flugblattes, das ein unschuldiges Lamm ist gegenüber den Flugblättern, die die Beamten der Regierung damals colportirt haben, und zwar unter Benutzung der Staatsanstalten und unter Mißbrauch des Portofreithums. Und ein neuer Act der politischen Milde hat in der verflossenen Nacht stattgefunden, wo man einen harmlosen Bänkelsänger aus seinem Bett geholt und über die Grenze transportirt hat, weil er angeblich „preußische Lieder" gesungen habe.

Es sind hier genug Herren anwesend, die darüber genaue Auskunft geben können, auf Grund ihrer Mittheilungen habe ich diesen seltsamen Vorgang berichtet. Ich eile nun zum Schlusse:

Zustimmen zu den Bamberger Beschlüssen, die ich nicht kenne,

Digitized by Google

zustimmen zu dem Bundesbeschlusse vom 14. Juni, der in sich unklar und widersprechend ist, zustimmen zu geheimen Abmachungen mit Oesterreich, mit Baiern ꝛc., die vielleicht auf ein Anrufen Frankreichs, auf eine Zerstückelung Deutschlands hinauslaufen, — das kann ich nicht; ich kann nicht die Zustimmung erklären zu etwas, was mir ganz unbekannt ist, ebensowenig zu etwas, das an und für sich unklar ist. Es ist uns gesagt worden, die Regierung komme in Verlegenheit. Wir sind nicht schuld daran. Hätte die Regierung dem Landtage erlaubt, bei Zeiten zu sprechen, statt ihn vom 17. Mai bis 4. Juni nach Hause zu schicken; hätte sie ihm gestattet zu sprechen, statt am 13. Juni die Sitzung zu vereiteln, in welcher die Lage des Landtages discutirt werden sollte, dann hätte man sich wohl vielleicht verständigen können. Ich für meine Person, weil ich die Interessen des Landes unendlich weit höher stelle, als die Interessen irgend einer Partei; weit entfernt, aus den Verlegenheiten der Regierung irgend einen Nutzen ziehen zu wollen zu Parteizwecken, ich wünschte, daß sich Mittel und Wege finden ließen (und ich glaube, daß dies bei dem beiderseitigen guten Willen und Entgegenkommen immer noch möglich wäre), wie wir, ohne die Zustimmung zu ertheilen zu dem Wege, den jetzt die Regierung eingeschlagen hat, — denn das können wir nicht, das verbietet uns unsere Ueberzeugung, — doch diejenigen Mittel beschaffen können, durch welche der regelmäßige Gang der Verwaltung, des Staatshaushalts, der Credit des Landes, der Landesbank und der Einzelnen gegen schädliche Einflüsse gesichert und erhalten bleiben könnte. Ich verwahre mich für meine Person feierlich dagegen, daß mir die Absicht einer Steuerverweigerung in so kritischen Zeiten untergeschoben werde, aber ebenso entschieden verwahre ich mich dagegegen, daß mir zugemuthet werde, als Vertreter des Landes die Zustimmung zu einer Politik zu erklären, die ich für unrichtig, die ich für schädlich halte gegenüber den Interessen des Landes, das ich zu vertreten die Ehre habe. Mögen die Urheber dieser Politik die Verantwortung dafür allein tragen. Ich will nicht Theil daran haben.

Glaubt die Regierung, daß wir mit diesem Standpunkte die Interessen des Landes schädigen, und das Land anderer Meinung sei wie wir, wie sie das ja angedeutet hat, nun, so möge sie von uns an das Land appelliren, wir werden uns bereitwillig dem Ausspruche des Landes unterwerfen; giebt es uns Unrecht, gut,

Digitized by Google

so können wir nicht anders sagen, als wir sind unserer Ueberzeugung gefolgt; ist das Land der Meinung, daß wir uns geirrt haben, so möge es Bessere und Klügere hierher schicken, aber gegen unsere Ueberzeugung können wir nicht, trotz Bundestag und Ministerium."

Digitized by Google

So war es vor dreihundert Jahren.

Ein Beitrag zur Geschichte der wirthschaftlichen Entwickelung Deutschlands.

Motto:
Nur Platz! Nur Blöße!
Wir brauchen Räume,
Wir fällen Bäume,
Die krachend schlagen.
Und wenn wir tragen,
Dann giebt es Stöße.
Zu unserm Lobe
Bringt dies in's Reine.
Denn wirkten Grobe
Nicht auch im Lande,
Wie kämen Feine
Für sich zu Stande,
So viel sie witzten?
Deß seid belehret!
Denn Ihr erfreret,
Wenn wir nicht schwitzten.
Chor der Holzhauer,
in Goethe's, Faust, 2. Theil.

Literatur.

1. Theodor Hirsch, Danzigs Handel- und Gewerbegeschichte unter der Herrschaft des deutschen Ordens. Leipzig, 1858.
2. Karl Werner, Urkundliche Geschichte der Iglauer Tuchmacher-Zunft. Leipzig, 1861.
3. Victor Böhmert, Beiträge zur Geschichte des Zunftwesens (enthält u. A. eine Geschichte der Handwerkerverhältnisse und des Zunftwesens der Hansa-Stadt Bremen, namentlich eine solche der Bremer Schusterzunft). Leipzig, 1862.
4. H. Wiskemann, Die antike Landwirthschaft und das von Thünen'sche Gesetz, aus den alten Schriftstellern dargelegt. Leipzig, 1863.
5. H. Wiskemann, Darstellung der in Deutschland zur Zeit der Reformation herrschenden nationalökonomischen Ansichten. Leipzig, 1861.
6. E. L. Etienne Laspeyres, Geschichte der volkswirthschaftlichen Anschauungen der Niederländer zur Zeit der Republik. Leipzig, 1863.
7. Johannes Falke (Archivar in Dresden), Geschichte des Kurfürsten August von Sachsen in volkswirthschaftlicher Beziehung. Leipzig, 1865.

Digitized by Google

II.

Einleitung.

Sämmtliche obige Werke verdanken ihre Entstehung dem Preisausschreiben der fürstlich Jablonowski'schen Gesellschaft in Leipzig. Sie sind von der letzteren gekrönt und herausgegeben worden. Sie behandeln Gegenstände der Wirthschaftsgeschichte; theils der antiken (4.), theils der modernen, theils der deutschen, theils der außerdeutschen (6.); theils der landwirthschaftlichen (4.), theils der mercantilen und gewerblichen, welche auch in die corporativ-politische Geschichte, in die Rechts- und Culturgeschichte der Genossenschaften, übergreift (1. 2. 3.); theils der legislativen und gouvernementalen (7.). Sie theilen sich in Darstellungen der Geschichte der volkswirthschaftlichen Zustände (1. 2. 3. 4.), und der Geschichte der volkswirthschaftlichen Dogmen und Volksanschauungen (5. und 6.), welchen beiden Klassen als dritte Gattung sich die Darstellung der Thätigkeit einer deutschen Territorialregierung in wirthschaftlichen Dingen und der Folgen und Einwirkungen dieser Thätigkeit auf die wirthschaftlichen Zustände dieses Territoriums während eines gegebenen Zeitraumes, d. i. während der Regierung eines für seine Zeit fast prototypischen begabten Fürsten (7.), anreiht.

Die kritische Zusammenstellung dieser Publicationen rechtfertigt sich nicht allein durch deren gemeinschaftliche Entstehungsart (sofern in letzterer überhaupt ein Zusammengehörigkeitsgrund gefunden werden sollte), sondern auch durch eine derselben ziemlich gemeinsame Forschungs- und Darstellungsmethode. Vor Allem aber durch den Stoff. Dies wird klarer werden, wenn man uns erlaubt, ein Wort über die Wichtigkeit der Wirtschafts-Culturgeschichte, und namentlich der Specialstudien innerhalb des Gebiets derselben, vorauszuschicken.

Die Volkswirthschaft, als ein Zweig der Naturwissenschaften, ist auf die inductive Methode angewiesen.

Die Physik und Chemie, welche es mit Körpern und deren Eigenschaften zu thun haben, verdanken ihre Genauigkeit und ihre Triumphe der Beherrschung des Zahlenelementes der Dinge, wenn sich auch oft nur mittelst der kunstvollsten Werkzeuge und auf weiten Umwegen, welche einen Aufwand des höchsten Grades

Digitized by Google

menschlichen Scharfsinnes erfordern, die Kräfte und Eigenschaften der Körper messen und wägen und auf quantitativ genau bestimmte Raum- und Zeitverhältnisse zurückführen lassen.

In ähnlicher Weise liefert die Statistik der Volkswirthschaft quantitative Feststellungen in Betreff z. B. des Bestands und der Bestandtheile des Vermögens, der Bewegung des Handels, der Industrie und der Landwirthschaft, der Beschaffenheit und Vertheilung des Grundeigenthums, des Bestands und der Bewegung der Bevölkerung, der Wiederkehr gewisser Hergänge, namentlich der regelmäßigen Gesetze in der Wiederholung und Häufigkeit scheinbar freiwilliger menschlicher Handlungen u. s. w.

Allein auch die Statistik hat ein begrenztes Gebiet. Sie ist eine junge Wissenschaft, die uns oft im Stiche läßt, im Stiche lassen muß. Die Kriterien und Kategorieen, nach welchen sie ihre Ziffern gruppirt, sind nicht überall die nämlichen. Es ist auch schwer, eine universelle Verständigung über diese Kategorieen selbst unter einander sehr nahestehenden, gleich hoch cultivirten Nationen herbeizuführen. Denn es decken sich weder die Zustände, noch die Sprachen, noch die Gesetze. Die Sprache einer jeden Nation spiegelt deren Denkkraft und deren Denkschwäche und die durch letztere erzeugten nationalen Denkfehler wieder. Auch die Zustände lassen sich schwer in ein tabellarisches Prokrustesbett einzwängen. Die Tabellen führen zu falscher Handhabung und Trugschlüssen, wenn ihnen nicht die genauesten Erläuterungen beigegeben sind. Der Finanzstatistiker von Reden hat z. B. Abgaben verschiedener Länder zusammengruppirt, blos deshalb, weil sie den nämlichen oder einen ähnlichen Namen führen, während sie in allem Uebrigen himmelweit von einander verschieden sind. Es fehlt da die Kenntniß der Landesgesetze und Einrichtungen.

Zudem ist die Statistik nur möglich bei Culturvölkern, und auch bei diesen nur, wenn sie eine gute Regierung haben, welche Geld, Material und Arbeitskraft zur Verfügung stellt.

Dann hat der Physiolog noch einen andern Vorzug vor dem Volkswirth. Er kann zum Zwecke der Beobachtung und Forschung mit seinen Objecten nach Willkür schalten und walten und experimentiren. Er kann trennen, was verbunden, verbinden, was getrennt ist, einen Raum von Luft leeren, oder die Luft darin comprimiren, Frösche decapitiren und Hunde bei lebendigem Leibe se-

Digitized by Google

ciren. Er kann die Natur einem inquisitorischen Kreuzverhör unterwerfen und sie zur Antwort zwingen. In gewissen Fällen muß sie ihm stille halten.

Die menschliche Gesellschaft dagegen und ihre wirthschaftliche Ordnung sind kein Gegenstand zu Experimenten oder Vivisectionen. Die Geschichte erzählt uns von Narren und Tyrannen, die dergleichen versuchten. Sie haben elend Schiffbruch erlitten. Dasselbe Schicksal werden unsere socialistischen Wiedertäufer und professeurs de jeu haben, wenn sie etwa eine Regierung finden sollten, die sich ihnen anvertraut. Sie werden sich ruiniren und die Regierung dazu.

Die Naturgesetze der Wissenschaft unterwerfen sich nicht unserer subjectiven Logik. Wir müssen es oft machen wie Muhamed der Prophet. Er hatte dem Berge befohlen, zum Propheten zu kommen. Der Berg gehorchte nicht. Was machen? Da der Berg nicht zum Propheten kam, so ging der Prophet zu dem Berge. Da die Gesellschaft sich nicht unserer persönlichen Weisheit unterwerfen will, so muß sich unsere Weisheit der Gesellschaft unterwerfen. Wir müssen die Gesellschaft studiren. Dieses Studium ist die Leiter der speculativen Deduction, woran unsere Wissenschaft in die Höhe klimmt.

Vor der Statistik der Gegenwart hat die Geschichte der Vergangenheit seit der volkswirthschaftlichen Culturentwickelung einige für Erfassung der Gesetze große Vorzüge. Sie stellt uns größere Zeiträume und in denselben eine große Menge von Thatsachen, letztere nicht nur im räumlichen Nebeneinander, sondern auch im zeitlichen Nacheinander, zur Verfügung; und wir finden uns, weil wir an Alledem weniger direct interessirt sind und es aus einer Entfernung betrachten, welche eine generelle Uebersicht erleichtert, besser im Stande, das Zusammenwirken und das Gegeneinanderwirken der verschiedenen Kräfte und Gewalten zu würdigen und aus der großen Menge der einzelnen Hergänge und Vorkommnisse die Gesetze unserer Wissenschaft zu ermitteln. So wird auch hier die Vergangenheit zur Lehrerin für Gegenwart und Zukunft. Es hieße aber die Natur der Volkswirthschaft verkennen, wenn man sie deshalb in die Reihe der rein historischen Wissenschaften versetzen wollte, weil die Gesetze, welche sie regieren, sich in der Anwendung vielfach modificiren, je nach den natürlichen und den socialen Voraussetzungen von Ort und Zeit; nicht nur nach Klima,

Digitized by Google

Lage, Race u. s. w., sondern auch nach den übrigen Factoren des menschlichen Zusammenlebens; nach Recht, Sitte, Sprache, Religion, Kunst, Genossenschafts- und Staatsverfassung. Auch darf man nicht der wirthschaftlichen Entwickelung einen rein nationalen Charakter vindiciren wollen. Sie trägt ihn nur so lange, als die Völker und Länder gegeneinander in Isolirung verharren. In dem heutigen Zustande des Zusammenhanges, der Verbundenheit und der Freiheit streben Wirthschaft, Recht, Wissenschaft, Religion u. s. w., auf dem Wege der internationalen Arbeitstheilung einen universellen Charakter zu erhalten.

In dieser Doppelstellung der Volkswirthschaft, welche sich gleichsehr mit der Natur- wie mit der Menschengeschichte zu befassen hat, beruht die Wichtigkeit der Specialforschungen im Gebiete der wirthschaftlichen Culturgeschichte, im Gebiete nicht allein der Zustände, sondern auch der Dogmen, d. i. der Meinungen über die Zustände. Diese Meinungen sind nicht minder wichtig, als jene Zustände. Einmal, weil sie die Vorgeschichte unserer heutigen wissenschaftlichen Ueberzeugung enthalten. Sodann, weil die Meinungen einen großen Einfluß üben auf die Entwickelung der Zustände; denn, sagt der griechische Philosoph, „nicht die Dinge, wie sie sind, sondern die Dinge, wie man sie sich vorstellt, lenken die Entschlüsse des Menschen."

Dies sind die Gründe, warum wir alle in dieses Gebiet einschlagenden Jablonowski'schen Publicationen oben zusammenstellen und unseren Lesern empfehlen. Es war namentlich die Rücksicht auf unser Publikum außerhalb Deutschlands,*) welche uns veranlaßte, auch die älteren Schriften mit aufzuführen, welche übrigens auch in Deutschland leider noch nicht so allgemein bekannt sind, wie sie es verdienen.

II.

Der deutsche Territorialstaat und die Volkswirthschaft.

Zum Gegenstand unserer speciellen Erörterung gedenken wir das letztgenannte Werk zu machen: die Geschichte des Kurfürsten August von Sachsen in volkswirthschaftlicher Beziehung, von Jo-

*) Diese Abhandlung ist in ihrer ursprünglichen Gestalt in Faucher's Vierteljahrsschrift für Volkswirthschaft und Culturgeschichte erschienen.

Digitized by Google

hannes Falke, — die Musterarbeit eines bekannten und verdienstvollen Forschers, der sich nicht auf gedruckte Quellen beschränkt, sondern mit einem staunenswerthen Fleiße das reiche Material, das die, ihm mit dankenswerther Liberalität geöffneten Archive des Königreichs Sachsen, namentlich das Hauptstaatsarchiv und das Finanzarchiv in Dresden, boten, durchforscht, bewältigt und uns zu äußerer klarer Anschauung gebracht hat.

Hier finden wir eine Vereinigung der Darstellung der wirthschaftlichen Zustände und der wirthschaftlichen Dogmen in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts in dem Kurstaate Sachsen, welcher damals vermöge seiner politischen Stellung und seiner hohen Cultur (bei weitem der ältesten in dem mehr gen Osten gelegenen Theile Deutschlands) eine höchst beachtenswerthe Rolle spielte. Diese Periode, die letzte Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, ist wichtig für die Culturgeschichte, namentlich für die volkswirthschaftliche Geschichte Deutschlands, weil sie, obgleich auf der Oberfläche noch so glatt, ruhig und glücklich, doch selbst in ihrer wirthschaftlichen Physiognomie dem kritischen Auge schon die Spuren des demnächst so schrecklich über unser Vaterland hereinbrechenden allgemeinen Verfalls zeigt, — jenes Verfalls, der in den unglücklichsten Zeiten des dreißigjährigen Krieges und in den nächsten Jahrzehnten nach dem Kriege seinen Höhepunkt erreichte, und den wir dann gewöhnlich auch von dieser Zeit an datiren, während doch die Keime, wie überall, so auch hier, einer weit früheren Zeit angehören, als die Erscheinung.

Wir benutzten diese Gelegenheit, um wiederholt zurückzukommen auf die von uns schon öfter angeregte Idee einer „Geschichte der wirthschaftlichen Cultur Deutschlands", welche zu schreiben möglich sein würde, wenn wir für alle Zeiträume und für alle Territorien so vortreffliche Detailforschungen besäßen, wie die vorliegenden von Johannes Falke über Sachsen zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts, zur Zeit des Verfalls des Feudalismus und des Aufblühens des Territorialismus. Heinrich von Sybel beschwert sich bei Gelegenheit der von ihm besorgten neuen Ausgabe eines vor länger als zwanzig Jahren erschienenen vortrefflichen culturhistorischen Buches (Johann Wilhelm Löbell, Gregor von Tours und seine Zeit, vornehmlich aus seinen Werken geschildert. Ein Beitrag zur Geschichte der Entstehung und ersten Entwickelung romanisch-germanischer Ver-

Digitized by Google

hältnisse. 2te Aufl. Leipzig, 1869), daß für die Zeiten der Merovinger und der Karolinger sowohl in der französischen Literatur (Montesquieu, Dubos, Mably, Thierry, Guizot, Guérard, Perréciot und Mlle. Lezardière), als auch in der deutschen (Pardessus, Waitz und Paul Roth) eine juristische und antiquarische Erörterung der andern folgt und überhaupt jede Art der Betrachtung geübt wird, nur die streng historische im engeren Sinne ganz hartnäckig nicht. „Der bei weitem größere Theil des Forschungseifers," sagt von Sybel, „richtet sich weniger auf die persönlichen Momente und Motive, als auf die Form der Einrichtungen; weniger auf den Fluß der Ereignisse, als auf den Bestand der Verhältnisse."

Was in den Augen des Herrn von Sybel ein Fehler ist, dünkt uns ein entschiedener Vorzug dieser Forschung, der doppelt groß erscheint, wenn man bedenkt, daß es sich hier um zwei enorm wichtige Momente handelt: erstens um den, wo bei dem damals maßgebenden Stamme der Franken die Abendröthe der römischen und die Morgenröthe der germanischen Zeiten zusammentrafen, und zweitens um den Uebergang vom Volksstaate zum Lehenstaate, der sich damals zuerst in Deutschland und dann auch in allen anderen von germanischen Einwanderern occupirten Territorien, wie Frankreich, England, Spanien und Italien, ja auch bei nichtgermanischen Völkern, wie den Ungarn und den Polen, vollzog.

Wir möchten gegen jene Forschung den entgegengesetzten Vorwurf erheben, nämlich den, daß sie nicht das ganze Gebiet der Culturgeschichte, sondern nur einen Theil occupirt, namentlich daß sie zwar die politische, sociale und militairische Seite des bezeichneten Uebergangs von der demokratischen zur feudalen Organisation in das Auge faßt, nicht aber auch hinreichend die wirthschaftliche, welche doch die hervortretendste ist. Denn es handelt sich um eine Aenderung des Systems des Grundeigenthums, um die Veränderung des Eigenthumsbegriffs, um seine Zerlegung in Ober- und Untereigenthum, um die Fesselung des früher so freien und wanderlustigen Germanen an Grund und Boden und die Unterordnung und Einschachtelung der Gesellschaftsklassen je nach ihrem Grundbesitze; und alle diese Momente würden erst unter wirthschaftlichem Gesichtspunkte ihr richtiges und volles Licht erhalten.

Von gleich großem Interesse wie die Zeit der Entstehung des Feudalismus in Deutschland ist die seines beginnenden Verfalls

Digitized by Google

für die Geschichte der wirthschaftlichen Cultur. An diesen Verfall schließt sich die Zeit des Uebergangs vom Feudal- zum Territorialstaate. Heutzutage ist auch die Uhr des Territorialstaates abgelaufen und wir befinden uns im Uebergange vom Territorial- zum Nationalstaate. Für den Uebergang vom Feudal- zum Territorialstaate fließen die reichlichsten Quellen wirthschaftlicher Culturgeschichte, und diese Quellen sind zum Theil schon vortrefflich ausgebeutet.

Mitten in diese unglückliche Zeit hinein führt uns die Monographie von Johannes Falke.

Der Feudalismus hat an Deutschland ein großes Verbrechen begangen: er hat das Aufkommen einer nationalen Monarchie gehindert. So lange er herrschte, schwankte Deutschland hin und her zwischen dem Gelüste, eine sich auf die ganze civilisirte Welt von damals ausdehnende Universalmonarchie zu stiften, und der Gefahr, den centrifugalen Bestrebungen der Territorialfürsten zu erliegen. Universal- oder Particularmonarchie, keine Nationalmonarchie! Schon im sechzehnten Jahrhundert war der Sieg des Particularismus entschieden, und mit ihm der politische und wirthschaftliche Verfall. Die Weltherrschaftsgelüste Karl's V. und Ferdinand's II. waren ohne Erfolg.

Spanische Kriegsschiffe und Piraten brandschatzten damals ungestraft die deutsche Handelsflotille. Die Niederländer verschlossen uns die Nordsee und die Rheinmündungen; der Stromverkehr war durch zahllose Passagezölle gehemmt. Der Moskoviter nahm uns die durch deutsches Blut eroberte Ostsee. Die deutschen Seestädte mußten sich von Holland und Dänemark mißhandeln lassen. Das deutsche Reich fühlte, daß ein schweres Gewitter in der Luft hing. Das Volk wandte sich jeder nationalen Idee ab, es warf sich auf die Theologie, um bald auch diese aufzugeben und einem hyperconservativen Quietismus, einer Art von Euthanasia, zu verfallen. Da Kaiser und Reich nichts mehr galten, warf man sich den Territorialfürsten in die Arme, und gerade die zweite Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts hat auch eine ungewöhnlich große Zahl befähigter deutscher Fürsten hervorgebracht, welche eifrig bestrebt waren, ihre Landesherrlichkeit zu erweitern und zu dem Zwecke auch das Wohl ihrer Unterthanen zu fördern. Wir nennen: Joachim von Brandenburg, Moritz und August von Sachsen, die Ernestiner, Albrecht von Bayern, Christof von Württemberg, Wilhelm

Digitized by Google

von Hessen und Julius von Braunschweig. Diesen gelang es durch gemeinsame Thätigkeit und Verträge, im Innern des Reichs wieder eine gewisse Rechtssicherheit herzustellen, als unentbehrliche Voraussetzung des wirthschaftlichen Verkehrs.

Aber die Fürsten beschränkten sich nicht darauf, den Verkehr zu schützen. Sie suchten denselben auf jede Art fiscalisch auszubeuten und sich dienstbar zu machen. Das feudale Regiment hatte einen Vorzug gehabt: es war billig. Das territoriale war theuer. Man ging von der Natural- zur Geldwirthschaft über, von dem System der Domainen- und sonstigen Naturaleinkünfte zu dem der Steuern, der Accise und der Regalien. Früher hatte der Fürst die Landesverwaltung und Landesvertheidigung gegen Bezug der Domainialeinkünfte (wenn es erlaubt ist, zur Bezeichnung der Sache einen nicht den damligen, sondern den heutigen Anschauungen entsprechenden modernen Ausdruck zu gebrauchen) gleichsam „in Generalentrepriſe genommen." Nur in ganz außerordentlichen Fällen, wenn jene Einkünfte ausnahmsweise nicht reichten, wurden Steuern verwilligt, welche auch dann noch den Charakter einer höchst exceptionellen auf einem Specialvertrage beruhenden Einnahme hatten Regalien standen ursprünglich nur dem Kaiser, aber nicht den Territorialherren zu; letzteren wenigstens nur dann, wenn ihnen deren Ausübung vom Kaiser ausdrücklich übertragen worden war. (Constitutio Friderici I. de regalibus, 1158; privilegium Friderici II. de 1220 et 1226. Pertz, leges, II. pag. 175, 236. et 291. Strauch, Ueber Ursprung und Natur der Regalien. Erlangen, 1865.)

Der Territorialstaat nun, als er zu seiner Machtentfaltung gelangt war, bemächtigte sich, um seine stehenden Heere von Beamten und Soldaten zu unterhalten, der Regalien und dehnte dieselben nach und nach auf fast alle Zweige der wirthschaftlichen Thätigkeit aus; und wieder um diese sich mit jedem Tage mehr erweiternden Regalien gehörig auszubeuten, vermehrte er mit jedem Tage die zahlreiche Armee der Beamten. Beides stand in nothwendiger und ununterbrochener Wechselwirkung. Als diese Entwickelung ihren Höhepunkt erreicht, als sich z. B. das Bergregal über alles Grundeigenthum, auch über das allerprivilegirteste, und auch auf alle Halbmetalle und Fossilien erstreckt; als das Forstregal sich aller innerhalb der Landesgrenzen gelegenen Waldungen,

Digitized by Google

auch derjenigen der Markgenossenschaften und sonstigen Corporationen, bemächtigt; als das Jagdregal den gesammten Grundbesitz sich servitutpflichtig gemacht; als das Wasserregal nicht nur die Fischerei, sondern auch die Benutzung der mechanischen, dynamischen und chemischen Kräfte des Wassers in Seen, Flüssen und Bächen zu den Zwecken der Schifffahrt, der Landwirthschaft und der Triebwerke, der Ausbeutung Seitens der territorialen Fiscalität unterworfen; als man jene zahllose Reihe anderer Monopole und Regalien (Salz, Tabak, Salpeter, Schießpulver, sodann Postregal, Bankmonopol, ausschließliche Befugniß, öffentliche Glücksspiele, wie Spielbanken, Zahlen- und Klassenlotterie, Lotterieanlehen zu halten, Monopol des Branntweinbrennens, des Mühlenbetriebs, der Bierbrauerei, des Kornhandels, des überseeischen Handels u. s. w., u. s. w.) erfunden, und deren Betrieb zur Sache des Staats, ihre Ausbeutung zur Aufgabe der fürstlichen Kammerverwaltung gemacht und für letztere eine besondere Wissenschaft, die National- oder Staatsökonomie der damaligen Zeit, die „Cameralia," welche nicht nur die Kammergüter und -Gefälle, sondern auch die zahllosen gewerblichen und commerciellen Unternehmungen des Landesherrn zu administriren lehrt, geschaffen hatte; da war der Augenblick gekommen, wo in Deutschland der fiscalisch-bureaukratisch-absolutistische Territorialstaat an die Stelle des corporativen mittelalterlichen Feudalstaats trat. In Deutschland hat sich diese Umwandlung im siebenzehnten Jahrhundert schon ziemlich vollständig vollzogen. Der absolutistische Territorialstaat gipfelt aber erst im achtzehnten Jahrhundert. Im neunzehnten beginnt er dem freien Nationalstaate zu weichen. Den ersten Stoß erhielt er durch den Zollverein, der die Schlagbäume umwarf und ein einheitliches und freiheitliches inneres Wirthschaftsgebiet für die Nation schuf, eine Idee, die dem Territorialstaatssystem ein Greuel war und sein mußte und deren Realisirung man sich nur in Anbetracht der neuen und reichen Finanzquelle, welche der Verein, unabhängig von jeder landständischen Verwilligung, fließen machte, halb widerwillig gefallen ließ.

Schon im sechzehnten Jahrhundert hatte sich überall der deutsche Territorialherr unter dem Titel „Regal" des Bergbaus, des Hüttenbetriebs, der Waldwirthschaft und einer ganzen Reihe gewerblicher und mercantiler Unternehmungen bemächtigt, für deren

Digitized by Google

Betrieb er den Besitz der Staatsgewalt im monopolistischen Sinne ausnutzte, sei es zur Unterdrückung oder zur Beeinträchtigung der Concurrenz oder zur Benachtheiligung des consumirenden Publikums.

„So begann," sagt Falke, „der Landesherr damals der vornehmste und größte Gewerbtreibende im Lande zu werden und vermittelst dieses seines Gewerbebetriebes dem Staate die Mittel zu liefern und zu ergänzen, welche die Domanial- und Kammergüter nicht mehr und die Steuern noch nicht aufzubringen vermochten." Darum sind diese Territorialfürsten aus der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, die wir oben charakterisirt und zum Theile namentlich aufgeführt haben, auch so praktisch eifrige und verständige, auf jede nützliche Erfindung, auf jeden Gewinn verheißenden Fortschritt erpichte Geschäftsleute, und es gewährt das höchste Interesse, aus ihren Correspondenzen zu ersehen, wie sie einander Gelehrte, Künstler und auch wohl Schwindler und Tausendkünstler, oder ein ander Mal Erzstufen und neue mechanische Kunstwerke zusenden, und neue Erfindungen wechselseitig mittheilen; wie sie sich mit Allerhöchst-selbst-gepfropften Obstbäumen, oder in Höchsteigener Wirthschaft gezüchtetem Rindvieh, mit neu entdeckten Küchen- oder Zierpflanzen, mit Nützlichkeiten und Brauchbarkeiten aller Art Freude machen; wie der Eine in der Mechanik, der Andere in der Gartenkunst, der Dritte in Ackerbau und Viehzucht, der Vierte in Berg- und Hüttenwesen, und endlich dieser Kurfürst August, dessen Wirthschaftsgeschichte Archivar Falke schreibt, in allen diesen Dingen zugleich, wenigstens von seinen fürstlichen Vettern und Freunden, und ohne Zweifel auch von seinen Beamten, als oberste sachkundige Autorität anerkannt und gepriesen wird. In diesen Correspondenzen nimmt sich das Alles sehr schön aus; aber in Wirklichkeit steuern die Dinge, auch schon zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts, obgleich sie äußerlich vielfach noch das Gepräge glänzender Wohlfahrt tragen, innerlich schon dem Verfalle zu. Der fiscalische Monopolgeist der Territorialregierungen, welche Vorsehung spielen, Alles selbst und Alles allein thun wollen, welche, in der Absicht, ihre stets geldbedürftige Kasse zu füllen, alle Geschäfte und alle Unternehmungen an sich reißen und in ihrer Hand monopolisiren, indem sie von dem Pulikum Geld zu verdienen trachten, nicht dadurch, daß sie es gut bedienen, sondern dadurch, daß sie es be-

Digitized by Google

herrschen und möglichst schlecht und möglichst theuer bedienen, zerstört allmälig die wirthschaftliche Thatkraft der Nation und der Einzelnen. Der Erwerbs- und Unternehmungssinn verschwindet und kann in seinen Wirkungen durch eine kleinlich banausische Sparsamkeit des Einzelnen nicht ersetzt werden. Der Adel verkommt. Der Bürger verknöchert, und auf dem Bauern trampeln sie Alle gleichmäßig herum. Das Alles trat jedoch erst im 17. Jahrhundert deutlich zu Tage. Werfen wir nun einen Blick auf Handel, Gewerbe und Landwirthschaft in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts.

III.

Die territorialfürstliche Monopolwuth.

Die Weltstraße zwischen Indien und Europa ging in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts nicht mehr mitten durch Deutschland. Seit Entdeckung der neuen Seewege war Lissabon der Mittelpunkt des Gewürzhandels geworden. Jedoch hatte dadurch die alte Verkehrsstraße aus Italien über die Alpen nach Deutschland immer noch nicht ganz aufgehört. Die süddeutschen Handelsstädte bezogen wenigstens noch für den Bedarf des Reichs die Producte des Orients über Genua und Venedig, welche als Seehäfen auch damals noch eine große Rolle spielen, selbst für den so wichtigen Gewürzhandel.

Auch der Kurfürst August, unermüdlich in neuen Unternehmungen, machte einen Versuch, sich durch Vermittelung eines süddeutschen Kaufmannes an dem Pfefferhandel zu betheiligen. Die Geschichte dieses Pfefferhandels ist höchst lehrreich und charakteristisch für die wirthschaftlichen Anschauungen der Zeit, namentlich der damaligen deutschen Territorialregierungen. Wegen der interessanten Details müssen wir auf Falke S. 307 u. ff. verweisen. Für uns genügen hier die Grundzüge des Hergangs. Sie zeigen uns, wie hoch das Vollbewußtsein der Landesherrlichkeit einerseits und glücklicher Erfolge in einzelnen Geschäften (Bergbau ꝛc.) andererseits den Unternehmungsgeist des Kurfürsten gesteigert hatten, so daß er auf nicht Geringeres ausging, als einen sehr erheblichen Theil des Gewürzhandels nicht nur für Sachsen, sondern für ganz Europa in seiner Hand zu concentriren und zu monopolisiren; wie ihn keine

Digitized by Google

Ausgabe und keine Schwierigkeit zurückschreckt; wie er, um das begonnene alte Unternehmen erfolgreich durchzuführen, zu neuen Geschäften gedrängt wird, auf dem Gebiete des Bergbaues sowohl wie auf dem der Post und der Seeschifffahrt; wie er überall Monopole schaffen will und sich in dem Irrthum festfährt, weil dies innerhalb der engen Grenzen seines Kurstaats möglich gewesen sei, müsse es sich auch auf dem Gebiete des Welthandels realisiren lassen; wie dann ein Monopolist mit dem andern in Kampf geräth, wie z. B. der deutsche Kaiser auf dem Gebiete des Pfefferhandels der Monopolsucht des Kurfürsten als Feind entgegenarbeitet, während er auf dem Gebiete des Postwesens sich als Freund des Monopols erweist und im Interesse des Fürsten von Thurn und Taxis den Postunternehmungen des Kurfürsten entgegentritt, so daß dieser fast gröblich an Seine Kaiserliche Majestät schreibt (13. Mai 1579): „er, der Kurfürst, vernehme mit Erstaunen, daß Seine K. M. Bedenken trage, die beabsichtigte sächsische Post zu genehmigen, weil außer Thurn und Taxis Niemand das Recht habe, im Reiche eine Post anzulegen; er, der Kurfürst, habe niemals davon gehört, daß die Reichsstände dem Taxis ein solches Monopol verwilligt hätten, oder auch nur darum angegangen worden wären; deshalb könne er auch sich unmöglich davon überzeugen, daß durch eine etwa von dem Kaiser dem Taxis ertheilte Concession den Kurfürsten das Recht entzogen sei, im Reiche ihre eigenen Posten anzulegen; es würde doch auch ein höchst seltsames Ansehen haben, wenn ausländischen Potentaten (Taxis war Spanier) freistehen sollte, ihre Posten durch's Reich zu legen, solches aber den Kurfürsten des Reichs sollte verweigert werden." Allein damals halfen selbst solche energische Vorstellungen nichts. Später sah bekanntlich der Kaiser den Kurfürsten, wenigstens den mächtigeren, durch die Finger, wenn sie sich von Taxis emancipirten und Territorialposten anlegten — Brandenburg machte den Anfang damit (siehe H. Stephan, Geschichte der preußischen Post von ihrem Ursprunge bis auf die Gegenwart. Berlin, 1859. Abschnitt I. Kap. 3: „Der Streit des großen Kurfürsten mit dem Kaiser und dem Hause Thurn und Taxis." S. 39—51) —, jedoch that dies der Kaiser nur unter der Voraussetzung und Bedingung, daß diese Mächtigen ihm auf dem Reichstage ihren Beistand zu Gunsten des Thurn und Taxis liehen, wenn minder mächtige Stände ebenfalls versuchen wollten, das Joch dieses

Digitized by Google

ausbeutungslustigen Reichsmonopolisten, sei es im Interesse des öffentlichen Verkehrs, sei es in dem ihres eigenen Fiscus, abzuschütteln.

Doch kehren wir zurück zu unserer Pfeffergeschichte, wie sie sich ergiebt aus den Acten des Dresdener Finanzarchivs, betitelt: „Handlung und Contract, welche die boringische (thüringische) Gesellschaft mit Kunrad Rotten (Roth) von Augspurg des indianischen Pfeffers halber getroffen, betreffend."

Wie bereits oben erwähnt, war damals Lissabon der Mittelpunkt für den europäischen Gewürzhandel; man glaubte, der Pfeffer komme allein aus den indischen Colonieen der Portugiesen, und der König von Portugal habe die alleinige Disposition darüber. Der Kaufmann Konrad Roth von Augsburg, der als „Mitglied des Geheimenraths" dieser Stadt bezeichnet wird, war an dem portugiesisch-indischen Gewürzhandel betheiligt. Er hatte von Lissabon aus via Hamburg Gewürze für den Dresdener Hof geliefert, welche Gnade fanden vor der Zunge des Kurfürsten, zugleich aber auch dessen Speculationsgeist weckten. Als Konrad Roth ihm am 14. Januar 1579 meldete, der König von Portugal sei sein, Roth's, Gönner und wolle den gesammten Pfefferhandel zwischen Indien und Europa in seine Hände legen, sie hätten bereits Contract mit einander geschlossen; der König von Portugal sei bereit, den Vertrag von 1580 ab auf weitere fünf Jahre zu verlängern; gelinge es hierdurch, den Pfefferhandel so zu monopolisiren, daß sonst Niemand in Indien kaufen, oder in Europa verkaufen könne, so könne man sich den Pfeffer beliebig hoch bezahlen lassen und in Kurzem Millionen verdienen, man bedürfe nur eines sofort parat zu stellenden ansehnlichen Betriebscapitals: — biß der Kurfürst sofort auf den glänzenden Prospect an, jedoch nicht, ohne zugleich seine hochfürstliche Würde zu wahren. Er ließ sich nämlich von seinen Dienern vorstellen, „obwohl es billig sei, daß der Kurfürst, da er das große Werk allein verlege und erhalte, auch allein Namen, Ruhm und Dank davon habe, so sei doch solches in sofern bedenklich, als Kurfürstliche Gnaden zu hoch ständen, um sich öffentlich mit einem Handelsmanne unter derselben Firma in gemeine Gesellschaft einzulassen; ohne Zweifel würde eine solche Handelsgesellschaft nicht Jedermann gefallen, und daher Allerlei davon geredet, geschrieben und gedruckt werden, was Kurfürstliche Gnaden unmuthig machen

Digitized by Google

könne, namentlich werde die starke Steigerung der Pfefferpreise beim Publiko allerlei Verdrießlichkeiten machen, und endlich möchte es doch dem Kurfürsten unbequem sein, alle Zuschriften der Kaufleute und Händler selbst zu lesen und zu beantworten." Auf Grund dieser Bedenken wurde beschlossen, die Betheiligung des Kurfürsten durch eine anonyme Gesellschaft zu maskiren; letztere wollte der Kurfürst Anfangs seiner Residenz zu Ehren die „Dresdenische Handelsgesellschaft" taufen;*) allein er stand davon ab, „dieweil die Dresdener Kauffahrtei bis dahin keines sonderlichen Rufes genossen und es daher bei den Leuten allerlei Verwunderung und Nachdenken darüber erregen würde, wie solche in so kurzer Zeit zu so vielem Gelde und so stattlichem Handel gekommen sei". Deshalb begnügte man sich mit dem bescheidenen Titel der „thüringischen Gesellschaft."

Schon Ende Februar wurde der „Pfeffer-Contract" zwischen Konrad Roth und den Kammerbeamten des Kurfürsten in Dresden geschlossen, im Wesentlichen folgenden Inhalts:

Roth kauft allen Pfeffer in Indien Orientali und schafft ihn nach Lissabon. Hier wird er an drei Gesellschaften vertheilt. Diese drei Gesellschaften theilen den europäischen Markt unter sich. Die portugiesische Gesellschaft erhält als ihren ausschließlichen Bannbezirk Portugal, Spanien, England und Frankreich; die italienische erhält Italien, Venedig, Toscana, Neapel, Genua, Sicilien, Corsica und die sonstigen Inseln im Mittelmeere, die thüringische Gesellschaft endlich (d. i. Konrad Roth und der Kurfürst) erhält Deutschland, die Ostseeprovinzen, Polen, Böhmen und Oesterreich, miteinbegriffen Ungarn und Schlesien. Die drei Gesellschaften verpflichten sich, einander „keinen Abbruch zu thun", d. i. keine Concurrenz zu machen. Wenn eine dieser Gesellschaften in dem Bannbezirke der andern Geschäfte macht, verfällt sie für jeden verkauften Quintal (Centner) Pfeffer in eine Strafe von zehn Ducaten. Die thüringische Gesellschaft hat ihren Sitz in Leipzig. Dorthin schafft Roth den Pfeffer, und von da aus wird Deutschland und der civilisirte Osten Europa's damit versorgt. Der Gewinn des Geschäfts wird so und so getheilt, wobei der Kurfürst den Löwenantheil bezieht, aber freilich auch den Betriebsfonds zu stellen hat.

---

*) Das größte deutsche Droguengeschäft ist heut in Dresden. War der Volksgeist im Fürsten lebendig?

Digitized by Google

Nach Abschluß des Vertrags wendet man sich an Stadt und Kaufmannschaft von Leipzig. Die Kammerbeamten des Kurfürsten stellen ihnen mit beweglichen Worten vor, wie Seine Kurfürstliche Gnaden mit Bedauern wahrgenommen, daß der Handel von Leipzig zurückgegangen und in Folge dessen die Handelsleute und die Stadtgemeinde in ihrer Nahrung geschwächt seien, und wie daher der Kurfürst, lediglich in der Absicht, allerlei nützliche und ersprießliche Handlung nach Leipzig zu bringen, den Pfeffercontract abgeschlossen habe; die Stadt und die Kaufmannschaft möge daher zum Betriebe des Pfeffergeschäftes das Gewandhaus zur Verfügung stellen und zusehen, „wohin sie den Tuchhandel bringen möge".

Der Rath von Leipzig sah sich die Sache mit gelassenem Herzen und scharfen Augen an. Er antwortete, das ganze Project scheine ihm bedenklich; auf anderen Wegen komme mehr Pfeffer nach Europa, als die Lissaboner Quantität, worüber Konrad Roth verfüge; mit dem Monopol sei es also nichts, dann aber werde ein so großer Vorrath von Leipzig aus schwerlich abzusetzen sein; jedenfalls werde es mit dem Umschlag nur langsam gehen; während das Geschäft sofort eine Ausgabe von einer Million pro Jahr erforbere, werde der Absatz „einlitzig" bleiben, der Verkauf werde nicht anders, als auf Borg geschehen können; ein großer Theil werde Anfangs unverkauft liegen bleiben; erst nach und nach und durch eine lange Gewohnheit lasse sich ein derartiges Geschäft an einen neuen Ort ziehen und daselbst concentriren, jedenfalls aber würden die süddeutschen Concurrenten, namentlich Nürnberg, alle Minen springen lassen; man solle daher lieber klein anfangen.

Der Kurfürst, durchdrungen von dem Gefühle seiner Allmacht, hörte nicht auf die verständige Warnung. Da der Rath von Leipzig vorerst das Gewandhaus noch nicht dazu hergeben wollte, so machte er seine dortige Pleißenburg zur europäischen General-Pfefferbüchse. Er ließ sich durch Roth überreden, auch noch „Nägelein, Kaneel, Muscatnüsse, Macis, Ingwer" ꝛc. in den Bereich der Geschäfte zu ziehen, gab jedoch später diesen Zweig wieder auf, weil die Bezugsquellen zu mannigfach und weit auseinander gelegen seien, um auch diesen Handel monopolisiren zu können, und weil der Pfefferhandel ohnehin schon sehr viel Geld heische.

Was den letzteren anbelangt, so hielt man mit Hartnäckigkeit an dem Gedanken des Monopols fest. Man gedachte durch dieses

Digitized by Google

den Preis, der bis jetzt 11 Groschen pro Pfund betrug, für ganz Europa auf 15 Groschen zu steigern. Roth ging nach Lissabon und Venedig, um alle Quellen für das Leipziger Geschäft abzufangen. Der Kurfürst verwandte inzwischen in Deutschland bedeutende Summen, um in den See- und Handelsstädten, namentlich in Frankfurt und Nürnberg, ja sogar in Venedig, alle von früher her noch vorhandenen Pfeffervorräthe aufzukaufen; damit wollte man fortfahren, bis man alle Vorräthe vereinigt und sich in den Stand gesetzt hatte, den Preis zu dictiren. Aber während man aufkaufte, flossen neue Vorräthe zu, und der monopolsüchtige Speculant, statt das Publikum zu steigern, schädigte sich selber.

Um seinen kurfürstlichen Handelsgesellschafter bei guter Laune und dessen Kasse offen zu erhalten, schickt Roth aus der Ferne „Laufzettel der Waaren", Preiscourante in fremden Zungen mit deutschen Uebersetzungen, Nachrichten über die Berg- und Hüttenproducte auf dem Weltmarkt (der Kurfürst speculirte für sein Bergregal darauf), sowie über merkwürdige und neu entdeckte Gewässer; unter Anderem schickt er auch damals schon Tabaksamen und junge Tabakpflanzen nach Dresden, ohne aber selbst eigentlich recht zu wissen, was man damit macht; vielmehr schreibt er, dies sei ein Wunderkraut, woraus die Indianer einen alle Wunden heilenden Balsam präparirten.

Allein das Geschäft selbst will nicht recht gedeihen. Der unermüdliche Roth findet die Ursachen des Mißerfolgs in Mängeln der Post und der Seeschifffahrt und in dem Widerpart der Nürnberger, welche sich darauf capricirt hätten, sich von ihm nicht lahm legen zu lassen. Roth war aus Augsburg. Augsburg und Nürnberg rivalisirten damals stets, und diesmal auch in Lissabon und Indien.

„Was großen Haß", schreibt Konrad Roth an den Kurfürsten, „was großen Haß und Neid die von Nürnberg tragen von wegen unserer aufgerichteten Compagnia, werdet Ihr von den Eurigen vernommen haben. Sie lassen viel Drohworte hören, als wollten sie Wunder stiften, mich mit dem Credit zu schwächen u. dgl. Mußte viel hören; aber als Contractor des Königs von Portugal hab' ich guten Fug und Macht, seine Waaren zu führen, wohin mir's geliebet. Sie wollen mich vor dem römischen Kaiser verklagen, daß ich monopolische Handlung treib'. Will ich aber die Specerei nur an einem Orte im Reiche führen, da es mir ge-

Digitized by Google

fällt, wird Kaiserliche Majestät mich daran nicht hindern, in Ansehung, daß Specerei im Reiche nicht wächst. Ich kaufe auch keine im Reiche auf (unwahr, siehe oben), sondern führe sie aus Indien hierher. In Summa: das Volk plagt mich dermaßen, daß ich an allen Orten Befehl gegeben habe, alle meine Waaren zu Land und ob dem Meere stracks nach Leipzig zu verschicken."

Dann klagt Roth über die Post, Taxis bediene selber mit seiner monopolistischen Reichspost das Publikum schlecht und lasse es durch den Kaiser hindern, sich einer Privatpost (damals florirte noch die Metzgerpost, welche Taxis später ganz unterdrückte) zu bedienen; das Pfeffergeschäft, das den europäischen Markt beherrschen solle, erfordere aber einen regel- und gleichmäßigen Postverkehr mit Venedig und Hamburg, Lissabon und Antwerpen, Mailand und Nürnberg, Augsburg und Frankfurt u. s. w.; der Kurfürst möge daher, um das Monopol von Taxis zu brechen (Pfeffermonopolist wider Postmonopolist), eine kurfürstliche Territorialpost errichten, welche sich über das europäische Festland erstrecke und Leipzig, Dresden und Meißen zum Mittelpunkt habe. Roth legte einen vollständigen Organisationsplan, mit Stationen, Routen, Taxen, bis in's Einzelnste ausgearbeitet, vor. Allein man war in dem Kampfe gegen das Postmonopol damals nicht glücklicher, als in dem Kampfe für das Pfeffermonopol.

Als Roth, empfohlen vom Kurfürsten, den Kaiser zu Prag wegen der Post anging, verwies Majestät achselzuckend auf Taxis. Darauf schrieb der Kurfürst an den Kaiser den oben erwähnten groben Brief, worin er die Genehmigung der von Roth intendirten reitenden Posten verlangt. Der Kaiser erwidert darauf, er habe ja das Gesuch Roth noch gar nicht abgeschlagen, sondern nur, dieweil ihm der Vorschlag etwas fremd und bei den Vorfahren im Reiche nie bräuchig gewesen, habe er Berichte darüber gefordert, und hoffe er, Kurfürstliche Liebden würden zu warten geruhen, bis solche eingingen. Der Kurfürst monirte später einige Mal. Kaiserliche Antworten darauf finden sich aber nicht vor. Es scheint, Taxis hatte dafür gesorgt, daß keine Berichte eingingen. Und später kam der Kurfürst nicht wieder darauf zurück. Denn er wollte an den Pfeffercontract und Alles, was damit zusammenhing, nachher nicht wieder erinnert sein.

Ebenso schlecht, wie mit der Post, ging es mit der Handels-

Digitized by Google

schifffahrt zur See. Das ganze Geschäft war auf eine ununterbrochene, sichere und regelmäßige Verbindung zwischen Lissabon und Hamburg (Leipzig) berechnet. Diese war aber nicht möglich, weil sich zur See die Spanier und die Niederländer, sowie auch die Holländer und die Hanseaten in den Haaren lagen, und der Kurfürst von Sachsen keine Seemacht war und keine Marine besaß. Allein der unermüdliche Roth wußte für Alles Rath und stellte jedem neuen Hinderniß ein neues Project gegenüber. „Eure Kurfürstliche Gnaden haben ja den König von Dänemark zum Schwager," schreibt er, „und dieser Schwager hat große und wohlausgerüstete Seeschiffe; schließen wir mit ihm auf sieben Jahre einen Vertrag, daß er alljährlich im October mit drei Schiffen nach Lissabon und im December mit denselben wieder zurückfährt, hin mit Artikeln aus dem Kurfürstenthum, mit Getreide, mit Kupfer und sonstigen Producten der kurfürstlichen Montanindustrie, zurück mit indischen Gewürzen." Auch hierauf ging der Kurfürst ein. Er unterhandelte mit dem König von Dänemark wegen der Schiffe und befahl in seinem Lande Beweisaufnahme wegen der Exportartikel. Ehe jedoch diese Aufnahme und jene Unterhandlung zu einem Abschluß gedieh, nahete schon die Katastrophe.

Die kommenden Ereignisse begannen ihre Schatten vorauszuwerfen. Der kurfürstliche Gesandte am spanischen Hofe berichtete, der König von Portugal sei gefährlich krank; derselbe habe sich den König von Spanien zum Nachfolger erkoren; die Portugiesen wollten aber einen solchen König nicht; nach dem Tode des ersteren komme es hierüber wahrscheinlich zum Kriege; wenn aber auch nicht, so sei auch im Falle der Succession des Spaniers der Pfeffercontract in Gefahr, u. s. w.

Roth, zum Bericht hierüber aufgefordert, versichert, der König von Portugal befinde sich nach Umständen wohl, Spanien rüste zwar, aber nicht gegen Portugal, sondern gegen die Niederlande; er, Roth, komme übrigens bald nach Dresden und Alles werde dann gut gehen. Er beruhigt, wie gewöhnlich, den Kurfürsten wieder mit neuen Projecten: Gewehrlieferungen für Portugal, Import von brasilianischem Zucker gegen Export von sächsischem Kupfer; kurfürstliche Gnaden möge selber Sachverständige gen Lissabon entsenden, dieselben würden dort Alles in Ordnung finden u. s. w.

Digitized by Google

Roth kommt dann wirklich nach Dresden, aber er verlangt immer Geld, Geld und abermals Geld. Man giebt ihm nicht so viel, wie er verlangt. Darüber kommt es, wie in der Regel zwischen Compagnons, wenn die Geschäfte schlecht gehen, zu gegenseitigen Vorwürfen. Der eine will den Einsatz verdoppeln, der andere will die Hälfte davon zurückziehen, um wenigstens diese in Sicherheit zu bringen. Der eine will immer mehr kaufen, um Beherrscher des Marktes und Dictator der Preise zu werden; der andere will verkaufen, wenn auch billig, um doch wieder einmal Geld zu sehen.

Der Chef der kurfürstlichen Kammerverwaltung klagt gegen Roth: „Es ist von uns nicht aus dem Contracte geschritten, und macht mir sein unabläßiges Nachsuchen (über die Verpflichtungen des Vertrages hinaus) nicht geringes Nachdenken. Wenn ihm die Contracte gehalten werden, hat er sich nicht zu beschweren; sonst wollte es schwer fallen, allen seinen Anmuthungen stattzugeben; sehr leicht wäre es, bald viele Tonnen Goldes aus unseren Landen zu schaffen, wie mir sie aber bald wieder bekommen, möchten wir zusehen." Roth dagegen scheint sich an die osteuropäischen Sitten nicht recht gewöhnen zu können; er klagt bitterlich, daß er seine Zeit in Dresden ganz vergeblich „mit Saufen und anderen unnützen Dingen" habe zubringen müssen, und daß ihn die Beamten nicht persönlich beim Kurfürsten vorgelassen hätten, ansonsten würde er demselben „große Dinge entdeckt haben".

Und in der That scheint es, diese „großen Dinge", d. i. immer neue Projecte, haben für den fürstlichen Speculanten immer noch nicht ihren Zauber verloren. Noch einmal siegt Roth. Im Widerspruche mit den kurfürstlichen Räthen, welche vorstellen, wie große Vorräthe sich schon in Leipzig gesammelt hätten und noch im Anmarsch wären, wie sehr die verausgabten Summen schon die durch Vertrag und Voranschlag gezogenen Grenzen überstiegen, und welche kategorisch verlangen, daß man nun mit dem Verkaufe beginne, wird auf Grund der Auseinandersetzung Roth's, daß die ganze Speculation das factische Monopol zur Voraussetzung ihres Gelingens habe, daß aber immer noch aus früheren Zeiten an vielen anderen Orten große Pfeffervorräthe auf Lager seien, und man diese sich zuvor in die Hand schaffen müsse, beschlossen, vorher noch alle diese Vorräthe aufzukaufen und nach Leipzig zu schaffen.

Digitized by Google

Allein auch die weiteren Ankäufe halfen nichts. Es kommt dennoch von allen Ecken und Enden Pfeffer nach Deutschland und Osteuropa. Die Preise sinken, statt zu steigen, und zwar ganz natürlich deshalb, weil man die Vorräthe zu stark hat anwachsen lassen, und das Angebot die Nachfrage übersteigt. Man vermuthet, die italienische und die portugiesische Gesellschaft hätten den Anti-concurrenzcontract gebrochen und im Widerspruche mit demselben doch Pfeffer auf den deutschen Markt geworfen; man fordert Roth auf, nachzuweisen, wie er künftig seinen Verpflichtungen nachkommen wolle und welche Mittel er habe, um die italienischen und portugiesischen Mitcontrahenten vom Verkaufe des Pfeffers nach Deutschland abzuhalten; „könne dieser Hauptpunkt des Vertrages nicht durchgeführt werden, so müsse die Gesellschaft mit Schimpf und Schande zu Grunde gehn". Auch dem Kurfürsten gehen die Augen auf. „Wir besorgen," schreibt er, „es sei bei Weitem geirrt, daß aller indischer Pfeffer zu Lissabon ankomme, und sonst keiner auf anderen Wegen nach Europa geführt werden könne." Er befiehlt seinen Beamten, den Roth zu drängen, so viel Werthe als möglich nach Leipzig zu liefern; dann habe man ihn in der Hand und könne sich daran seines Schadens erholen. Es war zu spät. Kurz darauf traf die Nachricht ein, Roth sei gestorben.

Derselbe hatte einen ganzen Tag auf seinem Comptoir in Augsburg fleißig gearbeitet und beim Weggehen einen Zettel hinterlassen, lautend: „Morgen vruh wil ich verreisen." Des andern Tags war er auf einem benachbarten Dorfe gestorben. Es stellte sich heraus, daß er Gift genommen, nachdem er die Nachricht erhalten, der König von Portugal sei gestorben und durch seinen Tod der Pfeffercontract aufgelöst. Der kurfürstliche Kammerbeamte, welcher zum Pfeffercontracte gerathen, machte ebenfalls seinem Leben ein Ende.

Der Kurfürst wurde Anfangs wild. „Das Pfeffergeschäft," so schrieb er in trotzigem Ingrimm, „muß fortgesetzt werden und sollte es alle Woche ein Menschenleben kosten." Allein bald siegt der Geschäftsmann über den Autokraten. Kurz darauf schreibt er höchst charakteristisch: „Weil ich mich denn nunmehr alt, verdrießlich und faul mache, und die Zeit, so mir Gott ferner zu leben vergönnt, gerne mit Ruhe zubringen will, so habe ich ernstlich bei mir beschlossen, mich aller Händel, und insonders auch des Pfeffer-

Digitized by Google

handels, abzuthun und zu entäußern, es geschehe nun solches zu meinem Nutzen oder zu meinem Schaden." Er befiehlt, die Vorräthe zu verkaufen; an wen, sei ganz einerlei. „Es gelten mir Aachener, Braunschweiger, Nürnberger und Augsburger ganz gleich; denn ich habe den Kopf gestreckt und will der falschen Händel los sein."

Die Geschichte von dem kurfürstlichen Pfefferhandel habe ich deshalb so ausführlich wiedergegeben, weil sie sehr lehrreich und zugleich prototyp ist für alle jene späteren Versuche, sich durch Aufkauf oder Confiscirung eines ganzen Artikels und durch zeitweise Sistirung des Angebots ein factisches Monopol zu verschaffen und die Preise willkürlich zu steigern, wie solche Versuche seitdem so oft gemacht worden sind, wie namentlich im 18. Jahrhundert von verschiedenen Handelsgesellschaften, und im 19. sowohl auf der Börse (z. B. mit den Berechtigungsscheinen der Darmstädter Bank für Handel und Industrie von Mainz aus, als auch auf dem Arbeitsmarkt von den Gewerkevereinen und Strikedirectoren. Da platzt immer irgendwo eine Masche, und in Folge dessen löst sich das ganze Netz auf. Es ist auch ganz natürlich. Durch die Beiseiteschaffung von Waaren oder die Lahmlegung von Arbeitskräften entsteht ein leerer Raum, und die wirthschaftliche Bewegung fühlt das Bedürfniß ihn wieder zu füllen. Das geht nach den Lehren der Hydrostatik oder dem Gesetze des horror vacui, das nicht blos in der physischen Natur gilt. Das Vacuum übt seine Attraction, und die herbeiströmenden Waaren und Arbeitskräfte zwingen den Sammler, Confiscirer und Striker, loszuschlagen, oft unter dem früheren Preise, den er zu steigern versuchte. Das wissen wir nun schon seit dreihundert Jahren in Deutschland Aber Die, welchen es nicht in den Kram paßt, die wollen's nicht glauben, und müßen deshalb immer noch theueres Lehrgeld bezahlen, gleich dem Kurfürsten August von Sachsen.

Die Augsburger kauften dem Letzteren endlich seine Vorräthe und auch seine Ansprüche gegen den Roth'schen Nachlaß für etwa 195,000 Gulden ab; 40,000 Gulden wurden baar bezahlt, für den Rest verbürgte sich der Banquier Max Fugger in Augsburg. Noch einmal hatte der Kaufmann über den Landesherrn, die Concurrenz über die Monopolsucht gesiegt. Aber diese Siege wurden immer seltener, je mehr die Machtvollkommenheit der Territorialherren

Digitized by Google

wuchs. Andererseits hetzten aber auch die Territorialgewalten gegen die großen Bank- und Kaufhäuser in Deutschland, welche den deutsch-überseeischen Handel besorgten.

IV.

Territorialherrlicher Krieg gegen das Capital.

Schon auf den Reichstagen von 1522 und 1523 hatte man die süddeutschen Handelshäuser beschuldigt, sie verleiteten das Volk zu neuen Genüssen und neuen Bedürfnissen; auch seien sie Schuld daran, daß die Preise der Colonialwaaren stiegen und daß so viel Geld aus dem Lande gehe; in ihren Händen hätten sich enorme Capitalien zusammengeballt, ihre Factoreien verbreiteten sich über die ganze Erde; diese bevorzugte Stellung mißbrauchten sie, um sich ein Monopol zu verschaffen; in Portugal z. B. zahlten sie freiwillig dem Könige weit höhere Preise für die Gewürze, als er selber fordere, wenn er ihnen nur verspreche, den Späterkommenden noch mehr abzunehmen.

„Wie Rom wegen seiner Indulgenzen, die deutsche Ritterschaft wegen ihrer Räubereien und Gewaltthaten, so wurden die Städte und Handelshäuser wegen Uebertheuerung unaufhörlich angegriffen." (Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. 3te Ausg. Bd. 2. S. 36 u. ff.)

Auf dem Reichstage von 1522 auf 1523 wurde sogar der förmliche Beschluß gefaßt, jede Handelsgesellschaft zu unterdrücken, welche über 50,000 Gulden Capital habe; zur Liquidation solle ihr anderthalb Jahre Zeit gelassen und dann rücksichtslos die Auflösung an ihr vollzogen werden. Die Grundherren, welche diesen Beschluß befürworteten, sahen in ihrem kurzsichtigen Egoismus nicht ein, wie einem Beschlusse, welcher die Größe des Betriebscapitals für Handelsgeschäfte beschränkt, wenn er zur Wahrheit wird, nothwendig eine lex agraria folgen muß, welche auch dem Grundbesitze eine Maximalgrenze zieht. Denn was läßt sich am Ende nicht Alles mit weit mehr Fug und Recht gegen die Latifundien und die Plantagenwirthschaften sagen, wie gegen die großen Handelsgesellschaften? Solche Gesetze machen die Reichen arm, ohne die Armen reich zu machen. Dem 1523 gefaßten Beschlusse wider die

Digitized by Google

Kaufherren folgte 1525 der Bauernkrieg wider die Grundherren sofort auf dem Fuße nach.

Nur zu bald wurde den auf Uebermaß an Reichthum gerichteten Anklagen, welche in Bewahrheitung der Lehre, daß

„Nichts ist schwerer zu ertragen,
„Als eine Reihe von guten Tagen",

damals fast wie heute, in Deutschland Grundcapital und Geldcapital gegen einander schleuderten, ein Ende mit Schrecken gemacht. Ein „frischer, fröhlicher Krieg", der leider nur etwas lange dauerte, nämlich volle dreißig Jahre, setzte dem Gegenstande der wechselseitigen Beschwerden, dem Reichthume, ein gründliches Ende. Als mehr als ein Drittel der Bevölkerung ausgerottet, die Fluren verwüstet, ganze Städte und Dörfer von dem Erdboden verschwunden, die übrigen von den fremden Söldlingen halb zerstört und ganz geplündert waren, als alle gleichmäßig am Hungertuche nagten, da war auch das Feldgeschrei „Krieg dem Capitale" verstummt. Es herrschte eine gar friedliche Stille, die Ruhe des Kirchhofs.

Der Reichstagsbeschluß von 1523, welcher das Gesellschaftscapital auf 50,000 Gulden beschränkte, und von welchem man sich eine Verminderung der Macht des Capitals, die Concurrenzfähigkeit der kleineren Häuser und in Folge dessen bessere und billigere Bedienung des Publikums versprach, wurde nicht vollzogen und kam in Vergessenheit. Vielleicht sah man auch nachträglich ein, daß ein erweitertes Handelsgebiet ein vergrößertes Betriebscapital erfordert; daß es dem Volke nichts schadet, wenn es sich neue und höhere Bedürfnisse angewöhnt, vorausgesetzt, daß die Mittel vorhanden sind, solche zu befriedigen, und daß es die Kraft und den Willen hat, sich durch Arbeiten und Sparen in den Besitz dieser Mittel zu setzen; daß an dem Import der Waaren nicht der Kaufmann schuld war, der sie brachte, sondern das Volk, das sie verlangte, und daß die Preise nur ausnahmsweise in Folge künstlicher Manipulationen stiegen, sondern vielmehr in der Regel durch den Zufluß der Edelmetalle aus Amerika, das Sinken des Geldwerths, das Steigen des Luxus und die dadurch hervorgerufene Erhöhung der Nachfrage nach Colonial- und anderen überseeischen Waaren.

Jedenfalls beweist diese Episode, daß es auch damals schon pseudo-conservative Socialisten gab. Wir dürfen uns daher nicht wundern, daß es heute auch noch deren giebt. Statt uns zu ver-

Digitized by Google

wundern und zu beklagen, sollte man sich — was leider nur allzu wenig geschieht — ihrer besser erwehren.

Damals, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, vermochten sie nicht zu hindern, daß die Augsburger Bankhäuser, die Fugger und die Welser, die Bankgeschäfte nicht nur für das deutsche Reich, sondern auch für dessen Beziehungen nach Westen, Süden und Osten führten, und außerdem in einer Ausdehnung, wie wir sie im Verhältnisse zu der gesteigerten wirthschaftlichen Gesammtthätigkeit der Nation heutzutage bei einem einzelnen Geschäfte nicht mehr vorfinden, dem Bergbau, sowie dem Metall- und dem Gewürzhandel oblagen. Wie heutzutage der King Cotton, so beherrschte damals der König Pfefferſack die Welt.

Allein selbst die Fugger und Welser konnten, wenn ihnen auch mehr Intelligenz und Capital zu Verfügung stand, als dem Kurfürsten von Sachsen, sich eben so wenig, wie dieser, ein Gewürzmonopol verschaffen, obgleich es wohl an gutem Willen dazu nicht fehlte. Neben ihnen kamen sogar Parvenu's auf, die ihnen die lebhafteste Concurrenz machten. In Augsburg selbst florirte damals das Haus Mannlich (oder „die Gesellschaft derer Mannlich zu Augsburg"), das nicht aus dem Patriciat oder dem alten Besitz, sondern aus dem Kreise kaufmännischer homines novi hervorgegangen war; es hatte allein zwischen Genua und Marseille einerseits und den Hafenplätzen von Kleinasien andererseits sieben Schiffe unterwegs, und andere gingen zwischen Lissabon und den niederländischen Häfen hin und her. Der Verkehr zwischen Deutschland und der iberischen Halbinsel war seit Karl V. besonders lebhaft geworden.

Aus einem von Ulrich Kraft, Factor des Hauses Mannlich, hinterlassenen Tagebuche ersehen wir, daß letzteres in Gemeinschaft mit anderen Augsburger Häusern große Factoreien in Genua, Venedig und Marseille hatte, und daß auf Cypern, in Aleppo, in Tripolis und in Alexandrien neben französischen und venetianischen Handelsniederlassungen ebenso viele deutsche bestanden.

Bei all' diesem Glanze finden wir aber auch schon Vorboten des Verfalls. Wir sind gewohnt, mit einer gewissen Verachtung auf das „finstere" Mittelalter herunterzusehen und es namentlich in wirthschaftlicher Beziehung für den Hort der Uncultur zu halten. Bei näherer Untersuchung werden wir finden, daß in Deutschland die wirthschaftliche Freiheit im zwölften und dreizehnten Jahrhundert

Digitized by Google

besser gedieh, als im sechzehnten und siebzehnten; und wir werden uns überzeugen, daß wir besser daran thun werden, statt gegen das Mittelalter zu declamiren, die Fehler unserer jüngeren territorialen Vergangenheit in das Auge zu fassen; denn die letzteren sind es, welche wir heute zu bessern und gegen deren Wiederholung wir uns sicher zu stellen haben.

Während des Mittelalters war das „Liberum Commercium" als deutsches Grundrecht proclamirt und wurde von keiner Seite ernstlich in Zweifel gezogen. Freilich dürfen wir uns unter diesem freien Commerz nicht den Freihandel im heutigen Sinne des Wortes vorstellen. Man verstand darunter nur, daß Handelsverbote und was ihnen gleichkam, unstatthaft waren. Eben so wenig gab es Schutz-, Differential- und andere Zölle an den Außenlinien. Im Innern allerdings wurde der Verkehr gehörig verirt und ausgebeutet. Ich erinnere nur an das Stapel- und Niederlagerecht, an die Geleitstaren (für Gewährung des sicheren Geleits, das oft nicht sicher, aber immer kostspielig war), Straßenzwang, Passageabgaben (thelonea pro transitu) u. dgl. Alle diese Lasten aber waren für alle Waaren gleich, sie mochten herkommen, woher sie wollten. Die später gänzlich abhanden gekommene freie Concurrenz bestand also im Mittelalter, und so lange der Kaiser Gewalt hatte, sorgte er auch dafür, daß es mit den Flußzöllen u. s. w. nicht gar zu arg getrieben wurde.

V.

Ein Zollvereinsproject von 1522.

Grenzzölle kannte das deutsche Reich nicht. Ein Versuch sie einzuführen, mißlang. Er ist zu interessant, als daß wir ihn nicht an dieser Stelle kurz mittheilen sollten, obgleich er nicht in die zweite, sondern schon in die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts fällt. Die directe Reichssteuer, der gemeine Pfennig, war damals schon in abusum gekommen. Bei der indirecten Reichssteuer, dem Römermonat (ungefähr das nämliche, was man jetzt im norddeutschen Bunde die Matricularumlagen nennt), war der Kaiser auf den (in der Regel nicht vorhandenen) guten Willen der einzelnen Reichsstände angewiesen. Die Reichskrongüter waren großentheils abhanden gekommen. Das wenige,

Digitized by Google

was von Reichsdomanialeinkünften noch übrig geblieben war, reichte zur Bestreiung der Ausgaben nicht hin. Der Uebergang von der Naturalwirtschaft zur Geldwirthschaft hatte sich vollzogen. Geld war nun die Waare, für welche alle anderen Waaren zu haben waren. Man war in Folge dieses Uebergangs im Anfange natürlich sehr geneigt, den Werth der klingenden Münze zu überschätzen; man hielt es damals schon für das größte Glück, wenn Geld in das Land kam, und für das größte Unglück, wenn „das Geld aus dem Lande ging", mochten auch höhere Werthe dafür eingehn. Endlich mußte Geld beschafft werden für Kaiser und Reich, und Steuerzahlen war durchaus nicht die Liebhaberei der Reichsstände.

Unter diesen Umständen, da ferner der Handelsstand, wie schon oben erwähnt, damals mißliebig war bei der Mehrzahl der legislativen Factoren des Reichs, und da endlich andere europäische Staaten schon Grenzzölle hatten, welche ohne Beschwerden laut zu rufen, viel Geld eintrugen, kam der Reichstag auf die Idee, den Bedarf aufzubringen durch Besteuerung des Handels mit dem Auslande, d. h. durch Einführung von Ein- und Ausgangszöllen an den Grenzen des deutschen Reichs. Schon im Jahre 1521 hatte Kurfürst Joachim I. von Brandenburg ein solches Reichsfinanzsystem lebhaft empfohlen. Im Frühjahre 1522 kam man darauf zurück. Die Reichsstände beschlossen, darauf einzugehen, weil, wie sie sagten, „der gemeine Mann," und weil, wie sie dachten, auch die Reichsstände selbst dadurch nicht beschwert würden, sondern nur der Kaufmann, den man nicht liebte, weil es ihm gut ging. Man verwies die Sache an eine Comission. Dieselbe arbeitete einen Entwurf aus, welcher unter dem Titel: „Ordnung aines gemainen Reichszolls, jn Rathschlag verfaßt ꝛc. 1523" publicirt ward.

Der Entwurf ging von dem löblichen Grundsatze aus, daß nothwendige Lebensbedürfnisse zollfrei bleiben müssen. Darunter rechnete er: Getreide, Wein und Bier, Zug- und Schlachtvieh aller Art, und sogar auch Leder. Alle übrigen Dinge sollten nicht nur bei der Einfuhr, sondern auch bei der Ausfuhr mit Zoll belegt werden; also auch hier noch kein Schutzzoll, sondern eigentlich immer nur eine Art von Finanz- und Passagezoll, nur nicht im Innern, sondern an des Reiches äußerer Grenze.

Die Finanzkunst war noch zu wenig entwickelt, um sich an

Digitized by Google

Gewichtszölle und einen complicirten Tarif heranzuwagen; man griff daher zu einem allgemeinen gleichen Satze. Jede Waare, die ein-, und jede Waare, die ausgeht, soll vier Procent bezahlen, und zwar von ihrem Einkaufspreis, welchen jeder Importer und Exporter auf Pflicht und Gewissen declariren soll. Aus den vorgeschlagenen Zollstätten kann man sehen, wie sich die Reichsstände die allerdings damals etwas schwer definirbaren Grenzen des Reiches gedacht haben. Die Zolllinie sollte in Mähren beginnen, bei dem durch die Ereignisse von 1866 berühmt gewordenen Nikolsburg; von hier über Wien und Graz (Steiermark) nach Villach (Kärnthen), von da längs der Alpen nach Venedig und Mailand, von hier nach Trient und dann längs der Tyroler Süd- und Westgrenze nach Feldkirchen (Vorarlberg), nach Basel, nach Straßburg, und von dort über Metz, Luxemburg und Trier nach Aachen laufen; und da man die Niederlande als zum Zollgebiete gehörig betrachtete, nahm man auch Utrecht, Dortrecht u. s. w., sowie Antwerpen, Brügge und Bergen-op-zoom als Zollstätten in Aussicht. Gegen den Norden macht die Meeresküste mit den Hansestädten von Bremen und Hamburg bis Danzig die Grenze; gegen Polen sind Königsberg in der Neumark und Frankfurt an der Oder als Reichszollstätten bestimmt, sowie mehrere kleinere Orte in der Lausitz und in Schlesien. Ueber die Grenze zwischen Schlesien und Mähren (Nikolsburg), namentlich darüber, ob Böhmen hereingezogen oder draußen gelassen werden solle, war man noch zweifelhaft. Ueberhaupt ließ man manche Einzelheit noch in suspenso und beschloß, vorerst die Grenzlinie noch einmal durch Reichscommissarien bereisen zu lassen.

Der Kaiser hatte sich schon vorher, ehe die Sache an die Commission ging, derselben geneigt gezeigt; im Frühjahr 1523 ging der Entwurf zur Bestätigung an ihn zurück. Allein es ward nichts daraus. Denn die religiösen Bewegungen und was daran hing, traten dazwischen. Gewiß, es ist eine sehr interessante Frage, wie sich wohl die Dinge gestaltet haben würden, wenn dieser Plan zur Verwirklichung gelangt wäre.

Leopold Ranke beantwortet diese Frage so: Dieser Entwurf schloß die großartigsten Aussichten für die Zukunft von Deutschland in sich. Es war schon überaus nützlich, genau bestimmte und beaufsichtigte Grenzen zu haben, deren gesammter Umkreis in enger

Digitized by Google

Beziehung zu einem lebendigen Mittelpunkte gestanden hätte. Das Bewußtsein der Einheit des Reiches mußte dadurch an jeder Stelle belebt werden. Aber auch das gesammte Staatswesen hätte einen andern Charakter bekommen. Das Reichsregiment, die wichtigste vaterländische Institution, an der man so lange gearbeitet hatte, würde dadurch zu einer natürlichen und sicheren Grundlage gelangt sein und hinreichende Kräfte zur Handhabung der Ordnung erlangt haben. Noch immer war kein Friede im Lande; alle Straßen waren unsicher; bei keinem Urtheil, keinem Beschlusse konnte man auf die Ausführung zählen; jetzt aber würde die beschlossene Executionsordnung Leben gewonnen, das Reichsregiment würde Mittel erlangt haben, um die Hauptleute und Räthe in den Kreisen, von denen im Reichstage so oft schon die Rede gewesen, mit Besoldung zu versehen und einiges Kriegsvolk in seinem und ihrem Gehorsam aufzustellen.

Unbeschadet aller Verehrung für unsern großen Historiker glauben wir doch, seine Ansicht ist etwas zu optimistisch. Angenommen, der Entwurf wäre Reichsgesetz geworden, so wäre seine Ausführung entweder, wie dies ja bei so vielen Beschlüssen der Fall war, ganz unterblieben, oder im Wesentlichen in die Hände der Territorialgewalten gefallen, die daraus ohne Zweifel etwas ganz Anderes gemacht hätten, als es in der Absicht des Kaisers und in dem Interesse des Reichsregiments lag. Denn die Territorialfürsten dachten in der Regel zunächst an sich und dann erst vielleicht auch an Kaiser und Reich. Sie meinten, für letztere sei das, was sie übrig ließen, immer noch gut genug. Wir hätten dann zu den zahllosen Belästigungen und Bedrückungen des Verkehrs im Innern durch Passagezölle und Straßenzwang, Schutz- und Geleitstaren, Stapel- und Niederlage- und Vorkaufsrechte u. s. w. noch einen unerträglichen Ein- und Ausfuhrzoll an der Grenze erhalten, während doch in den übrigen europäischen Culturstaaten, auf welche sich die Reichsstände bei Empfehlung des Grenzzoll-Projects beriefen, die Durchführung des Grenzzollsystems gleichzeitig und gleichmäßig mit der Befreiung des innern Verkehrs vorgeschritten war, an welche Befreiung man damals in Deutschland, wie wir gleich sehen werden, nicht im Entferntesten dachte. Wäre es aber auch der kaiserlichen Gewalt gelungen, sich mittelst jener Finanzquelle wieder aufzuraffen, so wäre auch hier der Gewinn für die nationale Sache mehr als

Digitized by Google

zweifelhaft. Karl V., seiner Erziehung nach ein belgischer Franquillon, seiner Weltanschauung nach ein Spanier alten Styls, hatte kein Herz für Deutschland, das er mit spanischen Söldlingen überschwemmte und das er, wenn er die unzweifelhafte Obergewalt gewann, zu einer Dépendence von Spanien gemacht hätte, wie er ja auch das, was er von Italien eroberte, nicht zu Deutschland, wozu es vordem einmal gehört hatte, schlug, sondern zu Spanien. So war denn im Großen und Ganzen der wirthschaftliche Schaden sicher und der politische Gewinn unsicher bei diesem Reichsgrenz-Zollplan. Die Nation mußte sich andere Wege zu ihrer Wiedergeburt suchen. Glücklicherweise sind sie im 19. Jahrhundert gefunden. Die kaiserliche Gewalt war damals schon, im 16. Jahrhundert, einer solchen Mission nicht mehr gewachsen, und den Territorialfürsten fehlte der Wille; die Mehrzahl derselben folgte ihrem persönlichen Vortheile, und ihren Vortheil fanden sie im Verfalle des Ganzen. Wahrlich, die Deutschen hatten während der letzten drei Jahrhunderte Zeit, zu beweisen, daß sie ein eben so langlebiges, als sich langsam entwickelndes Volk sind. Eine andere Nation würde schneller entweder zu gänzlichem Verfalle oder zur Wiedergenesung gelangt sein.

Das deutsche Reichs-Grundrecht des Liberum Commercium siegte also auch über den Entwurf von 1523. Aber das System des Territorialismus schlug seit der Mitte des 16. Jahrhunderts immer mehr eine der wirthschaftlichen Freiheit feindselige Richtung ein. Immer schwerer lasteten die Stapelrechte auf dem innern Verkehr. Sie dehnten sich schließlich in Folge der Einführung und Ausbildung derselben in den Seeplätzen (namentlich in Hamburg) auch auf den überseeischen Verkehr aus. Jeder Dynast und jede Stadt schrie zwar Zeter über die Stapelrechte und den Straßenzwang der Anderen, aber ihre eigenen „wohlerworbenen und althergebrachten Gerechtsame" conservirte sie wie Heiligthümer. Jeder pochte auf seine Autonomie und auf die gemeine deutsche Freiheit (die „germanische Libertät"), welches schöne Wort man mißbrauchte, um damit dem Verrathe aller gemeinsamen Interessen ein kleidsames Mäntelchen umzuhängen. Jeder fand in jenen Belastungen und Beschränkungen des Verkehrs, die er übte, die Hauptbedingung des Gedeihens seines eigenen localen oder territorialen Handels, Wandels, und hielt daher mit eiserner Zähigkeit

Digitized by Google

daran fest, wie viel Andere dadurch auch verdarben und starben, und ob auch am Ende der Verkehr selber im Großen und Ganzen darüber zu Grunde ging. Die freien Städte in Deutschland namentlich vergaßen, zur richtigen Zeit daran zu denken, daß sie nur als Theile des Ganzen existenzfähig seien, und daß die communale Autonomie eine vorherige Regelung der Grenze zwischen Staat und Gemeinde voraussetzt und die Zwecke des Ganzen nur dann nicht gefährdet, wenn sie sich auf das Gebiet des wirklichen Gemeindelebens beschränkt und darauf verzichtet, der Welt Gesetze geben und sich als Mittelpunkt des Universums stabilisiren zu wollen. Die maßlose und bornirte Selbstsucht vieler deutscher Städte führte ihren Untergang herbei und bewirkte, daß ihr im Augenblicke der Mediatisirung ausgestoßener Schmerzensschrei kein sympathisches Echo, sondern Hohngelächter und Schadenfreude hervorrief.

Jener falsche Conservatismus oder Quietismus, welchem die Dynasten und Städte im Laufe des 16. Jahrhunderts immer mehr verfielen, führte zu einer immer größeren Ausdehnung des Straßenzwanges, der Stapelrechte und der Passagezölle. Der Verkehr machte die größten Anstrengungen und Umwege, um sich diesem Systeme der fiscalischen Plusmacherei zu entziehen; er riscirte lieber Beschlagnahme und Strafen und mied die allzu sehr belasteten guten und directen Wege zu Gunsten minder belasteter, schlechter und langer Umwege. So verödeten die besten Wasserstraßen, wie z. B. der Rhein, unter dem Einflusse dieses Territorialsystems.

VI.

Krieg der Absperrungspolitik gegen Handel, Schifffahrt und Verkehr.

Auch an das Liberum commercium begann man schon zu Ende des 16. Jahrhunderts Hand anzulegen. Die Hansa, ihrer Privilegien auswärts, namentlich in England, beraubt, von der englischen Concurrenz in einzelnen Artikeln, namentlich in Wolle und Wollentuch, auch in Deutschland hart bedrängt, suchte, was ihr an Macht, Glanz und Reichthum verloren gegangen war, durch Schutzmaßregeln zu ersetzen. Sie bestürmte den Reichstag und ein-

Digitized by Google

zelne größere Reichsstände mit protectionistischen und prohibitiven Anträgen, ohne jedoch sonderlich Gehör zu finden, denn der Reichstag war unschlüssig und ohnmächtig; und die Territorialgewalten dachten natürlich mehr an sich, als an die Hansa. Auch war letztere damals schon dem deutschen Fluche der Zwietracht und Zersplitterung erlegen. Die preußischen Städte, unter Führung von Danzig, die Seeplätze von Albingien und der deutschen Nordsee, unter Führung von Hamburg, die niederländischen Häfen, unter Führung von Amsterdam, wirthschafteten eine jede Gruppe für sich, ohne sich viel um die anderen zu kümmern. In den Händen der Niederländer war vorzugsweise der Verkehr mit der iberischen Halbinsel, namentlich mit Lissabon. Lübeck war von seiner früheren Höhe schon heruntergestiegen und von Hamburg überflügelt worden; letzteres war nun das Haupt-Ein- und Ausfuhrthor des deutschen Reiches, seitdem die deutschen Dynasten und Städte durch ihre Passagezölle und Stapelrechte die Schifffahrt auf dem Rheine zu Grunde gerichtet hatten und die Niederländer uns dessen Mündungen verschlossen hielten. Am meisten blühete damals Danzig, besonders durch seine Handelsverbindungen mit Preußen, Rußland, Polen, Schlesien, Böhmen u. s. w. Auch mit dem Kurfürstenthum Sachsen hatte es einen lebhaften Verkehr; ja es war durch alte Handelsstraßen sogar enge mit Italien und dem Mittelmeere verbunden.

Der Schifffahrtsverkehr zwischen den deutschen Hansastädten und Lissabon litt durch die Niederländer, nicht so sehr durch deren Concurenz, als durch deren Seeräuberei, welcher sie sich aus Anlaß ihres Streits mit Spanien ergeben hatten und deren Spitze sie vorzugsweise nicht gegen Spanien, sondern gegen ihre deutschen Rivalen richteten, obgleich diese doch wahrlich keine Anhänger des bigotten spanischen Absolutismus waren. Den Todesstoß aber erhielt der deutsche Seehandel 1580 durch Spanien. In diesem Jahre erlosch die Dynastie von Portugal. Das Land wurde mit Spanien vereinigt und dadurch so furchtbar beschädigt, daß die damaligen Erfahrungen noch heute nachwirken und den Portugiesen eine wahre Idiosynkrasie gegen jede Vereinigung mit Spanien einflößen. König Philipp II. von Spanien verschloß den Hafen von Lissabon den Fremden. Sein Haß gegen die Niederländer war blind genug, daß er die Nachtheile, welche er durch diese tolle Maßregel nicht nur dem deutschen, niederländischen und englischen Handel, sondern

Digitized by Google

auch vor Allem seinem eigenen Lande und seinen eigenen Kassen zufügte, vollständig übersah. Die Holländer, die er vorzugsweise treffen wollte, traf König Philipp damit am wenigsten. Sie und die Engländer waren in der Entwickelung ihrer Marine schon weit genug vorgeschritten, um den Handel mit Lissabon durch directe Verbindungen mit Amerika und Indien ersetzen zu können; und gerade dadurch überflügelten sie Spanien, das seitdem in die zweite und dritte Linie zurücktrat. Für den deutschen Welthandel aber, der damals nicht kräftig genug war, um ebenfalls jene Bahn der directen Verbindung mit Erfolg einzuschlagen, war jene Maßregel von vernichtender Wirkung, um so mehr, als auch der italienische Handel um dieselbe Zeit anfing, zu sinken. Im 17. Jahrhundert war der deutsche Seehandel nur noch ein Appendix des englischen. Er hatte aufgehört, eine selbstständige Rolle zu spielen.

In dem Pfefferhandel des Kurfürsten August hatten ja auch die Piraterie der Niederländer und das Erlöschen der Dynastie von Portugal ihre verhängnißvolle Rolle gespielt. Wir haben diese Episode deßhalb so ausführlich wiedergegeben, weil sich an diesem einzelnen Hergange die damaligen wirthschaftlichen Zustände so trefflich spiegeln, mit Inbegriff der Rivalität zwischen dem Kaufmann und dem Territorialherrn. Der Letztere welcher sich allen Aufgaben gewachsen fühlt, möchte, unter der Voraussetzung eines Monopols, auch des ersteren Functionen an sich reißen, aber doch vorerst noch nicht seinen hochfürstlichen Namen dazu hergeben; denn der Kaufmann war damals etwas mißliebig.

Wir wollen die Maßregeln des Kurfürsten August gegen den Zins- und Kornwucher; seine Getreidehandel- und Theuerungspolitik; seine Beschränkungen des Marktverkehrs durch Schutzmaßregeln gegen die Verkäufer und Aufkäufer, welche man als die vermeintlichen Preissteigerer haßte, während man ihnen für die durch sie bewirkte Zufuhr hätte dankbar sein sollen; seine Verbote des Privatankaufs zu Gunsten des Marktverkehrs... Als Probe möge folgende seltsame Verordnung von 1589 dienen: „Es unterstehen sich Etzliche, die Wolle außerhalb öffentlicher Jahr- und Wollenmärkte auf dem Lande in den Schäfereyen und bei den Bauern aufzukaufen und dieselbe außerhalb unserer Lande zu verführen, oder aber schießen die besten von den geringen aus und lassen die geringe im Lande. Wenn dann hieraus große Steigerung der Woll-

Digitized by Google

preise, oder dies erfolgt, daß die Tuchmacher in unseren Landen, von denen sich doch viele arme Leute ernähren, ihren Bedarf an Wolle im Inlande überhaupt nicht decken können, oder dieselbe zu einem so hohen Preise kaufen müssen, daß sie solchen nicht zu erschwingen vermögen und dabei gar verarmen, welches dann auch endlich vielen unserer Städte, darin sich eine große Anzahl Tuchmacher aufhält, und dies das vornehmste Gewerbe ist, zu merklichem Nachtheil und Verderben gereichet, so sind wir solchen Verkauf der Wolle in unseren Landen nicht zu gestatten gesinnt, sondern wollen, daß Jeder, der Wolle zu verkaufen hat, dieselbe in die nächste unserer umliegenden Städte zu feilem Kaufe führen, oder den Tuchmachern, oder anderen unverdächtigen Personen, die sie zu ihrer Nothdurft bedürften und nicht ihres Vortheils halber ferner verkaufen, um ein Gleichmäßiges zukommen lassen soll"); die ferneren Verbote und Beschränkungen in Betreff des Handels mit Holz, Getreide und anderen zu „des Lebens Nothdurft unentbehrlichen" Materialien, nicht ausführlich schildern, verweisen vielmehr in Betreff dieser übrigens höchst interessanten Einzelnheiten auf Falke, S. 279. bis 299.

Es ist merkwürdig, wie derselbe Fürst, der selbst eine so entschiedene Neigung zum Handel mit möglichst großem Gewinne an den Tag legte, der den Pfeffer aller Colonien in Lissabon aufkaufen und als Auf- und Verkäufer Deutschland und das ganze östliche Europa ganz allein mit diesem Gewürze versorgen wollte, doch wieder in der Abneigung gegen den Handel mit dem amerikanischen Nationalökonomen Carey wetteifert; wie er jeden Aufkäufer und jeden Verkäufer, ja schließlich Jeden, der Etwas kauft, nicht um es selbst zu verarbeiten oder selbst zu verbrauchen, sondern um es wieder zu verkaufen, geradezu für eine „verdächtige Person" erklärt und seinen Unterthanen verbietet, ihm etwas zu verkaufen: wie er meint, nur der Kaufmann handele um seines Vortheils halber, aber der biedere Wollenspinner oder Weber nicht; wie er den directen Ankauf bei dem einzelnen Producenten verbietet, sowie überhaupt den Handel auf dem flachen Lande, und befiehlt, daß die landwirthschaftlichen Producte alle zu Markt gebracht und dort und nur dort der Ankauf und der Verkauf durch die Gesammtheit vorgenommen werden solle, „ohne daß Jemand im Einkaufe oder Verkaufe einen Vortheil dabei genieße."

Digitized by Google

Daß er damit vor Allem der Landwirthschaft einen unsäglichen Schaden zufüge; daß er z. B. namentlich, wenn es ihm gelänge, dadurch in Betreff der Wolle den Tuchmachern einen Vortheil zuzuwenden, die Erreichung dieses Zieles auf Kosten der zahlreichsten Classe seiner Unterthanen, der Bauern, theuer bezahle, da der für die Bauern erwachsende Nachtheil sich auf das Vierfache des Vortheils der Tuchmacher belaufe, daran dachte der Kurfürst gar nicht. Man war damals, namentlich seit Niederschlagung der Bauernaufstände, in Deutschland nicht geneigt, die Bauern (die „rustica gens, optima flens, pessima ridens") überhaupt noch für Menschen gelten zu lassen. Wir werden weiter unten, wo wir von der damaligen Landwirthschaft reden, darauf noch zurückkommen. Immerhin aber ist dieses plötzliche Abweichen von der Idee des liberum commercium, das Aufkommen dieses Systems der Handelsverbote, der Prohibitiv- und Protectivmaaßregeln in Deutschland auffallend zu einer Zeit, wo man im übrigen Europa schon daran ging, die Beschränkungen wenigstens des inneren Verkehrs überall nach Kräften zu beseitigen. Diese wirthschaftliche Krankheit, dieses Zurückweichen hinter die mittelalterliche Auffassung zurück, läßt sich nur aus den politischen Zuständen erläutern, die auf eine wechselseitige Abschließung und Ausschließung der verschiedenen deutschen Territorien hinausarbeitete. Wäre man reich genug gewesen, so hätte jedes Gebiet eine chinesische Mauer um seine Grenze gezogen. Das Gefühl der Gemeinsamkeit und des Zusammenwirkens war verloren gegangen. Jeder Fürst hatte nur sein eigenes kleines Gebiet im Auge. Dieses suchte er, namentlich auch im Interesse seiner Kammer- und seiner Steuerkasse, möglichst zu fördern, und zwar ganz bewußter und geflissener Maßen stets zunächst auf Kosten seiner Nachbarn. Jede Schädigung des Nachbarn hielt man für eigenen Gewinn, die Hintansetzung der Gesammtinteressen Deutschlands zu Gunsten des eigenen Ländchens hielt man für die oberste Pflicht des Regenten. Während die Grenzen Deutschlands immer verschwommener und unsicherer wurden, traten die des einzelnen Territoriums immer schärfer hervor. Jene gab man preis, diese beaufsichtigte man auf das Genaueste. Das Bestreben ging dahin, zu verhüten, daß das „Geld aus dem Lande gehe". Aber nicht blos Geld, sondern auch Lebensmittel und Rohstoffe wollte man womöglich daheim behalten und dem Fremden und sonstigen „verdächtigen Personen, welche

Digitized by Google

solche außer Landes verführen," deren Ankauf verbieten. Ganz- und Halbfabrikate dagegen führte man gern aus. Um aber die Fabriken und Manufacturen zu fördern, suchte man ihnen den inländischen Rohstoff möglichst bequem zugänglich und billig zu machen. Man glaubte damals ähnlich, wie heutzutage ein feudal-socialistischer Abgeordneter in Preußen das „ungezügelte Capital" reglementiren will, den wirthschaftlichen Verkehr überhaupt regeln zu können wie ein Uhrwerk, und bedachte nicht, daß, was man künstlich dem Einen zu Gunsten machte, nothwendig zum Nachtheile aller Uebrigen und schließlich auch des Ganzen ausschlagen mußte. Die vom kleinlichsten und kurzsichtigsten Egoismus geleitete Staatsgewalt wollte durch Regierungskünste Wunder wirken, und zwar vorzugsweise solche Wunder welche ihrem eigenen Fiscus zu gut kämen. Heutzutage erleben wir es wohl zeitweise, daß solche Utopien wieder aufgewärmt werden, sei es auch zu ganz anderen Zwecken, wie z. B. um eine politische Partei „niederzuhalten", oder um der Regierung die Stimmen der Arbeiter zuzuführen u. dgl. m. Solche Projecte, zu Gunsten Einzelner mittelst der Staatsgewalt die wirthschaftlichen Naturgesetze, welche das Ganze regieren, auf den Kopf zu stellen, geben sich gegenwärtig zuweilen den Anschein genialer Neuheit oder profunder Gelehrsamkeit. Dies ist Täuschung. Es sind das nur Gespenster, die aus dem 16. und 17. Jahrhundert zu uns zurückkehren. Die Zunft hat die Gesellen und der Schutzzoll hat die Fabrikarbeiter zu Socialisten oder Communisten gemacht. Damals hatten dergleichen Einfälle vielleicht eine Art von Berechtigung, weil damals Jeder sich gegen den Andern abschloß, und sich daher Jeder auf Selbstvertheidigung, Nothwehr oder Repressalie angewiesen glaubte; heute aber, wo die Länder und Völker aus der Isolirung erlöst, wo alle Culturvölker der Erde in die große Wettbewerbung des Weltmarktes eingetreten sind, wo Jeder mit Jedem concurrirt und Alle, wenn sie wollen, Theil nehmen an den Wohlthaten der verbundenen Welt und der internationalen Arbeitstheilung, sind solche Einfälle ebenso lächerlich, wie ein Gespenst am hellen lichten Tage. Gleichwohl können solche und ähnliche Gelüste, (wie z. B. die von Wagener-Neustettin im Reichstage vorgetragene Lehre, daß die Regierung berufen sei, innerhalb ihres Landes dem „ungezügelten" Capital die richtigen Bahnen vorzuzeichnen), auch heute noch sehr gemeinschädlich und ver-

Digitized by Google

derblich werden, wenn sie sich der öffentlichen Gewalt bemächtigen. Man sollte in der That aufmerksamer und bedenklicher sein gegenüber solchen Symptomen avitischer Rückbildung oder rückschreitender Metamorphose der volkswirthschaftlichen Anschauungen, namentlich wenn sie, wie in Preußen, mit einer gewissen Prätention in officiellen Kreisen auftreten, oder wenigstens sich den Schein geben, aus solchen hervorzugehen.

VII.

Die resultatlosen Elbe-Oder-Schifffahrtstage.

Durch jene territoriale Absperrungspolitik, welche über den kleinlichen und particularistischen Interessen die großen und gemeinsamen geflissentlich vernachlässigte, geriethen gemeinnützige Unternehmungen, wenn sie sich über mehrere Territorien erstreckten, allemal wieder in das Stocken.

Ein solches Unternehmen war im 16. Jahrhundert die Schiffbarmachung oder Canalisirung der Elbe und der Oder und die Vereinigung beider zu einer gemeinsamen Wasserstraße. Schon im Anfang 1548 war der König Ferdinand in Gemeinschaft mit den Kurfürsten Joachim von Brandenburg und Moritz von Sachsen dafür thätig. Er conferirte am 1. Juni 1548 in Augsburg mit Joachim darüber, „durch welche Mittel und Wege künftig die Kaufmannsgüter von den Niederlanden, aus der See herauf, durch Sachsen und Brandenburg auf der Oder und Elbe bis nach Böhmen geführt, diese beiden Ströme in einander geleitet und sonderlich die (bis dahin seeaufwärts nur bis Frankfurt a. O. fahrbare) Oder eröffnet und schiffreich gemacht werden könne.

Im October trat 1548 in Frankfurt an der Oder zur Berathung dieses Unternehmens ein Congreß von kaiserlichen, kursächsischen und kurbrandenburgischen Bevollmächtigten zusammen. Der Kaiser ließ erklären, er sei bereit, ohne Vorbehalt, was Schlesien und Böhmen anlange, auf das Project einzutreten, denn wenn auch von Breslau ab eine Menge von Mühlen, Wasserwerken, Wehren und sonstigen Anlagen bestehe, und sowohl deren Wegräumung, als auch die Entschädigung der Besitzer und sonstigen Interessenten schwere Kosten verursachen werde, so hoffe er (der Kaiser) sich doch an den

Digitized by Google

steigenden Flußzoll-Einnahmen wieder erholen zu können, denn ein Schiff führe mehr Ladung, als viele Wagen. Kurbrandenburg war ebenfalls bereit. Allein die sächsischen Bevollmächtigten erklärten, Kurfürst Moritz sei zwar geneigt, das gemeinnützige Unternehmen zu fördern, aber nur, wenn dies ohne Nachtheil für ihn und sein Territorium möglich sei; durch die Verbesserung der Schifffahrt litten jedoch die Privilegien und Gerechtsame seiner Unterthanen, namentlich der Handwerker, in einer Anzahl größerer und kleinerer Städte. Darauf entgegnete man ihm, was diese Leute auf der einen Seite an Prohibitivrechten verlören, würden sie auf der anderen an wirthschaftlicher Freiheit gewinnen, die verbesserte Schifffahrt und der durch sie belebte Handel würden ihnen Rohmaterial, Werkzeuge, Lebensmittel und sonstige unentbehrliche Bedürfnisse weit besser und billiger, als bisher, zur Verfügung stellen. Allein Kursachsen erwiderte: Der Handel folgt der Schifffahrt, und folglich genießen die von der Wasserstraße entfernt ligenden Orte seine Segnungen nicht, sie verlieren ihren jetzigen Vortheil und an dem zukünftigen nehmen sie nicht Theil, und folglich darf um dieser paar Landstädtchen willen das gemeinnützige Unternehmen nicht ausgeführt werden. Kursachsen protestirte, und damit hatte für diesmal die Sache ein Ende.

Eine schon früher von dem Kaiser eingeleitete Verhandlung wegen Aufhebung der Elbzölle war an dem Widerspruche der Herzöge von Lüneburg-Braunschweig gescheitert, welche im Interesse ihrer Kasse diese Einnahmequelle nicht missen wollten, und an dem der Stadt Lüneburg, welche sich denselben anschloß.

Im Jahre 1566 machte der Kaiser einen zweiten Versuch, indem er die Territorialfürsten zu einem neuen Schifffahrtstag nach Frankfurt a. d. O. einlud. Kurfürst August von Sachsen aber kam gar nicht, sondern schickte statt dessen einen schriftlichen Protest worin er die Gründe seines Vorgängers Moritz wiederholte und noch hinzufügte, er könne und dürfe nicht leiden, daß die Waaren auf der Elbe so schnell durch sein Land hindurch und an seinen Städten vorübergeschafft würden, namentlich sei der Stadt Leipzig von den römischen Kaisern und Königen ein allgemeines Stapelrecht nebst drei Jahrmärkten verliehen, alle Landstraßen, deren sich der Handel doch, so lange der Fluß nicht schiffbar sei, bedienen müsse, die Landstraße aus Polen, aus Schlesien, aus der Mark, aus

Digitized by Google

Pommern, Preußen, Böhmen, Bayern, Franken, Schwaben und Hessen, aus den Seeplätzen u. s. w. führten alle nach Leipzig, und folglich müßten alle Waaren dort ausgeladen und feilgeboten werden, mache man aber die Elbe schiffbar, so führe das zum Umsturz alles Bestehenden, zur Zerrüttung der alten Landstraßen und der alten Verträge, vor Allem aber würden die Gerechtsame der Stadt Leipzig beeinträchtigt, wo nicht gänzlich verdorben. Der Kaiser ließ antworten, die Elbe sei ein öffentlicher Strom, dessen Gebrauch nach allgemeiner Rechtsauffassung nicht beeinträchtigt werden dürfe, der Stadt Leipzig werde es gewiß nicht zum Schaden gereichen, wenn sie eine zum Transport von Massengütern geeignete große Wasserstraße in der Nähe habe, jedenfalls aber dürfe nicht um der vermeintlichen Sonderinteressen einer einzelnen Stadt willen „der allgemeine treffliche Nutzen gehindert und das Schiffen auf der Elbe verboten werden."

Die Antwort war, daß der Kurfürst von Sachsen auch noch den König von Polen, die Herzöge von Sachsen und von Pommern, den Landgrafen von Hessen und den Herzog von Braunschweig-Lüneburg mit in den Streit zog und einige oder einen derselben veranlaßte, gleichfalls Protest zu erheben. Die Sachen ruheten bis 1571, wo sie der König von Böhmen wieder aufnahm. Im Frühling dieses Jahres tagten die Bevollmächtigten wieder einmal, und zwar in Magdeburg. Die ganze Verhandlung hatte kein Ergebniß, als daß das particularistische Elend so recht handgreiflich zu Tage trat. Wir erfahren bei dieser Gelegenheit, daß zwischen Dresden und Hamburg nicht weniger als achtundzwanzig Flußzollstädten bestanden, nämlich Dresden, Meißen, Strehla, Mühlberg, Torgau, Pretzsch, Wittenberg, Coßwig, Roßlau, Dessau, Aken, Dochheim, Barby, Schönebeck, Rochätz, Jerichow, Tangermünde, Sandow, Wittenberge, Comlosen, Schnakenburg, Lenzen, Dömitz, Hitzacker, Bleckede, Boitzenburg, Lauenburg und Hamburg; einige davon standen sogar Privatpersonen zu.

Braunschweig-Lüneburg und Kursachsen wetteiferten mit einander, dem verkehrsfreundlichen Sinne des Königs von Böhmen allen möglichen Widerstand zu leisten.

Lüneburg begnügte sich nicht mit dem Zoll, sondern reclamirte auch Niederlage- und Stapelrechte. Letztere hatte ihm der Kaiser abgesprochen, und durch ein kaiserliches Mandat von 1569 war ihm

Digitized by Google

befohlen, die Schiffe, nachdem sie ihren Zoll gezahlt, im Uebrigen unangetastet passiren zu lassen. Allein die beiden regierenden Herzöge von Braunschweig-Lüneburg leisteten dem kaiserlichen Befehl offenen Widerstand. Magdeburger Schiffe, die sich auf das Mandat beriefen, wurden von ihnen angehalten und ausgeplündert. Der Kaiser vermochte nicht durchzugreifen.

Auf dem Schifffahrtstage, der im Frühjahre 1571 in Magdeburg stattfand, folgte Lüneburg dem Beispiele, das der Kurfürst für Leipzig gegeben. Wie letzterer Leipzig nicht nur mit Gewalt zum Centralplatz für den osteuropäischen Pfeffermarkt, sondern überhaupt zum Knotenpunkt allen Handelsverkehrs machen und deshalb eine Straße, woran Leipzig nicht unmittelbar lag, nämlich die Wasserstraße der Elbe, gar nicht aufkommen lassen wollte, so setzte sich auch das kleine Lüneburg kraft eigener Machtvollkommenheit als Selbstzweck und Mittelpunkt des Universums. Die Abgeordneten für Lüneburg behaupteten, diese Stadt sei nicht nur von Alters her, sondern auch von Rechts wegen das Centrum für Alles, was zu Wasser oder zu Lande von der Nordsee her komme, und für Alles, was nach den Braunschweig-Lüneburgischen Landen nicht nur, sondern auch in die Stifter Magdeburg und Halberstadt, in die Städte Leipzig, Naumburg, Erfurt, Nürnberg und überhaupt nach Süddeutschland gehe; alle diese Waaren müßten nach Lüneburg gebracht und in Lüneburg ausgeladen und feilgeboten werden; das sei schon um deswillen nöthig, weil sonst die Lüneburger Fuhrleute ihre Pferde abschafften und dann aller Verkehr stocke, sobald die Wasserstraße durch Eis oder geringen Wasserstand gesperrt sei; jedenfalls würde die Aufhebung des Straßenzwangs- und Niederlagerechts der guten Stadt Lüneburg zu gänzlichem Verderben gereichen; Lüneburg aber sei der Hauptzweck, ergo müsse Alles beim Alten verbleiben.

Auch der Kurfürst wiederholte für Leipzig dieselbe Melodie, die er schon früher gesungen; wenn die Elbe schiffbar wäre, dann könne ja Magdeburg eben so gut Handel treiben wie Leipzig; das könne er doch unmöglich gestatten. Da ihm aber der Kaiser gehörig zusetzte und ihm darthat, auch Kursachsen und insbesondere Leipzig werde von dem schiffbaren Strome Nutzen haben, schickte er schließlich die Akten an den Rath der Stadt Leipzig, er möge ihm ein standhaftes Gutachten machen, das er dem Kaiser vorlegen

Digitized by Google

könne, damit Kaiserliche Majestät ihm nicht nachsagen könne, er, der Kurfürst, frage nichts nach den Gründen, „sondern wolle immer nur ohne Grund für und für das alte Lied singen" (wörtlich).

Der Rath von Leipzig konnte nun zwar nicht leugnen, „daß gemeiner Wohlfahrt und allen betreffenden Ländern die neu geöffnete Schifffahrt in viel Wege sehr zuträglich sein würde, da die schweren Waaren (Massegüter) mit geringeren Kosten und in größeren Massen auf der Elbe (Wasserstraße) fortzubringen wären, als auf dem Lande, also auch die Bergwerke Seiner Kurfürstlichen Gnaden einigen Vortheil haben würden". Aber daneben lieferte doch ein wohlweiser Rath die gewünschten Gründe im reichlichsten Vorrath. Wenn die Elbe schiffbar sei, so hieß es, würden die Leute, statt nach Leipzig, nach Magdeburg und anderen Städten an dem Strome gehen; was Magdeburg oder eine andere Stadt gewinne, das verliere nothwendig Leipzig (diese verrückte Theorie, daß, was den Andern nützt, mir schadet, und was ihnen schadet, mir nützt, beherrschte damals Alle; heutzutage finden wir sie in Deutschland nur noch bei einzelnen Schichten der ungebildeten Klassen und bei deren Wortführern); nach Oeffnung der Elbe könnten sich die Fuhrleute nicht mehr halten; jetzt kämen viele Ausländer nach Leipzig, es werde „viel Getränk verthan", und folglich auch viel Trankſteuer eingenommen, welche auch auf die Ausländer falle; blieben letztere aus, dann werde der Ausfall an Trankſteuer groß sein; Kurfürstliche Gnaden möchte sich deshalb doch bei Leibe nicht zur Eröffnung des Elbstroms und freier Schifffahrt bereden lassen; könne man aber einmal absolut nicht daran vorbei, so möge Alles doch nur „mit Maß und Ziel geschehen"; man möge dann der Stadt Leipzig auch für Alles, was die Elbe heraufkomme, ein Stapel- und Niederlagerecht sichern, oder ihr ein Aversum als Abfindung verwilligen, oder auf der Elbe nichts durchlassen, „als Salz, Trank und essende Waaren".

Kurbrandenburg dagegen drang energisch auf Abschaffung aller Straßenzwangs-, Niederlassungs- und Stapelrechte; „denn eine freie Schifffahrt gebe es nur da, wo einem jeden Handelsmann gestattet sei, durch die Elbe und die in solche mündenden Wasserstraßen frei und ungehindert aus einer See in die andere zu laufen."

Endlich ließ sich der Kurfürst August von Sachsen am 12. Mai 1571 zu der Erklärung herbei: Wenn besagte freie Schifffahrt

Digitized by Google

wirklich gemeinem Nutzen zum Besten gereiche, so wolle er sich von Kaiserlicher Majestät und Ständen (auf dem Schifffahrtstage waren, außer dem Kaiser, vertreten: Die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen, die Herzöge von Lüneburg, Mecklenburg, Lauenburg, die Fürsten von Anhalt, die Grafen Barby und die Städte Magdeburg, Lüneburg und Hamburg) nicht separiren, vorausgesetzt, daß zuvor alle Uebrigen über die bestrittenen Fragen einig geworden seien; wenn aber letzterer Fall nicht eintrete, dann möge man wenigstens an seiner obigen Erklärung „seine redliche Absicht vermerken", ihm aber nicht verübeln, daß er nicht minder als die Andern darauf Bedacht nehme, seiner Unterthanen Stapel-, Zwangs- und sonstigen Rechte zu wahren. Die übrigen Stände gaben ähnliche exspectative Erklärungen, welche die Sache ad Calendas Graecas vertagten. Endlich vereinigten sie sich zu dem Beschlusse, Kaiserlicher Majestät „die demnächstige Einberufung eines neuen Schifffahrts-Tages unterthänigst anheim zu stellen." Kaiserliche Majestät war indeß einsichtsvoll genug, die Einberufung einer von den elendesten Sonderinteressen geleiteten Versammlung zu unterlassen, welche nach den bisherigen Erfahrungen unmöglich ein befriedigendes Resultat haben konnte. Damit war die Befreiung der Schifffahrt aufgegeben; ebenso der Plan einer Verbindung der Elbe und der Oder, welcher erst weit später gelöst wurde in einer Art, der Berlin seine gegenwärtige centrale Lage und seine wirthschaftliche Blüthe verdankt. (Siehe die Abhandlung von J. G. Kohl: „Ueber die natürlichen Vorzüge der Lage der Stadt Berlin" in Faucher's Vierteljahrschrift für Volkswirthschaft, Band XV., S. 1 bis 20.)

Aehnliche resultatlose Verhandlungen, wie über diese Wasserstraße, finden wir bei Falke in Betreff der Landstraßen. Alle tragen denselben Charakter, den der Verletzung der wirthschaftlichen Gesammtinteressen durch den territorialen Particularismus, den der grundsätzlichen Ueberhebung des Theiles über das Ganze. Für unsere Zwecke genügt es, an einem Beispiele, an dem Elbe-Oder-Schifffahrtstagen, den gemeinsamen Typus aller dieser resultatlosen Unterhandlungen nachgewiesen zu haben.

Digitized by Google

VIII.

Die Zunft, corrumpirt durch das Territorialsystem.

Wenden wir uns nun von dem Gebiete des Handels zu dem der Gewerbethätigkeit, so finden wir auch hier eine durchgreifende Verschlechterung der durch das sinkende Mittelalter zurückgelassenen wirthschaftlichen Zustände Seitens des nunmehr aufstrebenden exclusiven Territorialismus.

Die Zünfte hatten sich bis dahin auf die Städte und auf einzelne Zweige des Handwerks beschränkt. Andere Zweige desselben und der Handel hatten sich ihre Freiheit bewahrt. Auch das platte Land war dem Zunftzwang nicht unterworfen. Auch die Zünfte, welche sich innerhalb der Städte während des Mittelalters gebildet hatten, waren von Haus aus ganz naturgemäße Erzeugnisse des dieser Zeit, in welcher die genossenschaftlichen Verbände, zu Schutz und Trutz vereinigt, die Welt regierten, eigenthümlichen corporativen Geistes. Sie vertraten das demokratisch-kleinbürgerliche Element, gegenüber dem aristokratisch-erbgesessenen des Stadtpatriciates, mit welchem sie nicht unrühmliche und auf die Dauer siegreiche Kämpfe führten. Ihre Stellung war einestheils eine militärische, politische und sociale, gleich der der andern zahlreichen Genossenschaften des damaligen öffentlichen Rechts; anderntheils eine wirthschaftliche, finanzielle und technische, indem die Zunftgenossen einander gegenseitig gegen Unfälle versicherten, sowie Belehrung und Unterstützung aller Art gewährten. Wer dasselbe Geschäft außerhalb der Zunft betrieb, war deren Gesetzen nicht unterworfen. Er entbehrte aber auch die großen Vortheile und Wohlthaten des zu damaliger Zeit fast unentbehrlichen genossenschaftlichen Verbandes. Der Beitritt zur Zunft war ein Act des freien Willens. Sie dachte nicht daran, Jemanden zum Beitritt zu zwingen, oder ihm im Falle des Nichtbeitritts die Arbeit zu verbieten. Im Gegentheil, sie wollte nicht Jeden; sie repräsentirte nach ihrem Begriffe die Elite des betreffenden Handwerks. Ihr anzugehören war ein mit großen Rechten und Pflichten verbundenes öffentliches Amt, oder wenigstens eine öffentliche Stellung, durch welche der Handwerker gleichsam regierungs- und wehrfähig wurde.

Schon im Laufe des 15. Jahrhunderts geriethen in Deutsch-

Digitized by Google

land die Genossenschaften aus Gründen, deren Auseinandersetzung uns hier zu weit führen würde, überhaupt in Verfall. Vor Allem war es die wachsende Macht des Territorialstaats, welcher jene Corporationen ihrer politischen Rechte beraubte, und sie dann nach und nach entweder abschaffte oder absorbirte oder seiner Gewalt unterwarf. So ging es auch mit der Zunft. Die „Landesherrschaft" konnte einen Verband von so hervorragenden politischen und socialen Rechten, wie sie vormals die Zunft hatte, nicht neben sich dulden. Sie nahm ihr die öffentliche Gewalt und verlieh ihr dagegen privatrechtliche Monopole, Privilegien und Verbietungsbefugnisse, jedoch letzteres auch nur unter der Bedingung, daß sie sich jeder Selbstständigkeit begab und sich der Bevormundung durch das territorialherrliche Beamtenheer auf Gnade und Ungnade unterwarf, welches, wie wir bereits oben bei Gelegenheit der Erörterung über Entstehung und Ausbreitung der landesherrlichen Regalien gesehen haben, um die damalige Zeit aufkam, und sich mit gewohnter bureaukratischer Vielgeschäftigkeit und Regierungswuth alsbald daran machte, auch auf dem Gebiete der Zünfte, im Interesse polizeilicher Allgewalt und fiscalischer Plusmacherei, Alles zu generalisiren, zu schablonisiren, zu reglementiren und zu bureaukratisiren, angeblich um den Zünften Beistand zu leisten, in Wirklichkeit, um sie vollends zu ruiniren.

Die Zünfte, welche wir im 19. Jahrhundert in Deutschland noch vorgefunden und welchen wir durch das Bundes-Gewerbegesetz den Gnaden- und Todesstoß versetzt haben, das waren nicht jene mächtigen und freien Genossenschaften des Mittelalters, sondern ihr Gegentheil, worin sich jene unter dem Einflusse der fiscalisch-polizeilichen Territorialgewalt im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts verwandelt hatten. An die Stelle des Genossenschaftsgeistes war nun der Zunftgeist getreten.

„Unter dem Einflusse dieses Geistes", sagt der ausgezeichnete Darsteller der wirthschaftlichen und rechtlichen Culturgeschichte der deutschen Genossenschaften (Dr. Otto Gierke, Docent der Rechte an der Universität Berlin, das deutsche Genossenschaftsrecht. Band 1., Rechtsgeschichte der deutschen Genossenschaft, Berlin, Weidmann, 1868) „unter dem Einflusse dieses Geistes wandelte sich auch in dem Handwerkerstande selbst die Grundanschauung über Natur, Wesen und Zweck seiner genossenschaftlichen Verbände, welche bis dahin in

Digitized by Google

ihm geherrscht hatte. Grundlage und Zweck der Zunft wurde statt der freien Einigung der Berufsgenossen das zum Privileg und wo möglich zum Monopol gestaltete exclusive Recht auf eine bestimmte Art des Gewerbebetriebs. Hatte einst das Wesen der Zunft als einer freien sittlichen Genossenschaft den Charakter des Handwerkeramts geregelt, so wurde nunmehr Bestand und Bau der Zunft bis in's Einzelne durch das nutzbare Gesammtgewerberecht bedingt und bestimmt. Der Gedanke des öffentlichen Amts wich dem eines privatrechtlichen Privilegs; der Zunftzwang wurde aus einem Mittel, Gewerbetreibende gleicher Gattung in der Genossenschaft zu vereinigen, zu einem Mittel, Unzünftige vom Gewerbebetriebe auszuschließen; die Zunft selbst wurde für die Mitglieder aus einem Gemeinwesen im Kleinen zu einem privatrechtlichen Institut für Verwerthung und Ausnutzung des gemeinsamen Privilegs und Prohibitivrechts. Es war nur die andere Seite dieser Entwickelung, wenn auch der sittliche Inhalt der Zunft mehr und mehr verloren ging, wenn die alten Genossentugenden des Standes in die entsprechenden Fehler umschlugen, — der Gemeinsinn in Corpsgeist, das Streben nach Macht, Ehre und Ansehen der Genossenschaften in egoistische Gewinnsucht, der alte Handwerksstolz in kleinliche Eitelkeit, die Ehrliebe in gespreizte, oft nur der Selbstsucht als Deckmantel dienende Ehrsucht, die Pietät für die Sitte in leere Ceremoniellsucht, die Abschließung gegen das Unwürdige in engherzige Exclusivität, der Sinn für die Brüderlichkeit und Gleichheit in Concurrenzfurcht und Brodneid, das lebendige Gefühl für das öffentliche Leben in den Particularismus einer auf ihr Monopol pochenden Körperschaft.

Bezüglich der Zusammensetzung der Zunft mußte hiernach immermehr die Anschauung überwiegen, daß die Mitgliedschaft in ihr eine unter den Folgen des Gewerberechts, nicht mehr das Gewerberecht Ausfluß der Mitgliedschaft sei. An Stelle der Grundsätze über Aufnahme in die Genossenschaft traten daher Grundsätze über Erwerb und Verlust des Meisterrechts, welches dann als eine der in ihm enthaltenen Befugnisse von selbst die Corporationsmitgliedschaft gab. Diese Grundsätze aber suchte die Zunft, so viel an ihr war, im Sinne rein privatrechtlicher Behandlung des Meisterrechts zu gestalten. Als begehrenswerthestes Privileg erstrebte sie daher vor Allem die Geschlossenheit. Wollte dann ein Nichtmitglied von

Digitized by Google

den nach Zahl und Umfang fixirten Rechten ein vacant gewordenes erwerben, so galt dieses als ein Kauf desselben von der Zunft, an die das Recht zurückgefallen war; ja, mit den durch die Zunftverbindung hervorgebrachten Beschränkungen, konnte auch der einzelne Meister sein Gewerberecht und damit seine Mitgliedschaft verkaufen. Die von je den geborenen Genossen gewährten Erleichterungen wurden nunmehr dergestalt vermehrt und ausgebeutet, daß oft das Handwerk geradezu als das erbliche Besitzthum einer Anzahl von Familien erschien; privaterbrechtlich wurde das jetzt bisweilen sogar auf Meistertöchter angewandte Recht der Meisterwittwe aufgefaßt und in Bezug auf Fremde ging man in vielen Statuten so weit, die Heirath einer Meisterwittwe oder Meistertochter für den Gesellen zur unerläßlichen Vorbedingung der Aufnahme zu machen, verheiratheten Männern aber den Eintritt überhaupt zu versagen. Schlimmer noch war, daß, wo eine directe Schließung der Zunft nicht durchzusetzen war, unwürdige Umwege zur Erreichung dieses Zieles betreten wurden. In diesem Sinne wurden schon für den Lehrling die Vorbedingungen des Eintritts, die Einschreibe- und Aufnahmegebühren, erhöht; es wurden sodann Lehrzeit und Lehrgeld, die Lossprechung und die oft davon noch getrennte Gesellenaufnahme erschwert; dem Gesellen wurden sodann durch Verlängerung der Wanderzeit und mannigfache Vorschriften über Dienst-, Probe- und Muthzeit Hindernisse bereitet; vor Allem aber wurde schließlich das Meisterstück zu Chicanen aller Art gegenüber demjenigen, den man von der Concurrenz ausschließen wollte, benutzt, indem übermäßig kostspielige und nutzlose Arbeiten, oft bloße Bravourstücke und mancherlei leere Aeußerlichkeiten verlangt und zuletzt vielleicht dennoch unter nichtigen Vorwänden brauchbare Arbeiten verworfen wurden. Neben solchen gewerblichen Erfordernissen wurden auf jeder Stufe der Zunftleiter schwere Geldprästationen, kostspielige Schmäuse, Erpressungen aller Art, den Ansteigenden aufgebürdet und die genaue Erfüllung eines sinnlos gewordenen Rituals gefordert. Was am tiefsten in den Verfall des Zunftwesens einblicken läßt, war die Art, wie man hierbei die alte stolze Genossenschaftsehre, welche in der Parömie, „das Handwerk soll so rein sein, als hätten es die Tauben zusammengelesen", ihren Ausdruck fand, zu Gunsten interessirter Selbstsucht ausbeutete und unter dem Vorwand der Zunftehre die lächerlichsten und abgeschmacktesten Gründe für Versagung des Ein-

Digitized by Google

tritts oder Erzwingung des Austritts erfand. Nicht nur, daß man an der Ausschließung unehelich oder wendisch Geborener (letzteres namentlich östlich der Elbe) festhielt, man erklärte auch eine immer vermehrte Anzahl von Beschäftigungen für „unehrlich", „unrein" und versagte den Kindern und selbst Enkeln nicht blos der Abdecker, sondern auch der Leinweber, Barbiere, Müller, Zöllner, Stadtknechte, Gerichtsdiener, Thurm-, Holz- und Feldhüter, Todtengräber, Nachtwächter, Bettelvögte, Gassenkehrer, Bachfeger, Schäfer, Musikanten u. s. w. die Erlernung eines ehrlichen Handwerks. Man schloß nicht blos Verbrecher, selbst wenn sie ihre Strafe abgebüßt, sondern wegen der Schuld der Frau den Ehemann, wegen der Schuld der Eltern die Kinder aus und ließ Personen, die den Verdacht eines Verbrechens oder die Folter erduldet hatten, trotz nachher erfolgter Freisprechung nicht zu. In absurdester Weise nahm man bei eingebildeten und äußerlichen Verstößen, z. B. wenn Jemand einen Hund oder eine Katze getödtet, ein Aas angerührt, einen erhängten Selbstmörder abgeschnitten, Vieh vergraben, unwissend mit einem Abdecker gegessen oder getrunken, ihn oder sein Weib oder sein Kind zu Grabe getragen oder geleitet hatte, Verlust der Handwerksehre an. Und indem man eine ähnliche Reinheit auch von der Frau des Meisters verlangte, kam man indirect dem Heirathszwange zu Hülfe. Kurz, man ließ kein Mittel unversucht, um in kleinlicher Furcht vor einer sogenannten „Uebersetzung" des Handwerks zu Gunsten des hergebrachten Schlendrians das natürliche Recht auf Arbeit zu verkümmern.

Alle diese Umbildungen, Rückbildungen und Mißgestaltungen griffen ähnlich einer Pest zu gleicher Zeit in allen deutschen Landen um sich.

Das Vorgehen der Territorialregierungen in Betreff der Gewerbegesetzgebung beruht ganz gewiß nicht auf einer gemeinsamen Verabredung, aber es hat in allen den verschiedenen deutschen Ländern in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts dieselbe Richtung genommen. Ueberall finden wir die nämliche, in dem Vorausgeschickten beschriebene rückschreitende Metamorphose. Die Handwerker litten und gaben ihren Leiden den lautesten Ausdruck. Statt in der Unfreiheit die Ursache der Leiden zu erblicken, fand man sie in der Freiheit. Man glaubte die Krankheit dadurch heilen zu können, daß man den Krankheitsstoff häufte und potenzirte, daß

Digitized by Google

man die erstarrten Zunft- und Innungsformen immer nur noch starrer und strenger machte und in ihrer drakonischen Handhabung den alleinigen Weg zur Aufbesserung des Handwerks erblickte. Die Zunftgesetze wurden über alle Menschen und über alle Beschäftigungen, über Stadt und Land, über Gewerbe und Handel ausgedehnt und nach allen Richtungen hin eingreifender, schärfer und grausamer gestaltet. Zugleich wurde der Gegensatz zwischen Stadt und Land auf's Schärfste gesteigert, obgleich doch in Deutschland der Uebergang von einem zum andern fast überall ein successiver ist. Scharf ist er von allen großen deutschen Städten nur in Berlin, wo das hauptstädtische Leben und Treiben, und das primitive Dasein der märkischen Bauern fast unvermittelt neben einander liegen. In andern deutschen Städten, wie z. B. Dresden, Stuttgart, Mainz, Wiesbaden ist der Uebergang ein allmäliger, und in der Stadt selbst wohnen noch tüchtige Bauern. Dann existirt in zahlreichster Fülle zwischen Stadt und Land jenes Mittelding, das Landstädtchen, in welchem der Handwerker neben seinem Geschäfte meist auch etwas Landwirthschaft treibt, oder wenigstens eine Kuh im Stalle hat und ein paar Schweine mästet. Im grellsten Widerspruche zu diesen factischen Verhältnissen Deutschlands, die schon damals ungefähr gerade so lagen wie heute, statuirte man eine willkürliche Trennung zwischen Stadt und Land, und führte zwischen beiden eine legale Scheidewand auf, oder brachte das Land zur Stadt in das Verhältniß vasallitischer Unterwerfung. Ebenso datirt erst aus dieser Zeit die chinesische Verzopfung der Eintheilung in Adel, Bürger und Bauer, mitinbegriffen Kleider- und Tischordnung und alle jene genauen Vorschriften, welche Geschäfte sich für jeden Stand geziemen, wer zur Zunft zugelassen werden kann, und wer nicht, welches Geschäft dem Bürger zukommt, aber durch den Bauern entehrt würde, welche an sich nützliche und ehrbare Gewerbe gleichwohl den Edelmann beschimpfen u. s. w. Alle diese Thorheiten, welche man in der Regel dem „finsteren Mittelalter" auf das Conto zu setzen pflegt, oder wenigstens der größere Theil derselben stammen in Deutschland aus dem 16. und 17. Jahrhundert, die sich auf ihre Gelehrsamkeit und Bildung unbefugter Weise soviel zu gut thaten.

Ebenso wie die Zünfte sich nach Außen absperrten, huldigten sie alle auch im Innern untereinander und jede einzelne wieder

Digitized by Google

für sich dem nämlichen Absperrungs- und Einschachtelungssysteme, das sich namentlich zu Ende des 16. Jahrhunderts bis in seine Einzelnheiten ausbildete. Jedes einzelne Handwerk wurde beschränkt in der Zahl seiner Meister, jeder Meister in der Zahl seiner Gesellen, jeder Act der Gesetzgebung gebar eine neue Beschränkung in Betreff des Umfanges der Arbeitskräfte, der Arbeitszeit, des Arbeitsgebiets, des Materials, des Markts und der Werkzeuge. Der Handwerker verbrauchte den größeren Theil seiner Zeit und seiner Kraft zur Erlernung dieser zahlreichen Vorschriften und Verordnungen, Cautelen und Schnörkel, Ritualien, Formalitäten, Solennitäten und Ceremonien, und entzog das, was er hierzu verbrauchte, der gründlichen Erlernung und dem soliden Betriebe seines Handwerks. Fast kam es mehr darauf an, daß er seinen Handwerksgruß ordentlich herzusagen und dazu die vorschriftsmäßigen alberuen Gestus und Verrichtungen vorzunehmen wußte, als wie schnell und wie gut er sein Handwerkszeug zu gebrauchen verstand. Und das, diese verkommene Zunft des 16. und 17. Jahrhunderts, nicht aber die freie Genossenschaft des Mittelalters, ist das Ideal unserer heutigen pseudo-conservativen Socialpolitiker, welche vorzugsweise daran erkennbar sind, daß ihnen trotz ihres conservativen Gebahrens alle historische Kenntniß und jeder historische Sinn fehlt.

IX.

Die Privilegienwirthschaft, an einem Beispiele dargethan.

Kurfürst August war auch in Gewerbesachen ganz der Sohn seiner Zeit. Mit gewohnter Energie stabilisirte und erweiterte er das Zunftwesen in der angegebenen Richtung. Er that zwar Vielerlei zur Förderung der Technik, namentlich soweit er sich für seine eigenen Finanzen Vortheil davon versprach, aber nicht immer mit gutem Erfolge. Wie er im Mühlengewerbe, im Brauwesen, in der Schankwirthschaft herumreglementirte, davon erzählt Falke (Seite 520 bis 533) manche interessante Einzelnheit. Es giebt fast kein Gewerbe, von dem nicht Aehnliches zu melden wäre. Die meisten der Verordnungen haben einen stark fiscalischen Beigeschmack. Hier nur ein Beispiel statt vieler:

Digitized by Google

Die Stadt Chemnitz behauptete, ein Bleichprivilegium für Leinwand zu haben, und ließ dem kurfürstlichen Fiscus einen Theil des Ertrags desselben zukommen, wodurch der Eifer der Regierung, das Privileg zu beschützen, keineswegs beeinträchtigt wurde. Die Stadt behauptete, alle im Umkreise von zehn Meilen verfertigte Leinwand müsse in Chemnitz gebleicht werden, wofür der städtischen Kasse eine hohe Gebühr zu entrichten sei. Die Leinwandproduction hätte hiernach die Wahl gehabt, entweder auszuwandern aus diesem Kreise von zwanzig Meilen Durchmesser, oder zu defraudiren. Man wählte das letztere, nämlich die Leinwand entweder heimlich ungebleicht zu exportiren, oder soweit man sie selbst trug, statt weiß zu bleichen, schwarz zu färben. Die Schwarzfärberei stand nämlich damals in Sachsen in besonderer Blüthe und scheint ein neuer Modeartikel gewesen zu sein. Die Stadt erhob Klage gegen die Schwarzfärber. Der Kurfürst verbot darauf 1556 für diesen Bezirk, die Leinwand schwarz zu färben, wenn nicht vorher der Stadt die Gebühr für das Bleichen bezahlt sei. Ein paar Jahre später verordnete er, daß alle Leinwand, auch wenn sie gar nicht gebleicht werde, doch die Bleichgebühr zur Hälfte zu bezahlen habe. Die Defraudation nahm zu; und die Stadt ging zum Schutze ihres Privilegs so weit, daß sie sogar einem Herrn von Schönberg auf Stollberg, der, weil er nicht bleichen ließ, auch keine Gebühr zahlen wollte, seine Leinwandvorräthe confiscirte. Der Kurfürst bestätigte diese Confiscation und verordnete allgemein, daß alle außerhalb Chemnitz gebleichte Leinwand weggenommen und in die Kammer nach Dresden gebracht werden solle. Allein auch das half nichts. Die Klagen der Stadt Chemnitz über Defraudation und Monopolbruch wurden immer lauter und häufiger. In Folge dessen erließ der Kurfürst am 17. Mai 1578 eine neue Bleichordnung, in welcher er zunächst constatirt, daß aller Verordnungen ungeachtet, man sich immer mehr der verbotenen gefärbten Leinwand, statt der Bleichwaaren befleißigt, auch viel Flachs, Garn und rohe Leinwand heimlich exportirt habe, so daß die Chemnitzer Bleichnutzung sehr in Abnahme gerathen sei, und worin er dann befiehlt, in jeder Stadt, welche Zünfte hat und Bleichwaaren macht, soll allwöchentlich jeden Dienstag und Freitag Linnenschur gehalten, die Leinwand, gefärbte wie gebleichte, gegen Entrichtung der Bleichtaxen, gestempelt, von den nichtzünftigen Städten soll die Leinwand nach den zünftigen gebracht und dort

Digitized by Google

ebenso behandelt, das eingenommene Geld aber allwöchentlich an das kurfürstliche Amt abgeliefert werden. Dann folgt noch eine Reihe von Controlvorschriften. Wie wenig aber auch diese neueste Verordnung mit ihren Kontrolvorschriften half, beweist ein Erlaß des Kurfürsten vom 18. August 1585, welcher eine Reihe im Chemnitzer Bleichbannbezirke gelegener Städte aufzählt, aus welchen seit und trotz der Verordnung vom 17. Mai 1578 Bleichtaren überhaupt nicht eingegangen, und Aufklärung über diesen höchst bedenklichen Umstand verlangt. Lex cito facta, lex cito fracta.

Je mehr die landesherrliche Gewalt erstarkt, desto mehr gewöhnt man sich daran, alle jene Privilegien und Monopole, namentlich aber auch die Zunftrechte, lediglich als einen Ausfluß der landesherrlichen Gnade zu betrachten, welche damit nach Belieben schaltet und waltet, sie verstärkt, sie abschwächt, sie durchbricht, Alles „je nach Zweck und Ersprießlichkeit".

Die Zunft, ehedem kraft eigenen Rechts und eigener Macht (man vergesse nicht ihre früher sehr in den Vordergrund tretende wehrgenossenschaftliche Seite) beruhte nur noch auf obrigkeitlicher Concession. Diese Concession war ein Kaperbrief zur privilegirten Bedrückung der Concurrenten und Ausbeutung der Consumenten. Die landläufige Redensart von den „Ausbeutern und Ausgebeuteten", in welcher sich die reactionär-socialistische Romantik von heute in Deutschland gefällt, paßte nie besser, als zu jener Zeit, in welcher unsere Pseudoconservativen ihr Ideal zu erblicken scheinen.

Und doch waren jene Verbietungsrechte selbst für die Berechtigten mehr eine Quelle des Aergers, als eine Quelle des Wohlstands. Die Jagd auf arme Pfuscher und hungerige Bönhasen konnte wahrlich nicht einträglich sein. Das platte Land reagirte, wie wir an dem Beispiele von Chemnitz sehen, recht kräftig gegen Marktzwang, Bannrechte und sonstige Monopole. Die Vertheidigung der letzteren kostete mehr Zeit und Geld, als sie einbrachten. Die Grenzstreitigkeiten unter den verschiedenen Zünften, wie z. B. über die Frage, ob ein Schaufenster vom Tischler oder vom Glaser oder von beiden zu machen sei, waren endlos. In solchen querelles allemandes gingen die Leute unter.

Dadurch, daß das entartete Zunftwesen sich ganz der landesherrlichen Gnade zu Füßen gelegt hatte, gewann letztere auch das Recht, es nach Belieben zu vernichten. Der Staat concessionirte

Digitized by Google

neben der Zunft beliebig auch Andere (Nichtzünftige) zum Betriebe zünftiger Gewerbe als sogenannte Freimeister; oder er machte den Gewerbebetrieb unabhängig von der Zuftangehörigkeit, dadurch, daß er die Befugniß dazu vom Besitze eines gewissen städtischen Grundstückes abhängig machte (Realgewerberecht); oder er vindicirte sich, dem Staat, das ausschießliche Recht, das fragliche Geschäft zu betreiben (Regal). Natürlich nahm der Staat den Zünften auch ihre eigene Gerichtsbarkeit und ihre sonstige Autonomie. Die Regierung machte ihnen Polzeitaxen, Vorschriften über Meister, Gesellen und Lehrlinge und deren Verhältniß zu einander, sowie über alle anderen inneren wirthschaftlichen Angelegenheiten, welche die Zunft früher selbst geregelt hatte. Die Zunft hatte ihre Erstgeburt, ihre Autonomie und ihre corporativen Rechte, um ein Linsengericht verhandelt, d. h. um das Verbietungsrecht, das ihr der Staat zu schützen versprach. Als aber der Staat durch die freiwillige Unterwerfung der schutzbedürftigen Zunft Herr der Situation geworden, dachte er natürlich an seine Zwecke, und nicht mehr an jene der Zünfte, die nur noch in einigen freien Reichsstädten einen Schatten ihrer vormaligen Stellung bewahrten.

Durch das Zunftwesen, wie es sich im Laufe des 16. Jahrhunderts gestaltete, wurde Niemand mehr gedrückt als das flache Land und die Bauern. Die letzteren waren von allen Gewerben und Geschäften außer der Landwirthschaft, zu Gunsten der Städte und der Zünfte förmlich ausgeschlossen. Jede Stadt hatte um sich herum ihren ländlichen Bannbezirk, worin sie ihr Meilenrecht übte, d. i. das Recht, jedem das Betreiben von Handel und Gewerbe zu untersagen und die Consumenten zu zwingen, in der Stadt schlechte Waaren um theuere Preise zu kaufen. Nur wenige Handwerke waren auf dem Lande gestattet, und deren Betrieb war wieder besonders beschränkt. Der betreffende Handwerker durfte nur für dieses Dorf arbeiten, und auch hier nur auf Bestellung oder im Tagelohn. Ja nicht einmal seine eigenen landwirthschaftlichen Producte durfte der Dorfbewohner frei verwerthen. Wir haben ein Beispiel davon an der Verordnung des Kurfürsten August über den Aufkauf der Wolle gesehen. Im Allgemeinen kann man als Regel annehmen, daß der Landwirth seine Producte, soweit er sie nicht selbst und direct verbrauchte, nach der nächsten Stadt auf den Markt führen und in Folge dessen auf einen von

Digitized by Google

ihm zu erzielenden höheren Preis zu Gunsten der Stadt verzichten mußte. So glaubte man die wirthschaftlichen Naturgesetze mit gouvernementaler Weisheit meistern zu können, erzielte dabei aber nichts, als augenblickliche, jedoch nur vorübergehende Erfolge für den Fiscus und eine allmälig, aber unaufhaltsam vorschreitende Massenverarmung.

X.

Die Bauern und das römische Recht.

Nichts ist bewundernswürdiger in der Geschichte unserer wirthschaftlichen Cultur, als die unerschöpfliche Naturkraft und Zähigkeit unseres deutschen Bauernstandes, mit welcher er länger als zwei Jahrhunderte hindurch alle Mißhandlungen überdauerte, um erst im Laufe des 19. Jahrhunderts zugleich mit den Feudallasten der früheren Jahrhunderte auch die in den beiden letzten entstandenen schlimmen Erfindungen des bureaukratisch-fiscalischen Territorialstaates durch den Beistand, den ihm der Bürgerstand leistete, los zu werden und zur wirthschaftlichen Freiheit, dadurch aber auch zum wirthschaftlichen Gedeihen zu gelangen.

Der deutsche Bauernstand hatte in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts den Versuch gemacht, sich auf eigene Faust von den Fesseln zu befreien, womit ihn der Feudalismus belastet hatte. Seine an und für sich zum größeren Theile wohl berechtigten wirthschaftlichen Forderungen litten darunter, daß sie mit heterogenen theologischen Dingen zusammengeworfen wurden. Außerdem begingen die Bauern damals denselben Fehler, den heutzutage die Socialdemokraten begehen. Sie setzten sich nämlich zu allen übrigen Ständen ohne Ausnahme in den geflissentlichsten und feindseligsten Gegensatz, namentlich auch zu der Reichsritterschaft und den Städten, welche unter Umständen gern bereit waren, mit den Bauern gemeinschaftliche Sache zu machen wider die geistlichen und weltlichen Territorialherren, um „Kaiser und Reich" wiederherzustellen und die Macht des Clerus zu brechen.

Selbst Kaiser Max, der „letzte Ritter", ein Mann von Geist, dem nur die Ausdauer fehlte, bewies, daß ihm der Gedanke nicht fern lag, sich jener elementaren Bewegungen zu Gunsten der Reichs-

Digitized by Google

gewalt zu bemächtigen. Er ließ dem Kurfürsten Friedrich sagen, er möge das Mönchlein (Martin Luther) „fleißig bewahren", man könne sich desselben vielleicht einmal wirksam bedienen. (Leopold Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. 3. Aufl. Bd. I, S. 248.)

Alles das aber verwandelte sich in sein Gegentheil in Folge des übereilten Appells an die rohe Gewalt, zu welchem die Bauern 1525 griffen, und der groben Excesse und Fehler, welche sie weiter hierbei begingen. Wir nehmen in dieser Hinsicht Bezug auf die Auseinandersetzung in Braun, Parlamentsbriefe, erste Abth.: Friedliche Briefe über den socialen Krieg. S. 60 u. ff.

Seit dem Kriege von 1525 trat in Deutschland eine furchtbare Reaction gegen den Bauernstand ein, leider nicht ganz ohne sein eigenes Verschulden. Für seine geflissentliche gesellschaftliche Isolirung, für seinen Irrwahn, daß er seine Interessen nicht mit denen der Anderen in Harmonie setzen, sondern nur auf Kosten aller Uebrigen befriedigen könne, wurde er grausam gestraft dadurch, daß sich nun alle übrigen Stände in einen feindseligen Gegensatz gegen ihn setzten und, so sehr sie auch unter einander stritten, wenigstens immer in einem Punkte einig waren, nämlich in dem Bestreben, die Bauern mit Füßen zu treten. Durch diese consequent fortgesetzte Mißhandlung wurde die conservativste aller Gesellschaftsklassen, der Bauernstand, diese festeste Stütze der Eigenthumsidee, dieses Bollwerk gegen den Communismus, künstlich gereizt und radical gemacht.

Wir haben bereits gesehen, wie der Gewerbe- und Handelsstand den Bauernstand seitdem ausschloß, und wie er ihn durch Einführung einer Menge neuer Monopole und Privilegien, durch Zunft-, Markt- und Straßenzwang, durch Meilenrecht, und wie diese Dinge alle hießen, sich tributpflichtig machte, namentlich sich eine Art Vorrecht auf die Producte des Grundeigenthums anmaßte. Der Territorialherr dagegen beeinträchtigte das bäuerliche Grundeigenthum selbst in der mannigfaltigsten Weise.

Hierzu benutzte man namentlich die inzwischen zum Vollzug gelangte Reception des römischen Rechts, das in Betreff des Eigenthums an Grund und Boden von ganz anderen Gesichtspunkten ausgeht, als das germanische. Man wandte abwechselnd dieses oder jenes an, je nachdem das eine oder das andere dem Grundherrn

Digitized by Google

vortheilhafter und den Bauern nachtheiliger war. Der Herr behielt nach germanischem Recht sein Lehen, aber das des Bauern zog er nach römischem ein. Die Verjährung galt gegen, aber nicht für den Bauern. Die Herrschaft konnte sich in Betreff der Zehnten, Zins, Gülten und Frohnden auf die Verjährung berufen, aber der Bauer nicht bezüglich seiner vererblichen Ansprüche an Grund und Boden. Bis dahin hatte kein Zweifel daran obgewaltet, daß das nutzbare Untereigenthum der Bauern vererblich sei. Selbst der engere Ausschuß der Mecklenburger Ritter- und Landschaft macht noch in seinem officiellen Berichte vom 17. September 1847, betreffend die bäuerlichen Verhältnisse, das unumwundene Zugeständniß, daß auch dort, wie in dem übrigen Deutschland, vor dem 16. Jahrhundert die den Bauern verliehenen Rechte an Grund und Boden erblich gewesen seien; es heißt dort nämlich wörtlich: „So wie in allen deutschen Ländern entstanden auch schon frühe in Mecklenburg bäuerliche Verhältnisse, und ward vor dem 16. Jahrhunderte bei den Verleihungen zu Hofrecht und zu Erbzinsrecht die verliehene Stelle erblich, oder wenigstens ein erbliches Recht des Besitzes begründet." Selbst der Vice-Landmarschall von Maltzan bestätigte noch 1861 unumwunden jene Auffassung, indem er in der Sitzung des Landtags die Behauptung aufstellte, der mecklenburgische Bauer habe vor 1621 nach demselben Verhältniß auf seiner Hufe gewohnt, wie der Ritter auf seinem Lehngut, der Landesherr habe den Ritter und der Ritter den Bauern belehnt.

So lange dieses auf Herkommen oder unvordenklicher Verjährung beruhende Verhältniß nicht angetastet war, so lange sich die Verpflichtungen des Bauern auf ein fixirtes Maß von Dienstleistungen, auf „gemessene" und „benannte" Ackerbauverrichtungen beschränkten, war das Loos des Erbzins-Bauern kein glänzendes, aber doch ein erträgliches. Er konnte wenigstens nicht von Haus und Hof gejagt werden. Allein nach dem Bauernkriege, und namentlich in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts änderte sich das Alles in nachtheiligster Weise. Man nahm dem Bauer Alles das, was ihm das „finstere" Mittelalter gelassen hatte. Man verwandelte ihn aus einem Eigenthümer zu einem besitzlosen Sclaven. Als Leibeigener und Frohnbauer mußte er Arbeitszeit und Kraft zunächst für die Herrschaft verwenden; erst wenn deren Gut besorgt war, durfte er an das seinige denken; daneben aber hatte er von

Digitized by Google

den Erträgnissen des letzteren noch eine ganze Reihe von Naturalzinsen und sonstigen Abgaben zu leisten. Zu den gemessenen und benannten Lasten kamen neue „unmeßbare" und undefinirbare hinzu: die Jagd-, die Bau-, die Botenfrohnden; die Frohnden bei sonstigen Gelegenheiten, z. B. bei Hochzeiten und Sterbefällen, wenn die Herrschaft zu Hofe fuhr, wenn sie Besuch bei sich hatte, oder Besuche machte. Wollte der Bauer sich diese neuen und maßlosen Belastungen nicht gefallen lassen, dann wurde er gelegt, d. i. von Haus und Hof gejagt, sei es mit, sei es ohne Ersatz und Entschädigung.

Früher wußte man nichts von dieser Legung einzelner Bauern oder ganzer Dorfschaften. Das germanische Rechtsgefühl, daß der Bauer seinen Hof zu Lehen trug, wie der Ritter sein Gut, daß er dieselben vererblichen Nutzungsrechte daran hatte, wie der Ritter, war zu lebendig bei Allen vorhanden, als daß man es hätte antasten können. Auch konnte der Gutsherr bei dem Mangel an Maschinen und frei disponirbaren Arbeitskräften, über die er unbedingt hätte verfügen können, und bei der damals noch vorherrschenden Naturalwirthschaft den Bauern und dessen Dienste gar nicht entbehren.

Allein durch den Uebergang von der Natural- zur Geldwirthschaft wurden die ökonomischen, durch das Einbringen des römischen Rechts die rechtlichen Verhältnisse erschüttert. Das römische Recht kannte nur entweder Eigenthum oder Zeitpacht an Grundstücken, — entweder volles starres Eigenthum, oder nackten kündbaren Vertrag. Die zahllosen Zwischenformen, welche sich während des germanischen Mittelalters in bunter Mannigfaltigkeit zwischen diesen beiden Extremen bewegten, kannte es nicht. Voller und alleiniger Eigenthümer war nun der Bauer allerdings nicht: ergo ist er nur vertragsweiser Zeitpächter, und es kann ihm jeden Tag gekündigt werden. So deducirten die Mevius, Hothmannus, und wie die anderen bauernfeindlichen römischen Hofjuristen von damals hießen.

Glücklicherweise für die deutschen Bauern hatte aber doch das römische Recht ein dem deutschen Erbleih- oder Zinsverhältniß, wenn auch nur sehr entfernt, ähnliches Institut, genannt die Emphyteusis (ἐμφύτευσις), welches sich erst in der byzantinischen Kaiserzeit entwickelt hatte. Der Krieg hatte damals ganze Länder verödet,

Digitized by Google

die, wenn sie auch erobert waren, eben ihrer Verödung wegen doch nichts eintrugen. Die Kaiser parcellirten diese Ländereien in einzelne Stellen und gaben diese Stellen an Bauern zu vererblicher Benutzung unter der Bedingung, daß Jeder seine Stelle wieder cultiviren und in Bau und Besserung halten (daher der Name ἐμφύτευσις von ἐμφυτεύω, d. h. ich pfropfe, oder pflanze hinein) und eine jährliche Abgabe (Canon) zahlen müsse, auch nur bei grober Vertragsverletzung depossedirt werden könne. Dieses der Noth der Zeit entsprungene Institut machte damals den spätrömischen Juristen, die nur entweder Eigenthum- oder Pachtübertragung, nur emtio, venditio (alienatio) oder locatio-conductio kannten, viel Kopfbrechen, weil es weder das eine noch das andere war und doch klassificirt werden mußte; so daß endlich der Kaiser interveniren mußte. Er entschied auf dem Wege der Gesetzgebung, die Emphyteusis sei weniger als Eigenthum, aber mehr als ein blos persönliches Verhältniß aus einem Zeitpachtvertrag; der Nutzungsberechtigte habe allerdings ein dingliches Recht an dem Grundstück, welches er unter Beobachtung der Vorschriften des schriftlich zu beurkundenden Vertrags auch durch Erbgang übertragen und durch Verkauf veräußern könne.

Damals, als der Kaiser Zeno in dieser seiner an den Präfecten Sebastianus gerichteten Verordnung so, wie eben angeführt, nur ganz beiläufig der schriftlichen Form solcher Verträge gedachte, ahnte er schwerlich, welch ein Unheil nach vielen Jahrhunderten daraus erwachsen werde.

Als nämlich die Gutsherren im 16. und 17. Jahrhundert die Bauern legen wollten, nahmen letztere ebenfalls ihre Zuflucht zu den römischen Juristen, welche deducirten, das Rechtsverhältniß sei nach Maßgabe der Emphyteusis zu beurtheilen, welche dem Bauer ein dingliches und vererbliches Recht an seiner Stelle einräume. Die Gerichte erkannten diesen Grundsatz an und schützten die Bauern im Besitze. Allein nun entdeckten die römischen Juristen der Gutsherren ihrerseits wieder, für den emphyteutischen Vertrag sei schriftliche Beurkundung nöthig, sonst gelte er nichts; folglich könne denn auch der Bauer sich auf Herkommen, Verjährung u. dergl. nicht berufen, wenn er keine Urkunden in Händen habe, welches letztere natürlich in diesen im Allgemeinen des Schreibens nicht allzu sehr kundigen und beflissenen Zeiten eine seltene Ausnahme war. Da,

Digitized by Google

wo die Gerichte diese höchst zweifelhafte Deduction nicht adoptirten, intervenirte die Territorial-Gesetzgebung zu Gunsten der Ritter, welche Finanz- und sonstige Verlegenheiten des Landesherrn benutzten, um ihm solche Concessionen auf Kosten Dritter abzupressen, so daß sich Territorialherrschaft und ritterschaftliche Territorialstände auf Kosten des „gemeinen Mannes" verglichen, ohne daß damals die bereits geschwächte und den Nationalinteressen entfremdete kaiserliche Gewalt zu Gunsten des Letzteren interveniren konnte oder nur wollte, wie sie dies vormals gethan hat.

So geschah es in Mecklenburg durch Artikel 16 das Assecurations-Reverses von 1621, sowie von Neuem durch den Erbvergleich von 1755. In anderen Ländern ging der durch Stände nicht behinderte Territorialherr aus eigener Initiative in dieser Richtung vor. Im Westen der Elbe wußten sich die Bauern zum großen Theile im erblichen Besitze ihrer Stellen zu behaupten. Im Osten aber wurden sie dem „Legen" exponirt, welches Geschäft in Mecklenburg noch im 19. Jahrhundert einen neuen Aufschwung genommen und die dort herrschende endemische Auswanderungssucht nicht wenig gesteigert hat. Auch Kurfürst August von Sachsen legte ganze Dörfer zu Gunsten seiner Wildbahn. So wurde damals der Anfang gemacht mit dem Ruin des Bauernstandes, welcher Ruin sich durch den dreißigjährigen Krieg nur vollendet hat.

XI.

Die Entstehung des Jagdunfugs der Territorialfürsten.

Auch die Naturalzinsen und Frohnden, wie den Hufenhafer, die Baufuhren, Hand-, Spann- und Botendienste u. s. w., hat der Kurfürst durch neue Verordnungen befestigt und theilweise erweitert. Uebrigens war er auf der andern Seite auch sehr darauf bedacht, durch musterhafte Selbstbewirthschaftung seiner Kammergüter ein gutes Beispiel aufzustellen, einzelne Frohndienste in Geldzinse zu verwandeln, und das bisher durch Frohndienste bestellte Land in Erbzins auszugeben. Wegen seiner Verdienste um Ackerbau, Obstbau, Viehzucht und Fischerei verweisen wir auf Falke, S. 57 bis 121. Allein alle diese Verdienste werden mehr als auf-

Digitized by Google

gewogen durch das Unheil, welches seine Jagdleidenschaft stiftete, die er übrigens mit den meisten Fürsten seiner Zeit theilte.

„Trotz der friedlichen Bestrebungen und Fortschritte in manchen Zweigen der Wirthschaft," sagt Falke, „ist im 16. Jahrhundert von einer Minderung oder Abschwächung dieser landesherrlichen Leidenschaft nichts zu bemerken; im Gegentheile steigerte sich dieselbe bei dem gesammten Herrenstande und wurde gegen Ende des Jahrhunderts bei den mächtigeren Fürsten in ihrer Ausdehnug und in ihrem ganzen Auftreten immer schroffer und rücksichtsloser. Die Jagd mit ihren Abenteuern mußte den Krieg und seine Gefahren ersetzen, welchem letzteren sich jetzt der Fürstenstand immer mehr entzog. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts standen in Folge eines besser geschulten und gegliederten zahlreichen Beamtenheeres, einer strenger durchgeführten Centralisation und Mehrung der landesherrlichen Hoheit, dem herrschenden Stande viel ausgiebigere Mittel zu Gebote, um die Jagdvergnügungen in großartiger Weise auszudehnen und das ganze Land in Mitleidenschaft zu ziehen, daß man zu der Frage Grund haben konnte, wer es besser hatte, das lang gehegte und kurz gehetzte Wild oder der stets gehetzte und nie gehegte Unterthan."

Auch dieser Unfug datirt also nicht, wie man gewöhnlich glaubt, aus dem Mittelalter, sondern erst aus der Zeit des Aufkommens der fiscalisch-bureaukratischen Territorial- und Kleinstaaterei in Deutschland, welche sich gegen die Reichseinheit empörte, sich selbst in ihrer Ueberhebung zum Selbstzweck setzte und alle jene wirthschaftlichen Krankheiten erzeugte, von welchen wir erst im 19. Jahrhundert zu genesen im Begriff stehen.

Auch hier leistete der neu aufgekommene territorialrechtliche Titel des Regals, den wir bereits oben besprochen haben, seine guten Dienste. Ein nutzbares Regal war freilich das landesherrliche Jagdregal nicht. Denn wenn auch das erlegte Wild der fürstlichen Hofküche nicht unwillkommen war, so beliefen sich doch die Kosten der Jagd und der fürstlichen „Jägerei" so hoch, daß man besseres Fleisch zu billigerem Preise hätte haben können. Das landesherrliche Jagdregal machte auch nicht Halt vor wohlerworbenen Rechten. Selbst die genossenschaftlichen Jagden der Ritterschaft und der Städte, obwohl zum Theil auf Privatrechtstiteln, oder wenigstens auf Herkommen oder Unvordenklichkeit beruhend, mußten vor dem klein-

Digitized by Google

fürstlichen Regale die Segel streichen. Schrie der depossedirte Jagdherr gar zu sehr, so gewährte man ihm eine „billige" Entschädigung, d. h. eine solche, die dem Fürsten nicht zu theuer dünkte.

Ehe wir auf die Jagdzustände in Kursachsen in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts speciell eingehen, möge uns eine retrospective Generalübersicht über das Jagdregal in Deutschland erlaubt sein. Das Jagdregal entwickelte sich Hand in Hand mit dem Forstregal, welches letztere den Territorialherren die Polizeigewalt und oft sogar das Eigenthum an den während des Mittelalters, namentin Westdeutschland, bei Franken, Alemannen und Schwaben, in Besitz und Selbstverwaltung von Genossenschaften befindlichen Forsten in die Hand spielte. Die kleinfürstliche Waldbureaukratie war zugleich die kleinfürstliche „Jägerei" und der letztere Charakter wurde nach und nach der überwiegende. Der Wald wurde bald nicht mehr als Holzproductionsanstalt, als Wetterschirm, als Quellensammler u. s. w., sondern nur noch als Wildbahn betrachtet. Der Jagdbedienstete vergaß, daß er nebenbei auch Waldwirthschaftsbeamter war, und daß durch ein übermäßiges Hegen des Wildes die Forstwirthschaft nicht minder gefährdet wird als die Feldwirthschaft. In der That waltete der „Bock als Gärtner", wenn in gewissen kleinstaatlichen Territorien der Leibjäger des Fürsten den Gemeinden und sonstigen Genossenschaften zugleich als oberster Waldwirthschafts- und Forstschutz-Beamter octroyirt war und von den Waldeigenthümern besoldet werden mußte, während er als herrschaftlicher Jäger fungirte.

Man begnügte sich aber nicht damit, das landesherrliche Jagdregal in den Waldungen zu üben, sondern trachtete auch dahin, es über das ganze Territorium auszudehnen; und in manchen deutschen Kleinstaaten ist dies auch, abgesehen von vereinzeltem ritterschaftlichen Besitze, der sein Jagdrecht mit Erfolg vertheidigte, vollständig gelungen. Von Haus aus intervenirten die Jagdherren allerdings zu Gunsten des Bauern gegen das Wild, wider dessen Verheerungen sie die Aecker und Wiesen beschützten; und der Bauer leistete freiwillig Beistand als Treiber; denn die Jagd war eine Wohlthat für ihn und seine Felder. Als aber die Cultur stieg und ein solcher Wildstand, wie ihn die Jagdleidenschaft verlangte, in einen unversöhnlichen Gegensatz gegen die Cultur trat, da stellte sich das ursprüngliche Verhältniß auf den Kopf. Der Jagdherr intervenirte

Digitized by Google

nun zu Gunsten des Wilds und zum Nachtheile der Cultur, indem er einen den Verhältnissen nicht mehr entsprechenden Wildstand hegte und pflegte auf Kosten der Landwirthschaft; und so aus dem, was Anfangs eine Wohlthat war, eine Plage machte, sich ein Jagdrecht auf fremdem Grundeigenthume beilegte und die Beihülfe, welche der Bauer freiwillig geleistet hatte, in erzwungene Jagdfrohnden verwandelte. Als nun aber die Territorialgewalt allmächtig geworden war und das System der Regalien erfunden hatte, suchte diese Gewalt die Jagdrechte der Anderen alle für sich zu absorbiren. Nachdem dies factisch gelungen war, fanden sich natürlich auch Hofjuristen, die es rechtlich begründeten und den Nachweis lieferten, daß es von Rechtswegen gar nicht anders habe kommen können, und daß die Antastung dieses Standes der Dinge ein todeswürdiges Verbrechen sei. Wir sind wahrhaft überrascht, wenn wir hören, welche Argumente man noch vor hundert Jahren vorzubringen wagte.

XII.

Die Hofjagd-Juristen.

Vor mir liegt ein 700 Seiten starker grün eingebundener Quartant, welcher 1749 in Nürnberg erschienen ist und den Titel führt: „Johann Adams Freiherrn von Ickstadt (Kurbayerischen Wirklichen Geheimbde-Rathes ꝛc.) Gründliche Abhandlung von den Jagdrechten, wie sich solche aus denen allgemeinen natürlichen und aus den besonderen Staatsrechten erweisen lassen u. s. w." Der Autor setzt sich die Aufgabe, das Jagdregal zu begründen, d. h. darzuthun, daß Niemand ein Jagdrecht habe, als der Territorialherr, und daß dieser es in seinem ganzen Territorium überall habe, und daß der Grundeigenthümer, sei er Ritter oder Bauer, sich das gefallen lassen müsse.

Herr von Ickstadt argumentirt so: Der deutsche Kaiser (König) hat von jeher auf den kaiserlichen Lehngütern und Forsten und anderem öffentlichem Grundeigenthum gejagt. Auf Privateigenthum zwar ursprünglich nicht. Aber man kann doch nicht leugnen, daß auch letzteres des Schutzes gegen das Wild bedurfte. Daraus ergiebt sich nun die rechtliche Nothwendigkeit eines allgemeinen und aus-

Digitized by Google

schließlichen kaiserlichen Wildbannes über alle Grundstücke. Da aber mit Ausbildung der Landeshoheit die Kaiserlichen Regalien und Privilegien auf die Reichsstände übergingen, so geschah dies natürlich auch mit dem Wildbann. Der Kaiser hatte ihn aufgegeben; ein Zubehör des Grundeigenthums ist er nicht; einen Herrn mußte er aber doch haben, sonst wäre ja der Unterthan ohne Schutz; und so mußten also die Territorialherren nothwendig Nachfolger des Kaisers und dadurch ausschließliche Inhaber des Wildbannes, ein Jeder auf seinem Territorium, werden. Um der allgemeinen Wohlfahrt, um der öffentlichen Ruhe und Ordnung willen, mußten sich die Landesherren das Jagdregal auf den Gütern ihrer Unterthanen aneignen.

Man sieht aus dem in Obigem angedeuteten Verlaufe deutlich, wie solche wirthschaftliche und rechtliche Krankheiten entstehen. Der Grundeigenthümer verlangt Schutz. Er wird gewährt, aber sehr bald verwandelt man den Schutz in Herrschaft und den Hülfesuchenden in einen Unterworfenen. Aus seinem Eigenthum tranchirt man ein Stück heraus, nennt es Wildbann, Jagdregal, Jagdrecht, Jagdservitut (in dieser Reihenfolge entwickelt sich die Nomenclatur) und vindicirt es dem Kaiser. Nachdem nun die Macht des Kaisers (der übrigens einen Wildbann in dem Umfange nie prätendirt hat) gebrochen, hätte man denken sollen, dieses herausgeschnittene Stück Eigenthumsbefugniß wächst wieder mit dem übrigen Grundeigenthum zusammen? Doch nein, da ist der Landesherr! „Aber hat er denn Kaiser und Reich beerbt?" Nein, das gerade nicht, aber er ist doch einmal da. Und dann: wozu hätte man denn den Wildbann aus dem Eigenthumsbegriffe herausgeschnitten und davon losgelöst, wenn man ihn nun wieder damit vereinigen wollte? Und ist denn der Unterthan nicht noch immer des Schutzes und der Bevormundung äußerst bedürftig? Jemand muß also doch den Wildbann haben! Wer also anders, als der Landesherr! So will's das Staatsnothrecht. Salus publica suprema lex esto. Folglich hat der Landesherr überall das ausschließliche Jagdrecht. Quod erat demonstrandum.

Hundert Jahre später, nachdem alle europäischen Culturstaaten, namentlich auch Preußen und Oesterreich, mit Aufhebung des Jagdregals (und nur von diesem sprechen wir, nicht aber von auf besonderem Titel beruhenden Privatrechten) vorausgegangen waren,

Digitized by Google

und die Grundeigenthümer in den deutschen Kleinstaaten dasselbe verlangten, stellt sich die Territorialregierung auf den entgegengesetzten Standpunkt. Sie bezeichnet diejenigen, welche für sich die Wiederherstellung des natürlichen rechtlichen Umfanges, der ursprünglichen wirthschaftlichen Vollständigkeit des Grundeigenthums revindiciren, als Feinde und sich selbst als den Hort des Eigenthumsbegriffes. Sie stellt sich in der Mitte des 19. Jahrhunderts inmitten des hochcultivirten Deutschlands bei dem Kampfe zwischen Wirthschaft und Wild, zwischen Cultur und Uncultur, auf die Seite des Wilds und der Uncultur, und vertheidigt eine durch Mißbrauch der Staatsgewalt bewirkte Beeinträchtigung der freien wirthschaftlichen Entwickelung des Grundeigenthums unter dem Titel eines wohlerworbenen Privatrechts.

Der Jagdjurist von Ickstadt giebt noch 1749 zu, es sei ursprünglich anders gewesen, „viele Jahrhunderte hindurch sei die Jagd von denen Besitzern der einzelnen Grundstücke als Zubehör von Grund und Boden geübt worden," und fährt dann fort: „Inzwischen mag dem sein, wie ihm wolle, so sind doch in unserem ruhigen und aufgeheiterten (sic!) Zeitalter diejenigen Mißbräuche, welche sich bei dieser Verwirrung wider die rechtmäßige Beschaffenheit dieses hohen Regals in Deutschland eingeschlichen, glücklich gehoben, und in einen billigen Gebrauch verwandelt, so daß diejenigen nunmehro schlechten Trost finden würden, welche das Jagdregal aus solchen Gründen (weil ehedem der naturgemäße Zustand der Vereinigung der Jagd mit Grund und Boden, den von Ickstadt Verwirrung nennt, der allgemein herrschende war) bestreiten wollten."

Wie es im Uebrigen in dieser „aufgeheiterten" Zeit aussah, darüber mag uns Folgendes belehren:

Der Geheimbderath von Ickstadt ist in seinem dicken grünen Buche menschlich genug, um zu verlangen, daß die Wilddiebe bei der ersten Contravention „mit der Todesstrafe noch verschont werden", aber er fügt hinzu: „Woferne jedoch solche Umstände mit der That verknüpfet sind, welche das Verbrechen noch schändlicher machen, als es ohnehin schon ist, wenn z. B. der Thäter gefährlicher Weise, damit man ihn nicht kennt, und er also seiner Bosheit desto kühner pflegen möge, sich im Angesichte geschwärzet, oder mit einer Nebelkappe, oder mit einem großen Barte, oder mit langen, zur Verbergung ihres Feuerrohrs tragenden ungewöhnlichen Röcken,

Digitized by Google

oder sunsten auf irgend eine andere Weis, verstellet hat, so steht weder nach natürlichen, noch nach bürgerlichen Rechten im Geringsten zu bezweifeln, daß dann auch schon das erste Mal, um wieviel mehr denn das andere, oder das dritte Mal auf die Todesstrafe erkannt werden möge. Diejenigen, welche Wildpretsdiebe bei sich aufnehmen, verdienen ebenfalls dieselbe Strafe, den Tod; und wenn ein auf der That betroffener Wilddieb die Flucht ergreift, so hat der fürstliche Forst- oder Jagdbedienstete das Recht, nach ihm zu schießen, um ihn zu lähmen; schießt er ihn aber dabei todt, so ist die Schuld nicht dem Jagdbediensteten, sondern lediglich dem Wilddiebe beizumessen."

Um uns die Gegensätze klar zu machen, müssen wir uns daran erinnern, daß Alles dies geschrieben wurde zu derselben Zeit, wo in Frankreich die Encyklopädie von Diderot und d'Alembert, und in Deutschland Klopstock's Messias erschien; wo in Frankfurt a. M. Goethe geboren ward und in Preußen Friedrich der Große regierte, der, im Gegensatze zu seinen Mitfürsten in Deutschland, sofort nach seinem Regierungsantritte die Vertilgung der Hirsche und Keuler anordnete und andere Jagdbeschwerden seiner Unterthanen, mit Hintansetzung seines eigenen Interesses, abstellte. Siehe Ranke, Neun Bücher preußischer Geschichte, Buch IV, Bd. II. S. 53.

In ähnlicher Weise wie das Jagdregal weiß Herr von Ickstadt die Jagdfrohnden rechtlich zu begründen: „Die Fürsten und Stände des Reichs sind durch ein allgemeines Herkommen und einen längeren Gebrauch vermöge ihrer landesherrlichen Hoheit befugt, bei Ausübung ihrer Regalien, welche keine beständige und fortwährende Arbeit erfordern, ihre Unterthanen zu Frohndediensten aufzufordern. Ich nehme diesen Satz als einen Lehrsatz aus dem deutschen Staatsrecht ohne Erweis an, — als einen Satz, welcher durch den notorischen Gebrauch in Deutschland außer Zweifel gesetzt wird. Und wahrhaftig geziemt es sich auch nicht, daß diejenigen, welche so große Bequemlichkeiten von dem landesherrlichen Jagdschutze genießen, demselben einige kleine Unbequemlichkeiten versagen."

Im 16., 17. und 18. Jahrhundert zweifelt also noch Niemand daran, daß der Wildbann juris publici ist; man leitet ihn aus dem Staatsrecht, aus der Landeshoheit, aus dem fürstlichen Jagdregal ab.

Im 19. Jahrhundert, als das angebliche besondere Schutz-

Digitized by Google

bedürfniß weggefallen, und die deutsche Nation wieder wehrfähig, und somit der Grundeigenthümer im Stande war, sein Eigenthum selbst zu beschützen; als unter Führung Preußens und durch die freie Bewegung, welche der Zollverein der Production und der Consumtion gestattete, die wirthschaftliche Cultur Deutschlands sich von der Niederlage, welche ihr die Ausschreitung und Selbstüberhebung des Particularismus während der vorausgegangenen Jahrhunderte bereitet, wieder erholt hatte; als das bisherige landesherrliche Jagdwesen mit dem Stande der Land- und Forstwirthschaft nicht mehr vereinbar war, namentlich in Territorien von parcellirtem, frei theilbarem Grundbesitze, wo 5000 Seelen Bauern auf einer Quadratmeile leben wollen, da widersetzte sich die kleinfürstliche Regierung sogar der Ablösung, indem sie behauptete, ihr Jagdrecht sei nicht Regal, sondern Servitut; nicht staatsrechtlichen, sondern privatrechtlichen Ursprungs. Was durch die öffentliche Gewalt eingeführt war, sollte nicht durch dieselbe abgeschafft, was um der öffentlichen Wohlfahrt willen errichtet war, sollte nicht aus demselben Grunde abgestellt werden können.

Diese Vertheidigung des fürstlichen Jagdregals aus privatrechtlichen Titeln, welche nie existirt haben, deren Vorhandensein von der Geschichte der rechtlichen und wirthschaftlichen Culturentwickelung in Westdeutschland Lügen gestraft wurde, trug in einigen deutschen Kleinstaaten, wie namentlich in Kurhessen und Nassau dazu bei, die Dynastie unmöglich zu machen. Man sollte daher heute dort über einzelnen, nicht wegzuleugnenden kleinen Leiden des Uebergangsstadiums aus dem Klein- in den Großstaat nicht vergessen, was wir dem Beispiele, dem Schutze und der Macht des Großstaats, ohne welchen wir mit eigener Kraft aus dieser wirthschaftlichen, socialen und politischen Isolirung und Versumpfung uns herauszureißen außer Stande waren, zu verdanken haben; sonst wird eine künftige Generation (welcher ein umfassenderer, durchdringenderer und freierer Blick auf die Vergangenheit unserer nationalen und wirthschaftlichen Entwickelung gestattet ist, als uns) demnächst mit Beschämung auf den Unverstand ihrer Vorfahren zurücksehen.

Digitized by Google

XIII.

Kurfürstlich sächsische Jagd- und Blutedicte.

Doch kehren wir zurück zu dem Verhalten des Kurfürsten August von Sachsen in Jagdangelegenheiten, von welchem eigentlich unsere Erörterung ausging. Er eröffnete seine Regierung mit einer Reihe von Jagdmandaten, welche das Jagdregal confirmirten und ausdehnten. In einem Mandat vom 23. October 1559 verordnete der sonst so aufgeklärte Monarch, daß jeder Wanderer die öffentliche Landstraße einhalten und in keinerlei Weise ein Stück Wild stören oder beschädigen möge, widrigenfalls er, ihm selbst zur Straf' und Anderen zum abscheulichen Exempel, „als einer, der vermuthlich noch ärgeren Vorsatzes fähig sei, mit dem Strange bestraft werden solle". Im Jahre 1564 wurde dem Grundadel ohne Weiteres die Ausübung der hohen Jagd verboten, weil solche dem Landesherrn allein zustehe; zugleich wurde ein älteres Mandat aufgefrischt, welches befahl, den Schäferhunden fünfviertel Ellen lange Klöppel anzuhängen, alle Bauernhunde allzeit an die Kette zu legen und sämmtliche Schießgewehre den Unterthanen zu confisciren; 1575 schritt man von der Confiscation der Flinten zur Confiscation des Grundeigenthums vor: die Waldeigenthümer sollen ihre Gehölze „des Wildes wegen pfleglich halten", die Mastbäume pflegen und sich, wo gejagd wird, der Trift enthalten; Felder und Gärten dürfen nicht so umzäunt werden, daß dadurch die Ausübung der Jagd gehindert wird; auch darf der Landwirth das Wild nicht anders verscheuchen, als mit ganz kleinen Hündlein, so die kostbaren Geschöpfe nicht zu beschädigen vermögen.

Natürlich wuchs mit der Zahl des Wildes die Zahl der Wilddiebe, namentlich an der böhmischen Grenze; der vom Wild armgefressene deutsche Landwirth anticipirte das Beispiel der von Grundlasten erdrückten italienischen Bauern gegenüber dem Brigantaggio, nahm dieselben als Erlöser auf, und leistete ihnen jeden möglichen Vorschub. Statt sich der Wilddiebe durch eine, deren Metier unrentabel machende Reduction des Wildstandes zu entledigen, erließ man mit jedem Jahre blutigere Mandate wider sie und ihre Beschützer. Ein jeglicher kurfürstliche Unterthan, heißt es in dem Mandat vom 6. Juli 1579, soll sich ihretwegen auf fleißige Kund-

Digitized by Google

schaft legen, sie mit Geschrei und Sturmläuten verscheuchen oder zur Haft bringen, und die auf frischer That Betroffenen „ungescheut und ungefrevelt" niederschießen (womit denn? seit 1564 waren ja alle Schießgewehre den getreuen Unterthanen confiscirt: „legislatorem oportet esse memorem"!) wofür eine „angemessene Belohnung" in Aussicht gestellt wird; kein Unterthan soll bei Meidung von Todesstrafe einen Wilddieb hausen oder herbergen.

Aber je mehr Mandate, desto mehr Wildiebe. Je grausamer die Strafen, desto schreiender und häufiger die Jagdfrevel. Endlich aber beschränken sich die Wilddiebe nicht mehr auf das Wild. Für vogelfrei erklärt, erklären sie ihrerseits die Anderen ebenfalls für vogelfrei. Sie führen einen ebenso hartnäckigen als erbitterten Krieg wider den Kurfürsten und den Kurstaat, wider die Gesellschaft und das Eigenthum. Eines schönen Morgens hätten sie beinahe sogar Seine Kurfürstlichen Gnaden sammt „Allerhöchstihrem Hoflager" aufgehoben. Dieser neue Schreck erzeugte neue Blutedicte. Das Mandat vom 10. October 1584 verordnet für den Wildschützen das Rad und für Jeden, der ihm irgendwie behülflich ist, den Galgen. Und diese Strafen standen nicht nur auf dem Papier. Sie wurden in zahlreichen Fällen mit raffinirtester Grausamkeit vollzogen. Man bezahlte damals Schußgelder für erlegte Wilddiebe ebenso gut, wie für erlegtes Wild. In der pro 1590 beim Jagdamte zu Dresden geführten Rechnung findet sich ein Posten von hundert Gulden (damals schon sehr viel Geld!) „für einen erschossenen Wildpretdieb", mit folgender näherer Erläuterung: „Auf des Kurfürsten von Sachsen, meines gnädigsten Herrn, Befehl an Mathias Klug, Förster in der Mitweyda, im Amte Schwarzenberg, welcher einen Wildpretsdieb auf der Hundsmarke in Nikolaus Klug's „„Weicher Au"" erschossen, bezahlt zu Chemnitz am 8. Juli anno 1590." (Siehe Weiteres bei Karl von Weber, K. sächs. Ministerialrath und Director des Hauptstaatsarchivs, Aus vier Jahrhunderten. Mittheilungen aus dem Hauptstaatsarchive zu Dresden. Leipzig, Tauchnitz, 1857. Bd. I, S. 465 u. flg.)

In Jagdsachen schonte Kurfürst August den Adel so wenig, wie die Bauern. Er behauptete, sein Jagdregal erstrecke sich über den ganzen Kurstaat, mitinbegriffen die adeligen Güter, und jedes Mittel war ihm recht, um dieses Regal, wie er es nannte, von Uebergriffen zu säubern und in seiner ursprünglichen Reinheit wieder-

Digitized by Google

herzustellen", in Wahrheit aber, um es ohne Respectirung von Eigenthum und sonstigen Privatrechten neu einzuführen. Er wandte auf seine Edelleute dieselben Grundsätze an, die man in Mecklenburg für die Zinsbauern aufgestellt hatte: Wer sich nicht durch eine Urkunde über einen speciellen privatrechtlichen Titel ausweisen konnte, verlor die Jagd zu Gunsten des Fiscus. Dem Dietrich von Schönfeld, welcher sich für sein Jagdrecht auf einen seit unvordenklichen Zeiten bestehenden Gebrauch berief, antwortet der Kurfürst: „Daß Du Dich aber auf einen Gebrauch, so Du und Deine Vorfahren Euch angemaßet, beziehest und denselben zum Behelfe verwendest, da sollst Du billig wissen, daß ein solcher Gebrauch ohne vorgehende schriftliche Belehnung nicht statt habe. Wir zweifeln gar nicht, wenn Du und Andere solchen Gebrauch zu der Zeit, da Du die Belehnung nachgesucht und empfangen, oder sonst bei Unseren Vorfahren angegeben, Sie Dir denselben nicht gestattet, und Wir können darin Dir und andern ebenfalls nicht nachgeben, dieweil uns solches zu nicht geringer Entführung und Schmälerung all unserer hohen Jagden und Wildbahnen gereichen möchte." So zog der Kurfürst ein adeliges Jagdrecht nach dem andern vor sein Forum, in welchem er Kläger und Richter zugleich war. Die Procedur endete regelmäßig damit, daß entweder das Jagdrecht ohne Entschädigung zu Gunsten des Kurfürsten kassirt wurde, oder daß der bisher Berechtigte mit einem mageren Vergleich abgefunden wurde und sich damit begnügen mußte, weil ihm der Rechtsweg gesperrt war. So ging es denen von Grunrode, von Glaubitz, Zeschau zu Behler, Siegmund von Harres, von Hirschfeld, Marschalk von Biberstein, Gaudelitz zum Kolmen, von Seidewitz zu Plotha, Pflugk zu Strehlen, Wesenitz zu Oeltsch, Radestock zu Baditz, Schleinitz zu Dahlen, Truchseß zu Wellerswalde, von Bose, Heinitz, Weißenbach, Schönberg, Minckwitz, Maltitz u. s. w. Paul von Zaschwitz z. B. entsagte 1560 zu Gunsten des Kurfürsten der Jagd auf seinem Gute Arnswalde, „weil solche in seinen Lehnbriefen nicht befunden, und er, der wegen Ausübung derselben über ihn verhängten Strafen losgesprochen worden sei". Da sonstige Heldenthaten damals in der Welt nicht zu verrichten waren, so fühlte sich der Landesherr nur dann so recht im Vollgefühle seiner jungen Souveränetät, wenn er mit seinem Jagdgefolge über sein ganzes Land, von einer

Digitized by Google

Grenze zur andern, ohne allen Widerstand und ohne jedes Hinderniß hinsausen konnte.

Nicht minder gereichten dem Lande zur Beschwerde die Maßregeln wegen der Jagdfrohnden, wegen der Jagdhunde, und endlich wegen der Wildzäune, sowohl wegen derer die der Kurfürst selbst anlegte, als auch wegen derer, die er den Bauern und Grundherren anzulegen verbot.

Wir haben oben gesehen, wie die Jagdfrohnden ursprünglich eine freiwillige Beihülfe waren, die der Bauer dem Jagdherrn leistete zum Zwecke der Vertilgung des Wilds, an welcher der Bauer ein Interesse hatte. Schon die Vorgänger des Kurfürsten August hatten sie in Zwangspflichten verwandelt und die Leistungen bis an die äußersten Grenzen der Möglichkeit ausgedehnt. Schon aus dem Jahre 1555 liegen lebhafte und allgemeine Beschwerden der Bauern darüber vor, mit welcher Belastung, großen Kosten und Versäumniß sie die Jagddienste vollbringen und, wenn keine Aenderung eintrete, darüber zu Grunde gehen müßten. Anfangs wollte der Kurfürst auf eine Ablösung eingehen. Aber es ist offenbar nichts daraus geworden. Denn auch später noch werden diese Jagdfrohnden gefordert und geleistet; und die Klagen darüber verstummen zwar nicht, aber sie erschallen vergebens. Die Frohnden bestanden in Hand-, Spann- und Treiberdiensten und einer Menge anderer Verrichtungen. Im Amte Krottendorf z. B. waren 302 Mann frohnpflichtig; davon mußte die eine Hälfte die Seile in die Wildhecken einbinden, vor den Seilen auf's Wild warten und sie dann wieder ausheben; die andere Hälfte hatte die Netze, Tücher und Seile aufzuhängen und zu trocknen, sowie das Zeug auf die Wolfsjagd zu führen. Ueber Alles das wurde ein genaues Register geführt, daß sich heute noch im Archiv vorfindet und betitelt ist: „Jagddienste, Netz- und Zeugfuhren zur Jagd in allen drei Kreisen des Kurfürstenthums zu Sachsen."

Auch das Füttern der zahllosen fürstlichen Jagdhunde wurde den Gemeinden, den Klöstern und sonstigen Corporationen, sowie einzelnen Klassen von Bediensteten oder Concessionsträgern (namentlich Forstbeamten und Abdeckern) als eine ohne alle Gegenleistung zu prästirende Pflicht auferlegt. Endlich legte man sogar den Fleischern die Last auf, solche Hunde zu züchten und zu ziehen. Jede Fleischergilde sollte „gute Lautläufer" aufziehen und dann

Digitized by Google

jährlich zwei liefern. Gegenleistung: Zusicherung der kurfürstlichen Gnade und vielleicht einmal auf specielles Nachsuchen etwas Wildpret für eine Hochzeit. Bei den Abdeckern benutzte man die Ertheilung oder Erneuerung des Schinderprivilegs, um ein paar Hunde darauf zu radiciren; 1577 erging ein Circulair, welches von den Behörden Nachricht forderte, wie viel Abdeckereien in einem jeglichen Amte beständen, und wieviel Jagdhunde eine jede zu halten im Stande sei. Dörfer, die kaum vier Häuser zählten, mußten einen fürstlichen Jagdhund füttern. Die arme Gemeinde Wickersheim protestirte gegen diese Neuerung, sie habe für sich selbst nichts zu essen; als sie kein Gehör fand, brachte sie den Hund und „band ihn dem Landknechte trotziglich vor's Haus". Allein es half nichts; sie mußten den Hund wiedernehmen; und der Amtmann bedrohte sie mit exemplarischer Strafe, wenn der hochfürstliche Hund einen Schaden erleide, denn ihr Widerstand und ihre Klage sei „muthwillig."

Der Kurfürst faßte den Entschluß, längs der böhmischen Grenze in den Aemtern Pirna und Königstein eine großartige, durch nichts unterbrochene Wildbahn anzulegen. Da standen ihm denn nun eine Anzahl Dörfer im Wege. Er befahl kurzhändig, sie zu „legen", d. h. die Bauerngüter für den Fiscus einzuziehen, die Häuser und Höfe abzureißen und Alles zu rasiren, man könne ja die Bauern anderwärts ansiedeln. Das Wehgeschrei der Betroffenen war indeß so arg, daß man von der Ausführung des Befehls abstand. Statt dessen wurde verfügt, daß jedes Dorf stets einige Aecker mit gutem Samen für das Wild zu bestellen habe, daß alle Hunde (mit Ausnahme einer Zahl Kettenhunde) abzuschaffen und nirgends Einzäunungen zu dulden seien.

Am 7. October 1555 ertheilte der Kurfürst einem seiner fiscalischen Beamten den Befehl, in jenen Gemarkungen alle Zäune und Hecken in seiner Gegenwart niederreißen zu lassen und sich nicht eher von der Stelle zu bewegen, bis alle hinweggeschafft seien; 1579 befahl er dem armen erzgebirgischen Kreise, sich mit Wicken zu versehen, damit dort im nächsten Jahre überall halb Wicken und halb Hafer für das Wild ausgesäet werden könne. Die armen Leute reclamirten. Sie hätten einen übermäßigen Wildstand, aber nur wenig Ackerbau, und dabei hart-schrotige, schwer bebaubare Felder, und bäten daher die armen Gemeinden, sie solcher Neue-

Digitized by Google

rung und Beschwerden gnädigst zu entlassen. Selbst die Forstbediensteten und Jagdleute befürworteten die Bitte. Allein es half nichts.

Das Verbot der Umzäunungen gab alle Grundstücke preis. Auf der andern Seite aber errichtete der Kurfürst selbst in seinen zahlreichen Lieblingsleibgehegen Wildzäune, welche alle in ihren Bereich fallenden Aecker und Wiesen zum bevorzugten Futterplatz machten und die Eigenthümer jeden Ertrages beraubten. Der Bischof von Meißen erhebt 1555 lebhafte Beschwerde gegen eine solche Umzäunung, welche seine eigenen Güter und die seiner Stiftsbauern einschließt; der bischöfliche Hof müsse von seinen Gütern und seinen Bauern leben, diese würden aber jetzt total verderbt und verwüstet. Der Gutsherr von Kalckreuth klagt in seinem und seiner Dorfschaften Namen, welche ebenfalls in jenen Wildbann eingezäunt waren: über 1000 Acker Wiesen seien letzterem incorporirt, die Wildschweine rissen den Grund der Wiesen um wie mit einer Harke, ohne Wiesenwachs müßten alle Dorfschaften in der sonst armen Gegend zu Grunde gehen; er selbst habe gesehen, wie die Bauern, Thränen in den Augen und Verwünschungen auf den Lippen, sich auf den Knieen rutschend bemüht hätten, den Rasen wieder einzusetzen, welchen die kurfürstlichen Wildschweine umgewühlt hatten.

Bis zur Einverleibung des vormaligen Herzogthums Nassau in die preußische Monarchie bestanden dort, und zwar in unmittelbarer Nähe von Wiesbaden, einer Stadt von 30,000 Einwohnern, auf einem Gebiete, das durchschnittlich 7000 Menschen auf der Quadratmeile zu ernähren hat, ebenfalls noch solche Wildzäune, welche Privatwiesen als Wildfutterplätze incorporirten und sogar öffentliche Wege sperrten. Der Verfasser dieses hat damals selbst, als er eine solche Wegsperre eigenhändig umriß, Strafe erlitten. Dies nur beiläufig für die laudatores temporis acti, welchen ein besseres Gedächtniß zu wünschen wäre.

In Sachsen war im 16. Jahrhundert die Calamität so groß, daß sie auch die religiösen Vorstellungen des Volks ergriff. K. von Weber („Kurfürstin Anna", S. 297) erzählt uns: Im Mordgrunde zwischen Dresden und Stolpen erschien einem frommen Bäckermeister aus Stolpen ein Geist, welcher ihm verschiedene Aufträge an den Kurfürsten gab, darunter auch den, er möge doch das

Digitized by Google

Wild abschaffen, das den armen Leuten so gewaltigen Schaden thue; denn wenn ein armer Mann 3 oder 4 Scheffel ausgesäet habe, dann ernte er kaum 1 oder 2, das Uebrige fresse das Wild; und wenn ein Bauer ein Hündlein halte, dann erschösse es ihm der Förster, nicht einmal von seinem Acker verscheuchen dürfe der Bauer das Wild.

Auch diese bauernfreundliche Geisterstimme erschallte vergeblich.

Um einen Begriff von der Höhe des Wildstandes zu geben, mögen folgende Ziffern genannt werden: Während der Pirschzeit schoß der Kurfürst eigenhändig 104 Hirsche in 1565, 330 in 1566. Am 4. October 1562 erlegte man auf der Dresdener Haide 539 Wildschweine; von da bis zum 1. November desselben Jahres wurden im Friedenwalde und auf der Dresdener Haide 1011 Wildschweine erlegt, ohne daß man noch in den besten Jagdgründen gejagt hatte; denn der Schnee trat zu früh dazwischen.

K. von Weber („Aus vier Jahrhunderten" Bd. I, S. 466) erzählt uns auf Grund seiner Durchforschung des Hauptstaats-Archivs in Dresden, daß sich die kurfürstliche Jagdlust nicht einmal mit Wildschweinen begnügte. Man jagte Bären und Wölfe nicht nur in den Wäldern, sondern auch in besonders großen Zwingern und Gärten. Kurfürst August stellte einen besonderen kurfürstlichen „Bärengärtner" an und gab ihm die Instruction, „wenn die rechte Zeit sei, nach Wölfen, Bären und Füchsen zu stellen, dann solle er mit Fleiß sehen, daß die Bären und Wolfsgärten wohl verzäunt und mit Fuß- und Falltüchern, Schlägen und Allem, was Nothdurft, wohl versehen sein, und was an Bären und Wölfen hineintreten wird, daß soll er Uns jederzeit eiligst zu wissen fügen und Unsere Bescheidung erwarten."

Die Herren Bären waren nicht immer dankbar für die freundliche Behandlung, oder sie schätzten vielleicht auch nach damaliger Sitte den Werth gewöhnlicher kurfürstlicher Unterthanen nicht allzu hoch.

Der Hauptbärengarten des Kurfürsten befand sich beim Schlosse Augustusburg, an einem steilen Bergabhange, der andererseits durch eine zwölf Ellen hohe Mauer geschlossen war. Die Zierde des Gartens war ein riesiger brauner Bär. Eines Sonntags Morgens während der Frühpredigt überkletterte der Bär diese hohe Mauer; aber anstatt wie Gellert's Petz, zu entrinnen und

Digitized by Google

sich den Wald zum Aufenthalt zu nehmen, marschirte er direct nach dem Städtchen Schellenberg und drang dort durch ein Fenster, das er einschlug, in das Haus eines armen Mannes, Namens Hunger, ein. Von den drei Kindern, welche er im Zimmer fand, riß er sofort das älteste in Stücke. Das Geschrei der Kinder rief die Mutter herbei; sie zog das zweite Kind unter den Füßen des Bären hervor und floh mit ihm aus dem Hause. Der Bär folgte ihr, das älteste Kind immer noch im Rachen schleppend. Er erreichte sie; mit dem letzten Kraftaufwand warf sie ihr zweites, noch unverletztes Kind über einen hohen Zaun. Es fiel glücklicherweise auf den Düngerhaufen eines Nachbarn und wurde gerettet. Die Mutter aber wurde vom Bären so zerfleischt, daß sie am andern Tage starb.

Schrecken ergriff die ganze Stadt. Die Leute, welchen man die Schießgewehre confiscirt hatte, verschanzten sich in der Kirche. Nur ein Mann eilte nach Hause, um nach seiner kranken Frau zu sehen. Der Bär erhaschte ihn und biß ihm den Kopf ab. Dann stieg er in dem Hause eines Magisters zum Fenster hinein und tödtete dort ebenfalls noch ein Kind. Nachdem er seinen Blutdurst gestillt, verließ er die Stadt. Die Acten enthalten nichts davon, daß er eingefangen oder getödtet worden wäre.

Eine Entschädigung des Verletzten fand weiter nicht statt; nur dem armen Hunger, dessen Frau und Kind dem kurfürstlichen Bären zum Opfer gefallen, wurde per rescriptum Serenissimi vom 15. Mai 1721 ein Steuernachlaß auf Lebenszeit in Gnaden verwilligt. Damit war die Sache abgethan. Ein liebliches Idyll aus der guten alten Zeit der Territorialherrlichkeit. Sonderliches Aufsehen scheint die Sache damals nicht erregt zu haben.

Soweit sich obige Darstellung des in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts unter einer noch glänzenden täuschenden Außenseite bereits hereinbrechenden wirthschaftlichen Verfalls auf dem Gebiete des Kurstaates Sachsen bewegt, haben wir eine Verwahrung beizufügen. Man könnte nach Obigem etwa zu glauben geneigt sein, der Kurfürst August sei der schlimmste Tyrann seiner Zeit gewesen und nirgends sei ärger gehaust worden, als in seinem Kurstaate. Allein dem ist nicht so. Leider ging es, soweit unsere Forschungen und Vermuthungen reichen, in der Mehrzahl der anderen deutschen Territorien damals eher schlechter als besser. Wir haben ja ge-

Digitized by Google

sehen, daß Braunschweig-Lüneburg noch eifriger beflissen war, den Verkehr auf der Elbe zu stören und zu unterdrücken, als Kursachsen, daß man in Bauernangelegenheiten in Mecklenburg und in Jagdangelegenheiten in Nassau noch im 19. Jahrhunderte Aehnliches verübte, wie im 16. in Sachsen. In Betreff des letzteren, und namentlich auch seiner wirthschaftlichen Geschichte im 16. Jahrhundert, sind wir nur besser unterrichtet; die Thatsachen und Zustände sind dort sorgfältiger beurkundet; die Archive besser, als irgendwo, bewahrt, geordnet und durchforscht, wie uns die Werke des Herrn von Weber und Herrn Falke beweisen. Kurfürst August war ein hervorragender Mann, aber doch auch vollständig das Kind seiner Zeit. Nicht nur die Tugenden, sondern auch die Laster der letzteren treten an ihm vollkommen entwickelt und in grellster Beleuchtung zu Tage. Sein Vorgänger Moritz hatte seine Lande bedeutend vergrößert und die Kurwürde errungen. Allein er war beständig so sehr in Fehden, Feldzüge und sonstige auswärtige Dinge verwickelt, daß es ihm hierdurch und durch seinen frühzeitigen Tod unmöglich gemacht wurde, sich um die Verwaltung im Innern viel zu kümmern. Was Moritz erworben, das wurde durch seinen Bruder August befestigt und geordnet. Er führte eine einheitliche Organisation der ganzen Verwaltung im Lande durch und brachte strenge Ordnung in den Staatshaushalt. Wer sich von seinem Verwaltungstalente überzeugen will, der muß nur bei K. v. Weber („Aus vier Jahrhunderten" Bd. II.) die Abhandlung „Einiges aus dem Hofleben unter Herzog und Kurfürst August von Sachsen, 1548 bis 1584" lesen. Die dort mitgetheilten Urkunden liefern uns den Beweis, wie sehr es ihm ernst war mit Disciplin und Sparsamkeit in seinem Hofhalte, und wie scharf er seinen Hofstaat und sein Hofgesinde zu überwachen verstand. Seine Gattin, die Kurfürstin Anna, zeichnete sich nicht minder durch ihren wirthschaftlichen Sinn aus.

XIV.

Das Verhängniß.

Daß ein Mann von so hoher Befähigung, daß ein Regent, der so durchdrungen war von dem Gefühl der Größe und Wichtigkeit seines Herrscherberufs, der so sehr den Willen hatte, Nützliches

Digitized by Google

und Gutes zu wirken und sein Land zu heben, wodurch er ja zugleich auch seine eigene fürstliche Macht hob, dennoch so viel Schädliches und Verkehrtes gethan, und namentlich Alles in Allem die wirthschaftlichen Interessen seines Landes fast mehr benachtheiligt als gefördert hat, das war aber weniger seine Schuld als sein Verhängniß. Das war der Fluch seiner Zeit, in welcher das Territorialsystem in Deutschland immer tiefere Wurzeln schlug.

Es ist daher nicht nur zu dem Zwecke, um der Statistik der wirthschaftlichen Gegenwart, die Geschichte der wirthschaftlichen Vergangenheit — nicht nur die Geschichte der wirthschaftlichen Culturzustände, sondern auch die Geschichte der wirthschaftlichen Dogmen und Anschauungen, aus welchen letzteren sich die Wirthschaftspolitik der jeweiligen Regierung entwickelt, um ihrerseits dann wieder auf die ökonomischen Zustände und Dogmen zu wirken, — in ihrer ganzen Wichtigkeit an die Seite zu stellen, daß wir uns für obige Schilderung einen so großen Raum in Anspruch zu nehmen erlaubten. Vielmehr halten wir es auch für einen Gegenstand von großer praktischer Wichtigkeit für das heutige Deutschland und seine gegenwärtigen Aufgaben, Jedem nach Möglichkeit klar zu machen, welche Wechselwirkungen zwischen den verschiedenen politischen Systemen und der wirthschaftlichen Entwickelung bestanden haben und bestehen; wie die alte demokratisch-genossenschaftliche Gliederung verdrängt wurde durch den Feudal-Nexus, wie letzterer dem Systeme der territorialen Machtvollkommenheit und Ausschließung weichen mußte, und wie gegenwärtig der Territorialismus gegen die mächtige Idee der nationalen Einigung einen ebenso unklugen, als auf die Dauer aussichtslosen Kampf kämpft (bella geri placeat nullos habitura triumphos); oder mit anderen Worten: wie der urgermanische Stammesverband, dann der mittelalterliche Lehnsverband, darauf das exclusive und particularistische Territorialsystem, und endlich der Nationalstaat auf einander folgen und welche Wirkungen ein jedes dieser verschiedenen Systeme auf die Culturentwickelung und namentlich auf den wirthschaftlichen Zustand der Nation gehabt hat.

Wenn wir in Obigem den Uebergang von der mittelalterlichen Natural- und Dominialwirthschaft zu dem polizeilich-fiscalischen Systeme des Territorialstaates, mit seinen Privilegien, Monopolen, Regalien, Accisen und Steuern, mit seinem Alles verschlingenden

Digitized by Google

und vor nichts zurückschreckenden Absolutismus, sowie die nachtheiligen Wirkungen des letzteren in Bezug auf Handel, Industrie, Gewerbe und Landwirthschaft zu schildern versucht haben, so sind wir dabei uns stets vollkommen bewußt gewesen, daß uns der Vorwurf der Einseitigkeit, des Pessimismus und der Schwarzseherei wohl schwerlich erspart bleibt. Wir haben uns durch diese Aussicht aber nur zu einer desto sorgfältigeren Prüfung der Thatsachen, jedoch nirgends zu einem Verschweigen der Meinung, veranlaßt gefunden. Die Geschichte des Territorialsystems ist in Deutschland, aus leicht begreiflichen und nahe liegenden Gründen, bisher überwiegend in den Händen der officiellen Schönfärber gewesen. Alle ihre Bilder sind mit glänzenden japanesischen Lackfarben und ohne Schatten gemalt. Es war daher vielleicht an der Zeit, einen Spiegel zur Hand zu nehmen, welcher auch die Runzeln, Flecken und Schatten zeigt. Man wird sich endlich doch wohl in Deutschland einmal daran gewöhnen können, daß auch nach dieser Seite hin die Wahrheit gesagt wird.

Die Geschichte des Handels hat uns gezeigt, wie das Liberum Commercium des deutschen Reichs durch die Exclusivität des Territorialsystems verdrängt ward, wie die fiscalische Ausbeutung des Handels und Verkehrs, der Land- und Wasserstraßen-Zwang, die Niederlage- und Stapelrechte, die Passagezölle und die Marktprivilegien immer mehr um sich griffen und die freie wirthschaftliche Bewegung erschwerten. Dazu kam die Zwietracht und Zersplitterung innerhalb der deutschen Hansa, ihr Sinken und ihr Fall; die Ohnmacht zur See; die Sperrung der Flußmündungen u. s. w.

Der Pfefferhandel des Kurfürsten August liefert uns ein abschreckendes Bild der herrschenden Monopolwuth und der mercantilen landesherrlichen Verirrungen. Die resultatlosen Verhandlungen über das gemeinnützige Project, Elbe und Oder zu verbinden, schiffbar zu machen und von ihren drückendsten Fesseln zu befreien, zeigen uns, wie sehr damals jedes Krähwinkel von dem Bestreben beherrscht war, sich selbst als Mittelpunkt der Welt zu setzen, und wie sehr es sich durch das System des Particularismus und Territorialismus in den Stand gesetzt sah, solchen gemeinschädlichen Gelüsten ungestraft fröhnen zu können. Die Regierungen wurden damals beherrscht von dem Dogma: Was meinen Nachbarn schadet, das nützt mir, und ich kann überhaupt meinen Vortheil nicht anders

Digitized by Google

erreichen, als durch Schädigung der Interessen aller Anderen, — ein Dogma, das in derselben geistigen und sittlichen Krankheit wurzelt, wie der heutzutage gepredigte Kreuzzug wider das Capital (rectius die Capitalisten), und dessen consequente Durchführung ein sociales Zusammenleben überhaupt schlechtweg unmöglich machen würde. Denn sein Facit ist das bellum omnium contra omnes.

Die Geschichte der Gewerbe zeigte uns ebenfalls überall fortschreitende Hemmung und Bedrückung: auf der einen Seite die sich immer mehr erweiternden landesherrlichen Regalien und Concessionsbefugnisse, auf der andern die Zünfte, die aus freien Genossenschaften unter dem Einflusse des Territorialismus in monopolisirte Prohibitivanstalten von polizeilich-fiscalischem Charakter ausgeartet sind. Die Geschichte des Chemnitzer Bleichprivilegs giebt uns ein Beispiel von einem wahrhaft tollen Privileg und dem Kampfe, den es mit aller Erbitterung gegen die Naturgesetze wirthschaftlicher Freiheit, auf die Dauer freilich vergeblich, geführt hat.

Die Geschichte der Landwirthschaft während dieser Periode bietet ein noch traurigeres Bild. Kein Stand wird mehr mißhandelt, mehr, ich möchte fast sagen, systematisch ruinirt, als der zahlreichste und wichtigste von allen: der Bauernstand. Ausgestoßen aus der bürgerlichen Gesellschaft, sieht er sein Grundeigenthum durch die Herren, und die Producte seines Fleißes durch die Bürger und deren Marktprivilegien bedroht. In Folge des Rückgangs der Bauern gehen aber natürlich auch die Bürger in der Mehrzahl der deutschen Städte, namentlich in den mittleren und kleineren, welche vorzugsweise von dem Bauernstande ihre Nahrung hatten, zurück und suchen vergeblich Rettung in verzweifelter Potenzirung des Zunftgifts. Die breite Schicht wohlhabender Bürger und Bauern, auf welcher der Bau der Gesellschaft ruhte, beginnt allmälig zu schwinden. Das römische Recht, das nur Eigenthum oder Vertrag, und nichts dazwischen kennt, (namentlich eine mißverstandene Stelle in einer Gelegenheits-Verordnung eines byzantinischen Kaisers über die schriftliche Beurkundung emphyteutischer Verträge) von der einen, die veränderten wirthschaftlichen Verhältnisse, namentlich der Uebergang von der Natural- zur Geldwirthschaft, von der andern Seite, unterwühlen die ökonomische Selbstständigkeit des deutschen Bauern, so daß derselbe zum besitzlosen Frohnknecht herabsinkt. Endlich erdrückt auch ihn das

Digitized by Google

landesherrliche Regal, das sich in Folge der Einführung stehender Heere von polizeilich-fiscalischen Beamten, sowie der Steigerung der Territorialgewalt und der Centralisation innerhalb engerer Kreise, immer mehr ausdehnt. Die Geschichte des kursächsischen Jagdregals zeigt uns die abschreckendsten Züge. Der Bauer muß den Acker nicht für sich, sondern für das Wild bestellen. Er darf das letztere nicht einmal verscheuchen, nicht einmal durch eine Einfriedigung die Grundstücke dem Wild unzugänglich machen. Er muß Jagdfrohnden leisten und darüber die Landwirthschaft vernachlässigen. Er muß die landesherrlichen Hunde füttern mit dem, was er sich und den Seinigen abkargt. Der Forstwirthschaftsbeamte wird Jagdknecht. Sein Wahlspruch ist: „Für meines allergnädigsten Herrn Hund lasse ich mein Leben" (wörtlich, noch im 19. Jahrhundert in Nassau vorgekommen). Der Territorialherr setzt an die Stelle des gefährlichen Kriegs auf Kosten des Auslands die für seine allerhöchste Person ungefährliche Jagd auf Kosten des Inlands. Früher Vorschule des Kriegs wird jetzt die Jagd die Caricatur desselben. Statt in der Gefahr mitten unter wahrhaften Feinden schwimmt man im Blut wehrloser Thiere. Die Jagd, möglichst gefahr-, kunst- und mühlos gemacht, nimmt den Charakter des Fleischerhandwerks an. Die Unterwerfung des ganzen Territoriums, auch die Güter der Ritter und Freisassen nicht ausgenommen, unter die großartigen Jagdgelüste eines kleinen Regenten bildet die erste aller Regierungssorgen und -Künste.

Wir haben schon oben des entgegengesetzten Verhaltens Friedrich des Großen gegenüber der Jagdfrage gedacht. Dieser Umstand ist nicht zufällig. Wir finden schon früh in der brandenburgisch-preußischen Geschichte den Keim zum wirthschaftlich freien deutschen Nationalstaat. Man denke z. B. auch an die gute Rolle, welche der Kurfürst von Brandenburg in der Frage der Oder-Elbe-Schifffahrt spielt, im Vergleich zu allen anderen dabei interessirten deutschen Territorialherren.

Preußen ist der directe Gegensatz zum Territorialstaat schon in sofern, als es sich überhaupt nicht aus einem deutschen Stamme aufgebaut hat, sondern aus allen. Neben den alten Germanen und slavischen Resten finden wir hier vorzugsweise Sachsen, Thüringer und Westphalen, doch auch Baiern, Alemannen und Franken; aber keinen von diesen Stämmen vorwiegend oder herrschend, sondern

Digitized by Google

alle gleich berechtigt. Alle ohne Unterschied haben freien Zuzug, wovon auch Nichtdeutsche (Slaven, Holländer, Franzosen ꝛc.) reichlichen Gebrauch machen. Keine Ab- und keine Ausschließung. Das Recht auf harte Arbeit auf diesem von Natur nicht allzu wirthlichen Boden wird Niemandem streitig gemacht; und die harte Arbeit hat die Menschen allerdings hier nicht weich und wohl auch nicht allzu liebenswürdig, aber tüchtig, kräftig und widerstandsfähig gemacht; und man sollte im Süden und Westen nicht vergessen, daß ohne diese Kraft und Widerstandsfähigkeit des deutschen Nordostens, Deutschland heute noch dem Joch der Fremdherrschaft unterworfen sein würde; denn wir Franken, Schwaben und Baiern, die wir uns so sehr mit der Reinheit unseres germanischen Bluts brüsten (obgleich ja bekanntlich im Westen eben so viel keltisches dazwischen steckt, wie im Osten slavisches), hätten es aus eigener Initiative und mit eigener Kraft doch nicht abzuschütteln vermocht. Vor Allem gelangte in Preußen zuerst die wirthschaftliche Freiheit, und namentlich auch die Freiheit des Grundeigenthums, zum Durchbruch. Darin war Preußen, als Kern und Keim des wirthschaftlich freien deutschen Nationalstaats stets allen deutschen Territorien voraus. Frankfurt mußte preußisch werden, um zur Zug- und Verehelichungsfreiheit zu gelangen. Schleswig-Holstein, Hannover, Kurhessen und Nassau mußten dem Staate Friedrichs des Großen einverleibt werden, um die letzten Fesseln von dem Grundeigenthume abzustreifen. Die Hohenzollern stiegen schon früh von dem Standpunkte des Patrimonialherrn, der seine Unterthanen wie Domanialbauern und Leibeigene behandelt und nur für sich und sein Haus sorgt, zu der höheren Auffassung des wirklichen Staats und Staatsoberhauptes empor. Die anderen deutschen Fürsten erklärten die Domainen und Forsten für ihr Privatgut, die Hohenzollern für Staaatsgut; und in dem Augenblicke, als Friedrich der Große sich (nicht nur mit Worten, sondern auch mit Werken) für den ersten Diener des Staats erklärte, hatte die Dynastie den Fuß auf die erste Schwelle jener Treppe gesetzt, welche zum Sitze des Oberhauptes des freien deutschen Nationalstaates hinaufführt.

Ende des ersten Bandes.

Digitized by Google

Druck von G. Pap in Naumburg a. S.

Digitized by Google

Bilder

aus der

deutschen Kleinstaaterei.

Von

Karl Braun.

Neue Folge. — Zweiter Band.

Berlin.
Verlag von Fr. Kortkampf.
1870.

Digitized by Google

Meinem verehrten Freunde

Herrn Julius von Hennig

gewidmet.

Digitized by Google

Inhalt.

Von dem Herrn Kaiser und der Frau Reich und deren erlauchten Söhnen.

Ein Märchen zum Aufwecken großer deutscher Kinder.

Seite

I. Von der Mutter Germania 1
II. Von dem Herrn Kaiser 7
III. Von der Frau Reich 12
IV. Von den ungetreuen Verwaltern 15
V. Von dem Großknecht 21
VI. Vom Bankerott 25
VII. Vom Sohne Frank 31
VIII. Vom Sohne Schwab 34
IX. Vom Sohne Bayr 37
X. Vom Sohne Sachs 41
XI. Vom Sohne Preuß 45
XII. Vom Gut Meerumschlungen-Stammverwandt 50
XIII. Vom neuen Bunde 57
XIV. Von dem ächten Testamente des alten Kaisers 65
XV. Finis coronat opus 68
XVI. Schlußwort an große deutsche und an großdeutsche Kinder . . . 70

Zwei Mordgeschichten.

I. Erste Geschichte.

Der Gemeinderechner. Eine deutsche Mordgeschichte aus dem Jahre 1863 . 76

II. Zweite Geschichte.

Der Donnerstag. Eine italienische Mordgeschichte aus dem Jahre 1525. . 135

III. Epilog 160

Der Communion-Harz.

Ein Opfer der Vielstaaterei.

I. Die Kunst zu reisen und der Harz 162
II. Ein neu entdecktes Land 167
III. Niemand kann zween Herren dienen 173
IV. Die Krankheit 175
V. Die Heilung 178

Digitized by Google

Zeitgenossen.

Freie Variationen über Männer und Bücher.

(Otto Graf v. Bismarck; Heinrich Heine; Gustav Freytag; Karl Mathy; Ludwig Bamberger; Georg Hesekiel; Victor Cherbuliez; A. von Nagler; David Hansemann; Onno Klopp; Albert Oppermann.)

		Seite
I.	In's Exil	185
II.	Heinrich Heine nach Paris	190
III.	Karl Mathy nach der Schweiz	201
IV.	Gustav Freytag als Kulturhistoriker	217
V.	Mathy und das Bankwesen	221
VI.	Grafen, Biographen und Journalisten	225
VII.	Mathy's Jugend	241
VIII.	Die Flüchtlinge und die Philister	251
IX.	Der Traum vom deutschen Reich	256
X.	David Hansemann und Karl Mathy	261
XI.	Hansemann	266
XII.	Vor dreißig Jahren in Göttingen	271
XIII.	Kleinstaatliches Elend in Hannover	275
XIV.	Albert Oppermann	281
XV.	Albert Oppermann und Onno Klopp	288
XVI.	Oppermann's letzte Werke und Tage	291

Vom nassauischen Westerwald.

Eine Dorfgeschichte.

I.	Steht nicht zu willfahren	294
II.	Auf Schnepfenjagd	302
III.	Wer's weiß, wird's wissen	311
IV.	Die Denunciation	317
V.	Unter der Erde	324
VI.	Preußischer Wind	332

Digitized by Google

Von dem Herrn Kaiser und der Frau Reich

und

deren erlauchten Söhnen.

Ein Märchen zum Aufwecken großer deutscher Kinder.

Motto:

„Im Grunde genommen, meine Herren, da Ihr so viel redet von den legitimen Rechten des Herzogs Friedrich, was ist denn legitim in Deutschland? Kaiser und Reich! das ist unbestritten legitim. Von den Uebrigen aber ist Einer so legitim, wie der Andere."

Abg. Braun, auf der Abgeordneten-Versammlung zu Frankfurt am Main, am 1. October 1865.

I.

Von der Mutter Germania.

Ich will Euch ein Märchen erzählen:

Es war einmal eine Frau, Germania geheißen; die herrschte über ein weites, grenzenloses Gebiet inmitten Europa's. Und die Völker darin waren zahllos, wie Sand am Meer. Und dem Meere glichen sie auch darin, daß in ihrem Schooße sich Fluth auf Fluth ohne Ende drängte und that sich nimmer erschöpfen und leeren, als wollte das Meer noch ein Meer gebären.

Die Fluth wogte hin und her und schlug über, wenn man von Ueberschlagen reden darf, da, wo es keine bestimmten Grenzen giebt. Die Völker waren kriegerisch und doch auch schon wirthschaftlich gebildet. Schäumten sie über nach Westen und nach Süden, dann stießen sie auf eine alte und morsche Kultur. Aber auch sie waren keine Barbaren. Sie ließen Jeden nach seinem Recht leben. Nur von dem Grundeigenthum nahmen sie ihren Antheil. Sie waren

Digitized by Google

Soldaten und Landwirthe. Sie hatten keine Könige, sondern nur Heerführer und Genossenschaftshäupter. Von dem Boden, den sie für sich in Beschlag nahmen, gaben sie ihren Häuptlingen den besten Theil; und den Rest vertheilten sie nach gleichem Loose unter die Mannen. Weg, Wasser, Wald, Wiesen und Weide blieb gemeinsam. Das gehörte der Genossenschaft und ein Jeglicher hatte davon sein Kopftheil in der Benutzung. Wuchs die Bevölkerung im Dorfe so, daß die Hufen nicht mehr reichten, dann zog das junge Volk aus, wie ein junger Bienenschwarm; entweder ging es in die Ferne auf Krieg und Eroberung; oder es wurde ihm in der gemeinen Mark ein Stück herausgeschnitten, darauf es sich ansiedelte, ebenfalls zu gleichen Hufen und Heimstätten, die es anrodete aus Wald und aus Wildniß.

Schäumten aber die Völker über nach Osten, dann stießen sie auf Slaven, die schwächer waren als sie, und die bereitwillig, soweit es ging, Platz machten dem scharf und tief gehenden Pflug und dem breiten und langen Schwert, wie solches führten Germania's tapfere Völker. Und dort im Osten liefen die Dinge anders. Der Eroberer und Kolonist nahm das Grundeigenthum aller an sich und that es dann stellenweise wieder aus an die, welche sich dazu meldeten, an die Kolonie; denn allein vermochte er ja die Arbeit nicht zu bestreiten. Er setzte daher außer dem Lohn Prämien aus für die Arbeit, und es meldeten sich Slaven und Deutsche. Die letzteren kamen nach aus der Heimath. Was aber der Grundherr nicht austhat an Stellen, das blieb sein. Und dieser Ueberschuß des Gutsherrn war dort, was im Westen die gemeinsame Mark war. Es ruheten auch darauf dieselben Pflichten und Kosten, insonderheit zu sorgen für die neuen Ansiedler in guten und schlechten Zeiten, in gesunden und kranken Tagen, und ihnen starke Hand zu leisten wider wilde Menschen und reißende Thiere.

Die Mutter Germania führte ein patriarchalisch Regiment so, wie es in alten Zeiten beliebt war. Ein Jeglicher hatte Freiheit im Uebermaß, aber am Schutz fehlte es der Art, daß, wenn man dem freiheitsdurstigsten Manne von heut zu Tage ein gleiches Uebermaß von Freiheit und ein gleiches Untermaß an Schutz und Sicherheit wollte angedeihen lassen, er der Freiheit vergessen und ein inbrünstiges Gebet an die hohe Polizei richten würde, d. i. an eine Heilige, welche man dazumal, in urgermanischen Zeiten

Digitized by Google

noch nicht kannte. Man betete damals zu Wuotan oder zu Tschernebog. Zu ersterem die Deutschen, zu letzterem die Wenden.

Nachdem nun aber die Wässer der Völkerwanderungs-Sündfluth sich verlaufen, und das Christenthum etwas Gesittung und Ordnung in den großen Wirrwarr gebracht; auch die Grenzen des eigentlichen Reiches der Mutter Germania sich einigermaßen festgestellt hatten, so daß man wußte, es geht von der Nordsee bis in die Alpen, und von den Karpathen bis zu den Vogesen, von dem rechten Ufer der Weichsel bis auf das linke Ufer des Rheines; auch die anderen Völkerschaften sich jede ihre Ordnung setzten und sich abschlossen nach Außen: da überlegte sich die Mutter Germania auch ihrer Seits, was nun zu machen.

Sie konnte sich in die neue Lage der Dinge nicht ordentlich finden. Hatten doch ihre Völker geherrscht von Osten bis Westen, von dem Lande der Britten bis zur Italia, und überall hatten sie mit Macht umgerannt, was wackelig war, und als freie Genossenschaften zu Schutz und Trutz neue Reiche gegründet. Das hatte sie Alles geschehen lassen und mit Freuden ihren mütterlichen Segen zu Allem gegeben.

Nun aber sollte sie, die gewohnt war, ihre Seherblicke schweifen zu lassen über alle Länder der damals bekannten Erde, sich in einem engen Haus einrichten und an die Stelle von Sturm und Drang, von Freiheit und Uebermuth, das Maß und die Ordnung setzen.

Die Mutter Germania, die von Wuotan abstammte und einen teutonischen Halbgott zum Gemahl gehabt hatte, schwärmte nicht für das Christenthum, aber sie sah ein, daß es nöthig und gut sei; und obgleich sie durch Schulregulative dazu nicht gezwungen war, ließ sie ihre Tochter, welche sich Reich nannte (sonstige Kinder hatte sie nicht), in demselben erziehen. Und als dieselbe zu mannbaren Jahren gekommen, da sprach zu ihr die Mutter: „Mein Kind, ich will den neuen Zeiten und den neuen Göttern nicht fröhnen; und Das, was Ihr jetzt Ordnung nennt, das ist mir — ich darf's im Vertrauen Dir sagen — im Grunde des Herzens ein Greuel. Aber ich sehe ein, es ist nothwendig. Deswegen habe ich mir bisher einen christlichen Hausmeier gehalten und durch ihn das Regiment ausüben lassen. Allein das geht doch nicht auf die Dauer. Der Herrscher muß nicht ein Diener sein, sondern ein vornehmer Herr, der um eines Hauptes Länge ragt ob allem Volk und vor dem sie

Digitized by Google

Alle Respekt haben. Und da nun für Dich die Zeit gekommen ist, zu heirathen, so wähle unter den Vornehmen des Landes. Aber suche Dir nicht nur einen treuen und liebevollen Gemahl, sondern auch einen Mann aus, der fähig ist und mächtig zum Herrschen."

Und so geschah's; und der Gemahl, der Reich freite, hieß Kaiser. Und mit ihm begann ein neu Regiment, ein römisch Reich deutscher Nation.

Die Mutter Germania aber war eine kluge alte Frau. Sie wußte sich in neue Dinge nicht mehr zu schicken und begriff auch, daß eine Schwiegermutter in einem jungen Hausstand nicht gut thut. Sie zog sich zurück nach dem fernen Nordosten, nach einer Insel, die ihr gehörte. Dort lebt sie mit wenig Getreuen in einem alten Hain an einem heiligen See; und die Leute dort verehren sie noch als eine Gottheit und nennen sie Hertha. Und ob sie eigentlich noch lebt, oder schon ein Geist ist, weiß heut zu Tage Niemand.

Der Kaiser aber lebte in Freuden mit der Frau Reich. Auch war er ein mächtiger und kluger Herr und verstand das Regieren. Er brachte Ordnung unter die Völker der Mutter Germania; und die so sich ihm nicht freiwillig unterwarfen, die zwang er gewaltsam. Er theilte alles Land in große Bezirke und setzte in einen jeden einen Herzog, der führte den Heerbann, und einen Pfalzgrafen, der saß in dem Hause des Kaisers, so man die Pfalz nannte, und sprach Recht unter dem Thorbogen für Jedermann, der bei seiner eigenen oder einer fremden Genossenschaft Recht gesucht aber nicht gefunden. Daneben hatte der Kaiser Haus- und Hofbeamte und zahlreiche Heerführer. Und da das Geld dazumal noch sehr rar war, so belohnte er sie mit Grundbesitz, denn Frau Reich besaß Güter in allen Theilen des Landes und auch der Kaiser gehörte zu den reichsten Grundherren des Landes; und die Grundverfassung mit der gleichen Hufe für einen Jeden war schon etwas in Verfall gerathen. Auch hatten die zahllosen Kriege viel herrenlos Land geschaffen und das hatte sich natürlich der Kaiser genommen. Auch die Geistlichen hatten viel Land genommen und auch zum Theil geschenkt erhalten von den neu Bekehrten, so sich dadurch einen Stuhl im Himmel zu erkaufen gedachten. Und die Geistlichen hatten das auch halbwegs verdient, denn sie hatten Werke des Friedens mitgebracht aus anderen Ländern. Insonderheit brachten sie den Leuten nicht nur das Christenthum bei, sondern auch den Obst-, Garten- und Weinbau

Digitized by Google

und andere nützliche Künste, und milderten die wilden heidnischen Sitten theils durch Vermahnung und theils durch Kirchenbußen. Denn wo man sonst streitig war über Mein und Dein, oder über Leib und Leben, das richteten und schlichteten die Leute unter einander durch Spruch der Genossen, oder Selbsthülfe, oder Gottesurtheil und Zweikampf. Und nur für den Fall der Noth, da war ja der Pfalzgraf da, der aber kein römischer Richter war, sondern sein ehrliches Deutsch sprach.

Die Priester aber sprachen unter einander in fremden Zungen und hatten ihre Gelahrtheit geholt bei welschen Völkern. Sie waren die mächtigste Genossenschaft und hingen unter einander zusammen, wie die Kletten. Auch mengten sie sich in die weltliche Gewalt und handelten zuweilen den Befehlen und den Beamten des Kaisers zuwider. Da schrieb ihnen der Kaiser einen zornigen Brief*), darin er sie fragte: „Wißt Ihr denn nicht, was das bedeutet: „„der Welt entsagen““? Besteht die Entsagung vielleicht darin, daß man sich mit zahlreichem und glänzendem Gefolge umgiebt und die Unwissenden und Schwachen zur Enterbung ihrer Kinder und Abtretung ihrer Güter beredet? Ist es nicht besser, gute Sitten zu pflegen, als schöne Kirchen zu bauen? Und wer giebt Euch das Recht, Euere Nase in rein weltliche Dinge zu stecken, wofür doch ich da bin und meine Leute?“ So schrieb der Kaiser vor mehr denn tausend Jahren; und es steht noch zu lesen in alten Handschriften.

Und er nahm dem Clerus einen Theil seiner Güter, damit er sich nicht zu tief in das Weltliche versenke, und gab ihm dafür den Zehnten, der noch mehr abwarf, aber wenig Arbeit und Zeit erforderte, so daß dann dem Priester Muße blieb für geistliche Dinge.

Viele seiner Güter, sowohl seiner eigenen, als auch Derer der Frau Reich und Derer, so vordem der Geistlichkeit gehört hatten, gab er seinen Reichs-, Haus- und Hofbeamten, den Herzogen, Pfalzgrafen und Heerführern als Lohn für die Dienste, so sie leisteten. Aber er gab sie ihnen mit Nichten zu Erb und Eigenthum, sondern nur auf Widerruf zur Benutzung, was man damals Benefizium nannte. Sie mußten ihm davon Abgaben leisten und Kriegs-

*) Capitulare interrogationis de iis, quae Karolus Magnus pro communi omnium utilitate interroganda constituit. Aquisgrani, anno 811. Monum. Germaniae histor., ed. Pertz. III. pag. 106.

Digitized by Google

dienste dafür verrichten; sie selbst nebst ihren Mannen und Knechten; und so sie säumig waren mit dem Kriegsdienste oder mit den Abgaben, oder so sie sich Untreue, Felonie oder Verrath zu Schulden kommen ließen, dann nahm ihnen der Kaiser das Gut wieder ab; oft auch das Leben dazu oder schickte sie in die Verbannung, wo sie damals schutzlos und vogelfrei waren, gleich dem räudigen Hunde. Denn Jedermann mußte dazumal einem Schutzverbande angehören, sonst war er ein „Wilder".

Und die übrigen Güter, die gab der Kaiser ebenfalls auf Widerruf an Männer, die er erprobt hatte in Krieg und in Frieden, in Verwaltung; unter der Bedingung, daß sie ihm einen Theil des Ertrages ablieferten zur Bestreitung seines wandernden Hofhaltes, und daß auch sie und ihre Leute mitmarschirten, wenn's Krieg gab, und zwar sie zuerst und vor dem allgemeinen Heerbann.

Dazumal aber hatte die fahrende Habe, welche jetzt die Welt beherrscht, noch wenig Bedeutung, sondern der Grundbesitz war Alles. Und wer am Meisten Land hatte, das war der Stärkste an Macht und an Ansehen. Fast möchte man sagen, nicht das Gut gehörte dem Mann, sondern der Mann gehörte dem Gute; und nicht dem Manne, sondern dem Gute stand die obrigkeitliche Gewalt zu. Deshalb sah der Kaiser mit Strenge darauf, daß er Herr blieb über die Güter; denn in ihnen lag die Gewalt. Und auch die Priester mußten ihr Grundeigenthum von ihm zu Lehen begehren. Sonst hätten sie es verloren. Denn er allein war im Stande, sie darin zu beschützen mit seinem mächtigen Schwerte.

Vielen war solches Schwert zu mächtig. Aber die Meisten verschmerzten die Abnahme der Freiheit, so man genossen zur Zeit der glorreichen Mutter Germania, deren noch Alle in Ehrfurcht gedachten. Sie verschmerzten's, weil die Sicherheit zugenommen. Die Land- und Wasserstraßen waren freigeworden von Räubern und sonstigen Lasten. Nur der Kaiser selbst durfte Zoll darauf legen. Die Landwirthschaft hob sich. Handel und Verkehr blühten. Und der Kaiser streckte seine starke Hand aus über alle germanischen Länder und Völker.

Digitized by Google

II.

Von dem Herrn Kaiser.

So lange der Herr Kaiser zu Hause blieb und ordentlich nach seinen Sachen und zum Rechten sah, ging es gut. Zwar waren die Verwalter, die er eingesetzt hatte, nicht alle wie sie sein sollten. Gar mancher war ein ungetreuer Knecht und sorgte nur für seinen Sack, indem er den Leuten mehr nahm, als er durfte, und dem Herrn Kaiser weniger ablieferte, als er sollte. Manchen ritt auch der Hochmuthsteufel. Er vergaß, daß er nur der Verwalter von fremdem Hab und Gut war, und wollte selber die Herrschaft spielen. Noch Andere ließen sich aufhetzen von bösen Nachbarn, und namentlich von einem bösen Priester, der bei Allem die Hände im Spiel haben und immer gefragt sein wollte, auch in solchen Dingen, die ihn von Haut und Haar nichts angingen. Einige trieben die Schwachheit gegen diesen bösen Pfaffen so weit, daß sie allerlei Aufträge und Commissionen von ihm annahmen und sich mehr für des Pfaffen Dienstleute, als für die Verwalter des Herrn Kaisers und der Frau Reich hielten. Und da die Reichs-Lande sehr groß waren, und der Herr Kaiser nicht überall zu gleicher Zeit sein konnte, auch Frau Reich eine gute, aber doch gar schwache Frau war, die auf Jeden hörte und Allen glaubte, immer Dem Recht gab, der das letzte Wort hatte, oftmals sich von dem bösen Priester berücken ließ und zuweilen auch einem listigen und einschmeichelnden Verwalter mehr glaubte und traute, als ihrem eigenen hohen Herrn und Gemahl, dem ehrlichen und geraden, stattlichen und mächtigen Kaiser, so ging es manchmal etwas durcheinander. Es gab Zeiten, da war es gerade so, wie Hans Sachs, der „Schuh-Macher und Poet dazu", den Zustand von Erschaffung der Welt beschreibt; „es ging Alles so finster und so schief, daß eine Katz' wider die andere lief". Aber wenn der Herr Kaiser dann mit seinem langen Stab, so man Scepter nannte, wieder einmal ordentlich drein schlug, dann duckten sie sich doch gleich Alle wieder; die Verwalter schafften wieder rechtschaffen auf den Gütern, und der böse Pfaffe hörte auf, hetzend und wühlend in den Reichs-Landen herumzuschweifen, und zog sich schimpfend zurück in sein Pfarrhaus, nebst Bullenstall, die jenseits der Berge lagen. Denn sie hatten doch Alle miteinander eine grim-

Digitized by Google

mige Angst, wenn der Kaiser zürnte. Dann schüttelte Der seine langen blonden Haare und seinen wehenden rothen Bart und blickte so hart und zornmüthig aus seinen tiefblauen, hellglitzerigen Augen, daß auch einem standhaften und widerpartigen Menschen das Herz in die Schuhe fallen konnte. Und die Nachbarn der Reichslande hatten auch großen Respekt vor ihm und Keiner wagte es, sich an seinem Gut zu vergreifen. Vielmehr suchten Viele Schutz bei ihm und stellten sich unter seinen Schirm; und er war ein gerechter, großer und mächtiger Herr.

Aber man darf nicht verhehlen, daß er auch einen schlimmen Fehler an sich hatte. Deß grämte sich zuweilen sehr die gute Frau Reich. Von Zeit zu Zeit kam es über ihn, daß er nicht zu Hause bleiben konnte, und es war dann, als wäre ein böser Geist in ihn gefahren, der ihn hinaustrieb in die Fremde. An Ausreden fehlte es ihm nicht. Die Nachbarn, die sich unter seinen Schutz und Schirm gestellt hatten, fielen oft in Zank und Streit unter einander, und da hatte er zu richten und zu schlichten. Darüber mußte er oft Monate lang draußen bleiben und vergaß darob des Seinigen zu warten und zu Hause nach dem Rechten zu sehen. Und die ungetreuen Verwalter und bösen Knechte zu Hause gedachten des Sprüchworts: „Wenn die Katze nicht zu Hause ist, dann können die Mäuse auf Tischen und Bänken herumtanzen.“ Und sie tanzten und trieben Kurzweil und Unfug, insonderheit mit den Pfaffen und deren Köchinnen, dieweil der Kaiser nicht da war.

Am häufigsten und immer auf lange Zeit wurde Herr Kaiser in die Fremde gelockt durch jenen Priester, der da jenseits der Berge wohnte und dessen wir schon gedacht haben. War der Herr Kaiser Feind mit ihm, dann war's schlimm; und war er gut Freund mit ihm, dann war's noch viel schlimmer. Besser wär's für den Herrn Kaiser gewesen, er hätte Arm und Bein gebrochen, denn jemals den bösen Pfaffen gesehen und sich mit ihm eingelassen. Denn wer sich mit ihm einließ, der war erwischt.

Dicht an des Pfaffen Bullenstall grenzte ein prachtvoller Garten. Darinnen wuchs Obst und Wein, und Reis und Mais, und Oel auf den Bäumen. Und auch dieser Garten war unter den Schutz des Herrn Kaiser gestellt. Er hätte sich eigentlich gar nicht darauf einlassen sollen. Denn es lag für ihn zu weit abseits, als daß er der Sache hätte gut nachsehen und warten können. Allein er hatte

Digitized by Google

es einmal übernommen, und: „Ein Mann ein Wort," dachte er; und wenn's Noth that, ging er allemal hin. Es that aber leider oft Noth. Denn die böſen welſchen Bullen aus des Prieſters Stall, die durchbrachen oft den Grenz-Zaun und ſtürzten in den Garten und zerſtampften die Saatfelder und fraßen Alles auf, was ſich nicht wehrte, und der böſe Prieſter gab ihnen noch obendrein dazu ſeinen Segen. Dann mußte nun immer unſer Herr Kaiſer herbei, um den Garten zu ſchützen. Nun hatten aber die welſchen Bullen den Zaun zerſtört und der Pfaff' hatte die Steine und Marken ausgeriſſen, ſo daß es Grenzſtreitigkeiten gab. Der Pfaffe brachte eine Heerde Advocaten mit, die hießen Welfen und waren ſchwarz, wie die Hölle. Und der Herr Kaiſer ließ auch ſeine Fürſprecher kommen, die hießen Waiblinger und waren blau. Aber dieſe richteten nicht viel aus. Denn die Schwarzen waren ſchlimmer. Darüber verſtrich allemal eine ſchöne Zeit. Und derweil der Herr Kaiſer draußen war, und ſich mit dem Prieſter über die Grenzen des weltlichen Gartens und des geiſtlichen Bullenſtalls ſtritt, tanzten daheim die frechen Mäuſe und Ratten, das Kleinvieh und das Mittelvieh, auf Tiſchen und Bänken herum; und die gute Frau Reich wußte ſich nicht zu helfen. Denn ihr Gemüth war ſanft und ihr Herz war ſchwach. So ging's, wenn Zank und Hader war zwiſchen Herrn Kaiſer und dem Bullen-Pfaffen. Und das war oft. Noch ſchlimmer aber war's, wenn ſie in Eintracht lebten. Und das war ſchier noch öfter.

Dann machte der Pfaff' dem Herrn Kaiſer weiß, er müßte um der Vergebung ſeiner Sünden willen wieder einmal eine Wallfahrt thun in die weite weite Welt, und ſeinen Verwaltern und Knechten könne es auch nichts ſchaden, wenn ſie mitgingen. Der Herr Kaiſer wußte zwar nicht ſonderlich viel von ſchweren Sünden, womit er belaſtet ſein ſollte. Jedenfalls wußte er deren mehr von dem Pfaffen; denn von Dem und von ſeinen Weibsleuten und Vettern und Baſen, ſo man Nepoten nannte, wurde Vieles und Schlimmes gemunkelt; der Herr Kaiſer aber war, wenn er gerade nicht in Zorn oder Bosheit gerieth, ſonſten ein guter und gerechter Herr. Obwohl er alſo nicht über die Maßen mit Sünden behaftet und auch nicht vollſtändig darüber im Reinen war, ob man mit einer Wallfahrt die Sünden könne auswiſchen, wie mit einem naſſen Schwamme den Flecken, ſo liebte er doch überhaupt gar ſehr das Reiſen in fremden

Digitized by Google

Ländern und entschloß sich also lieb und leicht dazu. Denn wer gerne tanzt, dem ist leicht spielen. „Batt's (nützt es) nichts, denn schadt's nichts!" nämlich zur Sündenvergebung, dachte Herr Kaiser. Frau Reich aber war über die Maßen fromm und Alles, was der Bullenpriester sagte, das galt ihr als Evangelium. Sie war allemal in tiefster Seele betrübt, wenn ihr Mann mit dem Priester über die Bullen und den Garten haderte, und wünschte stets Versöhnung zwischen Beiden. Und obgleich sie es auch sonst gar nicht gerne sah, daß ihr herzallerliebster Gemahl und Kaiser so viel in der Fremde herumvagirte, und besonders im fernen Osten, wo jener Wallfahrtsort lag und wo, wie sie gehört hatte, den Weibsen gar nicht all sehr zu trauen war, — wenn es sich um die Versöhnung mit dem Priester handelte, dann war ihr auch dieser Preis, die gefährliche Wallfahrt, nicht zu hoch. Auch die Verwalter und Knechte stießen mit ihr in das selbige Horn, und zwar aus mancherlei verschiedenen Gründen. Denn es waren darunter welche, die liebten auch gar sehr das Reisen und zogen lieber in die Fremde, als daß sie zu Hause arbeiteten. „Ach, das Vagiren ist doch gar zu lustig und schön," sagten sie, „und wenn man dadurch noch obendrein seiner Sünden quitt wird, was kann denn der Mensch wohl Besseres auf dieser Herrgotts-Welt treiben? Heißt es doch: Lustig gelebt und selig gestorben, — das ist dem Teufel die Rechnung verdorben." Sie redeten deshalb dem Herrn Kaiser sehr zum Wallfahren zu und behaupteten, auch sie seien Sünder, auf daß er sie mitnehme gen Osten. Die anderen Verwalter und Knechte aber, die waren noch schlauer. Sie sagten: „Laßt nur Diejenigen, welche nicht gesündigt haben, um ihrer Sünden oder ihrer Dummheiten willen wallfahren; wir, die wir wirklich gesündigt haben und schlau sind, wir wollen nicht wallfahren, sondern während die Andern draußen sind, hübsch daheim bleiben, damit wir desto leichter, ungestört von den Andern sündigen, faulenzen und schlemmen, saufen und jagen, reiten und, rauben können. „Denn Reiten und Rauben ist keine Schand, das thun die besten Leut' in dem Land." Und so zogen denn jene fort zu der heiligen Stätte im Osten, der Herr Kaiser mit vielen seiner Verwalter und Knechte. Aber die bösen Verwalter und die ungetreuen Knechte, die blieben fein säuberlich zu Hause. Und derweil der Herr Kaiser draußen war, da ging's, wie bereits vermeldet. Da tanzten daheim das Kleinvieh und das Großvieh, die frechen

Digitized by Google

Mäuse und die gierigen Ratten, auf Tisch und Bank herum; — und die gute Frau Reich wußte sich nicht zu helfen. Sie verzehrte sich in Sehnsucht nach ihrem Gemahl, den sie doch selbst, aus Unverstand und dem mißgünstigen Bullenprieſter zu Lieb', hatte gehen heißen. Sie lallte die Gebete, die ihr der Bullenprieſter aufgeſchrieben, obgleich ſie die Sprache gar nicht einmal verſtand, darin ſie abgefaßt waren. Die Verwalter wuchſen ihr über den Kopf und über der Milde vergaß ſie die Gerechtigkeit.

Kam ihr Gemahl dann wieder, dann ſcheuchte er raſch die Ratten und Mäuſe von Tiſch und Bank und wußte mit ſtarker Hand alsbald zu ſteuern dem Unfug, ſo da eingeriſſen war in dem Hauſe. Aber es begab ſich einſtmals, daß er auch wieder gewallfahrt war zu dem Gnaden und Wunder und Sündenvergebung ſpendenden Bilde im Oſten, und da die Zeit kam, da er wiederkehren ſollte zum häuslichen Heerde, und die gute Frau Reich hatte ſchon ſorglich den Ochſen gebraten, nach der ſelbigen Art, wie er gebraten worden war auf dem Hochzeitsſchmauſe zu Frankfurt am Main, allwo ſie beide, der Herr Kaiſer und die Frau Reich, vor Jahren das eheliche Beilager in Ehren beſchritten hatten, — denn ſo gebraten aß der Herr Kaiſer den Ochſen am liebſten: — da ſtand der gebratene Ochs voll Würze und Duft, — da ſtand die gute Frau Reich voll Lieb' und voll Sehnſucht, — aber der Herr Kaiſer kam nicht und blieb aus. Und der Ochs wurde kalt, und es ſchwand der Duft und die Würze; und die Knechte fraßen das Fleiſch, — aber der Herr Kaiſer kam nicht. Und die gute Frau Reich grämte und härmte ſich und murmelte Gebete in der Sprache, die ſie nicht verſtand; und ſie lief zum Bullenprieſter, um Troſt zu ſuchen, und ſie kehrte nach Hauſe zurück, ohne ihn gefunden zu haben — nämlich den Troſt, denn der Prieſter, der war da —, und ſie begann von Neuem zu hangen und zu bangen in ſchwebender Pein, ſich zu grämen und zu härmen und zwiſchen Thränen durch ihre lateiniſchen Gebete zu murmeln; — aber der Herr Kaiſer kam nicht. Die Sonne ging auf und ſie ging nieder, aber den Kaiſer ſah man nicht wieder. Nicht einmal ſichere Kunde erhielt man, was aus ihm geworden. Einige ſagten, er ſei in einen Hinterhalt gefallen, den habe ihm der heuchleriſche und mißgünſtige, herrſch- und habſüchtige Bullenprieſter gelegt; denn der ſei mit der geiſtlichen Gewalt nicht zufrieden, ſondern trachte auch nach weltlich Hab'

Digitized by Google

und Gut, und gedenke die Frau Reich zu freien, um dadurch solches zu erwerben. Andere sagten, der gute Herr Kaiser, der daheim nur herzlich saure Tropfen zu trinken gewohnt war, habe an den süßen Weinen des Ostens sich etwas übernommen, so daß, als er dort einen wilden Bach durchritt, er vom Schlag sei gerührt worden oder die Fuhrt habe verfehlt und also da seinen Tod gefunden in dem Wasser, welches sich auf diese Art gerächt an dem Manne, der sein Leben lang so sehr dem Weine den Vorzug gegeben. Noch Andere aber sagten — und das glaubten damals Manche, und Viele glauben es vielleicht noch —, der Herr Kaiser sei gar nicht todt und gestorben, und er werde wiederkehren zu seiner Frau Reich; und dabei sprachen sie allerlei von verzauberten Bergen und zaubernden Zwergen und einem Schwaben Namens Oesterl' und einem Raben Namens Traberl' und sonstige Dinge von solcher Albernheit und Wunderlichkeit, daß man sich scheut, sie wiederzugeben in einer so ernst- und wahrhaftigen Geschichte, wie die hier ist. Auch hat man niemals vernommen, daß der alte Kaiser in der langen Zeit, welche seit seiner Verschollenheit verflossen ist, zurückgekehrt sei oder irgend eine Kunde von sich gegeben habe. Nur den Zwerg Osterle und den Raben Traberle, die hat man später gesehen; aber was sie geschwatzt haben, war nicht wahr, und mit dem Kaiser hatten sie nie was zu schaffen.

III.

Von der Frau Reich.

Als nun der Herr Kaiser verschwunden, da war Niemand übler dran, als die gute Frau Reich. Sie saß da und wußte nicht, war sie Wittwe oder war sie es nicht. Sie hatte vier Jungen, die alle was Gutes versprachen, aber noch zu jung waren, um zum Rechten sehen zu können. Der Aelteste hieß: Frank, der zweite: Schwab, der dritte: Bayr, der vierte: Sachs. Außerdem war sie gesegneten Leibes, als ihr hoher Gemahl fortging, und gebar nach etlicher Zeit, als sie gerade auf einem ihrer Güter im fernsten Osten verweilte, einen fünften Sohn, den ließ sie taufen: „Preuß", und zwar zu Ehren besagten Gutes, so Preußen benamst war. Es war gerade nicht das feinste ihrer zahlreichen Güter. Der Boden theils Sumpf und theils Sand. Blaues Wasser und grüner Wald,

Digitized by Google

so weit man sehen konnte, und Wald, der nicht einmal Blätter hatte, sondern nur spitzige Nadeln. Da hörte man keinen lustig schmetternden Vogelgesang. Der See stumm, der Wald stumm! Nur manchmal flüstern ganz leise, heimlich verstohlener Weise, die Binsen am See im Kreise. Nur zuweilen fällt eine Nadel vom Baum, um für eine Secunde die stille Schwermuth zu unterbrechen, die auf dem Lande ruht. Und doch liebte Frau Reich dieses Gut sehr, wie ja gewöhnlich eine Mutter das Kind vorzieht, welches sie mit den größten Schmerzen geboren, und dessen Aufzucht sie am meisten Mühe gekostet; und was ihm etwa an Gunst des Geschickes abgeht, das sucht sie durch Verdoppelung ihrer mütterlichen Liebe zu ersetzen. Herr Kaiser hatte mit besonderer Sorgfalt dieses Gut dem Wald und dem Wasser abgewonnen. Er hatte sich die Meliorationen ein schönes Stück Geld kosten lassen. Außerdem hatte er es zu vertheidigen gegen böse Nachbarn, gegen Wenden und Slaven, Masuren und Letten, Polen und Russen, Schweden und Dänen, und wer weiß wen sonst noch. Aber gerade deshalb hing es ihm so am Herzen. Und der Frau Reich auch. Ebenso war sie wohl geneigt den dortigen Gutsleuten. Denn wenn diese auch von Hause aus gerade keine sehr feine und liebenswürdige Manieren hatten und nicht zu schmeicheln verstanden, so waren sie doch klug und tapfer, fleißig und redlich, wie irgend nur Einer; bessere Bauern und bessere Soldaten als sie, gab's in der weiten Welt nicht. Da also, auf dem Gute Preußen, wurde der fünfte Sohn des Kaisers an das Licht der Welt geboren, und deshalb wurde er Preuß getauft. Seinen Vater, den Herrn Kaiser, hat dieser Sohn nie von Angesicht gesehen, und die älteren Söhne nannten ihn spottweise den „Nestputch" und glaubten, sie seien was Bessers, als ihr nachgeborener Bruder. Auch waren sie ein wenig tückisch auf ihn, weil er das Herzblättchen der guten Frau Reich war. Wenn aber auch der junge Preuß nie seinen hohen Vater gesehen hatte, so lauschte doch Niemand so eifrig, wie er, den Mähren, welche die Frau Reich und deren getreue Diener und Dienerinnen von ihm erzählten, und schon in frühester Zeit seiner Jugend ergrimmte er, wenn er die schamlose Wirthschaft der ungetreuen Knechte und Mägde sah, und dachte dabei: „Wartet nur, meine Zeit kommt auch noch." Aber ach, der Getreuen wurden mit jedem Jahre weniger.

Die Frau Reich war eine vielumworbene Wittwe. Denn sie

Digitized by Google

war wohlhabend und, obwohl sie fünf Kinder zur Welt geboren, immer noch eine schöne Frau von stattlicher Haltung. Jeden Tag stellte sich ihr ein neuer Freier vor, nicht nur Vettern und Verwandten, sondern hohe Herren aus allen Ländern Europa's. Aber sie konnte sich nicht entschließen, einen von denselben zu nehmen. Denn erstens und vor Allem wußte sie ja nicht, war ihr hoher Gemahl todt oder nicht, war sie eine Wittwe oder war sie keine. Dann aber zweitens hatte sie ihre Kinder zu lieb und sie fürchtete, solchen möge aus zweiter Eheschließung irgend ein schweres Bedrängniß erwachsen, und endlich drittens dachte sie: „Was Hab' und Gut, was Verwaltung und Vermehrung des Vermögens anlangt, so verstehe ich als Frau zwar sehr wenig davon, allein ich kann es mir ja bequem machen, ich habe ja gute Verwalter."

Darin aber irrte sie sich gründlich, die gute Frau Reich. Waren schon zu Lebzeiten des Herrn Kaiser, d. h. als er noch da war, die Dinge oft schief gegangen, weil er seinen Hang zu Wallfahrten und Kriegsabenteuern in weit entfernter Fremde nicht Widerstand zu leisten vermochte, und weil er sich durch den klugen Oberpriester in allerlei fremde Angelegenheiten verwickeln ließ, die all' seine Kraft in Anspruch nahmen, so daß er über anderer Leute Sachen seine eigenen vernachlässigte, die pflichtmäßige Obsorge für eigene Lande und Leute verabsäumte, und man oft von ihm sagen hörte: „Seht, er will für Andere Ratten fangen und kann für sich selbst noch nicht einmal eine Maus fangen!" — so ging es doch damals zur Noth noch. Wenn auch nicht oft, so doch zuweilen schaute das blaue blitzende Auge des Herrn zum Rechten; und Das wußte man, wen Der auf falscher Fährte ertappte, dem ging es schlecht. Aber vor der guten Frau Reich hatte Niemand Furcht, und vom Rechnen verstand sie gar nichts. Ihre Verwalter versicherten ihr stets, sie wollten ihr das Leben leicht machen und Frau Reich glaubte ihnen auf das Wort. In ihrer Art hatten die Verwalter auch mit ihrer Versicherung ganz recht. Sie verwalteten nämlich so, daß sie, die Verwalter, immer reicher wurden, und die gute Frau Reich immer ärmer und wenn dann die Zeit kam, wo Frau Reich gar nichts mehr hatte, ja nun, dann freilich war ihr die Verwaltung recht gründlich leicht gemacht. Dann konnte sie zum Bettelstabe greifen und sich statt Frau Reich „Frau Arm" tituliren. Gott gab jedoch, daß es so schlimm nicht kam. Aber schlimm genug

Digitized by Google

kam es doch. Und wenn der Herr Kaiser gewußt hätte, wie seine ungetreuen Knechte mit seiner Wittwe und seinen Kindern umsprangen, er würde sich im Grabe umgedreht haben. Denn er lebte gewiß nicht mehr.

IV.

Von den untreuen Verwaltern.

Die Verwalter machten untereinander eine Verschwörung und setzten fest, wie sie ihre Herrschaft, die Frau Reich, betrügen und die Gutsleute und Pächter bedrücken wollten; und solches Bündniß, das sie aufrichteten, das nannten sie die „gemeine deutsche Freiheit" oder „die germanische Libertät". Damit wollten sie sagen: Für sich die Freiheit und für die Andern die Knechtschaft; für sich Zucht- und Meisterlosigkeit, gegenüber ihrer hohen Herrin sowohl, als auch gegenüber deren Gutsleuten; den Gutsleuten möglichst viel abnehmen und an die Herrin möglichst wenig einliefern; den Gutsleuten gegenüber die Herrschaft agiren und der Herrschaft gegenüber thun, als kenne man sie nicht; sich als Schmarotzerpflanze einschieben zwischen beide und beide brandschatzen; — das war die sogenannte „germanische Libertät". Was wollte die gute Frau Reich dagegen machen? Sie hatte Niemand, der ihr beistand. Von ihren fünf Söhnen war damals Preuß noch viel zu jung; er saß auf dem Gut im fernen Nordosten, wo er geboren war und mußte sich selbst dort herumschlagen mit Christen und Heiden, mit Dänen und Polen, mit Wenden und anderen Slaven; und das Gut war damals noch steril und warf wenig ab, so daß er selber aus der Hand in den Mund leben und sich oft in dem Dunkel des Erlenbruchs oder des Föhrenwaldes bergen mußte vor seinen zahllosen Feinden. Seine Mutter klagte ihm wohl zuweilen ihr Leid durch einen vertrauten Mann, den sie ihm schickte und er antwortete ihr, sie möge ausharren in Geduld und Beständigkeit, auf die schlechten Zeiten würden gute kommen und er, Preuß, werde so Gott wolle, abrechnen mit den ungetreuen Knechten: jetzt könne er jedoch noch nicht abkommen, denn die Ehre verlange, daß er das schwierige Werk, so er einmal begonnen, vollende. Aber die Mutter glaubte kaum der Vertröstung. In ihrer Noth zweifelte sie an ihren getreuesten Sohn und hörte wieder auf die Stimme der un-

Digitized by Google

getreuen Verwalter. Diese beschied sie vor und fragte sie, ob sie ihr nicht Rath wüßten in ihrer Bedrängniß, und welche Vorschläge sie ihr zu machen hätten, wie in Zukunft die Dinge besser laufen möchten, als sie gegangen waren bisher seit des seligen Kaisers Verschwinden. Da trat der Oberste der Verwalter, so sich nannte „Welf", vor sie, verbeugte sich tief, räusperte sich und sprach:

„Allergnädigste Herrschaft! hätten Eure Gnaden stets auf den Rath höchstdero getreuester Verwalter, so sich aus Anhänglichkeit auch Euer Gnaden „Reichs-Stände" benamsen, gehöret, sowie auf den Gewissensbeistand höchstdero Beichtvaters, mit welchem wir so glücklich sind, uns stets in vollkommenster Uebereinstimmung in allen himmlischen und irdischen Dingen zu befinden, so wären die Geschäfte nicht in den Verfall gerathen, worinnen sie sich dermalen befinden. Euer Gnaden Gutsleute verlangen ja nach nichts, als nach der germanischen Libertät." —

Ach was, dumme Faxen, sagte Frau Reich ärgerlich, sprecht deutsch, Mann; von Euren welschen Brocken versteht eine deutsche Frau nichts. Man merkt, daß Ihr gar nicht bei uns zu Hause, sondern aus Este, im Lande Italia, her seid.

„Wie Euer Gnaden befehlen", entgegnete der Verwalter Welf, „drücken wir demnach die Sache in gemeinem Deutsch aus und sagen wir: Euer Gnaden Gutsleute verlangen nach gar nichts als nach der gemeinen deutschen Reichs-Freiheit."

Das verstehe ich erst recht nicht, sagte Frau Reich, Ihr müßt Euch deutlicher ausdrücken, wenn eine einfache deutsche Frau Euch verstehen soll.

„Ich werde die Sache eben so ehrerbietig als pflichtschuldig erläutern", entgegnete der Welfe, „Euer Gnaden Scharfsinn wird es nicht entgangen sein, daß gegenwärtig Niemand weiß, wer eigentlich zu befehlen hat, — ein Zustand, welchen man gewöhnlich als den Reichswirrwarr zu bezeichnen pflegt. Und woher kommt das? Auf der einen Seite stehen Euer Gnaden Haus- und Hofbeamte und auf der andern Höchstdero aller unterthänigste und treu gehorsamste Verwalter. Die letzteren, d. h. wir, sind von dem besten Willen beseelt, Euer Gnaden Glückszustände zu bessern und solche wiederherzustellen aus dem Verfalle, worin sie gerathen. Aber Gott sei es geklagt, unser guter Wille wird schrecklich verkannt. Euer Gnaden wendet Euer Antlitz von uns ab, anstatt uns aufzumuntern in un-

Digitized by Google

serm nützlichen Streben. Ihr hofft noch immer, Euer hoher Gemahl könne eines schönen Morgens zurückkehren von seiner Wallfahrt nach dem Gnaden spendenden Bilde im Osten, und Ihr wollt deshalb, daß Alles bleibe, wie es war, damit der hohe Herr Alles so wiederfinde, wie er es verlassen. Darüber aber geht Alles aus Rand und Band. Denn wenn der Herr fort ist, müssen die Einrichtungen andere sein, als wenn er zu Hause ist. Es ist deshalb nöthig, daß Euer Gnaden Euere Entschließung faßt. So kann es nicht fortgehen. Zwar wird es mir schwer, diese Worte über meine Lippen zu bringen, allein mein getreues Herz befiehlt mir, die ganze Wahrheit zu sagen, und so vernehmet denn: Es glaubt nach so langer Zeit kein Mensch mehr, daß unser hoher Herr zurückkehre, sondern Alle meinen, er habe seinen Tod gefunden im Osten. So Ihr nun unseren wohlerwogenen Rath hören wollet, so müsset Ihr der allgemeinen Meinung folgen und auf die Rückkehr des hohen Gemahles verzichten."

„Das wird mir sehr schwer werden," sagte Frau Reich, „aber was thut man nicht Land und Leuten zur Liebe? So nehmt denn einmal an, ich verzichtete, und sagt mir, was ich für den Fall thun soll."

„In diesem Falle," hub Welf wieder an, „haben Ihro Gnaden zwischen zwei Wegen zu wählen. Wollt Ihr Alles lassen, wie es ist und dieselbe Gewalt wieder herstellen, wie sie war zu den Zeiten des Kaisers, dann müßt Ihr zum andern Male das Ehebette beschreiten. Denn zur Gewalt gehört ein Herr, und an stattlichen Freiern gebricht's nicht."

„Davon schweigt mir ein für alle Mal still, Welf! Ihr wißt, daß ich das nicht will. Ich habe es Euch und Andern oft genug gesagt, daß ich meine Kinder nicht schädigen und das Angedenken meines Eheherrn nicht verunglimpfen will, zudem ich nicht weiß, ob er todt ist."

„Dann," erwiederte Welf (der ja wohl gewußt hatte, daß diese Antwort erfolgen werde), „dann bleibt Euer Gnaden nur noch der andere Weg, davon ich bisher noch niemals gesprochen und davon ich auch zu dieser Stunde noch nicht gerne reden möchte, denn es möchte fast scheinen, als beruhet mein Rath auf eigennütziger Absicht. So aber Euer Gnaden befehlen —"

„Laßt das Präambel nur und sprecht."

Digitized by Google

„Euer Gnaden befiehlt. Der treue Welf wird gehorchen, auch wenn er neue Verdächtigungen zu befürchten hätte. Seht, wie es ist, so kann es nicht bleiben. Kein Mensch weiß, woran er hält. Wir sind doch Euer Gnaden Verwalter, und man sollte doch meinen, wir müßten es sein, die zu befehlen hätten auf den Gütern, die unserer Obsorge vertraut sind. Denn wir sind doch Euer Gnaden Vertrauensmänner, und auf uns ruht der Abglanz Euerer erhabenen Herrschaft. Aber nein, bald kommt Der und bald kommt Jener von Euer Gnaden Herrn Söhnen und redet dazwischen, und da es ihrer fünf sind, und Jeder anders redet als die Anderen, dieweil sie verschiedenen Sinnes und Gemüths sind, so wird der Wirrwarr immer ärger, und dann kommen auch noch Euer Gnaden Haus- und Hofbeamte und Reichskammer- und Reichshof-Räthe, und die treiben's noch schlimmer. Sie befehlen durcheinander heute das und morgen jenes; und wenn wir ihnen folgen wollten, dann müßten wir im Wasser pflügen und auf dem Lande fischen, im Frühjahr ernten und im Herbste die Pflanzen aussetzen. Es sind Gelehrte und verstehen nichts von der Wirthschaft. Aber als Gelehrte bilden sie sich ein, Alles zu verstehen, und werden boshaft, wenn wir ihren Befehlen nicht folgen, weil sie wider die Natur gehen. Dann halten sie Das, was die pure und blanke Unmöglichkeit ist, für boshaftige Widersetzlichkeit und wiegeln uns auch noch die Bauern und Taglöhner auf, daß sie gegen uns rebelliren. Und auf jedem Gut geht es zu, wie in einem Bienenstock, darin kein Weisel ist und darin ein böser Junge mit einem Stock bohrt. Da ist ein Summen und Brummen, ein Sturm und Drang, aber an's Honigmachen denkt Keiner."

„Ich wenigstens bekomme schon lange keinen mehr zu sehen," schaltete Frau Reich ein.

„Drum eben, Gnaden, ist es nöthig, daß jeder Stock einen Weisel habe, und wer wäre besser dazu, als Euer Gnaden allerunterthänigste und treugehorsamste Knechte, wir die Verwalter? Wir mühen uns nun schon so lange in Euer Gnaden Dienst und können nichts ausrichten, weil uns Arme und Beine gebunden sind und weil Keiner von uns weiß, wie lange er noch sitzen wird auf seinem Gute; denn Euer hoher Gemahl hielt uns immer nur gleich Zeitpächtern oder entlaßbaren Beamten. Wir können es aber nicht länger so aushalten, und Euer Gnaden noch viel weniger. Wir haben unser

Digitized by Google

eigenes Vermögen zusetzen müssen und dabei doch Euer Gnaden nichts abliefern können. Euer Palast ist in Verfall, Eurer Dienerschaft Löhnung stockt und Euere Söhne, die sich unbehaglich fühlen, gehen auf Abenteuer in ferne und fremde Länder. Das muß anders werden. Deshalb schlagen wir Euer Gnaden in aller Ehrfurcht vor: Machet uns zu erblichen Pächtern. Dann wissen wir, woran wir sind; dann können wir die Güter gehörig in Bau und Besserung halten, dann arbeiten unsere Kinder eifrig mit, weil sie wissen, sie haben auch was davon; dann können wir Euer Gnaden Pacht und Zins auf Tag und Stunde liefern; dann könnet Ihr wieder Euere getreuen Diener lohnen; Euer Palast erhebt sich im früheren Glanze; Eure Söhne kehren zurück zum häuslichen Heerde; sie sind gemachte Männer und kann sich ein Jeder von ihnen umschauen nach einer tüchtigen Hausfrau. Sie haben dann Alles, was sie wünschen, zu Hause in Hülle und Fülle und werden auch uns nicht mehr drein reden. Auch mit Eueren Haus- und Hofbeamten werden wir keinen Streit mehr haben, weil dann Alles seinen festen und geweisten Weg hat. Und die Gutsleute, die Bauern und die Tagelöhner werden auch wissen, woran sie sind. Sie werden auch ein Jeder auf ein Festes gesetzt werden und wenn sie rebelliren, dann können wir sie legen. Und das Alles zusammen genommen, das ist die germanische Libertät, davon ich Euer Gnaden zu Anfang gesprochen."

„Ich kann mich nicht entsinnen," sagte Frau Reich halblaut in sich hinein, „dies ausländische Wort zur Zeit meines hohen Gemahls jemals vernommen zu haben. Deshalb gefällt mir es nicht, was gut ist, läßt sich auf deutsch auch sagen."

Deshalb hub der vielgewandte und redekundige Welf von Neuem an zu sprechen: „Auch der Oberpriester, dessen weiser Rath Euer Gnaden in Gewissenssachen stets so willkommen, meint, dies sei der einzige Weg, auf welchem zu helfen. Wir haben ihm unsern Plan vorgelegt und er hat demselben seinen heiligen Segen — —"

Da wurde Frau Reich wild. Sie sprang auf und rasselte mit dem Schlüsselbund, und das klang, als seien es Schwerter, und sie rief mit mächtiger Stimme: „So also treibt Ihr's wieder, Ihr ungetreuen Knechte! Ehe Ihr mir Eure Sache antragt, macht Ihr Euer Kuddel-Muddel mit dem Oberpriester? Wartet, ich will Euch! Allen Respect vor dem Oberpriester und seinem weisen Rath in geistlichen Dingen, aber in weltlichen Angelegenheiten trau' ich

Digitized by Google

ihm nicht, und namentlich dann nicht, wenn Ihr Euch auf seinen Rath beruft. Denn mein hoher Gemahl hat mir oft gesagt, der Priester und Ihr hättet immer Euer heimliches Gemansch miteinander und ihm dadurch schon oft das Leben sauer gemacht. Ich habe genug für heute, ich will mir die Sache überlegen. Ihr seid entlassen."

Aber Welf und Genossen erreichten später dennoch ihre Zwecke. Hatten sie früher nichts an Frau Reich geliefert, so lieferten sie jetzt erst recht gar nichts. Die Noth wuchs. Die Söhne ließen nichts von sich hören. Böse Feinde und Nachbarn benutzten der Wittwe Noth und Bedrängniß, und endlich spielte man ihr ein Aktenstück in die Hand, damit man sie vollends herum kriegte. Es enthielt ein Testament des Herrn Kaiser, zwar war es nur eine Abschrift, aber man wußte der Wittwe glauben zu machen, sie sei richtig, und nannte sie die goldene Bulle, dieweil man das Pergament in eine prachtvolle Kapsel gesteckt hatte.

Auch hatte sie selbst oft von ihrem hohen Gemahl sagen hören, bei den Fährlichkeiten und den Wechselfällen, welchen sein Dasein und Wirken unterworfen, habe er es nöthig erachtet, bei Zeiten seinen letzten Willen aufsetzen zu lassen, darinnen geschrieben stehe, wie es gehalten werden solle bei einem unverhofften frühzeitigen Tode.

Frau Reich hatte nach dem Verschwinden des Kaisers alle Ecken und Enden durchsuchen und alle Menschen befragen lassen nach dieser Willensordnung. Aber sie fand sich nirgends, und so glaubte man endlich, der Kaiser habe sie bei sich getragen auf seiner Fahrt nach dem Gnaden spendenden Bilde im Osten, und sie sei dort mit ihm verschwunden.

Und die Frau Reich, welche nichts sehnlicher wünschte, als zu wissen, was ihr hoher Gemahl letztwillig verordnet, glaubte was sie wünschte. Sie hielt die goldene Bulle für eine richtige Abschrift, obwohl sie falsch war, wie sich dies hernachmals ergeben.

In der goldenen Bulle aber stand geschrieben: Bei sothanen Zeitumständen, wo das Ganze mit Gift, so die Zwietracht als eine Schlange in dessen Zweige und Gliedmaßen gegossen, veruneiniget, die Säulen, darauf solches geruhet, zerschlagen seien und der ganze Bau sich zum Falle gerichtet und geneiget habe*), bleibe nichts übrig,

*) Aurea bulla Caroli IV., initio.

als sich den Verwaltern in die Arme zu werfen u. s. w. Kurz, es war mit viel schönen Worten Alles gesagt, wie es den Verwaltern paßte.

Und die gute Frau Reich ließ sich täuschen und that, wie die Verwalter wollten, und wie geschrieben stand in dem falschen Testamente.

V.

Von dem Großknechte.

Daß es danach der Frau Reich nur noch schlechter gegangen, als zuvor, das läßt sich leicht errathen. Denn so sie von den erblich gewordenen Verwaltern etwas verlangte, dann hieß es: „Was will denn das alte Weib noch, die hat nichts mehr zu suchen auf Erden. Man meint schier, sie wäre zu geizig, sich begraben zu lassen."

So man aber daraus schließen wollte, den Verwaltern sei es darum um so besser gegangen, da irrt man sehr. Denn Untreue schlägt ihren Herrn. Das mußte auch der Priester erfahren; und zwar der zu allererst! Denn kaum hatte er den Verwaltern geholfen, die rechtmäßige Herrschaft abzuschütteln, so schüttelten die Verwalter auch ihn ab. Sie wiesen ihm die Thür und nahmen einen neuen Glauben an. Dazu nahmen sie ihm auch Hab' und Gut und ängstigten seine Anhänger.

Das Schlimmste aber, was sie thaten — und das führte zu ihrem Ruine — das war, daß sie untereinander Streit anfingen und daß sie die Güter immer mehr zertheilten; und darüber, daß sie das gemeine Wesen immer mehr vergaßen, wurden ihre Nachbarn immer mächtiger, und so Einer einen Acker an der Grenze hinlaufen hatte, da ackerte davon der böse Nachbar eine Furche nach der andern ab. Und wenn der Acker anfangs auch so schön und breit war, wie ein Betttuch oder ein Tischtuch, es dauerte nicht lange, dann war er so schmal wie ein Handtuch.

Die Verwalter, jetzt Erbpächter und Erblehnträger wirthschafteten mit den Gütern, als wenn es keinen Ober-Eigenthümer und Lehnsherren mehr gäbe. So viel Kinder Einer hatte, in so viel Stücke zerschlug er das Reichs-Gut und theilte es unter dieselben. So wurde die Zahl der Erbbeständer immer größer, aber der Besitz

Digitized by Google

des Einzelnen immer kleiner, und das geschah zumeist im Süden und Westen, wo doch der gefährlichste Nachbar lauerte.

Aber auch untereinander konnten sich die ehemaligen Verwalter nicht vertragen. Jeder fing mit dem Andern Grenzstreitigkeiten an, welche mit den blutigsten Raufereien endigten. Jeder legte auf Weg und Steg, Land- und Wasserstraße schwere Zölle und Abgaben, so Alle entrichten mußten, die daher kamen. Dabei ließ er aber doch die Straße so in Verfall kommen, daß die Leute trotz ihrer Abgaben im Dreck stecken blieben. Wollten sie nun einen besseren und billigeren Weg ziehen, auch wenn's ein Umweg wäre, dann verbot es ihnen der Verwalter. Und thaten sie es doch, dann fiel er mit seinen Knechten über sie her und nahm ihnen zwar keinen Zoll ab, wohl aber Alles, so sie hatten. So kam Handel und Wandel in's Stocken, und was der Krieg den Leuten gelassen, das verzehrte auch im Frieden der häusliche Unfriede.

Die Bauern aber wurden zu Lasten, Robotten und Frohnden angehalten, ärger als ein Stück Vieh; und da sie sich das nicht wollten gefallen lassen, und sich auf Kaiser und Reich beriefen, so ihnen ihre Freiheit gewährleistet, da sagte man ihnen, der Kaiser sei todt und das Reich schwach, und sie sollten das Maul halten und thun, was sie geheißen würden. Das aber wollten die Bauern gar nicht glauben. Sie griffen zur Heugabel, zum Dreschflegel und zum Morgenstern. Aber es half ihnen nichts. Sie wurden blutig darnieder geworfen, geschlachtet, von Haus und Hof gejagt und zu Tagelöhnern gemacht, und die Verwalter nahmen Alles, sowohl was sie selbst von Kaiser und Reich zu Lehn trugen, als auch was die Bauern von ihnen zur Lehn trugen. In jenem Falle hatte der Lehnsherr keine Rechte, und in diesem hatte der Lehnsträger keine Rechte. Die Bauern meinten zwar, beide Fälle seien doch gleich und was in dem einen Rechtes sei, das müßte es in dem andern auch sein. Die Verwalter aber hatten sich fremde Rechtsgelehrte kommen lassen. Die bewiesen das Gegentheil, denn sie konnten Alles beweisen, auch konnte sie kein deutscher Mann widerlegen, dieweil sie in fremden Zungen sprachen, so die Lebenden nicht mehr verstanden.

Aus allen diesem Elende erschallten Hilferufe nach Kaiser und Reich. Allein der Kaiser war fort und das Reich ohne Gewalt, und wer helfen konnte, der wollte nicht; und wer wollte, der konnte

Digitized by Google

nicht. Und das Elend wurde immer größer, damit man es aber nicht merken sollte, nannten es die römischen Doktoren und Magister mit einem fremdländischen Worte, das hieß Interregnum. Man merkte es aber doch, daß es schlecht war.

Auf's Letzte schrieen die Verwalter selbst um Abhülfe, denn auch sie konnten's nicht mehr aushalten. Sie verlangten, Frau Reich solle wieder heirathen, sie empfahlen ihr allerhand fremdländische Freier. Allein Frau Reich wollte überhaupt nicht heirathen und insbesondere keinen Welschen. Solide inländische Freier fanden sich aber nicht viel mehr, denn die Frau Reich war arm geworden, und ganz jung war sie auch nicht mehr.

Es lebte nun dazumal auf Schweizer Boden ein Großknecht, der war Ralf geheißen. Er hatte dort ein kleines Gut erworben, und weil er immer noch mehr dazu haben wollte, so nannte er's Habsburg. Der war ein kluger Mann, und manch' Einer erholte sich Raths bei ihm, auch manch' einer von den Verwaltern der von Kaiser und Reich herrührenden Güter. Da kamen schließlich die Herren Verwalter auf den absonderlichen Einfall, den Ralf von Habsburg an ihre Spitze zu stellen, und das ging so zu:

Daß es so nicht mehr fortging, das sah Jeder ein, und auch die Verwalter wollten Jemand, der dem äußeren Unfrieden wehrte, damit sie desto ungestörter im Innern machen könnten, was sie wollten. Aber doch gönnte Keiner dem Andern das Amt des Obersten und gerade die Klügsten trauten sich selbst am Wenigsten die Kraft zu, Ordnung in diesen heillosen Wirrwarr zu bringen, sie dachten: Da ist ja der Ralf, der mag es probiren; ist ein geringer Mann; und wenn Der dabei umkommt, dann schad'ts nichts. Wir aber sind vornehme Leute.

Auch meinten sie, weil Ralf nur ein kleines Gut hat, so wird er uns nicht über den Kopf wachsen, auch ist er von niedriger Abkunft, und so wir ihn nun über Nacht zum vornehmen Mann machen, da wird er sich von uns leiten lassen sein Leben lang. Sie machten der Frau Reich Vorstellungen wegen des Ralf von Habsburg, sie möchte, wenn sie den absolut nicht heirathen wolle, ihn zum Generalverwalter machen und Frau Reich, die in ihren bedrängten Verhältnissen keinen eigenen Willen mehr hatte, that, wie ihr gerathen. Denn schlechter, dachte sie, kann's doch nicht werden.

Digitized by Google

Und Ralf bewährte sich als kluger und kräftiger Mann. Er that den schlimmsten Unfug ab und stiftete mancherlei Nutzen. Aber gleichwie er sein Gut vom Haben-wollen Habsburg getauft, so hatte er überhaupt den Wahlspruch: „Der edle Mensch denkt an sich selbst zuerst.“ Von der guten Frau Reich ließ er sich ein schönes Gut im Südosten schenken. Denn er sagte ihr: Da brechen die Türken ein, da muß ich Wache halten. Auch hatte er tapfere Söhne und schöne Töchter und wußte sie Alle gut zu verheirathen und dadurch viel Land zusammenzubringen. Und was so nicht zu kriegen war, das nahm er sich sonst wie, namentlich im Gebiete der Czechen, Kroaten, Slovenen und Wenden. Es dauerte nicht lange, da saßen er und seine Sippen zu Oberst auf der Bank der Verwalter, und der Großknecht war den stolzen Erbherren über die Köpfe gewachsen. Das kam: er war klüger.

Ralf Habsburger wußte durch Kunst und Kräuter den Gütern, die er durch Schenkung und Heirath und andere minder glimpfliche Mittel zusammenbrachte, absonderliche Privilegien*) zu verschaffen. Darnach sollten Frau Reich und deren Söhne in und auf diesen Gütern niemals etwas zu suchen noch zu holen haben; dagegen sollten diese und sämmtliche Verwalter, Pächter, Gutsleute, Bauern und Tagelöhner verpflichtet sein, diese Güter wieder Jedermännig-lich zu verdefendiren, als wären es ihre eigenen, und wenn Ralf sie selber vertheidigen wollte, dann sollten sie ihm dazu Geld und Mannschaft stellen. Denn Ralf hatte die Türken zu Nachbarn; die griffen ihn zuweilen an, und manchmal er auch sie, und sobald das geschah, dann mußten Alle aus Reich's Landen bezahlen und Sol-daten schicken. Denn es hieß, der Türk sei der Reichs- und Erb-feind der gemeinen Christenheit, und deshalb müßten Alle gegen ihn helfen. Meistens drehte sich aber doch der Streit nur um das Gut Hungaria, so der Habsburger auf eine sonderbare Art an sich ge-bracht, das aber mit Reich's Landen nichts zu schaffen hatte. Es würde allzu weitläufig sein, zu erzählen, wie es der kluge Habs-burger in Allem und Jedem so eingerichtet, daß das Nehmen immer auf seiner und das Geben immer auf Reich's Seiten gewesen.

*) Privilegium majus d. d. 17. Sept. 1156; privilegium Caroli V. d. d. 8. Sept. 1530. Das erstere ist erwiesener Maßen gefälscht, und das letztere beruft sich auf das erstere, auf das gefälschte, so daß das Ganze keine andere Basis hat, als Fälschung.

Digitized by Google

Darüber sind ja Bücher geschrieben von gelehrten Männern, so das besser verstehn, als ich. Nur so viel will ich noch sagen: Konnte er für sich was erwerben, dann kam es ihm auch nicht darauf an, von Reich's Landen was zu verschleudern.

Darob waren Frau Reich und ihre Söhne zuweilen sehr ungehalten über diesen Löwenvertrag; und selbst die Verwalter murrten und sagten: „Haben wir ihn darum zum Generalverwalter gesetzt, daß er sich aufbläset und kaiserliche Ehren und Würden beilegt und sich überhebet über uns, da er doch nur ist ein Großknecht und das Geschöpf unserer Laune; und sie wollten ihn gerne wieder abthun, sintemalen er ihren Erwartungen gar nicht entsprochen.

Aber der Gedanke mit dem Abthun kam erst, als es zu spät war. Denn Ralf war mächtiger worden, als sie Alle zusammen; und so sie ihn abgethan und Einen aus ihrer Mitte an seine Stelle gesetzt hätten, dann wäre Ralf kommen mit seinen wilden Völkerschaften, worunter auch die viel verschrieenen Rothmäntel, und hätte ihn auf das Haupt geschlagen und ihm sein Gut abgenommen, wie er das ja sogar zu unterschiedlichen Zeiten gethan mit der Frau Reich eigenen Söhnen, denen er Land abgenommen und abzunehmen versucht hat, wie ich Euch später noch erzählen werde, wenn ich auf jeden der Jungen zu sprechen komme.

Item, Ralf war zu mächtig. Und in der Regel genügte es schon, wenn er den Verwaltern sagte: „Wenn Ihr Euch nicht ruhig verhaltet, dann thue ich die Hand ab von Euch und bilde ein Reich für mich, darin die Sonne nicht untergeht, und überlasse Euch Eurem Schicksal. Statt Euch zu schützen, werde ich dann nur noch zusehen, daß Ihr von der richtigen Katze gefressen werdet, und daß auch für mich ein Brocken dabei abfällt".

Da schwiegen die Mäuslein mäuschenstill. Denn rechts lauerte der Türk und links der Franzos; und das waren beides gefährliche Katzen.

VI.

Vom Bankerott.

Der Kaiser war vergessen, Frau Reich verstoßen, und Ralf oben auf; und die Leute glaubten und schrieben es in dicken und gelehrten Büchern, so müsse es sein, so sei es von Ewigkeit her gewesen

Digitized by Google

und so müsse es bleiben bis an das Ende aller Dinge. Aber „es kann ja nicht ewig so bleiben hier unter dem wechselnden Mond". Es erhob sich in Europa ein mächtiges Donnerwetter. Der Blitz schlug ein in dem Lande Gallia; und da sich dort ein großer Zündstoff angehäuft, wozu alle Stände, Priester und Adel, Bürger und Bauer, jeder das Seinige zusammengeschleppt, so gab es ein mächtiges Feuer, so daß man bei finsterer Nacht lesen konnte, wie bei hellem Tage, und Manches offenbar wurde, was bis dahin verborgen geblieben. Und mit dem Feuer erhob sich ein mächtiger Sturmwind, der warf um, was wacklig war, und erniedrigte, was hoch, und erhöhete, was niedrig war. Es war ein Strafgericht Gottes; und es klopfte auch an Ralf's Hofburg, und er konnte nicht widerstehen; denn er war nicht mehr der kluge und schlagfertige Mann, wie ehedem, sondern war alt und kniffelig und verdrießlich geworden. Denn er hatte viel häuslichen Kummer, und seine wilden Völkerschaften, die er zusammengekoppelt, wollten nicht mit einander gutthun, und statt zu ziehen selband am gemeinsamen Wagen, schlugen sie hinten und vorne gegen einander aus. Sie waren wie Uhren; die sollten accurat gehen, eine, wie die andere; aber sie wollten nicht.

Da sprach Ralf: „Es ist Unglück über mich gekommen. Ich will mein Haupt strecken und der falschen Händel los sein. Ihr Herren Verwalter, ich will nicht mehr länger Generalverwalter sein. Jeder für sich und Gott für Alle; und Jeder ist sich selbst der Nächste. Ich habe Euch ja schon, als ich an's Regiment kam, gesagt, mein Wahlspruch sei: Der edle Mensch denkt an sich selbst zuerst. Und dann habe ich Euch zum Oftern im Voraus gesagt, es könne der Augenblick kommen, wo ich mich lossagen müsse von dem Reiche. Dieser Moment ist nun da. Ich ziehe mich in meine Ostmarken zurück. Sehet Ihr nur, was Ihr treibt und denket meiner in Lieb und in Treue."

Da ergossen sich wilde Kriegsvölker über die Reichs-Lande. Es wurden ausgesaugt Land und Leute; und die Verwalter wurden bestraft dafür, wie sie sich verhalten hatten wider das Reich, und daß ein Jeglicher nur an sich gedacht und vergessen hatte des gemeinen Wesens. Sie mußten bei dem fremden Eroberer Kriegs- und Knechtsdienste verrichten. Ja selbst der edeln Frau Reich eigene

Digitized by Google

Söhne und Enkel, die Söhne Frank, Bayer und Schwab, die Enkel Westphal und Obersachs, mußten sich ihm unterwerfen.

Ich könnte Euch viel erzählen von der Schmach und dem Elend selbiger Zeiten; sie dauerten lange. Aber endlich kam es, wie der edle Barde Ritter Heinrich von Kleist, der das Morgenroth nicht mehr erlebte, in finsterster Nacht prophezeit hat:

„Wir litten menschlich seit dem Tage
Da Cäsar bei uns eingerückt;
Wir rächten nicht die erste Plage
Mit Hohn auf uns herabgeschickt;
Wir übten nach der Götter Lehre
Uns viele Jahre im Verzeih'n;
Doch endlich drückt des Joches Schwere,
Und abgeschüttelt will es sein."

Und es ward abgeschüttelt. Der jüngste von den fünf Söhnen der guten Frau Reich, genannt Preuß, war auch von dem fremden Eroberer niedergeworfen und schwer geschädiget worden. Er hatte sich in das letzte seiner Güter, im äußersten Nordosten zurückgezogen und härmte sich ob seines Unfalls. Denn er war ein ehrliebender und tapferer Junge, gottesfürchtig zugleich und doch dreiste gegen die Menschen. Und insgeheim übte und rüstete er sich und dachte im Stillen: Der Tag der Abrechnung wird kommen.

Da traf den fremden Eroberer ein schweres Unglück. In nordischen Landen wurde er von einem furchtbaren Winter überfallen, der ihm die Nahrung abschnitt, also daß ihm Menschen und Vieh fielen vor Hunger und Kälte. Da dachten alle Unterdrückten: Das ist der Wink der Vorsehung. Und sie fielen selband über ihn her und prügelten seine Heerschaaren zum Land 'naus.

In Reich's Landen that's der junge Preuß. Die Verwalter hielten, so lange sie konnten, beim Feind aus. Und auch der alte Ralf kam erst gegen das Ende; und dann hielt er es nicht mit dem Preuß, sondern mit den Verwaltern.

Als nun das Joch der Fremdherrschaft abgeschüttelt war, da freute sich Allwelt und Jedermann dachte: „Das war eine schlimme Zeit, und wir haben schrecklich gelitten. Aber der Mensch muß durch Schaden klug werden. Wir sind allzumal Sünder und ermangeln des Ruhms vor Gott und den Menschen. Und darum wollen wir Buße thun durch Besserung. Denn wir haben gesehen, wohin es kommt, wenn Jeder nur an sich denkt; und Jeder nur nehmen will,

Digitized by Google

und Keiner was geben; nur befehlen, aber nicht gehorchen; wo Keiner was beitragen will zur Erhaltung des gemeinsamen Daches, worunter wir wohnen, so lange bis es alt wird und morsch und zusammenbricht über unseren Häuptern, um uns unter seinen Trümmern zu begraben; wo Keiner was thun will zur Erhaltung der schützenden Deiche und Dämme, so lange bis sie das Wasser durchbricht und unser Land überschwemmt, daß wir Alle elendiglich versaufen. Darum wollen wir in Zukunft, auf daß wir nicht wieder ein Gleiches erfahren, unsere Schuldigkeit thun gegen das gemeine Wesen. Wir wollen unsere gute alte Frau Reich wieder einsetzen in ihre alten Ehren und Würden; und wir Alle wollen ihr wieder erstatten, was wir ihr genommen, und ihr Alles geben, was ihr von Rechtswegen zukommt. Auch wollen wir einen Kaiser küren aus der Mitte ihrer edlen Söhne; und wenn dem die Verwalter nicht gehorchen, dann soll sie der — —".

So sprachen sie dazumal Alle; aber Etzliche *dachten* im Grunde des Herzens anders: und es wurden Derer, die anders dachten, immer mehr; und als ihrer Viele waren, da *sprachen* sie auch anders. Denn als sie wußten, es waren ihrer Viele, da hatten sie Muth und begehrten sie auf; und den Andern, und absonderlich Denen, welche am Lautsten geschrieen, fiel das Herz in die Hosen. Und die Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert.

Die Verwalter hatten sich schwer an der guten Frau Reich versündigt; und es wird ja Keinem von uns leicht, seine Missethat öffentlich zu bekennen. Und mit dem Wiedererstatten Alles Dessen, so man ihr mit Unrecht genommen, das war auch eine schwierige Sache. Denn Mancher Derer, so ihr's genommen, war längst unter der Erde. Die aber noch am Leben waren, die hatten's auch nicht mehr Alle. Denn es waren stürmische Zeiten gewesen und der Besitz hatte vielfach gewechselt. Der dritte Besitzer aber dachte gar nicht an Wiedererstattung. „Ich", sagte er, „ich habe der Frau Reich nichts genommen; ich habe das ehrlich erworben, von Dem und Dem; kostet mich so und so viel, Hand muß Hand wahren, und wo Frau Reich ihren Glauben verloren hat, da mag sie ihn wieder finden; sie muß zurückfordern von Dem, der es ihr hat genommen". Und so ward aus der Wiedererstattung nichts.

Auch einen Kaiser küren thaten sie nicht. Denn ihrer waren zu viele; und Jeder wollte es selber werden, er mochte auch noch so

Digitized by Google

klein sein. Auch mischten sich böse Nachbarn ein und hetzten den Einen wider den Andern. Und sie waren nicht unter einen Hut zu bringen. Der alte Ralf war ihnen zu alt und der junge Preuß war ihnen zu jung zum Kaiser; und der Wirrwarr wurde immer größer, und Keiner wußte, was daraus sollte werden.

Endlich aber war doch wieder Ralf der Klügste. Er streckte seine Arme aus nach allen Seiten. Er machte Geschäfte mit den Polen auf der einen und den Russen auf der anderen Seite. Hier spielte er mit in Rumänien und Serbien und dort in der Türkei. Das Land Italia hatte er unter seinem Griff; denn er schützte die dortigen Verwalter vor ihren Leuten; und die Reichslande hatte er ja auch unter seinem Griff gehabt. Er hatte sie ja nur deshalb losgelassen, weil Feuersbrunst, Wind und Wetter ihn dazu gezwungen. Warum sollte er also nicht wieder zugreifen? Und sein Plan war gemacht:

Er versammelte die Verwalter um sich und sprach: „So kann es nicht bleiben. Ordnung muß sein. Die alte Bettlerin Reich läuft überall herum und schilt wider uns. Die Leute sind noch aufgeregt von dem Kampfe wider die Fremdherrschaft. Ihr wißt ja, was sie damals geplant haben, von Wiederaufrichtung von Kaiser und Reich. Nun helfen sie der alten Frau schimpfen; und das Geschrei wird immer lauter. Es kann gefährlich werden. War doch kürzlich ein Haufen jung, frech und verwogen Volk zusammengeströmt in Thüringen auf der Wartburg, haben Kaiser und Reich hoch leben lassen und uns ein Pereat gebracht, und haben ihr Brüllen mit Waffenklirren begleitet. Wer weiß was geschieht, wenn man das weiter so gehn läßt.

Da sprach Einer von den Verwaltern: „Ralf, so werde Du wieder General-Director und Ober-Administrator der Reichs-Lande".

Und er antwortete drauf: „Kinder, das geht nicht. Ich habe einmal mein Mandat in die Hände der alten Frau zurückgegeben. Ein neues wird sie mir nicht wieder ausstellen. Denn sie ist aufrührerisch gemacht und schreit, sie wolle wieder zu ihrer Sach' kommen. Lieber beißt sie sich die Schreibefinger ab, als daß sie was für mich unterschreibt. Wir müssen ihr daher auf einem anderen Wege beizukommen suchen. Wie Ihr wißt, hat sie Schulden. Früher hat sie solche machen müssen, um zu leben. Später aber ist der Krieg gekommen, und da sind sie noch beträchtlich gewachsen. Einige

Digitized by Google

von uns sind selbst Gläubiger Bezahlen thut sie schon längst keinem Menschen mehr. Verkaufen kann sie auch nichts. Denn ihr Grundeigenthum ist unveräußerlicher und untheilbarer Familien-Besitz von Alters her. Erklären wir nun die Frau Reich für bankerott und legen wir ihre Güter unter Sequester; natürlich — das versteht sich von selbst und so werden wir auch sagen — nicht in unserem Interesse, sondern in demjenigen ihrer Gläubiger, damit deren Forderungen getilgt werden, und im Interesse der Söhne und Enkel der Frau Reich, damit sie nach vollendeter Schuldentilgung die Güter frei erhalten. Wir schicken also Abgesandte, welche zusammentreten als Sequester-Commission. Mein Gesandter übernimmt den Vorsitz. Ich habe schon für ein Local gesorgt. Es ist ein altes Haus in Frankfurt am Main in der Eschenheimer Gasse. Im unteren Stock ist Alles gehörig mit eisernen Gittern verwahrt. Da können wir der Alten ihren Wittwensitz anweisen und sie hübsch unter Verschluß halten, auf daß sie nicht länger im Lande herum vagirt und uns die Leute rebellisch macht. Es ist immer noch ein schöner Besitz, den die Frau hat, und die Sequester-Commission wird auch nicht darben. Auch lebt es sich recht plaisirlich in Frankfurt."

Und alle stimmten Dem bei, was der weise Ralf hatte gesprochen. Die Sequester-Commission trat zusammen. Sie nannte sich der „Alte Bund", weil sie stark war im Berechnen von Zinsen und Zinseszinsen. Frau Reich wurde in ihren Wittwensitz eingesetzt und konnte nicht wieder heraus. Dann wurde es verboten, von Kaiser und Reich noch zu sprechen, obgleich kurz vorher, während des Kampfes wider die Fremdherrschaft, noch Jedermann davon gesprochen, und ein edler Barde Ritter Max von Schenckendorf gesungen hatte:

„Wir woll'n den Eid nicht brechen,
Nicht Buben werden gleich,
Wollen streiten und woll'n sprechen
Für Kaiser und für Reich!"

Allewelt hatte ja mitgesungen. Das war damals; aber jetzt war's schon anders. Wer jetzt noch so sung, der ward in den Kerker geworfen. Vor Allem die jungen Herren, die auf der Wartburg gepfiffen. Denn das Sprüchwort sagt: „Den Vogel, der zu früh pfeift, den frißt die Katz'". Wer die drei Farben trug, so man damals irrthümlicherweise für die Leibfarben der Frau Reich

Digitized by Google

hielt, der wurde zum Tode verurtheilt. Waren es aber vornehme Personen, welche sich ähnlicher Velleitäten schuldig machten, da wurde natürlich einige Rücksicht genommen. Man transportirte sie nach Karlsbad und überlieferte sie zur thierärztlichen Behandlung an den General-Bad-Director Fürst Freßmernich, der zugleich auch General-Feuerlöschanstalts-Chef für ganz Europa war. Der aber ließ ihnen von seinem Badeknecht — er schrieb sich Fritze Jentz — so viel Karlsbader Wasser einschütten, daß ihnen die Kinnbacken knackten und alle Gelüste vergingen.

Die gute Frau Reich aber saß derweil in ihrem Wittwensitze, hinter Schloß und Riegel und eisernen Gittern. Sie ballte die Fäuste nach Oben. Denn dort saß ja der „Alte Bund" und liquidirte, calculirte, sequestrirte, conferirte, revidirte, referirte, distribuirte, expedirte, correspondirte, votirte, dictaminirte und inquirirte. Meistens aber schlief er, was man „Bundesferien" nannte; und dann betrug er sich gut.

Und Frau Reich sprach: „Es müßte keinen Gott mehr im Himmel geben, so ich nicht aus meiner Knechtschaft erlöst und an Euch gerächt würde, und besonders an dem Ralf, den ich aus dem Staub erhoben, und der mir's so herrlich gedankt hat. Zwar habe ich die Hoffnung aufgegeben, meinen hohen Gemahl jemals wieder zu sehen. Aber ich rechne auf meine Söhne, besonders auf Preuß, meinen Jüngsten. Ist er auch jetzt vielleicht noch zu schwach, so wird seine Zeit doch kommen. Denn er hat das blaue Auge und den blonden wehenden Bart meines Alten. Ich erharre meine Zeit!" — — —

Und nun muß ich Euch erzählen von der guten Frau Reich Söhnen und Enkeln, was ich bisher schon zu lange verabsäumt.

VII.

Vom Sohne Frank.

Der Aelteste, Frank, war ein talentvoller prächtiger Junge, und seine Mutter hoffte viel Gutes an ihm zu erleben und Ersatz zu finden für den herben Verlust des hohen Gemahles. Denn Frank glich am Meisten in Wuchs und Haltung, in Mienenspiel und Gesichtszügen seinem seligen Vater; nur hatte er statt blonder, braune Haare und statt der blauen, schwarze Augen. In der Schule machte er schon prachtvolle Gedichte; und kaum war er derselben entwachsen,

Digitized by Google

da brachte er den Damen schon die schönsten Serenaden; im Tanzen und Singen, im Reiten und Fechten that es ihm Keiner zuvor. Alles faßte er mit einem wahren Feuereifer an, aber leider dauerte es damit in der Regel nicht lange. Wenn ihm seine Mutter ein neues Schmetterlings-Netz kaufte, dann war er drei Tage lang von Morgens früh bis zum Sinken der Sonne hinter den Schmetterlingen her; aber am dritten Tage stand das Netz in der Ecke, die mit so viel Eifer gefangenen und aufgespannten Schmetterlinge wurden keines Blickes mehr gewürdigt; und Jung-Frank packte von Neuem irgend eine andere Sache wieder mit eben so viel Eifer an, um sie dann mit noch viel größerem Unbestand alsbald wieder im Stiche zu lassen. Und bei Alledem war er doch ein so lieber Junge. Er eroberte alle Herzen im Flug, aber nicht auf lange Zeit. Denn wenn es auch im Anfange der Bekanntschaft hieß: „Das ist ein Prachtkerl! Der hat das Herz auf dem richtigen Flecke, — und diese unverwüstliche Natur! Immer vorn und immer bei der Hand, zu Schimpf und Glimpf, zur Liebe und zum Kampf!" so dauerte es kaum vier Wochen, dann hieß es anders: „Es ist nicht Alles Gold, was glänzt. Hinter den schönen Worten steckt oft wenig Gehalt. Der Leichtsinn ist größer, als die Bravour; der Eifer größer, als die Nachhaltigkeit. Was hilft alles Talent, was alle Gunst und alle Gaben des Himmels, ohne die ernste Fähigkeit und Absicht, reellen Gebrauch davon zu machen? Was thue ich mit einem Helden, der seine glorreiche Laufbahn im Stiche läßt, sobald ihm irgend eine beliebige Schürze in den Weg kommt?" So verlor Frank seinen Credit nicht ohne eigenes Verschulden. Seine gute Mutter sah das Alles mit besorgten Blicken. Sie glaubte, es sei am Besten geholfen, wenn sie ihn verheirathe. An guten Partien konnte es nicht fehlen. Wenn auch die erste frische Blüthe der Jugend fort war, so war doch Frank immer noch ein stattlicher schöner Herr von großen Gnaden und Gaben des Geistes und des Körpers. Mutter Reich redete ihm daher ernstlich in das Gewissen, abzuthun das wüste Junggesellenthum und sich ein sittig und ehrsam Ehegespons zu nehmen, daran auch sie, die Mutter, Trost und Geheugniß habe in älteren Tagen. Aber je dringlicher die Mutter ward, deß obstinater wurde der Sohn Frank; und als er endlich sich ihres Zuredens nicht mehr erwehren konnte, da packte er auf und ging nach Paris, wohin ihn ohnedies seine Vergnügungssucht und Ambition

Digitized by Google

trieb. Zuweilen schrieb er von dort, daß er sich „kostbar amüsire". Daß es kostbar sei, das glaubte Mutter Reich gerne; denn kaum vermochte sie das Geld zu erschwingen, das der theure Sohn in wachsendem Maße verlangte. Mit der Zeit wurden seine Briefe seltener; und immer mehr waren sie vermengt mit wälschen Brocken, so daß Frau Reich, welche nur ihre deutsche Muttersprache kannte, sie gar nicht mehr verstand; und als es mit dem Geldvorthum immer ärger ward, da machte endlich Frau Reich die Truhe zu, und Herr Frank mußte wieder heimwärts ziehen. Der vormals schöne junge Mann kam zurück. Er war zwar nur zwei Jahre älter geworden. Aber schön war er nicht mehr allzusehr. Er glich einem abgetakelten Schiffe. Arm im Beutel, krank im Herzen schleppt er seine langen Tage. Er hatte falsche Zähne im Munde und falsche Haare auf dem Kopfe, was man dazumal eine „Barrucke" nannte. Auch gab es damals mißgünstige Spötter, die behaupteten gar, auch seine ächte, von Natur gewachsene Nase habe er, gleichwie seine Waden und sein Geld, in Paris zurückgelassen, und die Nase, so er jetzt trage, sei ebenfalls falsch und künstlich angemacht. (Von solchen bösen Nachreden aber darf man immer nur die Hälfte glauben. So sagte wenigstens der edle König Ernestus Augustus von Cumberland, als ihm ein züchtiges Hoffräulein klagte, ein Cavalier habe sie zweier unehelicher Kinder geziehen.) Wahr ist es dagegen, daß Frank eine böse, seine Manneskraft schwer beeinträchtigende Krankheit von Paris mitbrachte, so man „Rheinbund" nannte. Solche Krankheit theilte sich auch mehr oder weniger seinen Brüdern Schwab, Bayer und Sachs mit; nur nicht dem jüngsten, dem Preuß; vielmehr war es dieser vielverlästerte Nestputch, der seine älteren Brüder nachmalen von solcher Krankheit kurirte, wie ich späterhin noch Alles klärlich und wahrhaftig schildern werde. Es giebt junge Menschen, so nicht erwarten können, daß Vater und Mutter die Augen zuthun, und ihnen so ihr älterlich Erbtheil zufalle auf natürlichem Wege. Ein solch' junger Vergnügling verschachert seine Erbschaft im Voraus, bei lebendigem Leibe der Eltern, an Gurgelabschneider, und vergeudet den ärmlichen Ersatz, so ihm Wucherer für sein reiches älterliches Erbtheil gegeben, im Rausch und im Galopp mit falschen Freunden und diebischen Dirnen. Gleich einem solchen hatte Franck sein Erbtheil und seine Jugend übel verthan; und was er an Erfahrung gewonnen, das hatte er an Kraft vier-

Digitized by Google

fach verloren. Er war zwar immer noch ein feiner und vornehmer Herr; aber doch eigentlich nur noch so das, was man einen alten „Jungen-Herrn“ nennt; er wollte noch jung sein und war doch alt; und das Mark war aus den Knochen, und sein Dasein war wirr und zerklüftet. Sein Geist war ein Schiff ohne Steuer, und seine Seele ein Kreis ohne Mittelpunkt, und die, so bisher seine Knechte waren, theilten sich in seine Habe und wurden die Herren. Er hatte die Hoffnung der Mutter betrogen.

VIII.

Vom Sohne Schwab.

Etwas besser ging's mit dem zweiten Sohn, so benamset war: Schwab. Aber gut ging's mit Dem doch eigentlich auch nicht. Denn allemal ist es schlimm, wenn den Jungen der Vater zu früh wegstirbt; und die Wittweiber-Wirthschaft, die taugt für Erziehung der Knaben nicht. Schwab liebte von Jugend auf das Grübeln. Wenn Frank umherschweifte, Alle liebkosend und von Allen geliebkost, dann lachte ihn Schwab, der nur zwei Jahre jünger war, aus. „Dieser tolle Frank,“ sagte Schwab, „läßt sich so oft die Hände küssen, daß nichts mehr übrig bleibt, als ein Paar Arme, die vorn abgeleckt sind, wie ein Paar abgängige Spargeln, so von der Tafel kommen; ich will es klüger machen und mich und mein' Sach' zu Rathe halten.“ Wenn Frank den Schmetterlingen nachjagte oder phantastische Dinge trieb, dann saß Schwab in dem Schmollwinkel, der sein Lieblingsplätzchen war und sagte: „Daß Di das Mäusle beiß, treibt der Kerle wieder Narrethei!“ Während das ganze Wesen des älteren Bruders vorwiegend auf Aeußerlichkeit hinauslief, wandte sich Schwab nach Innen, aber auch mehr als gut ist. Hätte man aus beiden Brüdern den richtigen mittleren Durchschnitt ziehen können, dann wäre der wahre Mensch herausgekommen. Wie Frank an Leichtsinn und Leichtlebigkeit, so krankte Schwab an Eigensinn und Schwerlebigkeit. Trotzdem war er ein geschickter und anstelliger Bursche. Er ging zuweilen hinaus in die Welt und machte dort große und glückliche Geschäfte. Aber auf die Dauer litt es ihn dort doch nicht. Er kehrte immer wieder in seinen Schmollwinkel zurück zwischen dem Schwarzwald und der Rauhen Alp, den man Kleinschwaben nennt oder auch Wüschtebergk; und je älter

Digitized by Google

Schwab ward, desto schwerer wurde es ihm, sich von diesem Winkel zu trennen; aber von dem Stillsitzen wurde er leberkrank und griesgrämig. In Folge seiner Unverträglichkeit hatte er beständig Streit mit seinen Nachbarn; die Letzteren thaten sich einmal zusammen, jagten ihn von Haus und Hof und verkauften sein ganzes Gut an den Ralf Habsburger. Das war Anno 1520. Durch Zähigkeit und List wußte er sich später wieder in Besitz zu setzen; allein ein Beweis seiner Verschrobenheit war es, daß, als später mit Schwab's jüngerem Bruder, Preuß, mit dem sich Schwab zu einem sehr einträglichen Handelsgeschäfte vereinigt hatte, besagter Ralf Habsburger einen Streit über die Erbschaft des Gutes „Meerumschlungen-Stammverwandt" anfing, derselbe keinen eifrigeren Beistand hatte, als Bruder Schwab. Gegen seinen eigenen Bruder und Handelsgesellschafter ergriff er Partei für den Mann, der ihm 1520 Haus und Hof genommen. Das und Anderes mehr hatte aber seine Ursache darin, daß Schwab sich stets einbildete, er sei klüger als alle andere Leute. In Folge dessen hielt er sich für verpflichtet, immer etwas ganz Apartes zu thun und gewöhnlich das Gegentheil von anderen vernünftigen Leuten. Wenn seine Handelsgesellschafter mit einander etwas berathen wollten, dann ging er nicht herbei; und wenn sie dann die Sache ohne ihn abmachen mußten, dann führte er die bitterste Beschwerde, die machten Alles ohne ihn ab, und er wolle in Zukunft gar nicht mehr mit machen. Oft sogar drohete er, er wolle die Geschäftsgeheimnisse an einen mächtigen und gefährlichen Concurrenten in Frankreich verrathen. Da sagte ihm einmal Bruder Preuß: „Lieber Schwab, Du bist doch wirklich ein recht alberner Kerl mit dieser Drohung. Kennst Du denn nicht das Sprichwort: „Wer sich die Nase abschneidet, der verschimpfiret sich selbst das Gesicht?" Darob ergrimmte Schwab und behauptete, er habe eine ganz aparte Sorte Nase und eine ganz aparte Sorte Gesicht; auf diese Nase und dieses Gesicht erleide Alles, was von anderen Nasen und Gesichtern gelte, nicht die allergeringste Anwendung; und wer nicht in dem Winkel zwischen der Rauhen Alp und dem Schwarzwalde geboren sei, und wer nicht die dort ebenfalls geborenen großen Philosophen Schellinger und Hegelinger studirt habe, der sei völlig unfähig, über seine (Schwab's) erlauchte Person und erhabene Natur zu urtheilen. Und als Preuß dazu lachte, warf ihm Schwab vor, es sei mit seiner Herkunft nicht

Digitized by Google

richtig, wie ja schon daraus hervorgehe, daß er erst nach seines Vaters Tode im Lande der Wenden und Slaven das Licht erblickt, wie das Alles der ebenfalls in dem Winkel zwischen der Rauhen Alp und dem Schwarzwalde geborene große Zöllner und Schriftgelehrte Moriz Kohl dargethan habe in einem Werke von solchem Umfange, daß bis jetzt noch kein sterblicher Mensch, außer Moriz Kohl selber, im Stande gewesen sei, solches zu lesen; gleichwie vormals Niemand, als der Eigenthümer, habe spannen können die Armbrust des edlen Dulders Odysseus; so erzählt uns Homeros. Wer sich auf Zänkereien mit ihm einließ, der wurde mit Schwab nicht fertig. Seine gute Mutter sagte oft, an dem Jungen ist ein Advocat und ein Pastor zugleich verdorben gegangen. Denn er war zugleich ein so streitbarer als gelehrter Theologe, und wer etwa geleugnet hätte, daß er, Schwab, nicht so genau, als wenn er sie gezählt hätte, wisse, wie viel Haare in des Teufels Schwanz seien, der hätt' es auf ewig mit ihm verdorben. Das ganze Jenseits (mitinbegriffen die höhere und niedere Geisterwelt) kannte er so genau, als wär's sein eigener Hosensack. Er hielt sich nämlich zur Erfahrung des Jenseits ein altes Weib, das er die „Seherin von Prevorst" nannte. Man gab ihr ein Quart Schnaps ein, dann fing sie an, hellzusehen: und wenn sie darauf einschlief und man ihr ein Wenig in die Waden kneipte, dann prophezeite sie auch im Schlafe der delphischen Pythia zum Trotze. Und es gab Menschen, die glaubten's.

Trotz dieser Neigung zur Hellseherei und zu sonstigen theologischen und spirituellen Dingen war aber doch Schwab ein sehr tüchtiger scharfblickender Geschäftsmann. Das Ein-mal-eins verstand er besser als Einer, und er glaubte an den Vierundzwanzig-Gulden Fuß so fest wie an's Credo. Nachdem Frank nach Paris durchgebrannt war, setzte Mutter Reich ihre Hoffnung auf Schwab.

Sie gedachte einmal eine rechte Stütze an ihm zu haben, weil er so klug war in allen Geschäften. Allein auch hier täuschte sich die gute Mutter. Schwab wurde von zwei Maximen geleitet. Die eine hieß: Es schmeckt nichts besser, als was man selbst ißt. Die andere lautete: Lieber mein, als unser. Je älter er wurde, desto mehr entwickelte sich bei ihm eine seltene Art von Neid und von mißgünstig-engherziger Kleinmeisterei. Namentlich gönnte er nichts seinen Brüdern und seiner eigenen trefflichen Mutter. Alles, was

Digitized by Google

diesen zu Gute kam, das glaubte er, entginge ihm selber. Am liebsten hätte er sein ganzes Gut mit einer chinesischen Mauer umgeben, um in dieser Umzäunung im eigenen Fett zu ersticken. Da er aber gut rechnen konnte und genau wußte, wie viel Prozente ihm der Handelsverein mit dem Bruder Preuß eintrug, so that er es lieber doch nicht. Aber daß Preuß, der die Hauptarbeit hatte, gerad so viel Prozente bekam, wie er, der Schwab, das verdroß ihn entsetzlich. Gerne hätte er eines von seinen Augen drangegeben, wenn in Folge dessen Jener beide verloren hätte. Da aber Schwab fleißig und sparsam war, so mehrte sich ihm Hab und Gut, das bei Frank immer mehr den Krebsgang ging. Sehr wählerisch in den Mitteln war Schwab freilich nicht. Anno Sechs vereinigte er sich mit dem französischen Concurrenten, um sich auf Kosten seiner Brüder und Vettern zu bereichern und mit königlichem Glanz zu umgeben. So brachte er was vor sich. Aber der guten Frau Reich war damit nicht gedient. Denn er verfolgte immer nur sein Sonder-Interesse und niemals das der Familie. Auch wußte Frau Reich sehr wohl, daß sie, trotz des Wohlstandes ihres Sohnes Schwab, im Falle der Noth bei ihm auch nicht auf einen rothen Pfennig rechnen konnte. In der Gefahr aber — „da sprach der schlimme Ganelon — er sprach es nur verstohlen — wär' ich mit heiler Haut davon — Euch möcht' der Teufel holen!"

IX.

Vom Sohne Bayr.

Der dritte Sohn, der Bayr, das war ein scharmanter Junge. Man meint, der Dichter des berühmten deutschen Heldengedichts, so da benamst ist: „Der Struwwel-Peter", hätte ihn im Auge gehabt, als er sang:

Der Kaspar, der ist kerngesund,
Ein fetter Bub und kugelrund.

Bayr hatte krauses blondes Haar, runde helle blaue Augen, einen robusten Körper und Waden wie ein Tyroler. Im Gebirge war es ihm am wohlsten. Bier trinken und Scheibenschießen, Jagd und Fischfang, Jodeln und auf die Alm steigen, um dort einer Sennerin (wenn es sein mußte auch mehreren) die Kur zu schneiden, — das war so sein Plaisir. Und dabei konnte er lachen so

Digitized by Google

laut, daß die Riesenberge der Alpen in ihren Grundfesten erzitterten. Nur das Lernen war seine Liebhaberei nicht. Er hatte sogar einen Abscheu gegen Jeden, der Etwas gelernt hatte, namentlich wenn er nicht in der dortigen Gebirge geboren war. Auch das Reisen liebte er nicht. „Nirgends in der Welt," sagte er, „giebt's so a Bier und so Knöd'l; was soll ich in der Fremde herum mir die Zunge vor'n Hals laufen, um schlechte Speisen und a schlecht's Bier zu genießen; ich hab' mal einen Vetter g'habt, der ist viel in der Welt rumgereist, und als er wieder heim ist 'kommen, hab' ich sein Reisetagebuch nachg'schaut, da hat aber nichts dreing'standen, als:

„Ach, was steht der Mensch nitt aus!
Warum bleibt er nitt zu Haus?"

Seitdem ich Das g'lesen hab', ist mein Wahlspruch: „Bleibe daheim und nähre Dich redlich." Weil er aber nicht viel gelernt hatte und sich gehen ließ, je nachdem er gerade gestimmt oder verstimmt war, kam er oft in Verlegenheiten. So weit man sich durch einfaches Dreinschlagen wieder herausschaffen konnte, ging's ziemlich gut. Denn das verstand Bayr. Er „raufte" oft blos zur Kurzweil, und um zu sehen, wer der Stärkste sei. Wenn damit aber nicht auszukommen war, dann wußte sich Bayr nicht zu helfen. Zuerst schimpfte er seine Leute einen „Malefiz-Hund" über den andern, und wenn er auch damit nicht vorwärts kam, dann streckte er alle Viere von sich und schrie: „I halt's nit aus!" In solchen Augenblicken der Entmuthigung nun sucht er Rath bei seinem Pastor und er findet ihn immer. Denn der Pastor ist grad so, wie der Bayr, nur daß er auf dem Kopf eine Tonsur hat. Sonst geht er auf's Scheibenschießen und auf die Kegelbahn, spricht die bäuerliche Mundart und liest absolut keine Bücher. Letzteres bei Leibe nicht aus geistiger Trägheit, sondern deshalb, weil's unter den Büchern, namentlich unter denjenigen, welche aus dem Norden kommen, gar zu viel ketzer- und boshaftige giebt, und man aus Versehen einmal an ein solches gerathen könnte. Wenn man aber einmal weiß, es ist Gift an einer Speise, man weiß aber nicht, an welchem Fleck, als es sitze, dann ißt man davon überhaupt lieber gar nichts. Bei geistiger Nahrung ist die äußerste Vorsicht von Nöthen. Denn der Verlust der ewigen Glückseligkeit ist doch schlimmer, als ein verdorbener Magen. Bei leiblicher ist es natürlich anders; und wenn es darauf ankommt, einen mächtigen „Huchen" (so nennen sie

Digitized by Google

den Salm, der in der Donau und in deren Nebenflüssen gefangen wird), oder ein Paar Wildsäue oder sonstige würdige Schnabelweide zu verspeisen, oder Bock und Salvator und „pfenningvergeltliches" Bier zu vertilgen, da bedarf es natürlich nicht eines solchen Grades von Vorsicht.

Also Bruder Bayr und sein Pastor sind ein Herz und ein' Seel', weil sie Fehler und Tugenden, Zu- und Abneigungen, vielfach mit einander gemein haben. Auch sollen, trotz der Bemühungen des Königs Ludwig und des Othon Basileus, und obwohl das Neue Testament, wie der Reichstagsbote von Diest kürzlich entdeckt zu haben behauptet, in dieser alten Sprache abgefaßt sein soll, Beide gar kein Griechisch verstehen.

Aber Bayr ist kein Pfaffenknecht. Wenigstens glaubt er es nicht. Wo ihre Interessen, natürlich ihre materiellen Interessen, sich kreuzen, da stößt er hart mit ihm wider einander. Aber das ist ein häuslicher Streit, in den sich kein Dritter zu mischen hat, namentlich nicht ein solcher, welcher außer Stand ist, in bayrischer Mundart zu reden. Dem bekommt die Einmischung immer schlecht. Da heißt es: „Er elendige Spoatzen-Frack, woas hoat denn er Si doa drein z' misch'n, won 'wi uns durchwachln; hoast Zeit, daß D' Di ziagst (daß Du Dich zurückziehst), Du Haringföl (Häringsseele), sust z'brech i Di und moachat Di wida goanz."

Wenn der Pastor dem Bayr verspricht, er wolle es machen, daß keine Steuern und keine Kriegsdienste mehr gefordert werden, so ist ihm das schon ganz recht. Denn das Geld braucht man besser für die Schnabelweide; und wenn man raufen will, dann kann man das ja auch so haben, ohne daß man das langweilige Exerciren und das Casernelungern mit durchmacht. Deshalb giebt er gerne dem Pastor Vollmacht, daß er das, was er versprochen, auch fertig bringt. Bringt er's aber nicht fertig, dann kann es ihm schlecht gehn. Denn in Allem, was ihn selbst, was Geld und Gut, Haus und Hof und Ortsangelegenheiten angeht, sieht der Bürger dem Pastor scharf auf die Finger.

Die Dinge, die ihn weniger materiell und direct interessiren, die vertraut er dem Pastor schon lieber an. Dazu gehört das bessere Jenseits und das jenseits der bayrischen Grenze gelegene deutsche Ausland.

Digitized by Google

Es ist heut noch so, wie Anno 1566 Thurnmayer von Abensberg (Aventinus)*) in seiner Chronica schrieb:

„Der Alt-Bayr ist christlich gesinnt, schlicht und gerechte, läuft gern in die Kirche und hält noch lieber Wallfahrten. Er legt sich lieber auf den Ackerbau und das Vieh, als auf den Krieg. Er bleibt gerne daheim, reist fast niemals in fremde Länder, trinkt sehr, hat in der Regel viel Kinder, ist unfreundlich und einsylbig gegen Fremde, wie es Alle sind, die nicht viel nach Auswärts kommen. Er ist ein Haushetzel, treibt wenig Gewerbe, achtet auch nicht der Kaufmannschaft; die Kaufleute kommen wenig zu ihm und er selbst sucht nicht fremde Gegenden auf. Deshalb mag er die Fremden nicht. In Altbayrland giebt es drei Stände — die Geistlichkeit, den Adel und die städtischen Magistrate —, die werden verwandt zu Ehrenstellen, und zu verwalten das Land und die Leute. Der gemeine Mann jedoch, so auf dem Gau und im Land sitzt, der giebt sich nur auf den Ackerbau und das Vieh und liegt diesem allein ob. Er darf sich nicht unterfangen, in die Geschäfte der Obrigkeit drein zu reden, wird auch da, wo er wählen darf, selber in keinen Rath und keine Landschaft gewählt. Sonst aber ist er von Person frei (d. h. kein Leibeigener oder Erbunterthäniger), und darf auch freies, unbelastetes und eigenes Grundeigenthum besitzen. Sein Grundherr hat sonst keine Gewalt über ihn, außer daß er Zins, Gült und Frohnden fordert. Sonst thut er (der Altbayr), was er will, er sitzt Tag und Nacht beim Bier (Aventinus schreibt „Wein", aber die schönen Zeiten sind vorbei), schreit, singt, tanzt, kartet, spielt, zankt; trägt Wehr und Waffen, Schweinespieß und lang Messer. Große, lange und luxuriöse Hochzeit, Leichenmahl und Kirchweih halten, gilt ihm als unsträflich und ehrbar, und schaden keinem Menschen."

So man sagt, Bayr habe eine absunderliche Abneigung wider seinen Bruder Preuß, so ist das nicht richtig. Er liebt seine Brüder und Nachbarn überhaupt nicht. Seinen Bruder Schwab findet er zu tiftelig und kniffelig, seinen Bruder Frank zu leichtfüßig, und um seinen Bruder Sachs und dessen drei Söhne hat er sich niemals gekümmert, dieweil er an sich selber genug hat. Und

*) Johannis Aventini Chronica, anfuenglich durch den autorem in Latein verfertigt, hernachmals aber den Teutschem zu gutem von ihm selber in Teutsch gebracht, etc. etc. Frankfurt am Mayn, im Jar des HERRN MDLXVI, pag. 19.

Digitized by Google

was seinen Nachbar Ralf anlangt, so hat Der ihm ein schön Stück Land weggenommen, und wenn's nicht noch viel mehr ist geworden, so hat gewiß die Schuld nicht an Ralf's Appetit gelegen.

Seiner guten Mutter, der Frau Reich, ist Bayr seit lange entfremdet. Aber das ist nicht böser Wille, er wird zu ihr zurückkehren. Einstweilen aber darf sie nicht auf ihn rechnen. Er hat zu viel mit sich zu thun. Und sein Pastor, dem er weniger in Betreff der einheimischen und irdischen, als in Betreff der auswärtigen und himmlischen Dinge Glauben schenkt, hat ihm gesagt, er solle für sich bleiben, sonst sei er verloren; er solle sich in die Ofenecke drücken, denn wenn er mit den Malefiz-Fremden in Berührung komme, dann komme er zu kurz, für die sei er nicht schlau genug.

Und so geschieht es, daß immer Einer der Enkel Germania's den Andern für einen raffinirten Schlauberger und Erz-Kujon hält. Und deshalb kommen sie nicht zu einander. Ständen sie nur einmal beisammen und könnten einander in die treuen deutschen Augen sehen, so würden sie sich überzeugen: „Wir sind Alle ehrliche Jungen, und an Verstand hat Keiner dem Andern was herauszugeben."

X.

Vom Sohne Sachs.

Der Sohn Sachs war von Haus aus der stärkste, und so lange er mit seinem Freund Wittekind hauste, machte er seiner guten Mutter und noch mehr seinem Vater, dem Kaiser, schreckliches Herzweh. Sachs verheirathete sich früh mit einem edeln Fräulein Phal. Sie gebar ihm im ersten Jahre der Ehe Zwillinge, welche er nannte Westphal und Ostphal, nach den Gütern, darauf er sie zu setzen gedachte und die sie auch später erhielten, und starb die edle Frau kurz nach ihrer schweren Geburt. Die Zwillinge aber gediehen und leben noch heute. Dann schritt Sachs, den man auch, weil er am Liebsten in den Niederungen und Marschen an der Nordsee hauste, „Nieder-Sachs" nannte, zur zweiten Ehe mit einem Fräulein, das war von väterlicher Seite thüringischer und von mütterlicher slavischer Abkunft. Sie gebar ihm einen Sohn, der war der Mutter nachgeschlagen, und der Vater nannte ihn Ober-Sachs, weil er dachte, Der sollt's zu was bringen. Leider starb Sachs früh und ging dadurch das Familienband verloren. Denn seine Söhne hatten

Digitized by Google

einen besonderen Hang, sich unter einander und von Dritten abzusondern. Westphal hatte am Meisten vom Vater; das Land, darin er hauste, nannte man die rothe Erde. Er hatte von seinem Vater den riesigen Körper und den ausdauernden Sinn, die flachsblonden Haare und die hellblauen Augen. Grob und grade, rechtlich und eigensinnig, bieder und klug, liebte er es nicht, viel Worte zu machen; wenn's aber an das Arbeiten, Zugreifen oder Dreinschlagen ging, dann stand er allemal seinen Mann. Am Besten vertrug er sich noch mit seinem Oheim Preuß. Auf die Thaten seiner Vorfahren ist er noch heute stolz. Und er hat Ursache dazu. Denn sie hatten zu jener Zeit, da noch Mutter Germania herrschte, des Varus römische Herrschaaren bewältigt und theils todtgeschlagen, theils zum Lande hinaus gejagt; und wenn heute noch Westphal Abends, nachdem er des Tages Last und Hitze getragen, auf dem Kamp unter den ehrwürdigen Eichen sitzt und auf seinen schönen Hof herniederschaut, so summt er, wenngleich sonst das Singen grade nicht sein Geschmack ist, mit vergnügtem Sinne das alte Lied seiner Ahnen:

„Herman, schlag Lärmen!
Laß pipen, laß trummen.
Der Varus will kummen,
Mit Hammer und Stangen,
Will Herman aufhangen.

Un Herman schlug Lärmen,
Ließ pipen, ließ trummen;
Die Fürsten sin kummen
Mit all ihren Mannen
Ha'n Varus aufgehangen.“*)

Ostphal ließ sich in seinen späteren Jahren mit dem Verwalter Welf, von dem ich schon erzählt habe, etwas zu tief ein und ließ sich von diesem umtaufen in „Hannover.“ Er ist aber immer ein guter Niedersachse geblieben. Zähe, beständig und lernbegierig, vor Allem ein tüchtiger Landwirth.

*) F. Schatzmayr, Deutschlands Norden und Süden. Geographische Skizzen. 2. umgearbeitete Auflage. (Braunschweig, Bruhn 187) pag. 104. Der Verfasser benutzt die Gelegenheit, dies Buch von seltener Sachkenntniß und Darstellungsgabe zu empfehlen, um so lieber, da es vorzugsweise auch die guten Eigenschaften der deutschen Stämme betont, welche in Obigem (d. i. in einer Krankheitsgeschichte) der Natur der Dinge nach etwas zurücktreten mußten.

Digitized by Google

Obersachs war der betriebsamste unter den Brüdern, hatte aber in manchen Geschäften entschiedenes Unglück. So lief er lange Zeit der Königskrone von Polen nach. Das kostete ihn unendlich viel Zeit und Geld und war doch völlig vergeblich. Seinem Oheim Preuß (der aber an Jahren jünger war als der Obersachs) war diese Krone schon weit früher angeboten; er hat aber nicht darauf angebissen. Sonst hätt' es leicht umgekehrt kommen können, als wie es gekommen ist, nämlich daß der Obersachs die erste Violine gespielt hätte und Preuß erst die zweite. In Italien ging's grad' so zwischen dem Toscana und dem Piemonte. Der Erstere war auch ursprünglich weit voraus und wurde von dem Letzteren überflügelt. Er hatte die Sache verbummelt.

Ein noch schlechter Geschäft, als mit den Polen, machte Obersachs mit den Franzosen. Er gedachte dabei ein schwer reicher Mann zu werden und verlor die Hälfte seines Vermögens, die Preuß gewann. Ein Anderer wäre an solchen Aderlässen zu Grunde gegangen. Aber Obersachs war gleich einer Katze. Fiel er, dann fiel er doch immer wieder auf seine vier Stützel. Vermöge seiner Genügsamkeit, seiner Rührigkeit und seines Fleißes, seiner Sparsamkeit und seiner Klugheit, wußte er stets das Verlorene wieder beizubringen. Als Preuß das große gemeinsame Handelsgeschäft vorschlug, das man Zollverein nannte, war Obersachs gleich mit dabei. Er begriff seinen Vortheil lang vor den Andern.

Die Gründung dieses Geschäftes war das Beste oder vielleicht das einzige Gute, was geschehen in der ganzen Zeit, wo in der Eschenheimer Gasse zu Frankfurt der Alte Bund unter Ralfs Vorsitz getagt hat. Es fielen weg die Passage-Zölle und sonstigen Abgaben, Erschwerungen und Hindernisse, welche die Verwalter aufgerichtet hatten, und womit sie ein Gut gegen das andere absperrten, so daß nichts frei circuliren konnte, weder Menschen noch Waaren, daß in dem einen Jahr und an dem einen Ort Hungersnoth herrschte, während in dem andern Jahr und an dem andern Orte das Getreide keinen Preis hatte und die Bauern zu Grunde gingen, überhaupt Land und Leute mit jedem Tage ärmer und elender wurden. Der Verkehr, von diesen Fesseln befreit, belebte sich wieder, und die Menschen athmeten auf, als sei ihnen ein Stein von dem Herzen genommen. Sie lernten einander wieder kennen und rückten einander näher. Sie merkten, daß sie von einem

Digitized by Google

Fleisch und Blut waren, und daß sie in Handel und Wandel, in Gewerbe und Landwirthschaft die nämlichen Interessen hatten. Denn bis dahin hatte ein Jeglicher geglaubt, des Nachbarn Unglück sei sein Glück, und je mehr er die Anderen schädige und bedrücke und ausschließe, desto mehr gereiche es ihm selber zum Nutzen. Jetzt fiel es ihnen wie Schuppen von den Augen, und sie wurden inne, daß durch diese Abschließung jeder sich selbst am Meisten geschädigt.

Ein Glück war es, daß der Alte Bund und der alte Ralf an seiner Spitze nichts von Handel und Wandel verstanden; deshalb wußten sie gar nicht, was vorging. Auch der Fürst Freßmernich und Fritze Jentz, sein Diener, kümmerten sich nur um ihre Karlsbader Wasserkuren und um ihren europäischen General-Feuer-Lösch-Apparat und sahen mit vornehmer Verachtung auf alles Andere herunter.

Als sie aber endlich merkten, was das Handelsgeschäft Großes auf sich hatte, da war es zu spät, um noch dawider aufzukommen. Zwar versuchte Ralf zum Oeftern, auch als Gesellschafter hineinzukommen und dann das Ganze auseinander zu sprengen. Auch waren stets einige Verwalter, so sich auf seine Seite schlugen und von Zeit zu Zeit schrien: „Entweder den Ralf hinein oder wir gehen 'naus.“ Aber auf's Ende, wenn's zum Klappen kam und sie wirklich hinaus sollten, dann war's doch Vielen leid. Dann mußten sie betteln, man möge sie doch drin lassen, und Ralf mußte abstehn von seinen Sprengungs-Versuchen. Denn die Verwalter verstanden das Einmaleins und glaubten an den Vierundzwanzig Gulden-Fuß. Durch den Handels-Verein waren ihre Einkünfte bedeutend gewachsen, und damit auch ihre Bedürfnisse; und sie wußten nicht, wie sie letztere befriedigen sollten, wenn sie erstere wieder verlören. Deshalb blieben sie drin und dachten: „Der Klügste giebt nach.“

Dem Obersachs aber muß man es zu seiner Ehre nachsagen, daß er an solchen thörichten Plänen wider seinen Oheim in Handelssachen nicht Theil nahm. Jedenfalls hatte der Handels-Verein auch das Gute, daß er die Nachkommen Germania's, die so lange sich gar nicht um einander gekümmert und mit dem Fremden Komplotte wider einander geschmiedet hatten, wieder zusammenbrachte. Dieses neue gemeinsame Band schien zwar schwach. Aber die alten, so für stark galten, waren alle zerreißbar. Das Neue aber hielt, weil Jedem sein eigenes Interesse gebot, es zu erhalten. Zwar ver-

Digitized by Google

söhnte es nicht die einander innerlich entfremdeten Gemüther. Aber es war der Vorbote der Versöhnung; der Regenbogen, welcher verkündet, daß die Sündfluth vorbei sei, daß die unreinen Gewässer abfließen, und das Land sich wieder zu heben beginne.

Preuß und Sachs waren ehrliche Handelsgesellschafter mit einander. Aber daß sie nun auch persönlich gute Freunde mit einander gewesen wären, dazu fehlte damals noch viel, denn Obersachs konnte den Verlust seines halben Vermögens noch nicht verschmerzen, und daß er vielleicht berufen worden wäre, die erste Violine zu spielen, und nun spielte er nur die zweite. Er bedachte nicht, daß er selbst daran Schuld war. Auch war Ralf sein nächster Nachbar und setzte ihm allerlei Flöh' in die Ohren.

XI.

Vom Sohn Preuß.

Ich habe schon erzählt, wie Preuß geboren wurde, erst nachdem sein Vater verschwunden, wie ihn seine Brüder den „Nestputsch" nannten und über die Achsel ansahen. Auch hatte er das schlechteste Loos gezogen, die Brüder hatten sich in fetten Gegenden niedergelassen, ihm fiel der ferne Nordosten zu Theil. Und selbst das kann man kaum sagen, er mußte ihn sich erst erobern. Die Ritter im Lande wollten mehr sein, als er, und wollten es machen wie die Verwalter im Reiche. Die Städte schlugen ihm das Thor vor der Nase zu und wiesen ihm höhnend die Zunge. So unwirthlich die Natur, so wüst waren die Menschen. In den Städten schlugen sich Patrizier und Zünfte, auf dem Lande Ritter und Bauer und auf offener Heerstraße war Keiner seines Lebens und Eigenthums sicher. Aber der junge Preuß hatte eiserne Zähne. Was er einmal gepackt hatte, das ließ er nicht wieder fahren. Er brach die Burgen der Ritter und die Thore der Städte. Er machte dem Streit in der Stadt und dem Raub auf dem Lande ein Ende. Er zwang sie Alle unter das allgemeine Recht und den gemeinsamen Frieden. Den bisher ungemessenen Lasten des Bauern wurde Maß und Ziel gesetzt. Der Städter, der bisher nur in seiner Stadt Schutz fand, aber vogelfrei war, sobald er den Wall hinter sich ließ und die Thore, fand nun das gleiche Recht und die gleiche Sicherheit im ganzen Lande; und auch in der Stadt ward er nicht mehr tyrannisirt von

Digitized by Google

den Geschlechtern. Der Ritter warf nicht mehr wehrlose Händler auf offener Straße; er fand bessere Arbeit für seinen tapfern Muth und seine guten Waffen im Kampf mit den neidischen Nachbarn. Und an Arbeit fehlte es nirgends. Jede Scholle Erde mußte mit edelem Blute getränkt und den wilden Völkern abgekämpft werden. Nicht nur der Ritter, auch der Bürger und Bauer führten die Waffen. War aber der Boden erobert, dann fing die zweite Aufgabe an; man mußte ihn dann cultiviren. War er gesalbt mit dem Blute, dann mußte er nun gesalbt werden mit dem Schweiße der Arbeit. Denn er war wüst und rauh und lag unter trüberem Himmel, als die Lande der Brüder. Aber der Kampf mit der Natur und den Menschen, der Krieg gegen Obotriten und Wenden, gegen Bären und Wölfe, gegen Wind und Wetter, gegen Sturm und Kälte, gegen Hunger und Elend, er schuf ein Geschlecht von Stahl und Eisen, das hundert Mal niedergetreten, immer wieder von Neuem sich hob und neue Wurzeln trieb. Das hatte Keiner erwartet.

Frau Reich beklagte es als ihr schrecklichstes Unglück, daß ihr jüngster und bester Sohn, auf den sie immer so große Stücke gehalten, sich in diese schwierige Arbeit im fernen Nordosten hineinbegeben, die nimmer ein Ende nehme und wenn man heute glaube, nun sei endlich auf's Letzte Alles vollständig bewältigt, morgen wieder von Neuem anhebe, und immer neue und größere Anstrengung erfordere; also daß, wenn Frau Reich dem geliebten Sohne einen vertrauten Boten schickte, mit dem Auftrage: „Komme endlich, mein Sohn, Du kannst Dir nicht denken, wie schlecht es mir geht", die Antwort stets etwa so lautete: „Was kann ich Dir helfen, liebewertheste Frau Mutter, so lange ich selber noch nicht in Ordnung zu Hause bin? Verlasse ich mein Land, dann werden sofort die wilden Wogen wieder die Deiche und Dämme durchbrechen, Alles, was ich mit Mühe und Noth geschaffen, was ich den zerstörenden Kräften der Natur, den wilden Thieren und den noch wilderen Menschen abgerungen, verloren; und ob mir, wenn mein Werk einmal zusammengebrochen, auch nur der Anfang dazu wieder gelingen würde, wer weiß das? Ich weiß, in welcher traurigen Lage Du bist; und das Herz möchte mir darob im Leibe zerspringen, so ich daran denke. Aber wenn ich mit unzureichenden Mitteln komme, um Dir zu helfen, und werde auf das Haupt geschlagen, dann habe ich Deine Lage nicht verbessert, sondern verschlimmert. Jetzt gilt es zu ar-

Digitized by Google

beiten und zu rüsten. Sobald ich damit fertig bin, komm' ich. D'rum harre noch ein Weilchen und setze Dein Vertrauen auf den Herrn, er wird helfen."

Die Mutter schüttelte den Kopf zu den Antworten ihres Sohnes und seufzte bange: „Sollte auch er mich im Stich lassen?"

Und doch, dachte sie dann, ist es am Ende nicht ein Glück für ihn und für mich, daß, nachdem meine anderen Söhne das Beste erhalten, und die Verwalter mir fast den ganzen Rest, der mir von meinen Gütern geblieben, theils abgeschwatzt und theils abgenommen haben, — ist es nicht ein Glück, daß ein nur scheinbar mißgünstiges Geschick ihn in ein rauhes Land und unter rauhe Menschen verschlagen? Wäre er nicht, wenn er bei mir geblieben, auch von den Verwaltern auf falsche Wege geleitet, meinem mütterlichen Herzen entfremdet und entweder ein Vergnügling wie Frank, oder ein Sonderling wie Schwab geworden, von welchen Beiden ich kaum noch was erhoffe. Wenn ich um mich blicke, sehe ich Alles in Verirrung, Auflösung und Fäulniß. Darin geht auch der Beste zu Grunde, wenn man ihn mitten hinein wirft. Besser deshalb, mein Jüngster bleibt abseits und stählt sich in harter Arbeit den Geist und den Körper, bis daß er kommt, mich zu erlösen. Darum will ich seinem Rathe folgen und auf den Herrn vertrauen, denn er wird uns helfen." So sprach Frau Reich, die gute und fromme.

Wenn aber Preuß vorsichtig war, so hatte er dazu allen Grund. Denn abgesehen von den Schwierigkeiten zu Hause, umlauerten ihn überall Feinde. Vor Allem war es Ralf, welcher mit wachsendem Mißtrauen auf diesen selbstständig aufstrebenden, ehrgeizigen und waffengewaltigen Jüngling sah. Wäre Ralf klug gewesen, so hätte er sich sagen müssen: „Mit dem mußt Du Dich abfinden und in irgend einer Art zu verständigen suchen, der ist nicht wie seine Brüder und noch weniger wie die Verwalter; ich habe, Gott sei Dank, unter geschickter Benutzung meiner Stellung als Generalreichsdirektor und interimistischer Kaiser, so viel für mich selber erworben, daß ich reichlich davon leben kann und auch für mich allein ein großer und vornehmer Herr bin; ich will daher meine Hand abthun von den Reichslanden, mag Preuß Kaiser werden und seine Mutter in Ehren halten, wie er will; nur muß er sich verpflichten, für mich einzustehen wider fremde Feinde und gegen meine eigenen Völker, wenn sie wider einander und sogar gegen mich ausschlagen und,

Digitized by Google

rebellisch gegen den Kutscher, nicht in Eintracht ziehen wollen an der gemeinsamen Deichsel".

Aber so sprach Ralf durchaus nicht. Denn er war nicht mehr so klug wie damals, da er noch ein geringer Mann war. Die hohen Ehren, wozu er gelangt war und der byzantinische Weihrauch, den ihm seine spanischen und italienischen Priester und Diener streuten, hatten ihm das Haupt benebelt, und er glaubte, er sei der alleinige Herr im Himmel und auf Erden, und wer außer ihm noch was habe, der möge solches erworben haben, wie er wolle, eigentlich aber sei es doch so gut, als wie ihm, dem Ralf, gestohlen. Deßhalb, statt den Preuß zu benutzen, um den immer tiefer einreißenden Verfall der Reichs-Lande aufzuhalten und solche wiederherzustellen, damit ihm selbst, dem Ralf, daraus ein tüchtiger Rückhalt und Beistand erwachse, wider all' die Gegner, (woran es ihm in Folge seiner Lust, überall sich einzumischen und zuzugreifen, natürlich nicht fehlte), statt dessen war er voll Neid und Eifersucht und trachtete, den Preuß zu unterdrücken, und als das nicht mehr ging, ihn zu übervortheilen oder bei Seite zu stellen.*)

Anfangs war Preuß voll Respekt vor dem vornehmen Herrn mit den weißen Haaren, der so gemüthlich wienerisch „plauschte"; als er aber mehrmals in Folge seiner Gutmüthigkeit, seines Respekts und seiner Vertrauensseligkeit schweren Schaden erlitten, da schwor er sich heimlich: „So lasse ich mich nicht wieder erwischen, im Gegentheil, ich werde mich revanchiren."**) Und da sie in Streit geriethen über alte verschimmelte Erbschaftspapiere, da stritt er ihm ein schönes Gut ab, das nannte man Schlesien.

Darüber aber gab es großen Krieg und Geschrei in Reichs Landen und bei sämmtlichen Nachbarn. Und dieser Zwiespalt ist seitdem geblieben; während Ralf, wenn er bei Zeiten klug geworden wäre, keinen besseren Verbündeten haben konnte als Preuß, schloß er Bündnisse mit aller Welt wider Preuß; und das kam Ralf unendlich theuer zu stehen.

Obgleich er das Gut Schlesien an Preuß abgetreten und den letztern sogar alle seine Besitzungen garantirt hatte (Dresden 1845),

---

*) Leopold Ranke, Neun Bände preuß. Gesch., Bd. I. S. 396—397.

**) Journal de Seckendorf, 137. Friedrich Wilhelm I. sagte, auf Friedrich II. deutend: „Voici quelqu'un, qui me vengera un jour."

Digitized by Google

machte er gleich darauf ein Complott mit dem Franzos, dem Schwed, dem Ruß und dem Sachs und wer weiß sonst noch, um dem Preuß das Lebenslicht auszublasen und seine Güter unter sich zu vertheilen. Das Complott für Ralf zu Stande gebracht hatte ein französisches Weibsbild. Ward Pompadour geheißen, und war ihr Ruf nicht besser, als nöthig.

Da ging's dem Preuß heftig am Kragen und kaum rettete er aus diesem Straus das nackte Dasein.

Dem Ralf aber bekam es auf die Dauer noch schlechter. Hatte er zur Bekräftigung seines unsauberen Handels dem Franzos seine Tochter zur Schnur (Schwiegertochter) gegeben. Dieselbige wurde aber in Paris in eine unsaubere Halsbandgeschichte und andere böse Händel verwickelt und zuletzt einen Kopf kürzer gemacht. Und war doch eine ehrbare Frau, die ein besseres Schicksal verdient hätt'.

Und ein Menschenalter später, als der Kampf war mit Ralf und seinen Verschwornen, kamen abermals schwierige Zeiten. Es war damals, als Preuß zurückgedrängt wurde in den äußersten Winkel im Norden, und ich habe Euch bereits erzählt, wie er, sobald die Sonne des Glücks wieder begann, ihm zu lächeln, sich aufmachte und die Feinde und Peiniger zum Land hinaus schlug. Damals glaubte die gute Mutter Reich, nun sei ihre Zeit gekommen, sie werde nun von Ralf befreit und die Verwalter, so es mit dem Fremdling gehalten, würden abgesetzt werden. Und Preuß hatte ihr letzteres auch selber versprochen*). Aber die ihm ihre Mitwirkung dazu zugesagt, hielten ihm nicht ihr Versprechen, und er vermochte sein Wort nicht zu lösen. Denn er hatte die Abwerfung des Joches der Fremdherrschaft leider nicht allein, sondern nur in Gemeinschaft mit Anderen zu vollbringen vermocht, und diese banden ihm die Arme. Denn sie wollten nichts wissen von Kaiser und Reich. Preuß aber gründete den Handelsverein, um ein wirkliches Band der Eintracht um Germania's Söhne und Enkel zu schlingen und Kraft zu gewinnen zur Befreiung seiner Mutter, ohne dazu des Beistands Dritter zu bedürfen.

*) Proklamation von Kalisch, 25. März 1813.

Digitized by Google

XII.

Von dem Gute Meerumschlungen-Stammverwandt.

Preuß kam immer mehr zu Kräften und war schier dem Ralf ebenbürtig geworden. Aber Ralf glaubte es nicht und dünkte sich demselben weit überlegen an Macht sowohl als an Vornehmigkeit. Deshalb wollte er Preuß behandeln, wie einen Vasall oder bloßen Verwalter; und selbst wenn er dessen Beistand sehr nöthig hatte, so erbat er denselben nicht als eine auf guten Willen beruhende Gabe oder als eine, Dienst gegen Dienst zu ertauschende Leistung, sondern er heischte solchen als vasallitischen Knechtsdienst. Aber Preuß war nicht Willens, sich das länger gefallen zu lassen; und den Schaden seines hochfahrenden Benehmens hatte stets Ralf selbst, und sonst Niemand.

So war es damals, als Ralf in Streit gerieth mit dem Piemontesen und dem Franzosen. Hülfe hätte er gebrauchen können; die that ihm so noth wie das tägliche Brot; auch klopfte er an allen Pforten um Beistand an. Preuß war geneigt, ihm zu helfen; denn er hatte immer noch Augenblicke, wo das Gefühl der Pietät überwog, so wenig auch sonst dazu Grund war. Aber es fiel dem Ralf nicht ein, sich offen und ehrlich an Preuß zu wenden und mit ihm als ein Gleicher mit einem Gleichen zu unterhandeln, Leistung gegen Leistung austauschend. Er forderte den Beistand wie eine erfallene Schuld von einem schlechten Bezahler; und er hetzte an der Sequester-Commission in Frankfurt, sie solle dem Preuß befehlen, daß er marschire, was man damals „Majorisiren" nannte. Das war aber denn doch dem Preuß zu arg, daß er sich sollte kommandiren lassen von dem „Alten Bund" in der Eschenheimer Gasse. So kam es, daß er zögerte. Denn es sagte ihm auch hin und wieder ein guter Freund ganz im Stillen: „Wenn Du ihm hilfst, dann schmiedest Du Dir selber Ketten; erinnere Dich, was Du Dir damals feierlich geschworen: So lasse ich mich nicht wieder erwischen."

Und während Preuß noch zögerte, wurde Ralf, der vor Uebermuth den Krieg vor der Zeit begonnen, auf's Haupt geschlagen und verlor eines seiner schönsten Güter, Lombardia geheißen.

Aber er wurde durch Schaden nicht klug. Vielmehr verbiß er sich immer mehr in seiner Meinung und verwickelte sich immer tiefer in das Netz seines Hochmuths. Vereinigt mit Preuß wäre Ralf

Digitized by Google

stark gewesen in Europa; aber er verschloß geflissentlich das Auge dieser Wahrheit. Er beharrte auf dem Mißverständnisse der Erfolge der Vergangenheit und der Nichtanerkennung der Nothwendigkeiten der Zukunft. Grade weil er sah, wie Preuß wuchs, und daß Gewitter am Horizont aufstiegen, gerade deshalb, dachte er, ist es die höchste Zeit für mich zu handeln, d. h. den Preuß zu isoliren und in die Ecke zu drücken, ehe es losgeht. Und darum machte er einen übereilten Schachzug der Verzweiflung, gerade so wie jetzt der Papst in Rom gerne noch unfehlbar werden möchte, bevor die Franzosen abziehn, oder sonst ein Ereigniß hereinbricht; und wie Hannemann gern noch in aller Eile das Gut Meerumschlungen-Stammverwandt incorporirt hätte vor seinem baldigen Ende, wovon ich bald noch mehr werde zu sprechen haben.

Ralf also berief vier Jahre danach, als er die Lombardia verspielet, alle Vettern und Verwalter nach Frankfurt und stellte ihnen da mit beweglichen Worten vor, es sehe unruhig aus in der Welt; er habe die Lombardie verspielt, Andere könnten Anderes verlieren, und sei fast Niemand mehr seines Lebens sicher; der „Alte Bund" sei seiner Zeit eine recht schöne Erfindung gewesen; auch habe er seine Sequester-Geschichte vortrefflich besorgt; mancher Gläubiger habe sein bereits verloren gegebenes Kapital wieder erhalten und zu dem Stock noch ein schönes Stück Zinsen; aber um sich nach Außen zu verdefendiren, dazu reiche der Sequester allein nicht; dazu müßte man sich enger alliiren. Er wolle Alles thun und Alles versprechen, dafür möge man ihm aber auch alle seine Besitzungen garantiren, damit ihm so ein unangenehmer Fall nicht wieder vorkomme, wie mit dem Gute Lombardia; auch möchten sie ihm die oberste Gewalt übertragen im Krieg und im Frieden; auf den Namen „Kaiser" mache er dermalen noch keinen Anspruch; der Preuß werde zwar vorerst nicht mitmachen; aber um den sollten sie sich gar nicht kümmern. Wenn Alles fertig sei, dann werde der doch noch nachgeritten kommen auf dem Schimmel von Bronzell. So sprach Ralf.

Da rief der Verwalter Welf dreimal „Hip! — Hip! — Hurrah!!" und Alle schmunzelten Beifall. Bevor es aber schriftlich gemacht werden konnte vor Notar und vor Zeugen, hatten sich Einzelne die Sache noch einmal überlegt und fanden ein Haar darin. Und einige wollten nicht mehr unterschreiben, und als endlich ein Brief kam vom Preuß, schwarz und weiß, kurz und klar, er spiele

Digitized by Google

nicht mit bei solchen Geschichten, und was das für eine Art sei, daß man da Complotte spinne aus langer Hand und Versammlungen berufe und sage ihm erst am Abend zuvor etwas ganz Unklares, so nicht gehauen und nicht gestochen sei, während er doch so gestellt sei, daß man ihn zuerst zu fragen habe, da verstummte das „Hip! — Hip! — Hurrah!!“, und Einer nach dem Andern schlich sich weg und hinterließ, es passe ihm heute nicht, bei dem Notar zu erscheinen, die Sache eile ja auch nicht so; man könne sich's ja noch einmal beschlafen und später etwa auf dem Wege der Correspondenz oder sonstwie, was weiter erforderlich, regeln. Item ging der, mit Pauken und Trompeten angekündigte Convent zu Ende, wie das bekannte Hornberger Schießen, oder wie Anno Achtundsechzig das Wiener Schützenfest, wobei nichts herausſprang, als der Hanswurst. Sie waren auseinander gestoben als wie Sperlinge, darunter man schießet.

Und hatte der alte Ralf, was er schon lange hätte wissen können, abermals erfahren, daß er ohne Preuß nichts ausrichten könne. Jedoch, was half's? Im Uebrigen blieb Alles beim Alten, und die gute Frau Reich saß noch immer in ihrem einsamen Wittwensitz hinter eisernen Gittern und eigentlich war es nur ein Gefängniß, man hieß es nur anders.

Daß sie herauskam, das verdankt sie Herrn Hannemann im Norden und seinen tapperen Danskeu Landsoldaten. Freilich war das nicht Hannemann's Absicht, aber die Vorsehung mischt manchmal seltsam die Karten.

Im Norden lag ein kostbares Gut, bewohnt von biederen und streitbaren Männern, Vettern des Niedersachsen, die, wie er, streng an Recht und Gerechtigkeit hielten und bereit waren, stets um dem Rechte nachzujagen, das beste Pferd aus ihrem Stall zu riskiren.

Eigentlich waren es zwei Güter, wovon das eine Meerumschlungen hieß, und das andere Stammverwandt. Es war aber in alten Zeiten ausgemacht, verbrieft und versiegelt, daß beide auf ewig ungetheilt zusammenbleiben sollten, und daß wer den Versuch mache, sie zu theilen, jedes Anrecht darauf verwirkt haben solle. Im Besitz derselben war damals Herr Hannemann aus einer vornehmen scandinavischen Sippschaft, die zur Verwandtschaft der Mutter Germania gehörte; und es wäre besser gewesen, es wäre nie Zwietracht gekommen zwischen die germanischen Vettern. Aber

Digitized by Google

es steht geschrieben: Es muß Aergerniß sein in der Welt; wehe jedoch Dem, durch welchen es kommt! Und das war Herr Hannemann. Sein Hauptgut hieß Dansk. Für dieses Gut galt eine andere Erbfolge, als für das Gut Meerumschlungen-Stammverwandt. Herr Friedrich Hannemann hatte, obgleich er zum Oefteren verheirathet gewesen, keine Kinder. Er wollte aber nicht, daß nach seinem Ableben das eine Gut an diesen und das andere an jenen Vetter falle, sondern daß das Ganze zusammenbleibe, oder wenigstens das Gut Meerumschlungen bei seinem Stammgute Dansk verbleibe. Deshalb hatte er seinen Vetter Christian Hannemann zum Erben eingesetzt für Alles. Es war aber noch ein anderer Vetter da, der hieß Friedrich Sachte und wurde genannt der „Lauer-Fritze", weil er auf die Erbschaft lauerte. Ueber das Erbrecht des Einen und das des Andern war viel Streit, wie das zu sein pflegt unter den Rechtsgelehrten, welche gerne in alten Papieren kramen und daraus Staub aufwirbeln, so lange bis Niemand mehr deutlich was sehen kann. Ich kann Euch das Alles hier nicht auseinandersetzen. Es sind dicke und gelehrte Bücher darüber geschrieben worden, und wem es Vergnügen macht, der mag sie lesen.

Um nun seinem Vetter Christian die Erbfolge zu sichern, machte der alte Hannemann allerlei Versuche, die Güter Meerumschlungen und Stammverwandt seinem Hauptgute Dansk zu incorporiren. Es würde zu langweilig sein, hier alle diese Projekte und Experimente, die da versucht wurden — heute so und morgen so — zu erzählen. Wollte er beide Güter incorporiren, dann hieß es: Halt, das Gut Stammverwandt gehört zu Reich's Landen. Wollte er Meerumschlungen allein incorporiren, dann hieß es: Halt! beide sind auf ewig ungetheilt und haben die nämliche Erbfolge.

Zuletzt legten dem alten Hannemann seine Rathgeber eine Verfügung zur Unterschrift vor, wonach nur Meerumschlungen einverleibt werden sollte. Er war in seiner Art ein gewissenhafter Mann und er wußte nicht recht, was er machen sollte. Und in Ermangelung eines unzweifelhaften rechtlichen Auskommens, legte er sich hin und starb mit den Worten: „Ich werde nicht unterzeichnen, Vetter Christian mag sehen, was er thut."*) Der Vetter Christian

*) Ludwig Robert, Rückblicke auf Dänemark und seine jüngste Vergangenheit. III., in den Preuß. Jahrb. 1870. April. Seite 378. (Band XXV. Heft 4.)

Digitized by Google

Hannemann succedirte und unterschrieb. Da ging der Tanz los. Das vereinigte Gut rebellirte und Friedrich Sachte, genannt der Lauerfritze, meldete sich als rechtmäßiger Erbe. Und noch ein paar Dutzend meldeten sich dazu, denn erben will Jeder. Der Alte Bund in Frankfurt a. M. meldete sich ebenfalls als Sequester im Concurs der guten Frau Reich und reclamirte das Gut Stammverwandt für die Masse. Aber was hätte das Alles geholfen? Dann hätte ja der junge Hannemann Schleswig behalten und es wäre getheilt worden, was auf ewig ungetheilt bleiben sollte. Deshalb war Preuß mit dem Alten Bunde auch dieses Mal nicht einverstanden. Er suchte zu vermitteln und gab gute Rathschläge, aber es half nichts. Denn Hannemann wollte nichts hören; er stand unter dem Griff seiner Rathgeber, so ihm Hoffnungen vorschwindelten auf den Beistand Dritter, die sich nachgehends durchaus nicht bewährten.

Da mußte Preuß zum Schwert greifen, um das Gut Meerumschlungen-Stammverwandt vor der Incorporation zu erretten. Aber er that es nicht allein, denn der alte Ralf wollte mitmachen. Vielleicht fand er eine kleine Leibesbewegung der Gesundheit nützlich zum Zweck der Beförderung der Verdauung. Vielleicht gedachte er selbst was dabei zu gewinnen. Vielleicht wollte er auch nur den Preuß auf die Finger sehen, weil er ihm natürlich nicht traute. Warum er überhaupt mitging, das hat er bis jetzt selbst seinem besten Freunde nicht anvertraut. Einer seiner obersten Schreiber hat später einmal gesagt: „Dos ist a schrecklich verfahrne G'schichte". Weiter wissen wir nichts. Das „Warum" wird er selber am Besten wissen. Genug, er ging mit.

Hannemann mit seinen tapperen Dansken Landsoldaten wehrte sich aus Leibeskräften. Allein es half nichts. Die beiden starken großen Kerls waren zu viel gegen Einen, obwohl dieser Eine voll Muth war. Aber er hatte sich verrechnet, er hatte geglaubt, es sei schon Zeit. Aber da war die Zeit schon lange vorüber. Er mußte das Gut Meerumschlungen-Stammverwandt abtreten an Preuß und Ralf. Nun kam aber Friedrich Sachte und sagte: „Ihr habt natürlich die Arbeit für mich gethan. Sic vos, non vobis. Gebt mir mein Gut heraus. Ich danke Euch, Ihr könnt nunmehro nach Haus gehen." Doch Preuß und Ralf schüttelten die Köpfe und lachten ihn aus.

Da ging Friedrich Sachte nach Frankfurt am Main und that

Digitized by Google

dort ein Zwofaches. Ein Anderes bei Tag, ein Anderes bei Nacht. Bei Tage ging er in den Eschenheimer Palast eine Treppe hoch und sprach mit dem Alten Bunde. Bei Nacht bewaffnete er sich mit einer Zither, stellte sich auf in dem Hofe besagten Palastes und sang zu der guten Frau Reich, so daselbst saß in ihrem Burgverließ oder Gefängniß, das die Herren vom Sequester ihren Wittwensitz nannten.

Und zu dem Alten Bunde sprach er: „Liebe, Veste und Getreue! Insonderheit hochverehrteste und allerexcellenteste Excellenzen. Ich bin so legitimistisch als Ihr und hasse jeglichen Umsturz. Setzt mich in das Gut; und ich werde meinen Dank abstatten in der Weise, die bei Euch beliebt ist. Ich werde dem Alten Bunde beitreten und mir in Hochdessen Sitzungslocal ein Brett annageln an der äußersten Rechten. Ich werde nicht sitzen da, wo der Preuß und die Spötter sitzen, sondern mich niederlassen auf besagtem schwarzgelb anzustreichenden Brette. Mit der liebevollen Behandlung, die Ihr eben so großmüthiger als unverdienter Weise der alten Frau Reich angedeihen laßt, bin ich einverstanden von Herzen. Setzt Ihr mich ein, so werde ich Euch beistehen in allen solchen tugendhaften Werken. Ich werde mich immer für incompetent erklären und mir meinen Zopf wachsen lassen, bis er dienen wird als Mastbaum für das erste papierne Kanonenboot der zukünftigen Bundestags-Flotte, so mir nicht der selige Hannibal zuvorkommt und sie verhämmert, bevor der Zopf so lang geworden. Ich werde —, ich werde — u. s. w., u. s. w."

Und zu der alten Frau Reich sang er: „Holde Jungfrau Germania, Du schmachtest in Ketten und Banden; aber siehe Dein Retter ist da; er ist Dir in mir erstanden. Oh, ich kenne die Frevler dort (und er wies nach der Belle-Etage); glaub' mir, ich jage sie Alle fort, ich habe unendlich Courage", u. s. w. (NB. diese Verse sind nicht von mir, sondern von Adam Trabert aus Fulda; Melodie aus „Norma").

Und wenn er zu dem Alten Bunde gesprochen, dann nickten die allerexcellentesten Excellenzen, daß die Perrücken wackelten und der Puder in den Lüften wirbelte. Denn gesprochen durfte von ihnen nicht werden; es wurde nur loco dictaminis geschrieben oder gedruckt. Gethan wurde nie was, vielmehr wartete stets Einer dem Andern.

Digitized by Google

Und wenn er zu der alten Frau Reich gesungen, dann schüttelte dieselbe ihr ehrwürdiges Haupt und sprach: „Was mag das für ein Thor sein? Er verwechselt mich mit meiner hohen Mutter Germania, die längst zu ihren teutonischen Göttern gegangen, von welchen sie abstammt. Mir wäre wohl, ich wäre bei ihr. Denn die Welt scheint nur noch aus Schuften und Narren zu bestehn." Zu so ungerechten Aeußerungen reißt das Unglück selbst die gutmüthigste Frau hin.

Und endlich ward Friedrich auch in Frankfurt die Zeit zu lange; denn weder bei dem Alten Bunde noch bei der Frau Reich war was zu erreichen; auch an einen fremden Potentaten hatte er einen schweifwedelnden Brief geschrieben, und auch das hatte gar nichts geholfen; da ging er wieder zu Preuß und sprach: Siehe, in allen Reich's Landen sitzen Verwalter als Herrn; Meerumschlungen-Stammverwandt ist doch jetzt los von Hannemann, und folglich muß es doch auch einen Verwalter und Herrn haben; Du bist Herr der Situation, ich habe Brief und Siegel und das älteste Recht!

„Ich dächte, Dein Vater hätte das Alles längst verkauft, verkauft für blanke drei Millionen dänische Reichsthaler, die er längst erhalten?" fragte Preuß, „Brief und Siegel, Haus und Hof und Recht und Alles miteinander?"

Allerdings, sagte Friedrich, aber ich habe beschlossen, das Alles als nichtgeschehen zu betrachten und zu behandeln; und deshalb habe ich das Recht wieder, als wenn es nie verkauft worden wäre. Ich habe also das Recht, Du hast die Herrschaft der Situation. Deshalb erkenne mein Recht an und mache mich zum erblichen Herrn und Verwalter.

„Ja, Du weißt ja wohl," entgegnete Preuß, „ich habe gar keine Verwalter. Ich bewirthschafte meine Güter all' selber und hab' keinen Spaß an Verwaltern. Indeß, laß einmal sehn, welche Pachtbedingungen Du anbietest. Das Gut ist denn doch zu groß und zu wichtig, als daß man's so — mir nichts, Dir nichts — in's Freie fallen ließe oder an einen Dritten gelangen, von dem man nicht weiß, wie man mit ihm daran ist!"

Da brauste Friedrich Sachte wild auf und rief: „Herr, wie könnt Ihr mir von Bedingungen reden, oder gar von Pachtbedingungen, Angesichts meines alten Rechts und meiner Pergamente? Wenn ich von „Verwalter" sprach, dann war das nicht so zu ver-

Digitized by Google

stehen. Ich meinte damit die Erbherrn in Reich's Landen, die man wohl noch aus alten Zeiten „Verwalter" nennt, weil sie damals blos Reichsämter hatten, die aber jetzt selbstherrlich und unabhängig sind, wie der Großmogul. So Einer gedenke auch ich zu werden. Wenn nicht mit und durch Euch, dann ohne Euch und gegen Euch. Deshalb, wenn Ihr mit mir glaubt markten und feilschen zu können, dann seid Ihr sehr auf dem Holzweg. Suchet vielmehr mein Herz zu gewinnen, dann wird sich das Andere machen."

Sprach's, ging hinaus und schlug hinter sich die Thüre zu, daß die Fenster klirrten.

Da aber Preuß, der doch Vieles verstand, nicht wußte, wie er es anfangen sollte, Friedrich's Herz zu gewinnen, so blieb Alles beim Alten.

XIII.

Vom Neuen Bunde.

Ralf und Preuß aber konnten mit einander wegen des Gutes Meerumschlungen-Stammverwandt, so ihnen Hannemann hatte abtreten müssen, nicht einig werden. Und darüber kam es zum Kriege.

Das Gut Meerumschlungen-Stammverwandt war nun allerdings blos die Gelegenheitsursache zum Kriege, die Gründe dazu lagen tiefer. Sie hatten sich seit langer Zeit angehäuft und gesammelt, und wenn der Krieg nicht heute kam, dann kam er morgen. Für Preuß war gar keine Wahl: Entweder mußte er sich dem alten Ralf auf Gnade und Ungnade unterwerfen und mußte werden, wie Einer der andern Verwalter und Schleppenträger, die nur selbstherrlich waren gegenüber ihren Domainen-Bauern, aber im Uebrigen tanzen mußten, wie Ralf pfiff; mußte sich in den „Alten Bund" in der Eschenheimer Gasse setzen und Alles über sich ergehn, sich über den Mund fahren und sich majorisiren lassen; mußte auch fernerhin dulden, daß man seine Mutter mißhandle und darauf verzichten, sie jemals zu befreien aus ihrem Gefängniß. Oder er mußte endlich Farbe bekennen und dem Ralf schlank weg vor den Kopf sagen: „Das Maß ist voll. Ich dulde nicht mehr, daß Du meine Mutter gefangen hältst. Ich dulde nicht mehr, daß Du meine Brüder und Neffen berückst und mir und ihrer eigenen Mutter

Digitized by Google

entfremdest, und daß Du Fremdherrschaft übst in unseren eigenen Landen, wie Du sie geübt hast im Lande Italia. Ich dulde nicht mehr den schimpflichen Bankerott und Sequester, den Du verhängt hast über unsrer Mutter Vermögen, die, so ihr zurückgegeben wird, was man ihr mit Unrecht genommen, reicher ist an Gütern und Gnaden, als Jemand in Europa. Ich dulde nicht mehr Deine Sequester-Commission, Deinen schwarzen „Alten Bund", der uns in aller Welt zum Gespötte der Kinder gemacht hat, der zu allem Schlechten geneigt und zu allem Guten unfähig ist, der sich gemästet hat vom Schweiße des Volkes, der die Freunde meiner Mutter, die Verehrer des Andenkens an meinen hohen Vater und Herrn, in das Gefängniß geworfen, in die Verbannung getrieben und zum Tode verurtheilt hat, der nicht hat dulden wollen, daß die Namen „Kaiser und Reich" überhaupt nur noch ausgesprochen würden, weil er, trotz allen Pracherns und Pochens auf seine vermeintliche Gewalt und Autorität, sehr wohl wußte, daß jene Erinnerungen einer großen Vergangenheit mächtiger sind über die deutschen Herzen, als er, der „Alte Bund", in seines Nichts durchbohrendem Gefühle. Es ist genug gesündigt seit meines Vaters Tode. Ich konnte es bisher nicht ändern, denn ich hatte die Macht nicht. Jetzt, da ich es ändern kann, so will ich es ändern, so wahr mir Gott helfe. Und darum sage ich Dir: Hebe Dich weg mit Deinen Gesellen. Geh' in Dein eigenes Land und siehe zu, wie Du versöhnest die Völkerschaften, die Du entzweit hast nach dem Grundsatz: Theile und herrsche. Sie lassen sich nicht mehr als stumme Sclaven beherrschen. Sie sind zum Selbstbewußtsein erwacht; und wenn sie beisammen bleiben sollen, dann bedarf es der Verständigung unter ihnen. Gelingt sie nicht, dann zerstören sie nicht, wie bisher, in blinder Wuth sich unter einander; dann zerstören sie das Centrum, das gemeinschaftliche Centrum, und ein Jeglicher constituirt sich um seinen eigenen Mittelpunkt. Dieses Centrum aber bist Du. Und deshalb strecke fürder Deine begehrlichen Hände nicht aus nach einem Reiche, in welchem die Sonne nicht untergeht, sondern gehe nach Hause und siehe zu, daß Dir das Dach Deiner eigenen Burg nicht über Deinem Kopfe zusammenbreche. Ich will Dir nicht Feind sein. Ich will Dir sogar beistehn, wenn Du ehrlich und ohne Rückhalt Verständigung suchst. Aber Deine bisherigen Tücken bin ich

Digitized by Google

satt. Gehe daher Jeder von uns *seinen* Weg. Ich bin Deine Vormundschaft müde.

Raum für Alle hat die Erde.
Was verfolgst Du meine Heerde?

Und wenn Ralf nicht hörte auf diese Worte, dann mußte Preuß das Schwert ziehen und die Scheide wegwerfen. Dann galt es einen Kampf auf Tod und auf Leben.

Zu einem solchen entschließt man sich aber nicht leicht und nicht ohne besonderen Anlaß. Und den Anlaß gab das Gut Meerumschlungen-Stammverwandt. Es war also abgetreten an Ralf und an Preuß. Gemeinschaftlich behalten konnten sie's nicht; denn die Gemeinschaft ist die Mutter des Streites. Es sich selbst anzueignen, hatte Ralf kein Interesse; es lag zu weit ab von seinen übrigen Besitzungen, als daß er es mit Erfolg hätte bewirthschaften können, während das Gegentheil für Preuß der Fall war. Vielleicht wollte es auch Ralf zu seinem Theil an Preuß überlassen und forderte nur einen Preis, der diesem zu hoch war. Vielleicht Vergrößerung seiner Güter auf Kosten der Frau Reich und ihrer übrigen Söhne? Wer weiß! Nur so viel ist gewiß, die Waffenbrüderschaft zwischen Beiden lockerte sich immer mehr, und endlich stellte es sich klar heraus, daß Ralf das Gut lieber jedem Andern gönnte, als dem Preuß. Er schenkte schließlich dem Friedrich Sachte, der noch immer den Lauerfritze spielte, ein geneigtes Ohr, obgleich er denselben Anfangs zum Land hinaus hatte jagen wollen.*) Er ließ sich mit dem „Alten Bunde" wieder ein, obgleich er in Gemeinschaft mit dem Preuß dessen Stellvertreter auf etwas unsanfte Art aus dem Gute Meerumschlungen-Stammverwandt entfernigt und an die Luft gesetzt hatte. Kurz, Ralf war wieder ganz zurückgekommen auf seinen hergebrachten Standpunkt, den er nur vorübergehend aufgegeben zu haben schien. Er wollte Friedrich Sachte einsetzen als erblichen Verwalter in das Gut, wobei es sich von selbst verstand, daß Friedrich dann auch den alten schwarzen Bund beschickte und dort half, die Mutter Reich gefangen zu halten, ihr Hab und Gut zu vermöbeln, den Preuß zu majorisiren und dem Ralf die Schleppe zu tragen. Dann hatte Preuß das Nachsehen, und obgleich er die Hauptarbeit wider Hannemann und seine Leute

*) Vgl. den am 2. Januar 1864 vom Bundestage mit 10 gegen 6 Stimmen abgelehnten Antrag.

Digitized by Google

gethan, hatte er dann mit dem Blute, so er geopfert, sich nichts erkauft, als Schmach und Hohn und eine Verstärkung der Reihen seiner Gegner, sowie eine erneuerte und verschärfte Bevormundung durch Ralf."

Da sagte er endlich: „So will ich nicht, und wenn nichts anderes übrig bleibt, dann laß uns zu den eisernen Würfeln greifen. Sie mögen entscheiden, wer Recht hat, Du oder ich."

Da gab es einen großen Schrecken und Alle, welche zwischen Beiden standen und zwischen ihnen hin und herschaukelten, je nach Vortheil, Zweck und Ersprießlichkeit auf die eine einmal, und dann auf die andere Seite, die liefen zusammen und suchten den klaffenden Riß zu verkleistern. Und es gelang — aber zum letzten Mal! Sie verglichen sich dahin: die Gemeinschaft solle bleiben, und über das Eigenthum Keiner ohne des Andern Zustimmung verhandeln oder verfügen, aber vorläufig solle Preuß das Gut Meerumschlungen und Ralf das Gut Stammverwandt bewirthschaften. Da war aber noch ein kleines Vorwerk, und die Leute darauf wollten gern zu Preuß, damit sie endlich endlich einmal Ruhe hätten und wüßten, woran sie wären. Das verkaufte Ralf mit Mann und Maus an Preuß für ein schönes Stück Geld in klingender Münze. Da erhob der Alte Bund und sein Anhang ein wüthend Geschrei und riefen: Wehe über den Preuß, er kauft Menschen, wie Hämmel. Der Preuß aber antwortete: Ist die Schande bei Dem, der Sclaven kauft, um sie frei zu machen, und dafür sein eigenes gutes Geld ausgiebt; oder ist sie bei Dem, der Menschenfleisch verkauft, um seinen eigenen Beutel zu füllen mit fremdem Gelde? Ralf nahm das Geld, aber als er später den Vertrag auffagte, fiel es ihm nicht ein, es zurückzubezahlen, vielmehr hat er es noch bis zur Stunde.

Der Vergleich hielt nicht lange. Ralf that das Gegentheil von Allem, was er versprochen, er steckte mit Friedrich Sachte und dem Alten Bund unter einer Decke; und sie rumorten in Meerumschlungen-Stammverwandt herum, hetzten die Leute auf und machten dem Preuß das Leben so sauer wie möglich; und Der revanchirte sich nach Kräften. Und was man mit Mühe zusammengeleimt, das kam wieder zum Brechen, und das Maß war voll, so daß es überlief. Nun handelte es sich aber natürlich nicht mehr blos um das Gut im Norden, sondern um die Frage, wer über die Reichslande gesetzt sei, ob die Mutter Reich und ihre Söhne, oder Herr Ralf

Digitized by Google

und seine Sequester, ob Ralf's Fremdherrschaft fortdauern solle hier und in Italia, und ob durch den Streit nicht ein Weltbrand angefacht werde.

Der Alte Bund aber und sein Anhang, und gerade zumeist die, so am Meisten gehetzt hatten, schrieen: „Wehe über den Preuß, er beginnt einen Bruderkrieg im Bund mit dem Fremdling." Aber Ralf war ja kein Bruder von Preuß, sondern ehedem nur der Generalverwalter der Güter seiner Mutter; und daß er letztere in Bankerott gestürzt, das war auch gewiß keine Empfehlung. Was aber den Fremdling anlangt, so hatte Ralf deren ein Dutzend, und Preuß nur einen zur Seite; und Italiener fochten hüben und drüben. Daß aber auch Brüder von Preuß in den Streit verwickelt wurden und gegen ihn fochten, das hätte nicht sein müssen. Das war ihre eigene Schuld und die von Ralf und von dem Alten Bunde. Ralf wollte den Krieg und deshalb brach er den Vergleich, in welchem er gelobt hatte, nichts ohne Einvernehmen mit Preuß zu thun. Warum er den Krieg wollte? Theils aus Hochmuth und theils aus Verzweiflung. Er sprach immer von seiner „angestammten Stellung in Deutschland"; und war ihm doch auf der weiten Welt nichts angestammt, als die alte Habsburg, und die liegt in der Schweiz. Auch hatte er viel Verdruß in dem eigenen Hause. Seine verschiedenen Völkerschaften waren rebellisch wider ihn selbst und wider einander; er hatte ihnen den Verfassungs-Vertrag gekündigt, und darob murrten sie noch mehr. Und endlich war kein Geld im Haus und mußte man sich mit eitel Papierschnitzel behelfen. In des Preuß Haus aber, so erzählte man sich, lagen viel harte blanke Thaler in Silber, und das stach in die Augen.

Summa, wenn der biedere Landmann zu Hause Schuld und Ungeduld und Verdruß hat, und die Frau schilt und das Gesinde rebellirt, dann geht er in's Wirthshaus und trinkt sich einen Bauernrausch vom schwersten Kaliber, aber der Katzenjammer kommt nach.

Und gleich wie der biedere Landmann in das Wirthshaus, so stürzte sich der biedere Ralf in den Krieg, und der Katzenjammer kam auch nach.

Und als die Sachen so weit waren, da schickte Preuß einen Herold in's Land und ließ deutlich ausrufen, was er wolle: Aufhebung des Bankerotts, — Auflösung der Sequester-Commission, —

Digitized by Google

Wiedereinsetzung der Frau Reich in ihre Rechte, — Verbannung Ralf's aus Reichs Landen, — Aufhören seiner Fremdherrschaft, — Aufrichtung eines Neuen Bundes ohne Bankerott und ohne Sequester, — Verwaltung der gemeinsamen Angelegenheiten unter dem Vorsitze von Preuß — Rückkehr der Verwalter in die Stellung, so sie ehedem hatten, da der alte Kaiser noch lebte, — jährliche Versammlung der Vertrauensmänner der Verwalteten zur Geltendmachung ihrer Rechte und ihrer Beschwerden.

So aber Preuß gedachte, dadurch die Verwalter für sich zu gewinnen, so täuschte er sich gründlich. Sie schrien Zeter und Mordio! „Umsturz, Feigheit, Verrath, Verletzung unserer heiligsten Interessen und Rechte, heilloser Frevel wider die Ruhe von Europa, Mediatisirung von Oben und Unten zugleich.“ Nur Wenige waren vernünftig und gingen zu Preuß, und diese hielt er in Ehren. Auch traten diese aus der Sequester-Commission aus, darin sie nie mit Vergnügen gesessen. Denn sie hielten den Handelsverein für besser, dieweil er mehr abwarf, und auf ehrliche Weise.

Die Andern aber blieben im Alten Bund und suchten das Volk zu berücken. Sie legten die Farben an, so man für die Leibfarben der Frau Reich hielt, obgleich sie selbst Diejenigen, welche vormals diese Farben getragen, in den Tod, das Gefängniß und die Verbannung geschickt hatten. Auch gingen sie der Frau Reich um den Bart und nannten sie „holde Jungfrau Germania“, weil sie dachten, es würde ihr schmeicheln. Frau Reich aber schüttelte lächelnd ihr weißes Haupt und frohlockte im Grunde des Herzens. Sie merkte, was los war, und daß die Stunde gekommen, auf welche ihr jüngster Sohn sie vertröstet.

Und nun ging es durcheinander, wie in einem Ameisenhaufen, so Einer mit dem Stocke darinnen gewühlt hat. Alles rüstet, rennet, rettet, flüchtet. Sie stecken die Köpfe zusammen und machen heimliche Verträge unter einander, und am Meisten mit Ralf, darüber, was ein Jeder erhält, wenn sie gewinnen, und wie er entschädigt werden soll, wenn sie verlieren. Und hielt ein Jeglicher seinen Vertrag geheim vor dem Andern. Denn zum Oeftern stand darin geschrieben, daß der Lappen, womit man ihn entschädige, geschnitten werden solle aus dem Felle des nächsten Bundesgenossen und Nachbarn. Und das nannten sie „Bundestreue“. Und auch dem Preuß schrieben sie einen Schreibebrief, darin stand geschrieben, sie wollten

Digitized by Google

ihm nicht an das Leben, und wenn sie die Waffen ergriffen und wider ihn zu Felde zögen und auf ihn losschlügen aus allen Kräften, ihm Weg und Steg verlegten und ihm so viel Bedrängniß anthäten, wie möglich, so dürfe er bei Leibe das nicht für Feindseligkeit ansehen und ihnen verübeln, denn das sei kein Krieg, sondern eitel Bundestreue, die ganze Bundestreue und nichts als Bundestreue.

So fein und zierlich aber auch der Schreibebrief in Worten gesetzt war, der Preuß glaubte ihm nicht und warf ihn zerknüllt in die Ecke. Und da schrieen sie abermals: „Wehe über den Preuß. Wehe über den Barbaren, der sich auf höfliche Briefe nicht einläßt, sondern immer gleich grob wird."

Und er ward wirklich grob. Zunächst gegen die Verwalter, die ihm zwischen den Beinen lagen und ihn in Schritt und Tritt hemmten. Deren waren drei, Namens Adolfus Dux, Friedrich Wilhelm Elector und Georg Rex. Er schrieb Jedem von ihnen einen deutlichen Brief, schwarz auf weiß: „Bleib' mir vom Leibe mit Deiner Bundestreue, auf diesen Zopf beiß' ich nicht an. Sag' mir umgehend: Bist Du für mich oder bist Du wider mich, oder willst Du wenigstens, so lange ich mit dem Ralf und seinen Leuten raufe, Dich ruhig verhalten? Giebst Du mir gar keine Antwort, oder keine deutliche, und fährst Du fort zu rüsten, dann bin ich gezwungen, Dich als Feind zu behandeln und Dein Gut zu besetzen." Da antworteten die drei Verwalter, wie aus einem Munde: Wir wollen nicht Euer Freund sein und nicht Euer Feind, nicht für und nicht wider Euch; aber ruhig verhalten wollen wir uns nun erst recht nicht, sondern rüsten und raufen." Da fragte Preuß zum letzten Mal: „Was wollt Ihr denn?" Da schrien sie unisono: „Bundestreue, Bundestreue, Bundestreue!" (so hatte Ralf sie's gelehret). Da nahm sie Preuß am Ohr und warf sie von ihren Gütern. Da schrien sie, er sei ein Grobian; denn sie hätten zwar Krieg wider ihn führen wollen, aber doch nur aus purer blanker Bundestreue; und wenn man Jemanden todt schlagen wolle von Bundes wegen, dann müsse er stille halten und sich's ruhig gefallen lassen und wenn er auch noch so stark sei.

So hub nun der Krieg an zwischen Preuß auf der einen, und Ralf und den Verwaltern, so ihm anhingen, auf der andern Seite. Preuß hatte nur einerlei Kriegsvolk, und waren es keine Söldlinge,

Digitized by Google

sondern Alles eigene Leute, Vornehme und Geringe, Alles beisammen, wie sie das Land hervorbringt, und sie hatten eine harte und ernste Schule durchgemacht, wie ich Euch schon erzählt habe, und fürchteten sich nicht vor Gefahr und vor Arbeit, sondern waren rauh erzogen und von Haus aus an Solches gewöhnt. Sie waren Landwirthe und zugleich auch Soldaten. Auch hatte Preuß nicht allerhand Völker und viele Verwalter in seinen Landen. Er bewirthschaftete Alles selber und Alles ging aus einem Gusse und grad' wie am Schnürchen.

Auf der andern Seite aber war's anders. Ralf's Kriegsheer war zusammengesetzt aus den vielen verschiedenen Völkern, die er zusammengekoppelt und zusammengehalten vermittelst des „Theile und herrsche"; und deshalb waren sie nicht einig untereinander. Einer gönnte dem Andern das Schlimmste, und es waren welche, die ließen sich freiwillig fangen. Auch kann man in die Leute keine Ordnung bringen, wenn sie unter einander nicht einig. Denn kleine Dinge wachsen durch Eintracht, die größten aber gehen durch Zwiracht verloren.

Das Kriegsheer der feindlichen Verwalter marschirte in zwei Heerhaufen. Aber sie verstanden sich nicht unter einander, denn ein Jeder verfuhr nach seinem Kopf und hörte nicht auf den Andern. Der eine Haufen aber war zusammengesetzt aus Volk von allerlei Gütern, und das Volk von jedem Gute hielt sich für sich und wollte nichts wissen von den andern, auch dachten sie nicht an gemeinsamen Angriff, sondern nur an Vertheidigung, aber auch nicht an Vertheidigung des Ganzen, sondern Jeder nur an sein Gut. Und ein Jeglicher wäre am liebsten nach Hause gegangen und hätte sich aufgestellt an der Grenze seines Gutes, oder soferne er zu Hause einen guten Tropfen im Fasse hatte, vor der Thür seines eigenen Kellers.

So kam es, daß sie Alle in kürzester Zeit unterlagen. Preuß schlug in wenigen Tagen zuerst den Ralf und dann die Bundesarmee, zuerst den einen und dann den andern Heerhaufen. Zwar waren es tapfere Leute, aber ich habe gesagt, woran's ihnen fehlte.

Und all der alte Spuk war auf einmal verschwunden, wie ein Gespenst am hellen lichten Tage. Der Sequester war fort mit sammt seinem Präsidenten; der Alte Bund war fort, der Bankerott

Digitized by Google

war fort; die Fremdherrschaft war fort und Friedrich Sachte war auch fort. Er hatte überhaupt nur gelauert.

Dagegen waren Preuß zugefallen: das Gut Meerumschlungen-Stammverwandt, sowie die drei Güter der abgethanen Verwalter, welche nicht verwaltet hatten für das öffentliche Interesse und das gemeinsame Wesen, sondern ein Jeder zumeist für die eigene Tasche.

Frau Reich aber wurde erlöst aus ihrem Wittwensitze oder Gefängniß in der Eschenheimer Gasse. Sie fiel dem Sohn um den Hals und sagte: „Ich wußte, Du würdest Dein Wort halten, und ich merkte, daß es mit meinen Peinigern schlecht stand. Denn sie wurden auf einmal so höflich."

Und Preuß richtete mit seinen Genossen den Neuen Bund auf und berief dazu das Volk ohne Rücksicht auf Stand und Vermögen. Und das Volk stimmte zu und half das neue Gebäude errichten. Nur drei und ein halb Vorwerke im Süden die blieben einstweilen noch draußen; desgleichen auch theure Verwandte, die wohnten in Ralf'schen Ländern.

XIV.

Von dem echten Testamente des alten Kaisers.

Ihr fragt mich, was denn die Brüder und Neffen von Preuß machten während des Krieges? Einige waren wider ihn, und andere nicht für ihn, mit alleiniger Ausnahme des Westphal, des tapferen Streiters. Kann man sich darob wundern? Sie lebten bisher ein Jeder für sich und kannten einander zu wenig. Böse Menschen hatten unter ihnen gehetzt und geschürt und Klatsch hin- und hergetragen, und Jeden gepackt an seiner schwachen Seite, und wir haben ja gesehen: ein Jeder hatte eine solche Seite; d. h. wenigstens eine! Und das einzige Band, das sie zusammenhielt, das war ein Handelsgeschäft. Das macht nicht das Herz warm. Ein Jeder rechnet bis auf den Pfennig, was ihm zukomme, und wenn es auch noch so viel ist, so glaubt er am Ende doch immer, es wäre zu wenig.

Auch nach Aufrichtung des Neuen Bundes, der die Schranken niederriß und es so einrichtete, daß sich Jeder an jedem Orte des Landes wohl fühlte, weil er überall gern aufgenommen und so gut,

Digitized by Google

wie zu Haus war, standen noch einzelne der Brüder und Neffen schmollend im Winkel. Denn sie glaubten in ihrer Thorheit immer noch an die Echtheit jenes Testaments, welches genannt war die Aurea Bulla, und an die Weisheit der Verwalter und der Sequester. Auch wußten sie ja immer nicht gewiß, ob ihr Vater, der Kaiser, noch lebe, und wollten daher keinen neuen Kaiser.

Da kam Kunde vom Tode des Kaisers und das echte Testament kam zum Vorschein. Der Kaiser hatte es bei sich getragen auf seiner Wallfahrt zum Gnaden spendenden Bilde im Osten. Aber er war dort in einen Hinterhalt gefallen. Seine Leute waren niedergemetzelt worden. Nur er und Einer seiner Getreuen waren übrig geblieben und in die Gefangenschaft der Sarazenen gefallen. Der Kaiser erlag nach wenigen Tagen den Wunden, so er davon getragen. Zuvor hatte er seinem Knappen Kurd das Testament übergeben, damit er versuche, es an Frau Reich gelangen zu lassen. Kurd aber entsprang den Sarazenen. Er irrte lange in der Welt umher, bevor es ihm gelang, den Heimweg zu finden. Aber das Testament des Kaisers trug er getreulich auf seinem Herzen. Und als er in seine Heimath kam, da merkte er gleich, es war schon ganz anders geworden, als zu den Zeiten des Kaisers. Denn hier hatte der Verwalter Welf den Besitz an sich gerissen und verfolgte Jeden auf das Grausamste, der es wagte, von Kaiser und Reich auch nur noch zu reden. Die Familie Kurd's war verarmt und er wußte nicht Mittel zu finden, zur Frau Reich zu gelangen. Aber das Testament hielt er in Ehren und vertraute Niemand etwas davon an, als seinen eigenen Söhnen. Nun geschah es, als Kurd schon sehr alt war, daß Welf Söhne des Landes verkaufte an England, das sie brauchte als Soldaten im Krieg wider seine rebellirenden Colonisten in einem fernen Lande, so da heißt Amerika und liegt jenseits des Meeres; und da Kurd große Furcht trug, Welf möge erfahren, daß er des Kaisers Testament besitze und ihn schädigen und das Testament vernichten, so gab er dasselbe seinem Sohne, so auch Kurd hieß, mit und beschwor ihn, es treu zu bewahren und wenn die Zeiten nicht mehr so schlimm seien, auf irgend eine Art an die Frau Reich gelangen zu lassen.

Der junge Kurd aber wurde von den Amerikanern gefangen genommen. Und das war sein Glück. Denn obgleich er von Welf verkauft worden war für Geld, wie ein Sklave, so wurde er nun

Digitized by Google

Bürger eines freien Landes, und es sammelten sich dort mehr von seinen Leuten und übten zuletzt eine große Macht in Sachen des gemeinen Wesens, wenn sie einig waren und stramm zusammenhielten. Doch dachten sie auch jenseits des Wassers noch in Ehren und Treue des alten Vaterlandes und freuten sich, wenn sie von dort was Gutes erfuhren, was leider nur selten der Fall war.

Da erscholl auf einmal die Mähr: Preuß hat sich aufgerafft, als es ihm mit Ralf's Prätentionen zu arg war, er hat den Ralf abgeschüttelt und den Bankerott und den Sequester und den Alten Bund; er hat Frau Reich wiedereingesetzt in ihre Rechte und Ehren und einen freien Neuen Bund gegründet; der ist geachtet zu Wasser und zu Lande und unter den Völkern der Erde.

Da schlugen auch am Ohio und Missisippi und in den Blockhäusern des fernsten Westens von Amerika die alten deutschen Herzen, obgleich sie wetterfest waren gleich Eichenholz, hoch auf vor Freuden, und Kurd sprach zu seinem Sohne, der hieß Jucho: Jetzt ist es aus mit dem Regimente des Welfen; jetzt ziehe nach Deutschland und überreiche der Frau Reich das Testament ihres seligen Herrn und Gemahls; denn nun wird es an der Zeit sein, daß sie erfahre, was drin geschrieben steht; denn nun ist sie frei und kann die Sachen richten und schlichten.

So erhielt Frau Reich durch Jucho das Testament mit dem echten Insiegel des Kaisers, und stand darin geschrieben:

„Ich hoffe zum Herrn, daß er mich noch in Gnaden läßt wandeln auf Erden, also daß ich selbst kann vorkehren, wie es gehalten werden soll, und bei lebendigem Leibe das Regiment kann abgeben an meinen Nachfolger. So ich aber werde in Kürze abberufen, so sage ich, wie Gott will, und ordne die Sachen letztwillig, wie folgt: Ich habe vier Söhne, und wenn das Kind, so meine liebste Gemahlin unter dem Herzen trägt, männlichen Geschlechts ist, demnächst deren fünf. Ich will nicht, daß das Regiment getheilt wird, sondern nur Einer soll es erhalten. Jeder der Söhne soll an Gütern behalten, was er bei meinen Lebzeiten schon bekommen. Aber nur Einer soll Kaiser heißen und soll der Uebrigen Haupt sein. So ich nun aber sagen soll, welcher von ihnen, so wird mir das schwer. Denn sie sind noch zu jung und haben Alle noch nichts Rechtes geleistet. Wer aber will Kaiser sein, der soll und muß Haare auf den Zähnen haben. Deshalb verfüge ich, wie folgt:

Digitized by Google

Meine theure Gemahlin soll dieses Testament für sich allein im Stillen überlegen und dann die Söhne mit größter Sorgfalt beobachten und zusehen, wer am Meisten Beruf hat, zu herrschen. Und wer den zeigt und das Größte leistet für's Vaterland, der soll zum Kaiser ernannt und gekrönt werden und seine Brüder und deren Nachkommen sollen ihm gehorchen, so wahr sie von mir abstammen. Deß walte Gott!"

Frau Reich aber versammelte um sich alle ihre Söhne und Enkel und die Glieder des Bundes und die Vertrauensmänner des Volkes und gab ihnen das Testament zur Prüfung. Und trotz sorgfältigsten Zweifels und Untersuchens erkannten sie solches für echt und die Aurea Bulla für unecht. Denn sie war nur eine Abschrift, und die Urschrift war nirgends zu finden.

Sie beriethen nun, was zu thun sei. Da aber ein Theil von ihnen etwas umständlich war, so rückte das Ding nicht vom Flecke, und die Leute sagten, sie zankten sich um des Kaisers Bart.

Und da sie noch tief in der Berathung steckten, da gab es einen Krieg, der ging ihnen Allen an Kopf und an Kragen. Er war angezettelt von Denjenigen, welche das vorige Mal unterlegen waren und dies nicht hatten verschmerzen können.

XV.

„Finis coronat opus."

Es war ein schwerer Krieg. Denn sie hatten viel Feinde. Aber sie fochten ihn glorreich zu Ende, und als er vorbei war, da hielten die Brüder und Neffen eine fernere Berathung nicht mehr für nöthig. Denn diesmal hatten sie nicht wider einander gefochten, sondern mit einander, Schulter an Schulter, wider mächtige Feinde. Sie hatten sich Alle tapfer geschlagen. Aber darüber waren sie einig, das Beste hatte der Preuß gethan, und ohne ihn wären sie schwerlich wieder mit heiler Haut nach Hause gekommen.

Da sprachen sie einmüthig: Nun ist die Probe gemacht auf das Testament unseres Vaters; Preuß soll Kaiser werden und nichts in der Welt soll uns in Zukunft mehr trennen. Und die Frau Reich stimmte zu.

Sofort nach dem Krieg waren diejenigen Verwalter, so es mit dem Feinde gehalten und Felonie begangen, abgesetzt worden. Auch

Digitized by Google

waren die nächst Schlimmen gestorben. Die noch übrig waren, fügten sich der Ordnung. Sie wurden wieder, was sie ehedem waren, große Grundherren mit kaiserlichen Aemtern.

Preuß und seine Brüder und Brudersöhne verständigten sich darüber, was gemeinsam war und was jeden Einzelnen anging. Das Gemeinsame sollte von nun der neue Kaiser verwalten. Im Uebrigen aber jeder nach seiner Art seine eigenen Dinge besorgen. Die Grenzen zwischen dem Gemeinsamen und dem Eigenthümlichen wurden genau geregelt; man gab dem Kaiser, was des Kaisers ist und den Brüdern und ihren Stämmen, was ihrer Sachen waren. Und wie am Firmament der Gang der Sterne geregelt ist nach ewigen Rechten, und wie sich dort Centripetal- und Centrifugalkraft die Waage halten, daß jedes Gestirn seinen Gang geht, begleitet von der Harmonie der Sphären, so war es auch nun in dem weiten Gebiete, worüber weiland Mutter Germania herrschte.

Es war nie ein schöneres Fest in deutschen Landen, als damals, wie sie, nachdem Alles geregelt und Streit und Zwietracht begraben war auf ewige Zeiten, zusammen kamen, um den neuen Kaiser zu krönen.

Preuß ragte, wie sein Vater, um eines Hauptes Länge über alles Volk, und er setzte sich auf den Thron, umgürtet mit seinem tapferen Schwerte. In der Rechten hielt er das Scepter und in der Linken das echte Testament seines Vaters. Das falsche, so man „Aurea Bulla" nannte, und das der Verwalter Welf untergeschoben, hatte man verbrannt und die Asche davon ausgestreut in die Winde.

Und als Preuß auf dem Throne saß, da näherte sich ihm seine gute Mutter und setzte ihm auf die alte Kaiserkrone, so sie mit Sorgfalt bewahrt von Alters her bis jetzt durch gute und schlechte Zeiten hindurch. Sie war den gierigen Blicken des Welf entgangen. Ralf hatte ihr vergeblich nachgestellt. Auch selbst in ihrem Gefängnisse in der Eschenheimer Gasse wußte sie solche vor dem Sequester mit Sorgfalt zu verbergen, in Erwartung besserer Zeiten.

Und als er nun so da saß, und die blauen Augen blitzten, und der blonde Bart wehte im Winde, da schwuren Alle, die den Vater gekannt, das sei der alte Kaiser, wie er leibte und lebte.

Seine Brüder und Neffen aber, Frank, Schwab, Bayr sowohl, als auch Westphal, Ostphal und Ober-Sachs, küßten zuerst ihn und

Digitized by Google

dann ihre Mutter. Dann reichten sie einander die Hände und sprachen selband die Worte des Barden Friedrich Schiller:

„Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern,
In keiner Noth uns trennen noch Gefahr."

Frau Reich aber hatte, als sie ihrem Sohne die Kaiser-Krone auf seine Locken gedrückt, ihm leise in's Ohr geflüstert (sie konnt's nicht verschweigen): „Mein Sohn und mein Kaiser, diese Krone hat Deine hohe Ahnin Germania geweiht und Dein herrlicher Vater getragen; werde in Allem wie er, nur in Einem nicht: Kümmere Dich mehr um unsere, als um fremder Leute Sachen. Bleibe in Deinem Lande und lasse Dir nie Verwalter über Deinen Kopf wachsen. Werde hart! Ich war zu weich und mußte es büßen. Ich will keine Rache, aber ich will Recht." Und da ging ein heimliches Rauschen der Lüfte durch die Halle, wie durch einen heiligen Hain. Die Andern wußten nicht, was das war. Frau Reich aber wußte es. Das war ein Gruß, den schickte Germania von ihrer fernen nordischen Insel, um ihrem Enkel, dem neuen Kaiser, zu geben die Weihe und das Angedenken an des Volkes ältere Zeiten und ältere Rechte.

XVII.

Schlußwort an große deutsche und großdeutsche Kinder.

Hochverehrteste Herren und liebe Kinder!

Ich habe sehr wohl gehört, wie während ich Euch mein Märchen erzählte, Etzliche von Euch mit den Beinen gestrampelt, mit den Füßen getrampelt, auch gepustet, gehustet, geräuschvoll die Nasen geschneuzt und überhaupt boshaftiger Weise einen Mordlärm aufgeführt haben, so daß die Anderen, welche mit Ruhe und Andacht zugehört haben, mich nicht hätten verstehen können, wenn mir nicht unser Herrgott eine Stimme verliehen hätte, welche Kinderlärm übertönet.

Derohalben bin ich Euch denn auch gar nicht böse, sondern will vielmehr glauben, daß Alles lediglich um des lieben Unverstands willen geschehen ist; und zum Zeichen meines absonderlichen Wohlwollens will ich noch einige Worte zum Schlusse an Euch richten, wasmaßen ich verhoffe, dadurch Euren Zorn zu entwaffnen.

Digitized by Google

Ihr habt mir dazwischen gerufen: „Oho, Prophezeihung“ und „Ja, wer's glaubt!“

Ich bin kein Prophet. Aber Etwas kann ich, und das könnt Ihr auch, so Ihr nur wollt; nämlich Schlüsse ziehen aus dem, was geschehen in vergangenen Tagen, auf künftige Zeiten.

Einmal rief heute auch Einer von Euch: „Unsinn!“ dazwischen.

Nun ja, in dem Märchen liegt der Sinn nicht greifbar zu Tage, aber er steckt drin; und wer suchen will und zu suchen versteht, der weiß ihn zu finden. Wer also jenen Ruf ausgestoßen, der hat damit bekundet, daß er den Sinn noch nicht gefunden hat, und er mag prüfen, an wem da die Schuld liegt.

Der Unsinn freilich, der wächst wild heute zu Tage und wuchert überall auch auf Wegen und Straßen, weil wir Gewohnheitsmenschen sind und können uns in neue Dinge nicht finden.

Eine komische Zeit das, in der wir leben! Die Schelme erlassen Steckbriefe hinter den ehrlichen Leuten her. „Kurhessische Steckbriefe. Ein Capitel aus (Trabert's) Todtengräbern. Auch zur Parteistellung der (groß-) deutschen Demokratie.“ Wien, Commissions-Verlag von Markgraf und Müller 1868. Die Republikaner weinen sich die Aeuglein roth über die Entthronung eines Monarchen. Die Revolutionäre verdammen die Anwendung jeder Gewalt und wollen nur noch zu Zwecken der Legitimität in Schlafrock und Pantoffeln putschen. Aber während sie sich bei der Genfer Friedensliga einschreiben lassen, organisiren sie auf französischem Boden eine bewaffnete Legion zum Kampfe gegen Deutschland. Und die Legionäre werden betrogen. Man hat sie mit schönen gleißenden Worten weggelockt vom häuslichen Heerde. Man hat ihnen versprochen, im nächsten Frühjahr soll's losgehen. Seitdem sind der Frühjahre schon drei in das Land gegangen, aber losgegangen ist es nicht. Die armen Legionäre hangen und bangen in schwebender Pein und wünschen, gleich Odysseus, nichts mehr, als wieder einmal zu erblicken den aufsteigenden Rauch ihres väterlichen Hauses. Aber man läßt sie darben; und statt nach Haus, will man sie nach Africa schicken, wo sie sicher verderben. Sie aber wollen lieber nach Mufrica (Meppen), als nach Africa.

Auf der andern Seite thun aber wieder die nämlichen Leute, welche täglich die Theilung Deutschlands und die Mainlinie verwünschen, ihrerseits alles, was in ihren Kräften steht, um zu ver-

Digitized by Google

hindern, daß die durch den Main getrennten Theile sich vereinigen. Dieselben Leute, die täglich darüber jammern, daß man gar nicht mehr aus der Kriegsgefahr herauskomme, daß das politische Vertrauen gestört sei, und daß in Folge dessen Handel und Wandel darniederliege, thun ihrerseits alles, was dazu dienen kann, einen Krieg gegen Deutschland herauf zu beschwören, indem sie Hader und Zwietracht in Deutschland nähren, die Schutz- und Trutzbündnisse und die militairische Einheit untergraben und das Ausland einladen, zum Zwecke der Restauration des Friedrich Wilhelm Elector und des Georg Rex den Norddeutschen Bund mit Krieg zu überziehen. In demselben Augenblicke aber, wo sie den Norddeutschen Bund mit Krieg bedrohen und in der Schießhalle zu Wien oder wo sonst die Waffen schwingen, stoßen sie einen Schrei sittlicher Entrüstung darüber aus, daß der Norddeutsche Bund nicht seine Armee entläßt, seine Kanonen an den Meistbietenden verkauft und seine Flotte abtakelt, um den Feinden, welche seine Widersacher aufrufen und im Geiste schon marschiren sehn „bevor das Korn wieder blüht", als echter deutscher Biedermann entgegen zu treten, bekleidet mit nichts als einem Feigenblatte und bewaffnet mit nichts als einer Friedenspfeife. In demselben Augenblicke wo sie behaupten, der Norddeutsche Bund sei nur ein eiserner Käfig des Cäsarismus, nur ein „Werbebezirk" (dies Wort verräth schon prima vista den österreichischen Ursprung), nur eine große Kaserne, eine kolossale Militär-Maschine, welche die Sicherheit aller Nachbarn Deutschlands gefährde und deshalb den Krieg provocire; — in demselben Augenblicke behaupten dieselben braven Männer mit demselben Pathos, demselben nachgemachten Biedermannston und einer wahrhaft beneidenswerthen Stirn, nie sei die deutsche Wehrkraft stärker gewesen, als unter dem frankfurter Bundestage, während dessen Existenz Niemand gewagt habe, uns anzutasten (was Belgien und Dänemark damals mit deutschem Bundeslande gemacht, wird natürlich mit weisem Stillschweigen übergangen), Preußen aber habe diese kolossale Militär-Maschine in Stücke geschlagen dadurch, daß es die Mainlinie aufgerichtet und Oesterreich ausgestoßen habe, so daß es jetzt für Jeden ein Kinderspiel sei, uns niederzuwerfen, und daß diese unsere Schwäche den Krieg anlocke, wie das Eisen den Blitz. Preußen also hat sowohl den Militarismus zerstört, als auch den Militarismus geschaffen, und

Digitized by Google

sowohl durch das Zerstören wie durch das Schaffen, durch Schwäche und Stärke zugleich den Krieg provocirt.

Dieselben Menschen, die uns einen Vorwurf daraus machen, daß wir nicht zum schweizer Miliz-System übergehen (das vielleicht zur Vertheidigung von Gebirgspässen und Höhen, die von Gletschern und ewigem Schnee bedeckt sind, und für ein Land, dessen Neutralität völkerrechtlich garantirt ist, ganz gut ist), machen uns in demselben Augenblick einen Vorwurf daraus, daß wir nicht gleichzeitig gegen alle unsere Nachbarn zum Angriffe schreiten, daß wir nicht Frankreich wegen Luxemburg, Dänemark wegen Nord-Schleswig und Rußland wegen Kur-, Esth- und Livland — vielleicht auch etwa gar England wegen Helgoland? — den Krieg erklären. Und um unseren Appetit zum Kriege zu reizen, prophezeien uns diese komischen Heiligen jeden Tag „ein zweites Jena".

Heute spotten sie über den Popanz der rothen Hosen; sie versichern, nur der deutsche Militarismus sei an der Beunruhigung der Welt schuld, Rußland tanze nach unserer Pfeife, Frankreich sei das Lamm, welches noch nie ein Wässerchen getrübt, man müsse nur nichts thun, was es in seiner eigenthümlichen Weltanschauung störe, mit der Kriegsgefahr — das sei ja reine Spiegelfechterei, um harte Maßregeln gegen Georg den Märtyrer und den göttlichen Dulder Elector mit Scheingründen zu rechtfertigen, — das sei ja nur Schwindel und Vorwand für die national-liberalen Erfolganbeter, Hurrahschreier und Rechnungsträger, um in der Nachgiebigkeits- und Verwilligungs-Schwäche bis an die äußersten Grenzen der Möglichkeit zu gehen.

Morgen aber singen dieselben Leute, die heute das Lob des Friedens sangen, die Freuden des Krieges. Sie satteln mit derselben Geschwindigkeit um, wie der Chor in der „Braut von Messina". Eben noch heißt es:

> Schön ist der Friede, ein lieblicher Knabe,
> Liegt er gelagert am ruhigen Bach;
> Süßes Tönen entlockt er der Flöte,
> Und das Echo der Berge wird wach;

und dann folgt sofort ein Dithyrambus auf den Krieg, der selbst in den Augen des Herrn Lasson nichts zu wünschen übrig lassen würde. Schon donnern von allen Himmelsgegenden die Kanonen und „über Preußen bricht ein Straf- und Rache-Gericht herein, wie es nicht

Digitized by Google

seines Gleichen hat in den Annalen der Weltgeschichte". Kann man eine größere Vielseitigkeit verlangen? Alles nach Zweck und Ersprießlichkeit!

Vor Kurzem noch gab es in den Augen der süddeutschen Volkspartei, natürlich immer den Grafen Bismarck ausgenommen, kein schlimmeres Scheusal, als den Kaiser der Franzosen; Beide hatten ja eine blutige Verschwörung zur Zerstückelung Deutschlands mit einander gesponnen, und wer den dreisten Behauptungen in Betreff dieser heimlichen Missethaten nicht glaubte, wurde mit dem landläufigen Titel eines „Verräthers" beehrt.

Der Kaiser der Franzosen aber ist plötzlich über Nacht bei denselben Leuten vom Fürsten der Finsterniß zum Engel des Lichts avancirt, von dem nicht die Zerstückelung, sondern die Befreiung Deutschlands zu erwarten stehe.

Gleichzeitig aber versichern dieselben Biedermänner ganz insgeheim, mit dem Napoleonismus stehe es doch sehr wackelig, es dauere nur eine kurze Frist, dann werde der gallische Hahn wieder krähen, und das werde zugleich auch das Signal sein für die deutsche Föderativ-Republik, diese werde auch Oesterreich und Preußen in Trümmer schlagen; wenn aber nicht — „na, denn nich", sagt der Berliner; dann werde man sich auf eine südwest-deutsche Föderativ-Republik beschränken, welche mit der Schweiz Fusion machen werde, wobei auch darin, daß die Schweiz dem Plan abgeneigt sei und für sich allein bleiben wolle, nicht das geringste Hinderniß für dessen Verwirklichung gefunden werden könne. Und wer das nicht glaubt, ist ebenfalls ein „Verräther"!

Dasselbe Organ der Volkspartei, das heute dem König von Würtemberg versichert, die großdeutschen Radicalen seien „in diesem Augenblicke allein noch die einzig conservative Partei", die im Stande sei, die Gefahren zu beschwören, welche „den geheiligten Purpur der Souverainetät" von Würtemberg bedrohen, die sogar auch Willens sei, — natürlich gegen geeignete Gegenleistung — auch „die ökonomische Grundlage der Throne" zu schützen und aufzubessern, d. h. die Civilliste zu vertheidigen und zu erhöhen, das ihn (so nennt er sich selbst) als „getreuer Eckard" warnt, seinen Ministern doch ja nichts zu glauben: dasselbe Organ proklamirt morgen für Süddeutschland, mit Inbegriff von Würtemberg, die Föderativ-Republik und versichert dabei dem gläubigen und billig denkenden Leser, selbige sei

Digitized by Google

durchaus nicht so theuer, wie der verwünschte Nordbund, sie sei billig, spottbillig, sie koste nichts als „einige Kronen". Hier also sollen die Kronen fallen, in Hannover und Kassel aber sollen sie wieder aufgerichtet werden. Wenigstens versehen sich doch dessen Georg Rex und Friedrich Wilhelm Elector von ihren allergetreuesten Hof- und Leib-Republikanern; und wer letztern nicht glaubt, der ist ein „Verräther".

Die würtembergische Volkspartei, sagt Herr v. Rochau (in dem zweiten Bande seiner Realpolitik), schnappt heute mit blanken Zähnen nach dem Königthum, um morgen vor demselben zu wedeln und den König mit niedrigen Schmeicheleien und Bestechungsversuchen anzugehen.

Der Süden, sagen sie, soll sich selbst schützen. Er soll europäische Großmacht spielen; er soll einen parlamentarisch-militärischen Südbund bilden. Um aber recht militärisch zu werden, soll er zuvor das „Blutgesetz" und die Soldaten abschaffen. Auch das Steuerzahlen gilt ihnen als eine gänzlich veraltete Einrichtung. Heut zu Tag verlangt man vom Staate Alles und giebt ihm gar nichts. Er mag sich auf Goldmacherei werfen, oder sonstwie zusehn, woher er's nimmt. Hat man doch schon in alten Zeiten die Mauern von Jericho umgetrompetet. Warum soll man in unsern vorgeschrittenen Zeiten nicht noch Größeres aufrichten und umblasen können mit keiner anderen Kraft, als lediglich und allein mit dem Maul. Ist denn nicht bekanntlich ganz Oesterreich neugeboren worden durch die Rede, so Karl Mayer aus Stuttgart zu Wien auf dem Schützenfeste gehalten, und befindet sich seitdem wohler als jemals? — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Das ist Stoff zum Denken, ihr lieben Kinder. Und wenn Ihr Gebrauch davon macht und lernet, den Sinn von dem Unsinn zu sondern, dann erzähle ich Euch auch nächstens wieder ein neues Märchen. Für heute aber lebt wohl.

Digitized by Google

Zwei Mordgeschichten.

Erste Geschichte.

Der Gemeinderechner.

Eine deutsche Mordgeschichte aus dem Jahre 1863.

Motto:
„— Ich wag's, ein Grab
Dem heißgeliebten Bruder aufzuwerfen".
Sophokles, Antigone.

„Was kann daraus Vernünftiges werden," sagte mir kürzlich eine geistreiche alte Dame — denn die jungen sind erst in zweiter Linie geistreich, in erster schön — „was kann daraus Vernünftiges werden für unsere erzählende Literatur in Deutschland, wenn uns ein Jeder von dem erzählt, was er nicht kennt und nicht gelernt und gesehen hat? Der Plebejer erzählt uns aus der vornehmen Welt; der Aristokrat tischt uns Dorfgeschichten auf; der Pfarrer spinnt Mordgeschichten und Vernünfteinheyen und der Criminalrichter lyrisch-idyllische Epen! Die Wahrheit fehlt. Sie haben mir mündlich so manche wahre Geschichte erzählt; schreiben Sie doch auch einmal so eine!"

„Welches Genre befehlen Sie?"

„Nun, lassen Sie uns zusehen! Sie sind Jurist und Ihre Vorfahren waren Bauern; erzählen Sie uns eine criminalistische Dorfgeschichte — wenn es so was giebt? — oder habe ich etwas Dummes gesagt? Giebt es nichts der Art?"

„Ich wünschte von Herzen, Sie hätten etwas Dummes gesagt. Aber leider ist das überhaupt nicht möglich. Leider giebt es criminelle Dorfgeschichten. Ich darf Sie nicht täuschen, weil auch Sie stets wahr gegen mich sind. Ich will Ihnen also eine solche Geschichte erzählen, und werde, wenn Sie es erlauben, sie demnächst auch zu

Digitized by Google

Papiere bringen. „Um Mißverständnisse und Irrungen zu vermeiden," muß ich aber vorausschicken, daß unsere Bauern keine arkadischen Schäfer sind."

Unsere Bauern haben drei Jahrhunderte lang schwere Mißhandlungen erduldet. Sie beginnen erst jetzt, zu einem menschenwürdigen Dasein zu gelangen. In der Enge der kleinstaatlichen Verhältnisse, bei der Härte und Schwere des Erwerbs, der Höhe der Anforderungen, dem Drucke der Reallasten, der Leibeigenschaft und der Bureaukratie, sind sie zum Theil kleinlich und boshaft geworden. Ist das ein Wunder? Die Zeiten, wo die Verfolgung larmoyante Märtyrer machte, sind vorbei. Heutzutage macht sie nur noch erbitterte Feinde. Der Geschlagene holt selbst wieder zum Hieb aus, statt die andere Wange zum Schlage zu reichen; und wenn der Geschlagene sich nicht rächen kann an dem Schlagenden, weil dieser höher steht — so hoch, das er ihm vielleicht nicht einmal bis an die Ferſen reicht — so rächt er sich an Andern, die er erreichen kann, mögen sie auch unschuldig sein. Das mag unmoralisch und unlogisch sein; aber es ist so. Irgendwo muß der Gekränkte die Bitterkeit seines Gemüths auslassen. Und aus dieser psychologischen Wahrnehmung erklärt es sich, warum in Zeiten des Druckes und des Verfalls die Menschen eine ganz besondere Liebhaberei daran haben, einander zu peinigen. Daraus erläutern sich die Hexenprocesse, die Demagogenhetzen und hundert andere an sich völlig unbegreifliche Dinge. Daraus erklärt es sich auch, daß gerade in denjenigen deutschen Staaten, deren Bevölkerung nicht wuchs, oder nur viel langsamer wuchs als sonstwo, ja sogar zurückging, weil schlecht regiert und der wirthschaftlichen Entwickelung die Adern unterbunden wurden, man plötzlich eine heillose Angst vor „Uebervölkerung" bekam und in Folge dessen eine ganze Reihe von Gesetzen erließ, durch welche es der Gemeinde- oder Staatsbehörde factisch möglich gemacht wurde, Jedermann, der nicht ein ansehnliches Vermögen besaß, vorzuschreiben nicht allein, ob sondern auch wen er heirathen dürfe. Doch, wir dürfen diesen Gegenstand nicht weiter verfolgen. Man könnte ihn am Ende, obgleich er nichts weniger als das ist, für „politisch" halten und in Folge dessen die Blätter, in welchen diese harmlose Dorfgeschichte erscheinen wird, für stempel- und cautionspflichtig erklären. Also zurück zur Erzählung.

Sie spielt in einem Dorfe des mitteldeutschen Gebirges, wo

Digitized by Google

jener ehrlose Menschenhandel getrieben wird, der dem deutschen Namen im Auslande so sehr zur Schande gereicht. Schwindler, die sich „Unternehmer" oder „Patrone" nennen, erscheinen dort und miethen den Eltern oder Vormündern Kinder zu Geschäftsreisen nach den Niederlanden, nach St. Petersburg, nach Kopenhagen, nach London, nach New-York oder Californien ab, wo die männliche Jugend zum Betteln, die weibliche zur Prostitution angehalten wird, damit sie dem „Patron" das Tausendfache von dem einträgt, was er den gewissenlosen Eltern bezahlt hat. Die Exportirten kehren entweder an Körper und Geist vergiftet zurück — oder gar nicht, weil sie da draußen in der wüsten weiten Welt sterben oder verderben, und der Patron kein Interesse daran hat, sie am Leben zu erhalten, sobald sie kein Geld mehr einbringen. Bis jetzt ist es nicht gelungen, diesem Export zu steuern. Vielleicht ist auch er ein Mittel gegen — „Uebervölkerung."

Dies ist der Schauplatz. Nun die Handlung.

Fast in jedem dieser Gebirgsdörfer existiren schon seit langen Jahren zwei Parteien, die einander hassen, wie die Montecchis und Capulettis, und die ihren Haß von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzen. Früher schlugen sie einander todt. Jetzt, bei gestiegener Cultur, wenden sie andere, feinere Mittel an, von welchen wir, angesichts so vieler idyllischen Dorfgeschichten, bedauern, sagen zu müssen, daß sie vielleicht noch ein wenig unmoralischer sind als der Todtschlag, und daß sie uns erinnern an jene traurigen Verse des kosmopolitischen Nachtwächters:

„Sie lügen und krakehlen
Und hassen bis auf's Blut.
Zum Morden und zum Stehlen
Fehlt ihnen nur der Muth."

In unserem Dorfe hieß die Familie, welche bis 1848 regierte, Weil, die, welche opponirte, Besser. Der Dorfschulze gehörte der ersteren, der Held unserer Geschichte der letzteren an. Wir sind genöthigt, bis hinter das Jahr 1848 zurückzugehen.

Bis 1848 regierte in Ziegenheim der Dorfschulze Adam Weil. Er war armer Leute Kind; und da er zum landwirthschaftlichen Tagelöhner zu schwach war, so hatte sein Vater, ein Flickschneider, der auf seiner weit über die übliche Zeit hinaus ausgedehnten Wanderschaft den Trunk gelernt und die Arbeit vergessen, der eine

Digitized by Google

Frau mit nach Hause gebracht hatte, welche ihrer eigenen Behauptung nach eine Ungarin, jedoch nach der Bauern Meinung eine „Zigeunerin“ war, der Vater des Adam Weil also hatte, nachdem sein Söhnlein die Dorfschule absolvirt, ihn in das benachbarte Landstädtchen gebracht, wo er bei dem Amtmann Copist wurde und weil er von den drei Gulden monatlich, die ihm dieser gab, nicht leben konnte, nebenbei allerlei freien Künsten oblag, die nicht immer löblich waren. Als er zwanzig Jahre alt war, galt er für einen perfecten Amtsschreiber und fünf Jahre später administrirte er das ganze Amt, sprach nicht anders als mit „Wir,“ worunter er Anfangs sich und den Amtmann, zuletzt aber nur noch sich selbst verstand, und wurde factisch regierender Herr, während der Amtmann Morgens rauchte, Mittags aß und trank, nach Tisch l'Hombre spielte und Abends dem Rauchen, dem Trinken und l'Hombrespiel zugleich oblag.

Der Amtmann war indeß, soweit dies mit dem äußersten Grade von Gemüths- und Willensschwäche vereinbar ist, ein „guter“ oder ein „braver Mann;“ und da er an seinem allmächtigen „alter ego“ einige Dinge wahrnahm, die mit Ehrlichkeit keine allzu große Aehnlichkeit hatten, und wenn sie etwa dem guten Amtmann auf die Rechnung gesetzt wurden, denselben um den Dienst bringen konnten, so benutzte er eine passende Gelegenheit, sein Universalgenie los zu werden auf jene Art, welche man im bureaukratischen Jägerlatein „Fortloben“ nennt.

Im Dorfe Ziegenheim war nämlich damals der Schulze gestorben, und da es der Bauernschaft nicht gelingen wollte, sich über dessen Nachfolger zu einigen, so machte der Herr Amtmann einen gehorsamsten Bericht an die hohe Landesregierung, wodurch er vorstellte, dieweil Ziegenheim ein geringes Dorf, worinnen fast Niemand des Lesens und Schreibens, geschweige denn der in siebenundzwanzig dicken Quartbänden gesammelten Unzahl ebenso weiser, als unter einander widersprechender Gesetze des als „Musterstaat“ anerkannten Fürstenthums, zur Genüge kundig, auch in dem Dorfe eine solche Parteiung und Zwiespaltung ausgebrochen, daß solche durch einen Einheimischen füglich nicht zu bewältigen sei, so empfehle es sich, einen der Gesetze und der Verwaltung kundigen Subalterndiener, der sich durch Energie und Loyalität bewährt habe, besagtem Dorfe

Digitized by Google

als Schulzen vorzusetzen, und sei dazu Niemand geeigneter, als der fürstliche Amtsschreiber Adam Weil.

Das Bauernsprüchwort: „Wie bericht't, so geschiecht," d. h. wie der Amtmann beantragt, so geschieht's bei der Regierung, bewährte sich auch in diesem Falle als wahr. Adam Weil, Sohn des Flickschneiders und der „Zigeunerin," wurde, kaum siebenundzwanzig Jahre alt, regierender Dorfschulze in Ziegenheim und hatte natürlich sofort den ungetheilten Haß der vornehmsten Dorfmagnaten, vorab der Familie Besser, gegen sich. Da aber nach der Gemeindeordnung, wie sie vor 1848 bestand, die Gemeinde keine Corporation, sondern der „unterste Bezirk Allerhöchstunserer Staatsverwaltung" war, da der Dorfschulze Alles, der Gemeindevorstand und die Bauernschaft gar nichts war, so war dieser Haß dem trefflichen Dorfrichter Adam höchst gleichgültig. Er dachte mit Cicero: „Oderint dum metuant," d. i. mögen sie mich hassen, wenn sie mich nur fürchten, machte in seinem Dorfe Alles so, wie er es haben wollte, aber in seinen schriftlichen Berichten Alles so, wie der Amtmann es haben wollte.

Diese Berichte waren geschrieben wie gestochen; und kaum hatte heute der Amtmann rescribirt, so war auch morgen der Bericht schon da. Wenn heute der Amtmann schrieb, das statistische Bureau wolle wissen, wie viel Pferde — insbesondere wie viel Zuchthengste und Zuchtstuten, wie viel Hengste unter, und wie viel über zwei Jahren, wie viel trächtige und wie viel säugende Zuchtstuten, wie viel sonstige Stuten und wie viel Wallachen; ferner wie viel Esel, und zwar gewöhnliche Esel, Maulesel und Maulthiere; ferner wie viel Rindvieh, namentlich wie viel Bullen, wie viel Kühe, wie viel trächtige Rinder, Zug- und Mastochsen, Jungvieh und Rinder; wie viel Eber, Mutter- und Mastschweine und Ferkel; endlich wie viel Sperlinge, und zwar sowohl männliche als weibliche, sowohl erwachsene als solche in schulpflichtigem Alter, im Dorfe vorhanden seien; so schickte Adam Weil morgen schon seine Tabelle ein, worin jedes Vieh seine accurate Ziffer hatte, und Alles mit rother und schwarzer Dinte höchst malerisch in die Augen sprang. Auch die Herren vom statistischen Bureau in der Residenz behaupteten, Niemand könne so schöne Tabellen machen als Herr Weil, der Dorfschulze von Ziegenheim; und da Niemand kam und nachzählte, so waren natürlich die Ziffern auch alle richtig und gingen als officiell in alle statistischen

Digitized by Google

Werke über. So war denn Weil groß als Rabbi und Schriftgelehrter; und wäre das tolle Jahr 1848 nicht gekommen, so hätte — außer den dummen Bauern — nie Jemand an ihm gezweifelt, geschweige denn, daß seine Autorität in Frage gestellt worden wäre. Obgleich weder der Flickschneider noch die Zigeunerin ihm Schätze hinterlassen, so war er doch schon vor 1848 ein reicher Mann. Als Amtsschreiber hatte er sich ein kleines Capital gemacht; und wo ein Stück Ackerland oder Wiese feil wurde, da kaufte er. Man sagte ihm auch nach, er verstehe es vortrefflich, die Gelegenheit zu billigem Kauf für sich herbeizuführen. Der Wittwe eines reichen Bauern, der sich in Speculationen, die er nicht verstand, eingelassen und ein schönes Vermögen in einiger Unordnung hinterlassen hatte, drang sich Dorfschulze Adam Weil als Rathgeber auf. Plötzlich hörte man, das Amtsgericht habe über das Vermögen der Wittwe Concurs erkannt. Noch später wurde bekannt, der Dorfschulze habe gegen die Verflichtung, den Gläubigern zwanzig Procent zu zahlen, die Masse übernommen, natürlich, wie der edle Dorfschulze zu verstehen gab, nur in der Absicht, dieselbe der Frau zu erhalten. Die Frau starb kinderlos; und als ihre und des Mannes Seitenverwandte kamen und von dem Dorfschulzen das Gut herausverlangten, zeigte derselbe lächelnd seine Kaufbriefe. Er behielt das Gut. Zwei der Verwandten, die angesehensten Bauern im Dorfe, Jakob Randauer und Kaspar Besser, hatten den Argwohn, der Schulze habe erdichtete Gläubiger jener Frau aufgestellt, dieselben klagen lassen, geflissentlich die Bestreitung der Klage unterlassen, so daß die Frau par défaut verurtheilt und auf diese Weise eine in Wirklichkeit nicht vorhandene Ueberschuldung herbeigeführt wurde. Sie hatten sich in ihrem Aerger einen tüchtigen Bauernrausch angetrunken und gaben am Sonntag Abend in der Dorfschenke ihrem Verdruß und ihrem Argwohn in unvorsichtigen Worten Ausdruck, „der Dorfschulze Adam Weil habe den Ueberschuldungsbericht gefälscht und der Frau bei lebendigem Leibe das Fell abgezogen."

Dies wurde dem Dorfschulzen rapportirt. Er klagte wegen „Verletzung seiner Amts- und Dienstehre als fürstlicher Schulze." Die Bauern wollten den Beweis der Wahrheit führen. Sie wurden damit nicht gehört. Das Gesetz schrieb vor, wenn die Worte ihrer Fassung nach schon einen beleidigenden Charakter trügen, so müsse unbedingt gestraft werden, wenn auch der Inhalt wahr sei;

Digitized by Google

d. h. dies schrieb es vor nicht bei Privat-Ehrenkränkungen, sondern nur für „Verletzungen der Amts- und Dienstehre eines fürstlichen Beamten," mitinbegriffen den fürstlichen Dorfschulzen. Das Gesetz ging dabei keineswegs von der wenig schmeichelhaften Voraussetzung aus, daß die „fürstlichen Diener" den Beweis der Wahrheit zu scheuen hätten, sondern von der Annahme, daß ein fürstlicher Diener eine ganz andere und weit potenzirtere Ehre habe, als ein gewöhnliches Menschenkind, und daß diese specifische Dienstehre unter allen Umständen, mochte der Mann nun Recht oder Unrecht haben, salvirt werden müßte, im Interesse der Autorität und des fürstlichen Dienstes. Nach diesem Gesetze also konnten die Bauern mit dem Beweise der Wahrheit nicht gehört werden, sondern wurden ein Jeglicher zu vier Wochen Gefängniß verurtheilt, — und das von Rechts wegen. Das war Ende 1847. Anfangs 1848 saßen sie ihre Strafe ab. Sie kehrten aus dem Gefängniß zurück abgezehrt an Gestalt, das Herz voll Bosheit und Körper und Kleider voll Ungeziefer. Letzteres fand sich nämlich in großer Masse im Gefängniß vor; ob zum Zwecke der Straffschärfung, oder nur aus Mangel an Reinlichkeit, das wissen wir nicht.

Kaum hatten die beiden Bauern sich nothdürftig wieder gereinigt, so brach die achtundvierziger Märzrevolution aus, die in unserem Fürstenthum, im Westen Deutschlands, früher und heftiger tobte, als sonstwo. Der Fürst, sonst, trotz des kleinen Gebiets seines Ländchens, von dem Hochgefühl der absolutesten Unfehlbarkeit und Omnipotenz durchdrungen, versuchte nicht den geringsten Widerstand, sondern gab in allen Stücken sofort nach. Diese sogenannte „Revolution" drehte sich aber hier gar nicht um Politik, sondern um eine Frage des Mein und Dein, nämlich um das Eigenthum an den Landesdomainen, welche seit der durch Napoleon I. ins Dasein gerufenen Existenz dieses „souverainen" Fürstenthums den Zankapfel zwischen dem Fürsten und dem Lande bildeten. Diesmal also gab der Fürst nach, er erkannte an, daß die Domainen Eigenthum des Landes seien und er nicht deren Gesammteinkünfte, sondern eine zu vereinbarende Civilliste zu beziehen habe.

Wie in der Residenz mit dem Fürsten, so ging's auf dem Dorfe mit den Schulzen. Die Regierung, ausgehend von der aufrichtigen Ueberzeugung, daß sie selber der bessere Theil des Staatsschiffes sei, warf in der löblichen Absicht, diesen besseren Theil zu retten,

Digitized by Google

die Dorfschulzen, welche bisher ein Jeder sein Dorf absolutistischer regiert hatten, als der Fürst das Land, über Bord; und die „glorreiche Revolution" löste sich alsbald in einen Dorf- und Heckenkrieg auf. Die Einheit und Freiheit des Vaterlands war vergessen. Die Regierung war gerettet. Die Bauern takelten ihre Schulzen ab und trieben ihre Ziegen in den Wald, nicht ohne zuvor dem Bock eine schwarz-roth-goldene Cocarde an's Horn gebunden zu haben. So endete denn hier das „Wiedererwachen des Riesen," wie sich Professor Mittermaier als Präsident des Vorparlaments so poetisch ausgedrückt hatte.

Auch dem Dorfschulzen Adam schlug seine Stunde. Er versuchte zwar noch eine proletarische Contrerevolution, indem er plötzlich den Kampf gegen das Capital, „Krieg den Bauernhäusern und Friede den Tagelöhnerhütten" predigte, den Tagelöhnern und Holzspaltern versprach, wenn sie ihm, dem Dorfschulzen, und dem Fürsten treu blieben, dann werde er von dem letzteren einen Befehl auswirken, daß das Eigenthümer der rebellirenden Dorfmagnaten unter sie getheilt werde und auch Jeder ein Stück Domainenwald bekomme. Allein es war zu spät. Die kaum aus dem Gefängniß zurückgekehrten Bauern, Jakob Randauer und Kaspar Besser, waren schon nach der Residenz geeilt und brachten triumphirend ein Rescript zurück, wonach der „fürstliche Dorfschulze Adam Weil seiner Function enthoben wurde, weil er sich nicht mehr des Vertrauens der Gemeinde erfreue." Freilich hatte er dasselbe noch nie genossen. Er war eingesetzt und gehalten worden von derselben Gewalt, welche ihn nun verstieß.

Jakob Randauer wurde Dorfschulze kraft einstimmiger Wahl seiner Mitbürger. Kaspar Besser wurde Gemeinderechner. Adam Weil verschloß sich in sein Haus. Als er am andern Morgen in seinen Stall kam, fand er, daß ein unbekannter Wohlthäter seinem Vieh die Schwänze abgeschnitten hatte. Nun fühlte er sich nicht mehr sicher. Er entwich in der nächsten Nacht. Er wagte nicht einmal, sich von dem Fährmann über den Fluß setzen zu lassen, sondern durchwatete denselben an einer weiter oberhalb gelegenen seichten Stelle. So kam er triefend und kalt nach der Residenz. Dort gab man ihm ein Schreiberpöstchen; und da er hier von Person unbekannt war, so verschwand er unter der Menge und machte sich nur in seinen Mußestunden durch politische Spionage nützlich.

Digitized by Google

1849 wurde die „glorreiche Revolution" rückläufig; 1850 scheiterte definitiv das deutsche Einheitswerk; 1851 machte Napoleon III. seinen Staatsstreich. Nun glaubte man auch in unserem Fürstenthum die Gesellschaft retten zu müssen. Durch Octroyirung wurde die Verfassung von 1848 beseitigt und eine neue Wahlordnung zuwege gebracht, welche 9 Amtleute und Dorfschulzen alten Schlages in den Landtag lieferte. Diese bildeten die Majorität des aus 17 Mitgliedern bestehenden Landtages. Der letztere restaurirte Alles, auch die Schulzen von 1848. Jakob Randauer mußte dem Adam Weil wieder Platz machen. Kaspar Besser dagegen blieb als Cassirer oder „Rechner". Dies war sein und seiner Familie Unglück. Der Dorfrichter Adam Weil verzieh ihm das Jahr Achtundvierzig nicht. Dazu lieferte jeder Tag neuen Zündstoff. Wir haben oben bereits erwähnt, daß in dem Dorfe Ziegenheim ebenfalls jener infame Menschenhandel grassirte*), welcher der Stadt London die Bettelmusikanten und Fliegenwedelhändler und dem Staate Californien die Tanzmamsells und Hurdy-Gurdy's liefert. Die Betheiligung an diesem edlen Geschäfte hatte dem Schulzen Adam Weil schon manches schöne Stück Geld eingetragen. Er wußte die Eltern von Knaben und Mädchen, die tauglich schienen für diese Carriere, durch Beitreibung der Forderungen des Staats und der Gemeinde oder durch Aufstachelung ihrer Privatgläubiger, die sich ja zunächst immer beim Dorfschulzen befragen, in Nothstand zu versetzen und dann diesen Nothstand für sich und die Patrone auszubeuten. Die letztern hielt er dann immer noch besonders in der Furcht des Herrn, was um so leichter war, da einestheils sie ein böses Gewissen hatten, und daher leicht in Angst zu versetzen waren, und da anderntheils der Dorfschulze es immer so zu wenden wußte, daß die Patrone keine Beweise gegen ihn, wohl aber er Beweise gegen die Patrone in Händen hatte, und er daher diese Menschenfleischhändler, wenn ihr Geldbeutel zuweilen zugefroren zu sein schien, zur rechten Zeit vermittels der Androhung von Denunciationen bei der hohen Obrigkeit daran zu erinnern wußte, daß der Dichter sagt: „Edel sei der Mensch — hülfreich und gut"; und daß sich diese Maxime besonders

*) Eine etwas novellistisch aufgeputzte, aber in allen wesentlichen Stücken genau der Wirklichkeit entsprechende Schilderung desselben liefert das Büchlein: „Hurdy-Gurdy." Bilder aus einem Landgängerdorfe, von Ottokar Schupp. Bielefeld und Leipzig. 1867.

Digitized by Google

zur Anwendung empfehle für das Verhalten der Nachsicht bedürfenden Sclavenhändler zu dem diese Nachsicht übenden Dorfschulzen. Versicherte der Dorfschulze den Patron seiner hohen Protection, — dann zahlte der Patron aus Vergnügen. Versicherte er ihn seiner Ungnade und drohete er mit Anzeigen, dann zahlte der Patron aus Angst, aber zahlen mußte er immer und unter allen Umständen. „Er verdient ja das Geld so leicht," sagte Dorfschulze Adam.

Wer freilich in den Traditionen des Militarismus, Cäsarismus oder Corporalismus eines Großstaates aufgewachsen, der wird es schwer begreifen, wie die Protection des Adam Weil ein Ding sein könne, das von klugen Leuten — und die „Hurdy-Gurdy's Untertaker" waren sehr klug — mit schwerem Gelde bezahlt wird. Der Unwissende begreift eben nichts. In Wirklichkeit aber gab es wenig wichtigere Personen in dem souveränen Fürstenthum als der Schulze des 400 Seelen zählenden Dorfes Ziegenheim; und Niemand konnte sich dieser seiner Wichtigkeit in höherem Grade bewußt sein als er selbst. Das hing aber so zusammen:

Das Fürstenthum hatte eine constitutionelle Verfassung. Bis zum Jahre 1848 arbeitete diese Verfassung ohne alle Störung. Der active und passive Census war sehr hoch. Die Wähler wählten die, welche ihnen der landesherrliche Commissar vorschlug; der Landtag tagte jedes Jahr drei bis vier Wochen, genehmigte Alles, was man verlangte, und jedes „verehrliche Mitglied" kehrte mit schweren Diäten beladen in den Schoß seiner Familie zurück, nachdem es einmal an Serenissimi Tafel nnd dann noch so und so oft bei den Ministern gespeist hatte.

Seit 1848 war das anders. Die schlimme Zeit hatte die Milch der frommen Denkungsart in Drachenblut verwandelt. Der Landtag bestand aus eitel Rothen. Die Octroyirung von 1851 half, aber doch nicht genug. Trotz dieses conservativsten aller conservativen Wahlgesetze, wählten in den aus siebzehn Mitgliedern bestehenden Landtag immer acht Bezirke oppositionell, und acht gouvernemental. Ein Wahlbezirk war streitig, der siebzehnte; in diesem standen die Stimmen so ziemlich pari; und das Dorf Ziegenheim, das drei Wahlmänner stellte, gab den Ausschlag. Das Dorf zitterte vor dem allmächtigen Schulzen Weil. Vergeblich bemühte sich die Familie Besser, Oppositions-Wahlmänner durchzusetzen. In der Regel ging Weil und zwei seiner Schildknappen aus der Urne sieg-

Digitized by Google

reich hervor. Freilich war der Kampf stets ein schwerer, und immer hing Alles davon ab, wie stark sich Weil in die Stränge warf. Siegte er, so hatte die Regierung, unterlag er, dann hatte die Opposition die Mehrheit im Landtag. Gewählt wurde oft. Denn es wurde oft aufgelöst.

Weil war die wichtigste Person im Lande. Er war gerade nicht selber König, aber doch Warwick-King-Maker und Lord-Protector. Das wußte er selbst so gut, wie die Andern! —

Nun begab's sich, daß ein Gewitter heraufzog gegen diesen großen Beschützer der großen gouvernementalen Sache.

Der alte Geistliche des Dorfs war gestorben. Ein junger Mann, voll Bewußtseins seiner Pflichten, unermüdlich thätig für seinen Beruf, wurde der Nachfolger. Er hatte den Muth, sofort der Hurdy-Gurdy-Wirthschaft nachzuspüren, in der Absicht, was in seinen Kräften stehe, zu deren Unterdrückung beizutragen. Er wußte wohl, wie schwer der Kampf sei gegen eine solche seit Jahrzehnten eingebürgerte Pest, und wie sehr man sich die tödtliche Feindschaft Aller derer zuziehe, die direct oder indirect von dieser Corruption Nutzen ziehen. Allein er vertraute auf Gottes Beistand und scheute den Kampf nicht. Kaum war der junge Geistliche ein Vierteljahr in dem Dorfe, da hatte er schon die Ueberzeugung gewonnen, daß der Dorfschulze der Mittelpunkt des Menschenhandels sei. Er trat der Sache näher. Er ermittelte einen bestimmten Fall, in welchem Adam Weil direct und unter Anwendung starken Druckes, ja geradezu unter Mißbrauch obrigkeitlicher Gewalt, dem Patron mit Erfolg als Vermittler zum Ankaufe zweier Mädchen von 15 und 16 Jahren gedient hatte. Der Dorfschulze selbst hatte den Contract aufgesetzt zwischen dem Patrone und den gewissenlosen Eltern; und er war unklug genug gewesen, dazu als Schauplatz die Dorfschenke zu wählen, wo sich zufällig im Nebenzimmer der Gemeinderechner Kaspar Besser und ein junger Stellmachergeselle aus dem Dorfe befanden; eine große Unklugheit für einen so listigen Mann; allein der bisherige Erfolg aller seiner Thaten und das Bewußtsein seiner bevorzugten Stellung hatten ihn geblendet und seiner gewöhnlichen Vorsicht beraubt.

Leider beging der junge Geistliche einen großen Fehler. Er zog in der Absicht, sich weiteren Beistand für seine Nachforschungen zu sichern, den Lehrer, der zugleich als Organist und Küster fun-

Digitized by Google

girte, zu Rathe. Der Lehrer war kein böser, aber ein schwacher Mensch. Er hing in manchen Dingen von dem Dorfschulzen ab. Außerdem hoffte er auf eine besser dotirte Stelle vorzurücken. Er wußte, daß der Dorfschulze Aussicht hatte, eine Anstellung im Staatsdienste in der Residenz zu erhalten. Er kannte dessen Stellung. Er hatte ihn öfters in geheimer Unterredung mit den geschicktesten politischen Machern (Faiseurs) der Regierung gesehen und ihm unmittelbar nach einer solchen Conferenz mit bedeutsamer Anspielung gesagt: „Herr, wenn Du im Paradiese sein wirst, dann vergiß meiner nicht.“ Der Dorfschulze hatte mit noch bedeutsamerem Augenzwinkern gesagt: „Wir werden's schon machen.“ Alle diese paradiesischen Aussichten fürchtete der Lehrer zu verlieren, wenn über den Dorfschulzen das Gewitter losbrach, welches ihm nach Mittheilung des Geistlichen in Aussicht stand.

Dies waren die Gründe, aus welchen sich der Lehrer veranlaßt fand, dem Dorfschulzen Mittheilung zu machen von den Entdeckungen des Geistlichen, namentlich von dem erweisbaren Falle und den dafür vorhandenen Zeugen.

Adam Weil war geradezu zerschmettert von dieser Eröffnung. Gegen den Geistlichen waren die stets erfolgreichen landläufigen politischen Verdächtigungen, wie: er sei ein verkappter Preuße oder „Nationalvereinler,“ ein Feind der glorreichen großdeutschen Sache u. s. w., nicht anwendbar. Denn der Pfarrer war ein conservativer Mann; er kümmerte sich sehr viel um seinen Beruf und sehr wenig um die Tagespolitik. Und außer dem Pfarrer waren noch zwei Zeugen.

Weil verschwand auf zwei Tage aus dem Dorfe. Er reiste nach der Hauptstadt und kehrte auffallend getrosten Muthes von dort zurück. Dem Schulmeister, der ihn ängstlich fragte: „Wie steht's?“ antwortete er grinsend: „Besser als jemals.“

Zwei Tage darnach verschwand der Wagnergeselle, welcher beim Abschluß des Mädchenhandels in der Schenke anwesend gewesen war, und welchen der junge Geistliche als Zeugen notirt hatte. Niemand fand darin was Auffallendes. Warum soll ein Handwerksbursche nicht wieder auf die Wanderschaft gehen? Zumal wenn er keine Eltern mehr hat? Am Tage vor seinem Verschwinden hatte er mit einem fremden Herrn, der den Vogelsberger Dialect sprach und manchmal ausländische Worte gebrauchte, dabei aber sehr re-

Digitized by Google

spectabel aussah und auf seiner rothen Weste eine Kette trug, dick genug, um eine Kuh anzubinden, einen schweren Trunk in der Dorfschenke gethan. Allein auch das fiel Niemandem auf. Warum soll sich ein Handwerksbursche nicht von einem vornehmen Herrn tractiren lassen?

Uebrigens ist der Wagnergeselle nicht wieder zurückgekehrt und hat überhaupt seitdem nicht wieder etwas von sich hören lassen. Der Fremde mit der rothen Weste und der gelben Kette hat sich auch nicht wieder sehen lassen.

Auch der Gemeinderechner Caspar Besser verschwand, jedoch auf eine andere Art.

Der Dorfschulze Adam Weil — das mußte man ihm lassen — kannte die Gesetze, wie ein „studirter Jurist." Er kannte auch das Strafgesetzbuch, welches das Fürstenthum vor Kurzem einem Nachbarstaate entlehnt hatte. Der Artikel 765 dieses Strafcodex schreibt vor: Wenn ein Staats- oder öffentlicher Diener Geld, das ihm vermöge seines Dienstes zur Verwaltung, Verwahrung oder Verrechnung anvertraut ist, sich zueignet, so macht er sich des Verbrechens der Veruntreuung im Dienste schuldig und wird mit Dienstentsetzung, sowie je nach Befund daneben auch noch mit Zuchthaus bis zu fünf Jahren bestraft.

Der Gemeinderechner Besser hatte gerade damals die Gelder für das im Gemeindewalde öffentlich versteigerte Holz eingenommen, — es waren einige hundert Gulden; er hatte gegen Abend noch einmal die Summe addirt und das Geld nachgezählt, was für ihn kein leichtes Geschäft war. Denn er war auf die Rechnerei und Schreiberei nicht eingelernt. Er hatte im Jahre Achtundvierzig den Rechnerdienst übernommen, weil es die Gemeinde verlangte, weil sie sagte, der frühere Rechner sei ein schlauer Betrüger gewesen und weil er sich bewußt war, zwar nicht schlau, aber ehrlich zu sein. Nachdem Adam Weil wieder Dorfschulze geworden war, hatte der ehrliche Besser unendlich zu leiden. Wenn er einem Gemeindeschuldner Ausstand gab, wenn er irgend einen Formfehler beging, — Alles wurde ans Amt berichtet, und es regnete Disciplinarstrafen, so daß er jährlich das Doppelte seines schmalen Diensteinkommens an Strafgeldern bezahlte. Am Amt sagten sie: „Man muß dem schlechtgesinnten und dummen Rechner durch Geldstrafen seinen unvernünftigen Ehrgeiz austreiben, damit er das Ding satt kriegt und

Digitized by Google

seinen Dienst niederlegt, dem er nicht gewachsen ist und dessen Einfluß er bei den Wahlen mißbraucht."

Guter Gott, wie gern hätte der ehrliche Kaspar abgedankt. Aber seine Partei litt's nicht. So oft er die Absicht kund gab, sein Amt niederzulegen, drangen seine Freunde in ihn: „Kaspar, was denkst Du nur? Haben wir Dich zu dem Zwecke dazumal einstimmig durchgesetzt, daß Du uns jetzt im Stich läßt, daß auch das letzte Gemeindeamt, das wir von allen noch übrig haben, uns verloren geht und ebenfalls von dem hungerigen Zigeuner durch eine seiner feilen Creaturen besetzt wird? Kaspar, wir wissen ja, um die paar Kreuzer Gehalt ist Dir's nicht zu thun, Du zahlst ja das Doppelte an Strafe; aber die Ehre, das ist's! — unsere Familie, die Bessers, haben ja immer, so lange das Dorf steht, Gemeindeämter bekleidet; soll nun die erste Familie im Ort, welcher die größten Wiesen im besten District seit Menschengedenken gehören, auch noch dem hergelaufenen Zigeunerpack Platz machen, das sich vom Raube der Wittwen und Waisen mästet? Den Affront darfst Du uns nicht anthun, Kaspar!"

So sprachen die Sippen; und des Rechners Frau, ebenfalls einer Dorfmagnatenfamilie entsprossen, war auch nicht ganz frei von Ehrgeiz. Sie vereinigte ihre Bitten mit denen der Freunde und Sippen. Kaspar blieb also; und so kam es, daß er an jenem Abende addirte und zählte, nnd da Alles hübsch auf einander klappte, sich aus Vergnügen eine Pfeife anzündete und, auf der Ofenbank ausgestreckt, rauchte. Denn im Felde war damals nichts zu thun.

„Ein Unglück kommt selten allein, aber auch selten ein Glück; sie fliegen immer paarweise." So meinte wenigstens der Gemeinderechner Kaspar Besser, als, während er auf der Ofenbank saß und rauchte, ein Nachbar hereintrat, der mit einem schmalen Grundstücke in der Mitte zwischen zwei breiten Aeckern Besser's lag und dem Letztern, der sehr begierig war, die dazwischen liegende Parcelle zu kaufen, und der eine verhältnißmäßig hohe Summe dafür geboten, den Verkauf bisher beharrlich abgeschlagen hatte.

Daß der Nachbar Peter so ungerufen kam, hielt Kaspar für ein gutes Zeichen; er ließ sich aber gar nichts davon merken, aus Furcht, sich das Geschäft zu verderben. Denn nirgends herrscht eine strengere diplomatische Form, eine ängstlichere und vorsichtigere Etikette als bei den Bauern.

Digitized by Google

Peter ließ sich neben Kaspar auf der Ofenbank nieder. Dann gab es fünf Minuten Pause, während deren nur die beiderseitigen Tabakspfeifen arbeiteten. Keiner wollte dem Anderen die erste Anrede gönnen. Endlich dachte Kaspar: Ich bin der Hausherr, ich werde doch wohl anfangen können, das schadet mir nichts in dem Handel.

„Was giebt's Neues, Peter?" fragte er.

„Nichts," antwortete Peter in sehr gleichgültigem Tone.

Der Angriff war abgeschlagen. Das war der erste Act.

Wieder fünf Minuten Pause, angefüllt mit dem Paffen der Raucher.

Dann fragte Peter, immer noch mit höchst diplomatischem Indifferentismus: „Was giebt's bei Dir Neues, Kaspar?"

„Nichts," antwortete Kaspar, ebenso gleichgültig und zog heftiger und in schnelleren Zügen den Dampf aus seiner Pfeife, als fürchte er, sie möge ihm ausgehen.

Der Angriff von der anderen Seite war auch abgeschlagen. Das war der zweite Act.

Nun zehn Minuten Pause. Darauf stand Kaspar auf, klopfte seine Pfeife aus, stellte sich vor Peter und fragte in etwas lebhafterem Tempo: „Nun, was giebt's denn sonst Neues, Peter?"

Dies brach das Eis. Peter blieb zwar ruhig auf der Ofenbank sitzen; in gebückter Stellung, das Gesicht zur Erde, sagte er mit affectirtem Phlegma: „Wollt' einmal hören, Kaspar, wie's dann nun wär' mit meinem Lappen, dem in der „Beun" (Name des Feldbistricts), der zwischen Deinen zwei Aeckern liegt, ob er Dir noch paßt? Wenn mir's recht erinnerlich ist, hast Du zweihundert Gulden geboten."

„Ja, das hab' ich, und ich werde mein Wort nicht stumpiren; was gesprochen ist, bleibt gesprochen; zweihundert Gulden, so ist's und so bleibt's, baar und blank, nicht mehr, nicht weniger," sagte Kaspar — feierlich, langsam, silbenweise, staccato.

„Baar und blank? Heute noch, hier, auf den Tisch gezählt?" fragte Peter.

„Wie kommst Du mir vor?" brauste Kaspar plötzlich auf. „Seit wann sind die Besser's Lumpen geworden? Habe ich jemals Sachen gekauft, die ich nicht bezahlen kann?"

„Ach was, Alter, so war's nicht gemeint; ich bin in Noth; ich

Digitized by Google

habe proceßt mit dem Viehhändler, der mich mit einem Ochsen erwischt hat; der Kerl hat den Proceß gewonnen; ich hatte die Sache meiner Frau verheimlicht, weil ich mich schämte, daß ich mich hatte betrügen lassen, und weil sie von Processen nie was wissen will; ich muß bezahlen, den Kaufpreis und die schweren Kosten; morgen früh muß das Geld in der Stadt sein, sonst kommt morgen Nachmittag der Executor, und ich muß dann vor meiner Frau vor Scham in die Erde sinken. Deshalb muß ich das Geld heute noch haben. Blos deshalb und wahrhaftig nicht von Sicherheitswegen hab' ich gefragt; und wenn ich bei Dir nichts kriegen kann, dann muß ich zum Dorfschulzen gehen. Der weiß für Alles Rath und hat immer Geld wie Heu."

„Um Gottes Willen," rief Kaspar, „was soll Der mit dem Acker, der zwischen meinen beiden liegt?"

„Nu, ich dacht' aus Freundschaft für Dich," meinte Peter pfiffig und boshaft lächelnd.

„Jetzt schwätz' mir kein dummes Zeug, Peter, das halt' ich mir aus," sprach kurz resolvirt Kaspar, zog seinen Rock an und setzte den Hut auf, „auf der Stelle gehen wir zum Schulzen, daß er den Vertrag zu Protocoll nimmt und mir den Acker im Grundbuche zuschreibt und dann kannst Du heut' Abend noch das Geld haben. Wer Besser heißt, stumpirt sein Wort nicht."

So gingen sie zum Schulzen, der sie mit grinsendster Freundlichkeit händereibend empfing. Er hörte das Anliegen der Bauern mit Gönnermiene an. Er gratulirte dem Kaspar zu der vortheilhaften Acquisition, welche sein Besitzthum arrondirte, dem Peter zu dem schönen Kaufpreise. „Baar Geld lacht," sagte er und dabei lachte er selbst.

Kaspar hatte seinen alten Gegner nie so liebenswürdig gesehen. Wenn es der Stolz des Dorfmagnaten erlaubt hätte, würde er ihm vielleicht Abbitte gethan und ihm Versöhnung angeboten haben.

Mit gewohnter Geschäftsgewandtheit besorgte der Schulze die Protocollirung des Vertrages und die Ueberschreibung im Grundbuche. Die beiden Bauern gingen vergnügt nach Hause. Kaspar zahlte dem Peter die zweihundert Gulden aus und beide tranken mit einigen Freunden den Weinkauf, wie's im Lande Sitte ist. Und Alles war gut.

* * *

Digitized by Google

Vierundzwanzig Stunden später saß Kaspar Besser hinter Schloß und Riegel im sogenannten Stockhause; d. h. im Criminalgefängnisse der Hauptstadt. Er war ein Verbrecher. Er hatte in der Gewißheit, daß er in den nächsten acht Tagen dreihundert Gulden Erbherausgabe einnehmen werde und damit das Manco decken könne, die zweihundert Gulden, die er dem Peter zahlte, den Holzgeldern der Gemeindekasse entnommen und damit das Verbrechen des Artikels 765 begangen. Er hatte sich Geld, das ihm vermöge seines Amtes zur Verwahrung und Verrechnung anvertraut war, angeeignet und dadurch, ohne das geringste Bewußtsein der Strafbarkeit seiner Handlungsweise zu haben, sich der Strafe der Dienstentsetzung, vielleicht gar des Zuchthauses bis zu fünf Jahren schuldig gemacht.

Der Dorfschulze hatte dem Peter, als dieser ihm sein Leid klagte wegen der zweihundert Gulden, die er unfehlbar am andern Morgen an Itzig zahlen müsse, den Rath gegeben, seinen Acker an den Gemeinderechner gegen sofortige baare Zahlung von zweihundert Gulden zu verkaufen. Er hatte, nachdem er Protocollirung und Ueberschreibung besorgt und die Gewißheit erlangt hatte, Kaspar Besser habe die zweihundert Gulden bezahlt, und zwar aus den Gemeindegeldern — denn daß die dreihundert Gulden Erbherausgabe noch nicht eingegangen, wußte der Schulze — sich noch am selbigen Abend nach der Hauptstadt aufgemacht und dort beim Direktor der Rechenkammer, welche das Staats- und Gemeinderechnungswesen beaufsichtigte, Audienz gehabt.

Den andern Morgen in der Frühe war schon ein Rechnungskammerrevisor in Ziegenheim. Er revidirte dem Gemeinderechner Besser die Rechnung und stürzte seine Casse. Es fehlten richtig zweihundert Gulden. Der Rechner, geängstigt durch das inquisitorisch-geheimnißvolle und unheimlich-feierliche Benehmen des Revisors, glaubte sich einer Ausrede bedienen zu müssen. Befragt, wie er das Deficit erläutern wolle, erklärte er, er habe etwas über zweihundert Gulden an einen benachbarten Viehzüchter bezahlt für einen von diesem der Gemeinde verkauften Bullen und habe diese gestern erst gemachte Ausgabe zu buchen unterlassen. Diese Angabe ergab sich sofort als unwahr. Sie verschlimmerte sehr wesentlich seine Lage. Denn man sah darin den „Versuch der Buchfälschung."

Er wurde verhaftet und abgeführt.

Seine Frau, die Ehrgeizige, die nicht hatte haben wollen, daß

Digitized by Google

ihr Mann ein Amt niederlege, dem er nicht gewachsen war, saß Abends weinend in dem vereinsamten Zimmer. Ihr einziges Kind, ein Knabe strotzend von Kraft und Gesundheit, das lichtblonde Haar tief in die Stirn herunterhängend, unter welcher ein paar hellblaue Augen hervorblitzten, fragte die Frau Gemeinderechner, was denn der Vater gethan, daß ihn die zwei Landjäger geschlossen und gefangen fortgeführt hätten?

Die Aermste, sie konnte ihm nicht antworten. Sie wußte es selbst nicht. Nur das wußte sie, daß sie namenlos unglücklich sei, und daß ihr kein Mensch Rath wisse.

* * *

Zwei Monate später finden wir Kaspar Besser noch im „Stockhause," in dem Criminalgefängnisse der Hauptstadt. Die Untersuchung ist geschlossen. Der Verhaftete sieht dem Urtheile des Anklagesenats entgegen, welcher darüber zu entscheiden hat, ob der Angeschuldigte vor die Assisen gestellt wird, oder nicht.

Wir führen unsere Leser nach der Gefangenenzelle Nr. 13 im Stockhause. Sie ist zehn Fuß lang und neun Fuß breit. An jedem Ende findet sich eine schmale hölzerne Pritsche. Außerdem sieht man darin einen Wasserkrug, einen Schemel und einen Tisch, auf welchem eine Bibel und ein Gesangbuch liegen. Nur ein Fenster hat die Zelle. Es ist hoch oben, dicht unter der Decke, sehr klein und mit schwerem eisernen Gitterwerke von Außen geschlossen. Es geht in einen engen inneren Hof, von dem man den gleichmäßigen Schritt einer Schildwache heraufschallen hört. Das Licht, welches einströmt, ist nur sehr mäßig. Es ist beinahe schon zehn Uhr Morgens, und noch ist die Zelle halb dunkel. Doch können wir zwei Personen in derselben unterscheiden. Die eine, grobknochig und breitschulterig, bäuerlich gekleidet, sitzt auf dem Schemel, die Beine über einander geschlagen, die Hände auf dem übergeschlagenen Knie in einander gefaltet. Das starke, eckige Gesicht ist grau gefärbt und trägt die Spuren schwerer Seelenleiden; das schlicht niederfallende braune Haar hängt wirr in's Gesicht. Der andere Mann, der mit affectirter Vornehmthuerei lang hingestreckt auf der einen hölzernen Pritsche lehnt, ist in Allem das Gegentheil des Bauern. Er ist gekleidet wie ein städtischer Handwerker, und ebenso klein und beweglich, wie der Bauer groß und schwerfällig ist. Sein Gesicht hat

Digitized by Google

etwas Unreifes und Greisenhaftes zugleich. Das Haupthaar ist kurz geschoren, roth und bereits sehr schadhaft. Die Augen verschwinden in der Regel in den wulstigen Lidern, die in tausend Fältchen auslaufen. Werden die Augen sichtbar, so zeigen sie einen stechenden und zugleich höhnisch-neckischen Ausdruck. Die Nase steht weit vor, oder richtiger, sie hängt nach unten lang über, nämlich über einen großen lippenlosen Mund, der von einem fuchsrothen Schnurrbarte und einem desgleichen Knebelbart umrahmt ist. Dieses seltsame Menschenkind, von dem Niemand sagen kann, wie alt es ist, spricht und lacht viel und gesticulirt mit den Händen, welchen man ansieht, daß sie an schwere Arbeit nicht gewöhnt sind. Wenn er lacht, dann senkt sich die Nase noch mehr nach unten; der rothe Schnurrbart aber zieht sich auf beiden Seiten längs der Nasenflügel nach den Augen hin in die Höhe; die Augen verschwinden hinter den Wulsten; und zwischen den tausend Falten und Fältchen, welche die Augen umgeben, spielt ein geheimnißvolles Zwinkern, ein halb freiwilliges, halb nervöses Zucken, das schwer zu beschreiben ist.

Inhaber dieser liebenswürdigen Maske ist ein Mann, der aus dem Schwarzwalde stammt, von Haus aus ein Uhrmacher sein soll, hier zu Lande aber weder Uhren macht, noch sonst irgend ein permanentes Geschäft treibt, oder eine Arbeit verrichtet, aber stets viel Geld hat und von seinen Gesellen mit einem gewissen Respect „der rothe Felix" genannt wird.

In dem Andern werden die Leser ohnehin schon unsern unglücklichen Kaspar Besser erkannt haben.

Felix spricht von seinem hölzernen Sopha aus sehr von oben herunter zu dem „Bauern" auf dem Schemel. Wenn der Bauer im Zustande der Freiheit wäre, so würde er sich von einem solchen „verlaufenen Kerle" nicht so von oben herunter behandeln lassen, sondern ihm längst mit seinem eisenbeschlagenen Stocke ein paar derbe Hiebe übergezogen haben. Aber hier! — großer Gott! — hier ist ja der rothe Felix so gut wie zu Hause, aber der Bauer würde hier nicht heimisch werden und wenn er tausend Jahre da säße. Er wünscht sich oft in das wanzenerfüllte Amtsgefängniß zurück, wo er doch ehrliche Gesellschaft hatte, nämlich seinen Nachbar Randauer, wo er doch wußte, am so und so vielsten dieses Monats müssen sie Dich wieder herauslassen; hier aber wußte er gar nichts. Er war körperlich und geistig gebrochen. Deshalb duldete er, wider-

Digitized by Google

willig, aber ohne Widerstreben, seitens des „rothen Felix“ die Vertraulichkeiten, die ihn anwiderten, und die Herablassung, die ihn innerlich empörte.

Sagen wir nun auch dem Leser, wer der „rothe Felix“ war, und wie er hierherkam.

Die letzte Frage können wir ihm ganz genau beantworten, die erstere weniger. Der Ursprung großer Männer hüllt sich zuweilen in ein gewisses Halbdunkel. Belege dafür sind: Cagliostro und der Prinz von Armenien. Aehnlich war es mit Felix dem Rothen.

Daß er aus dem Schwarzwalde stammte, da, wo Würtemberg und Baden an einander stoßen, verrieth sein Dialekt. Indessen konnte er den letztern, wenn's noththat, auch ganz verleugnen und fränkische, chattische, pfälzische oder westfälische Mundart sprechen, statt der allemannischen. Ob er dem Königreiche Würtemberg oder dem Großherzogthume Baden angehöre, darüber vermied er jede Erörterung. Möglicherweise war er auch ein Bürger der hohenzoller'schen Lande; und das einzugestehen, hatte er noch weit weniger Grund, seitdem die hohenzoller'schen Lande preußisch waren; denn er stand in Verbindung mit einem Geschäfte, das in Preußen nicht gern gesehen wurde. Sein officielles Metier war zwar Uhrmacher und Uhrenhändler. Er ging zuweilen im Lande herum, die Brust und den Rücken dicht mit schwarzwälder Uhren behangen; er verkaufte dieselben an die Kleinstädter und die Bauern. Die Uhren waren gut und er gab sie billig. Auch reparirte er auf dem Lande die Uhren und ließ sich gerade nicht allzu viel dafür bezahlen. Die Leute meinten, von dem, was er dabei verdiene, könne er nicht so herrlich in der Welt leben. Nun traf es sich, daß, seit der „rothe Felix“ im Lande war, auch falsche preußische Fünfthaler-Scheine im Lande waren, namentlich in jener Ecke des Gebirges, wo die Lahn, die Sieg und die Dill nahe bei einander ihre Quellen haben, und wo die Grenzen mehrerer Kleinstaaten bunt und kraus durch einander laufen. Obgleich das Gebirge sehr rauh, das Land unwirthlich und die Bevölkerung arm ist, ein Uhrenhändler auch, vom geschäftlichen Standpunkte aus betrachtet, sich wohl eine bessere Gegend hätte aussuchen können, so war doch dort das Lieblingsstandquartier des Rothen. Er behauptete, die eigenthümliche Romantik der Gegend ziehe ihn an. Andere Leute meinten, gerade aus diesem Winkel kämen die Fünfthaler-Scheine, womit Nassau, Kurhessen und Hessen-

Digitized by Google

Darmstadt überschwemmt werden, und es sei daher möglich, daß die Romantik des Felix in irgend einer geheimen Beziehung mit falschen Fünfthaler-Scheinen stehen könne. Dagegen sprach nun wieder, erstens, daß die Berliner Polizeiräthe Duncker, Stieber u. s. w. fast ein ganzes Jahr lang dort herumspionirt hatten, aber doch nichts aufbringen konnten gegen den rothen Felix, der sich freilich zu selbiger Zeit dortselbsten ein wenig „rar machte," wie man dort zu sagen pflegt, und zweitens, daß Niemand sagen konnte, daß er in des rothen Felix Hand jemals einen Fünfthaler-Schein gesehen habe, nicht einmal einen echten, geschweige denn einen falschen. Vielmehr hatte er immer nur kurhessische Thalerscheine, die man an ihrer schwärzlichen Beschaffenheit, sowie nassauische und hessen-darmstädtische Guldenscheine, die man an dem zerlumpten und schmutzigen Papier erkannte, in seinem Gewahrsam.

Allein die ganz Schlauen wußten auch das zu entkräften und zu erläutern. Sie sagten: Felix ist weder der Fabrikant der falschen Kassenscheine, und deshalb kann man ihn in der Werkstätte nicht abfassen; noch ist er der Detaillist, und deshalb erwischt man ihn nicht bei der Verausgabung. Er ist eines jener zahlreichen Zwischenglieder zwischen dem Fabrikanten und den Detailisten, welche, gleich den Sicherheitspuffern auf der Eisenbahn, eingeschoben sind, und sich mit einer mäßigen Provision begnügen, um weder die Gefahren des Fabrikanten, noch die des Verausgabers zu laufen. Dabei, sagten sie, ist er sehr schlau und weiß es gewiß immer so einzurichten, daß, wenn auch irgend Einer, der ergriffen würde, gegen ihn bekennt, sei es nun ein Fabrikant, oder Einer vom Detailbetrieb, doch ganz gewiß sonstige Beweise gegen ihn nicht vorliegen, außer einem solchen Geständnisse eines Mitschuldigen, das an und für sich und ohne alle sonstige Unterstützung, nicht einmal zu einer formellen Anklage, geschweige denn zu einer Verurtheilung ausreicht.

In der Hauptstadt des Fürstenthums hatten kürzlich zwei Tagelöhner vom Lande in verschiedenen Branntweinschenken, Bierhäusern und Kramläden, in jedem eine Kleinigkeit verzehrt oder gekauft und bei jeder Zahlung einen preußischen Fünfthaler-Schein hingegeben. Diese Thatsache und das Benehmen der Tagelöhner fiel auf. Man untersuchte die von ihnen hingegebenen Kassenscheine. Sie waren falsch. Die Tagelöhner wurden in einer Schnapsbude verhaftet. Sie waren berauscht und einer derselben berief sich in seinem Rausch

Digitized by Google

auf den „rothen Felix.“ Letzterer wurde, da er zufällig auch in der Stadt war, verhaftet. Als die Tagelöhner in's Verhör kamen, wußten sie überhaupt gar nichts mehr von einem „rothen Felix.“ Der Falschmünzerkatechismus, in welchem auch dieser Fall vorgesehen war, fiel ihnen wieder ein, als sie nüchtern waren. Auch hatte ein ebenso dummer als pflichteifriger Gensdarm, wie es so Gewohnheit dieser Subalterndiener der Polizei ist, dem Richter in's Handwerk zu pfuschen, dem betreffenden Verhafteten, in der Absicht, ihn zu ängstigen und mürbe zu machen, gesagt, wenn er's mit dem Falschmünzer zu thun habe, könne er im Zuchthause sitzen, bis er schwarz werde. Der Mann wußte demnach, daß das Hereinziehen des „rothen Felix“ ihm nichts nützen könne, deshalb entledigte er sich desselben sofort, unter Berufung auf seine Trunkenheit.

So war Felix in das Stockhaus gekommen. Er saß dort mit Gemüthsruhe. Denn der Sachverhalt und die Lage der Untersuchung war ihm ja genau bekannt. Er wußte sehr wohl, man konnte ihm nichts anhaben. Bei dem tiefen Schnee war auch ohnehin im Gebirge für ihn nichts zu „arbeiten.“ Seine Baarbestände — echte wie falsche — waren an sicherem Orte geborgen. Die Ruhe that ihm abwechslungshalber auch einmal sehr wohl. Gegenüber dem „dummen Bauern,“ der unschuldig war und doch daran glauben mußte, fühlte Felix, der sich gesichert, wenn auch gerade nicht unschuldig wußte, die ganze infernalische Superiorität seines kleptischen Genies. Deshalb lag er in einer studirt eleganten, fast vornehmen Attitüde auf seinem hölzernen Sopha, zwinkerte mit den Augen, grinzte mit dem großen lippenlosen Munde, baissirte die Nase, haussirte den Schnurbart und streichelte mit knöcherner Hand den spitzen langen, brandrothen Knebelbart — der ganze Mann eine Verkörperung pseudo-aristokratischen Verbrecherbewußtseins.

Wäre es doch unserm armen Gemeinderechner nur halb so wohl gewesen. Er hatte Schreckliches erduldet während dieser zwei Monate. Davon zeugte sein Aussehen.

Was er verbrochen, davon hatte er immer noch gar keinen Begriff. Er wußte nur, daß er etwas verbrochen habe, oder wenigstens, daß die Leute, welche ihn einsteckten, ihn für einen Verbrecher hielten. „Oder halten wollten, zu halten vorgaben?“ Wer weiß? War er schon confus durch das Plötzliche und Unerklärliche der auf

Digitized by Google

ihn losstürmenden Ereignisse, so wurde er es noch mehr durch den Empfang, den er im „Stockhause" fand.

Er wurde am Abend seiner Ankunft von den zwei Landjägern in das Zimmer des Gefängnißprofosen geführt. Diesem gaben die Landjäger ein versiegeltes Schreiben. Der Profos entfernte sich mit demselben, kehrte nach einiger Zeit mit einem andern Papiere zurück, gab dasselbe den Landjägern und sagte: „Wir werden den Mann behalten; hier ist die Quittung über ihn." Es kam dem Gemeinderechner von Ziegenheim sehr wunderlich vor, daß man über ihn, über einen Mann von Fleisch und Bein, über den ersten Bauern im Dorfe, eine Quittung ausstellte. Hätte er nicht gerade an Frau und Kind gedacht, er würde darüber gelacht haben.

Darauf begann der Profos den Verhafteten zu visitiren. Er nahm ihm seine Pfeife, seinen Tabak, seinen Geldbeutel, seinen Schlüssel und sein Messer ab. Während dieser Operation trat der Untersuchungsrichter ein. Ein mittelgroßer Mann, mit grauem Schnurrbart und olivengrüner Perrücke, auffallender Röthe der unteren Nase und des oberen Theiles der Wangen, unsicheren und hastigen Bewegungen, kam er in das Zimmer gestürzt; denn er war über die Schwelle gestolpert, sei es in Folge von Kurzsichtigkeit oder weil er schon etwas in das Glas gesehen hatte, womit er bei Zeiten schon anfing. Er war ein eifriger Politiker, schrieb täglich einen Artikel in die officielle fürstliche Landeszeitung, saß in Folge landesherrlicher Berufung in der sieben Mitglieder zählenden ersten Kammer des diminutiven Stätchens und, was in diesem Fürstenthume noch mehr sagen wollte, im Vorstande des „großdeutschen Vereins," in welchem Vorstande damals der eigentliche Schwerpunkt der Regierung lag. Die Leute, die ihn für unredlich hielten, thaten ihm Unrecht. Er war nur verworren und leidenschaftlich und mischte die Politik überall ein, auch wohin sie nicht gehörte, z. B. in seine Dienstgeschäfte. Nachdem er sich von seinem Sturze über die Schwelle erholt, nahm er eine desto gravitätischere Haltung an, fixirte den Gefangenen, und schnauzte dann den Profosen an: „Profos, ist das da der Kerl? Ist das der Rebell?"

„Laut des dem Herrn Untersuchungsrichter vorgelegten Transportscheins," erwiderte der Profos mit gemessener militärischer Haltung, „ist das der Gemeinderechner Kaspar Besser aus Ziegenheim, Angeschuldigter wegen Veruntreuung im Dienste."

Digitized by Google

Allein der romantische Untersuchungsrichter war weniger dienstlich zugeknöpft als der Profos. Er nahm, in der einen Hand eine lange Tabakspfeife, aus welcher er eifrig dampfte, mit der anderen Hand das Licht vom Tische, leuchtete dem Gemeinderechner in das bleiche schmerzbewegte Gesicht und sprach:

„Aha, das ist also auch einer von den Rebellen, die an Thron und Altar wackeln, oder, weil sie so hoch hinauf nicht reichen können, solche doch ein wenig unten herum mit Koth — eigentlich gebrauchte der Untersuchungsrichter einen kräftigern Ausdruck — zu beschmieren trachten.

„Ich bin ein aufrichtiger evangelischer Christ," sagte ruhig der Bauer, „und ein treuer Unterthan des Landesherrn. Das lasse ich mir nicht von Ihnen gefallen."

„Ei, sieh da, ja ja, das glaub' ich, wenn wir Euch unter dem Griff haben, dann seid Ihr plötzlich Alle brav. Dieses käsebleiche, angstschlotternde Gesicht habt Ihr gewiß nicht gehabt auf den Versammlungen, wo der verdammte Dr. Grün Euch den Freihandel und den Zollverein und der Dr. Kurz Euch die deutsche Einheit gepredigt hat, wo diese Kerls Euch preußisch gemacht haben, ohne daß Ihr Esel es merktet, wo Ihr gelernt habt zu stimmen, wie man es Euch vorschreibt, Euch als Stimm- und Wahlvieh mißbrauchen zu lassen gegen Euren allergnädigsten Fürsten und Herrn."

Der Bauer unterbrach ihn abermals: „Wie ich stimme bei der Landtagswahl, das ist meine Sache, darüber bin ich Niemand Rechenschaft schuldig. Aber ich hab' keine Ursach', dessen ein Hehl zu machen. Ich hab' so gestimmt, weil ich gedacht hab', so kriegen wir unsere Gemeindeordnung wieder und werden unseren Schulzen los, den wir sonst behalten würden in alle Ewigkeit. Was Sie aber sonst da sprechen von Grün und Kurz, von Großdeutsch und Kleindeutsch, von Preußisch und Deutsch, von Wahlvieh und Esel — das ist Politik, davon versteh' ich nichts und darum hat sich auch der Bauer nichts zu kümmern. Sobald uns die Regierung unser Recht in unserem Dorfe wiedergiebt und uns den zum Dorfschulzen macht, der das Vertrauen der Gemeinde hat, wie's im Gesetzbuche geschrieben steht, dann wählen wir Ziegenheimer gerade so für die Regierung, wie Sie, Herr Untersuchungsrichter."

„Aha, Aha, ja ja," grinste der Untersuchungsrichter, „jetzt soll auf einmal der Dorfschulze schuld an Allem sein. Wissen's schon,

Digitized by Google

so macht Ihr's, Ihr Rebellen, auf den Sack schlagt Ihr und den Esel meint Ihr. Wißt Ihr nicht, daß ein redlicher, der Regierung und der Geistlichkeit wohlgefälliger Dorfschulze der Vertreter und die Verkörperung aller weltlichen und geistlichen Gewalt und Tugend ist, wenigstens für Euch Bauern? He? Was sollte denn aus Euch dummen Menschen werden ohne eine stramme eiserne Gewalt, die Euch auf richtiger Bahn hält? Könnt Ihr denn selbst für Euch sorgen? He? Müßt Ihr nicht täglich und stündlich der hohen Obrigkeit dankbar sein, daß sie für Euch sorgt, Ihr unmündigen Kinder mit Eurem beschränkten Unterthanenverstande? Was wollt Ihr gegen Euren Dorfschulzen? He? Ich kenne ihn persönlich. Er ist ein Mann von bewährter großdeutscher Gesinnung, treu wie Gold — sag' ich Euch. Fehler hat Jeder — die Gesinnung allein ist es, worauf's ankommt. Was in guter Gesinnung gethan ist, wird schon dadurch gut, auch wenn es an und für sich vielleicht schlecht ist. Wie könnt Ihr dummen Bauern darüber urtheilen, jetzt in dieser Zeit, wo das Heiligste nicht mehr geachtet und selbst von deutschen Regierungen — wozu aber, Gott sei Dank, die unserige nicht gehört, die bundestreuer ist, als irgend eine — Alles in Frage gestellt wird. Euer Dorfschulze sollte Euch heilig sein. — Wie viel Einwohner hat Euer Dorf?"

„Vierhundert," sagte der Bauer; im Stillen wunderte er sich, daß ein so gelehrter Mann das nicht wisse.

„Gut also," fuhr der Untersuchungsrichter in seinem Sermon fort, „vierhundert hat es. Nun seht, Euer Dorf hat vierhundert Einwohner, unser Land hat vierhunderttausend, der deutsche Bund hat vierzig Millionen — auf ein Bischen mehr oder weniger kommt's ja nicht an — also gebt Acht: wie der Kaiser von Oesterreich die vierzig Millionen im deutschen Bunde regiert, als allerdurchlauchtigste Bundes-Präsidialgewalt, so regiert unser allergnädigster Landesherr die vierhunderttausend, und so regiert Euer Dorfschulze die vierhundert. Auf die Ziffer kommt's nicht an. Und wenn Ihr gegen Euren Dorfschulzen aufmuckt, so begeht Ihr ebenso gut Majestätsbeleidigung, Hoch- und Landesverrath, Felonie und Meuterei, wie wenn Ihr gegen Euren allergnädigsten Landesherrn oder gegen die allerdurchlauchtigste kaiserlich königliche Bundes-Präsidialgewalt aufmuckt. Ich habe das in einem Artikel der „Fürstlichen Landeszeitung" so klar dargethan, daß es selbst ein ganz dummer Bauer

Digitized by Google

wie Ihr begreifen muß, wenn ihn nicht der Satan vollständig berückt hat. Der Profos wird Euch die Zeitung geben. Ihr werdet sie — das befehle ich Euch hiermit — morgen früh lesen. Die Einsamkeit des Gefängnisses wird Euch die Einkehr in Euch selbst gestatten. Dankt Eurem Schöpfer dafür."

Der Untersuchungsrichter, von Anfang an in einer etwas erregten Stimmung, hatte sich so in das Pathos hineingepredigt, daß ihm die dicken Thränen über die Wangen herunterrollten, und daß ihm die Pfeife, die er auf dem Bureau rauchte, ausgegangen war. Er steckte sie mittelst eines Fidibus, den ihm der Profos reichte, an dem Lichte, womit er dem Gefangenen in das Gesicht geleuchtet hatte, wieder an; dann verließ er das Zimmer, nicht ohne draußen nochmals auf der Treppe zu stolpern.

Der Bauer wurde in die Zelle Nr. 7 geführt. Sie war noch weit kleiner als die oben beschriebene Nr. 13. Die physische Erschöpfung siegte über die geistige Aufregung. Kaum war er zehn Minuten in der Zelle eingeschlossen, so schlief er den Schlaf des Gerechten.

* * *

Desto schlimmer war es, als Besser erwachte. Es war noch dunkel. Sehen konnte er gar nichts, hören nur den Schritt der Schildwache, die in dem engen inneren Hofe auf- und abging. Er rief den Namen seiner Frau. Keine Antwort. Er sprang vom Lager und strebte dem einzigen etwas helleren Punkte zu. Er konnte ihn nicht erreichen. Das Fenster war zu hoch. Er tastete den Wänden entlang. Außer seinem Lager fand er an denselben nichts als die Thür und diese war verschlossen. Jetzt merkte er: er war im Gefängnisse. Er war zwar schon einmal, in Folge der „Verletzung der Amts- und Dienstehre des fürstlichen Schulzen von Ziegenheim," vier Wochen der Freiheit beraubt gewesen. Allein damals hatte er das Gefühl eines Märtyrers. Er wußte, warum er verurtheilt war, und daß, mochte auch das Urtheil formell, d. h. nach dem Wortlaute des Gesetzes Recht haben, materiell er Recht hatte, denn er wollte ja Beweis führen und man hatte ihn damit nicht gehört. Er sagte sich: Gewalt geht vor Recht; und hätte er auch eine schwache Stunde gehabt, dann hatte er seinen Freund und Dorfgenossen Jakob Randauer bei sich, der mit ihm in derselben wanzenreichen Zelle saß

Digitized by Google

und ihm stündlich versicherte, sie hätten gethan, was sie als Männer nicht lassen konnten, diesmal sei es ihnen zwar mißrathen, aber wenn sie wieder herauskämen, dann wollten sie es klüger anpacken, und dann müsse sicherlich der Sohn des Flickschneiders und der Zigeunerin daran glauben.

Wie anders heute. Er war nicht verurtheilt, sondern angeklagt. Er wußte nicht den Tag, wann er loskam; vor der Zukunft hing ein Nebelschleier. Er wußte nicht einmal, *wessen* er angeklagt war, und also noch viel weniger, *wie* er sich vertheidigen sollte.

Eine genaue Trennung zwischen seiner Kasse und der der Gemeinde hatte er nie aufrecht erhalten. Alle seine Collegen, die Gemeinderechner der umliegenden Dörfer, hatten das ebenso wenig gethan. Er war ein wohlhabender Bauer, der nicht nur seinen sicheren Erlös von Getreide und Heu, Vieh und Geflügel, Käse und Butter hatte, sondern auch Forderungen auf Handschein und zu erwartende Erbherausgaben seiner Geschwister besaß, bei dem also die Gemeindekasse niemals irgend eine Gefahr laufen konnte. Wenn Leute Geld von der Gemeinde zu fordern hatten und nicht warten konnten, wie z. B. arme Holzhauer, die im Communalwald gearbeitet und es eilig hatten, weil sie der Dorfkrämer oder der Viehhändler drängte, dann zahlte er, wenn in der Communalkasse gerade kein Geld war, für die Gemeinde aus eigenen Mitteln. Aber ebenso nahm er sich's nicht übel, wenn *seine* Kasse einmal im Zustand der Ebbe war, ihr vorzuschießen aus der *Gemeindekasse*, der ja doch in wenig Tagen Ersatz ward. Von der Nothwendigkeit der formellen Trennung der Communal- und der Privatkasse hatte er gar keinen Begriff. Davon hatte ihm niemals Jemand irgend etwas gesagt. Von dem neuen Strafgesetzbuche und seinem Artikel 765 hielt er gar nichts. Denn er kannte es nicht. Er hatte nie ein Wort von dessen Existenz gehört und war des festen Glaubens, ein ehrlicher Christenmensch könne ruhig leben und sterben, wenn er Gott im Herzen und die zehn Gebote vor Augen habe.

Von dem Augenblicke an, wo er zum ersten Male im Gefängniß, Zelle 7, erwacht war, grübelte er der Ursache seiner Verhaftung nach.

Ob dieselbe darin zu suchen sei, daß er zweihundert Gulden aus der Gemeindekasse an den Nachbar Peter bezahlt hatte, während in den nächsten Tagen ihm eine ganz sichere Einnahme von zweihundert

Digitized by Google

Gulden aus Erbherausgabe bevorstand — darüber hatte er Zweifel. Was waren denn lumpige zweihundert Gulden für einen der ersten Bauern im Dorfe, der seine dreißigtausend wog so gut, wie einen Gulden? Da hätte ihm einmal Einer kommen und ihn auf zweihundert Gulden auch nur schief ansehen sollen! Hätte er ja doch eigentlich den Peter gar nicht sofort baar zu bezahlen brauchen. Wußte er ja doch, er hätte den Acker auch so bekommen, wenn er auch erst drei Tage später bezahlt hätte, nach Eingang der Erbherausgabe. Aber einestheils gebot ihm sein Bauernstolz, „sich nicht lumpen zu lassen," anderntheils aber wollte er gern dem armen Peter helfen. Denn gegen einen Handelsmann muß ein Bauer dem andern zur Seite stehen. In Betreff der zweihundert Gulden also sprach ihn sein Gewissen vollständig frei.

Etwas Anderes war es schon mit der Nothlüge, daß er nämlich dem Revisor gesagt hatte, er habe am Tage vorher dem Bullenlieferanten etwas über zweihundert Gulden bezahlt. Das war freilich nicht wahr. Aber doch nur dem Wortlaute nach. „Eigentlich," sagte sich der Gemeinderechner, „hab' ich das doch blos so hängen lassen; der Mann ist mir für ein paar junge Ochsen weit mehr schuldig, und hätte ich ihm die Ochsen quittirt, dann hätte er mir, oder vielmehr der Gemeinde, den Bullen quittirt; das kann ich ja heute noch, und damit ist dann Alles in Ordnung."

Das war's also auch nicht.

Aber was war's denn, um Gottes Willen? Warum denn in aller Welt hatte man ihm den Rechnungskammerrevisor auf den Hals geschickt, der gekleidet war, schwarz wie ein Galgenpater, und ein Gesicht machte, blutig wie ein Scharfrichter?

Warum hatte ihn denn der Revisor schon gleich im ersten Augenblicke wie einen Hauptverbrecher behandelt? Warum hatten ihn die Landjäger verhaftet, ihm die Handschellen angelegt, ihm den Abschied von Frau und Kind verboten und ihn mitten durch ein Wetter, bei dem man einen Hund nicht auf die Straße jagt, nach der Hauptstadt geschleppt? Warum hatte man ihn, statt in das Amtsgefängniß, hierher, in das Stockhaus, gesetzt, worin nur schwere Verbrecher kamen, die vor die Assisen gestellt werden sollen?

„Warum," fragte er sich in der in seinem Dorfe üblichen Ausdrucksweise, „warum bin ich criminalisch geworden?" Das war ihm ein Räthsel.

Digitized by Google

Da fiel ihm ein, daß ihn gestern der Untersuchungsrichter, als er ihm das Licht vorgehalten und ihm aus der langen Pfeife den Dampf in das Gesicht geblasen hatte, einen „Rebellen" genannt, daß er von dem Dorfschulzen in Ziegenheim wie von einem höheren Wesen, von einer Art Vicefürst oder Statthalter gesprochen und ihn, Besser, der „Felonie und Meuterei, der Rebellion und der Majestätsbeleidigung, des Hoch- und Landesverrathes" geziehen hatte. Worin diese Verbrechen bestanden, wußte freilich der Gemeinderechner von Ziegenheim durchaus nicht. Aber er hatte so eine dunkle Ahnung, sie seien ziemlich das Schlimmste, das, angesichts der hohen Obrigkeit, einem Menschen zustoßen könne. Er erinnerte sich plötzlich an Folgendes:

Ein reicher Bauer in einem, Ziegenheim benachbarten Dorfe hatte seinen einzigen Sohn die Rechte studiren lassen. Der junge Mann bekam überall die besten Zeugnisse. Von der Universität zurückgekehrt, machte er ein glänzendes Examen. Er sollte in den Staatsdienst eintreten. Sein Vater war sehr stolz auf ihn; und die Leute sagten, er habe allen Grund dazu. Da fuhr in dem geheimnißvollen Dunkel der Nacht ein Wagen an des Vaters Haus vor. Man hörte Gewehr und Waffen klirren; — und am andern Morgen war der Student fort. Er kam nie wieder. Man sagte, er sei auswärts auf einer Festung gestorben, wo man ihn gefangen hielt. Die Leute munkelten, er sei ein heimlicher „Demagoge" gewesen, die Mainzer „Schwarze Commission" habe ihn gefangen genommen und wegen „Hochverrath" zu lebenswieriger Festungsstrafe verurtheilt. Das war schon lange her. Allein das Wort „Hochverrath" weckte in dem Ziegenheimer Gemeinderechner eine ganze Kette verhängnißvoller Erinnerungen, vor welchen er schauderte.

Und nun, dazu noch der Zusammenhang der Sache mit dem unheimlichen Dorfschulzen! Besser kannte diesen Menschen. Er wußte, wessen man sich von ihm zu versehn habe. Sein Trost war bisher, daß es dem Schulzen zwar nicht an bösem Willen, aber doch an der Gewalt fehle, Böses zu thun. Aber nach der Auslassung des Untersuchungsrichters mußte er nun glauben, derselbe sei eine Art von Halbgott, ausgerüstet mit Allmacht und Unfehlbarkeit. Denn der Untersuchungsrichter hatte ja doch gesagt, in Weil's Händen verwandele sich Schlecht in Gut. Wenn Weil Gewalt über das Gericht hatte, dann war er, Besser, verloren. Das wußte er ganz

Digitized by Google

gewiß. Hatte nicht Weil offenbar große Gewalt über den Untersuchungsrichter? Und waren die anderen Richter, welche das Urtheil zu sprechen hatten, nicht aller Wahrscheinlichkeit nachgerade so beschaffen wie dieser?

„Aber," sagte sich Besser, „habe ich denn nicht oft sagen hören, das Obergericht der Hauptstadt bestehe aus Ehrenmännern und biete einen festen Schutz gegen Unrecht und Gewalt? Hatte es nicht in dem großen Proceß unserer Cent-Genossenschaft gegen die Herrschaft zu unsern Gunsten entschieden und uns unsern Markwald wieder zugesprochen?"

Und ein heller Strahl freudiger Hoffnung hob sich in seinem verdüsterten Gemüth empor. Aber nur um alsbald wieder zusammenzusinken.

„Ja," sagte er, „wenn ich selbst mit den Richtern reden könnte. Aber ich sitze hier gefangen, wer weiß, wie lange noch; und der Dorfschulze ist auf freiem Fuß. Was der den Leuten für einen „Leumund" zurechtmachen kann, das weiß ich; und der Untersuchungsrichter glaubt ja offenbar dem Dorfschulzen Alles und mir gar nichts. Er hält mich ja von vorn herein für schuldig und den Schulzen für einen Engel; und wenn es dem Schulzen nach geht, dann gnade mir Gott. Dann werde ich nie in unser Dorf zurückkehren. Dann werde ich nie Frau und Kind wiedersehen, noch den Rauch meines Herdes."

Die Pein der Einsamkeit und der Selbstquälerei nahm kein Ende. Für einen Bauer, der von Jugend auf eben so sehr an schwere körperliche Arbeit wie an das Leben im Freien gewöhnt ist, hat die Beschränkung auf einige Cubikschuh eingeschlossenen Raums und das Bewußtsein, eingesperrt zu sein, etwas unendlich Peinliches. Hat doch der Bauer ein Sprüchwort: „Wenn man die Katze einsperrt, fängt sie keine Mäuse". Die Pein wuchs, je mehr die Nacht dem Tage zu weichen begann, und der Gefangene erkennen konnte, in welch' engem Raum er sich befand. Auch das Fenster war mit einem Blechschirm vernagelt, so daß er, selbst wenn die Enge des Hofraumes, worauf es mündete, dies gestattet hätte, vom Himmel nichts sehen konnte. Er hörte die benachbarte Thurmuhr jedes Viertel schlagen. Der Zeitraum von einem Schlag der Uhr zum andern dünkte ihm eine Ewigkeit. Dabei hatte er ein eigenthümliches Gefühl, das ihn namenlos ängstigte. Es kam ihm vor, als wenn

Digitized by Google

der ohnehin schon sehr enge Kerker immer enger würde; als wenn die vier Wände sich immer mehr in einander schöben und dadurch jede einzelne Wandfläche sich immer mehr verkleinere. Versuchte er zu schlafen, dann spielte diese Idee in seine fieberhaften Träume über. Die Wände drängten sich immer näher, immer dichter an sein Bette heran. Sie schlossen sich von den vier Seiten auf das Engste an die Bettwände an und klappten oben zu einem Sargdeckel zusammen. Er war lebendig begraben in diesem Raum, der sich aus einem Gefängniß in eine Gruft verwandelt hatte. Aber damit nicht genug. Er hörte abermals die Wände knistern und knirschen. Das Bette war verschwunden. Er lag nun wirklich in einem Sarg, nicht mehr in einem Bette, nur in einem Sarg; und die Wände dieses Sargs waren nicht fest, sondern beweglich; sie waren nicht von Holz, sondern von Eisen; sie schoben sich knirschend und knarrend immer mehr, immer enger in einander. Sie waren im Begriffe, ihn in ihren eisernen Umarmungen zu zermalmen. Das Blut stieg ihm zu Kopf. Der Herzschlag pausirte. Der Athem ging ihm aus. Er glaubte zu ersticken. — Unwillkürlich stieß er einen lauten durchdringenden Schrei aus und streckte die Arme von sich, um das zermalmende Eindringen der Kerker- und Sargwände abzuwehren. Er erwachte aus den Schrecken des Traums und des soporösen Halbschlummers. Ein Wärter streckte seinen struppigen Kopf zu dem Schieber der Thüre herein und rief:

„Gefangener Nummer Siebenundzwanzig! Die Hausordnung verbietet ein solches Geschrei auf's strengste. Es wird schon hell genug sein, daß Sie dieselbe lesen können. Sie ist an der Thür angenagelt, stehn Sie auf und lesen Sie dieselbe."

Der Bauer gehorchte mechanisch. Er sprang vom Bette auf und trat an die Zellenthüre. Dort las er ein langes Reglement von einigen dreißig Artikeln. Darin stand unter Anderm, daß wer die Ruhe des Hauses durch Geschrei und dergleichen störe, dem Dunkelarrest bei Wasser und Brot, und im Falle fortgesetzter Contravention, sogar körperlicher Züchtigung verfalle, sowie daß die Schildwache, die im Hofe auf- und abging, die gemessene Weisung habe, auf jeden Gefangenen, welcher versuchte, zum Fenster hinauszusehen, scharf zu feuern.

Diese Vorschriften erweckten in dem Verhafteten von Neuem das Gefühl seiner Lage. Er kam zurück auf den durch seine Fieber-

Digitized by Google

träume unterbrochenen Gedankengang, der sich um die Ursache seiner Verhaftung drehte, um die Art der zu erwartenden Anklage, um die Möglichkeit einer Vertheidigung dagegen und um die Frage, ob er gerechte Richter haben werde oder nicht. Letzteres war die Hauptfrage.

Darüber war er schließlich vollkommen mit sich im Reinen, daß die zweihundert Gulden, die er aus den Holzgeldern bezahlt, nicht schuld dran sein konnten, daß er hier saß. Das war ja zum Lachen für einen reichen Bauern, der nur einen Finger auszustrecken brauchte, um das Zehnfache auf bloßen Handschein jeden Tag geliehen zu erhalten. Auch hatte der Untersuchungsrichter davon ja nicht das Geringste gesprochen, sondern nur von Rebellion, Hoch- und Landesverrath; und da der Dorfschulze stets dieselben Ausdrücke gebrauchte, wenn die Bauern nicht gleich so wollten wie er; da ferner der Untersuchungsrichter den Dorfschulzen so sehr herausgestrichen hatte, so stellte sich bei dem Verhafteten die Meinung fest, er sei wirklich ein „politischer Verbrecher," obgleich er nicht recht wußte, was das war, und er überhaupt, soweit er als Urwähler und Wahlmann mit der Politik in Berührung kam, nur an einen Punkt gedacht hatte, nämlich daran, die Lebenslänglichkeit des Dorfschulzen-Amt durch periodische Wahl zu ersetzen, oder das alte Gemeindegesetz wieder herzustellen. Er stimmte für die Opposition, einestheils aus diesem Grunde, anderntheils deshalb, weil er von glaubhaften Leuten gehört hatte, die Regierung mache allerlei Winkelzüge, in Folge deren vielleicht das Fürstenthum aus dem Zollverein mit Preußen ausscheiden müßte; für den Zollverein aber war er, weil seine gemästeten Ochsen in Preußen Absatz fanden und gute Bezahlung. Hätte ihm die Regierung periodische Wahl des Dorfschulzen und die sichere Fortexistenz des Zollvereins garantirt, dann hätte er für die Regierung gestimmt. Denn eigentlich war er, als Dorfmagnat, ein stockconservativer Mann. Nur die Unnatur der Verhältnisse hatte ihn in eine Opposition getrieben, in welcher er sich mit wildfremden Elementen zusammenfand. Darin hatte er dem Untersuchungsrichter die Wahrheit gesagt.

Aber gerade weil dies die Wahrheit war, konnte er mit der Frage seiner Anklage und seiner Schuld nicht in's Reine kommen. Je mehr er sich in diesen Ocean von Vermuthungen hinauswagte, desto schrankenloser wurde derselbe; desto weiter wich das Ufer zurück.

Digitized by Google

Je mehr er als sein eigener Großinquisitor, Anklagen, die er für möglich hielt, formulirte und sich seine etwaigen Vertheidigungsgründe dagegen zusammenbuchstabirte, desto verworrener und unglücklicher wurde er; desto mehr pochte ihm das Herz und desto heftiger hämmerten seine Schläfe.

Hätte man ihn, wie es vor hundert Jahren Sitte war, auf die Folter gespannt, er würde ihr seinen starken Körper und seinen störrischen Bauerntrotz entgegengestellt und über blos leibliche Schmerzen triumphirt haben.

Dieser geistigen Folter, eingesperrt zu sein, ohne Abschied von Weib und Kind, — ohne zu wissen warum, — in dem Glauben, in der Gewalt seiner Feinde zu sein, — in Ermangelung jeder Mittheilung über den Grund seiner Verhaftung, aufgereizt durch die unverständlichen und inhaltslosen allgemeinen Redensarten des Untersuchungsrichters, darauf angewiesen, selbst den Grund seiner Verhaftung festzustellen, und wie dies bekanntlich die spanische Inquisition von ihren Schlachtopfern forderte, selber sein eigener Ankläger zu werden, — dieser geistigen Folter unterlag er.

Es war ihm eine Wohlthat, den Wärter hereintreten zu sehen, der das dürftige Bettzeug wegnahm und ein Paar Worte mit ihm sprach, aus welchen er entnahm, daß er wenigstens Wünsche aussprechen dürfe, wenn auch ohne große Aussicht, sie gewährt zu erhalten.

Er wünschte also: Die Erlaubniß, erstens einen Anwalt annehmen, zweitens seiner Frau schreiben zu dürfen.

Der erste Wunsch wurde abgeschlagen. Dazu sei die Untersuchung noch nicht weit genug gediehen. Dem zweiten Wunsche wurde willfahrt in der Art, daß man Besser in das Zimmer der Copisten führte, ihm dort Schreibzeug gab und ihm gestattete, zu schreiben. Er schüttete seiner Frau gegenüber sein Herz aus. Er schrieb den ganzen Bogen voll; und als er fertig war, wußte er kaum, was er geschrieben, und es kam ihm dann vor, als habe er die Hauptsache vergessen. Er reichte einem der Schreiber den Brief, mit der Bitte, ihn zuzusiegeln. Der Schreiber nahm den Brief und verließ damit das Zimmer, mit den Worten, der Herr Untersuchungsrichter müsse ihn lesen, bevor derselbe abgehe. Besser wurde wieder in seine Zelle geführt, wo er sich selbst die lebhaftesten Vorwürfe machte, daß er geschrieben. Er sah in der ganzen Sache

Digitized by Google

jetzt nur eine Falle, in die er unvorsichtigerweise sich hatte locken lassen. In dieser Meinung wurde er bestärkt, als ihm zwei Tage danach der Wärter sagte, der Brief sei nicht nach Ziegenheim abgegangen, sondern zu den Acten genommen worden, weil er „den Thatbestand berühre." Was Letzteres bedeuten solle, wußte Besser nicht, aber ingrimmig sagte er zu sich selbst: „Also weiter hatte das Ganze keinen Zweck, als mir die Würmer aus der Nase zu ziehen, oh ich Esel!" Er hatte das Gefühl, es sei das Klügste für ihn, sich gleich den Schädel an der Wand einzurennen. Dann war es mit ihm aus; und den Seinigen konnte man dann wenigstens nicht das Vermögen nehmen, das sonst, wie er meinte, an Untersuchungskosten darauf ging.

Nun kam das Verhör. Ohne vorherige Ankündigung, was ihm bevorstehe, wurde der Verhaftete aus seiner Zelle, über dunkle Gänge und enge Treppen, über den inneren Hof, wo die Schildwache ging, dann eine steile, stark ausgetretene, steinerne Wendeltreppe hinauf in das Zimmer seines Untersuchungsrichters geführt. Dieser hatte einen großen Haufen Papiere vor sich und ein Glas mit einer gelblich aussehenden Flüssigkeit. Seine lange Tabakspfeife verließ ihn auch während des Verhörs nicht. Er dampfte unaufhörlich daraus. An einem andern Tische saß ein junger Mann, den der Untersuchungsrichter „Herr Actuarius" nannte. Dieser rauchte nicht.

Zunächst hielt der Untersuchungsrichter dem Angeschuldigten eine Rede in ähnlichem, jedoch etwas feierlicherem Stile, wie bei dessen Aufnahme in das Stockhaus. Von der „Veruntreuung von Gemeindegeld" war gar keine Rede darin, wohl aber von Thron und Altar, Staat und Kirche, Bundestreue und Umsturz, sowie von Moral und Recht im Allgemeinen. Der Untersuchungsrichter war, da in einem kleinen Staate die Arbeitstheilung nicht so weit getrieben werden kann, nebenbei auch Politiker und wie wir schon erwähnt haben, sogar Leitartikel-Verfasser ersten Ranges für die officielle „Fürstliche Landeszeitung". Was wir aber noch nicht Gelegenheit hatten hervorzuheben und daher hier nachholen müssen, er war auch oberster Volksredner seiner Partei. Da nun allen übrigen Parteien, namentlich der Opposition, neuerdings das Abhalten von Volksversammlungen auf das Strengste untersagt war, bei Meidung steigender Geld- und Gefängnißstrafe, da aber die Re-

Digitized by Google

gierung Einsicht genug hatte, um zu begreifen, daß in dieser politisch so sehr aufgeregten Zeit die Leute aller berathenden Versammlungen unmöglich ganz entrathen könnten, so kam sie in kluger Weise dem Volksbedürfnisse entgegen, indem sie auf jeden Sonntag in verschiedenen Theilen des Landes „Versammlungen großdeutscher Männer" ausschreiben ließ, in welchen einige Beamte, die dafür bezahlt wurden, Volksreden hielten. Die häufigsten und die längsten hielt unser Untersuchungsrichter. Sie hatten eine eigenthümliche mystische, religiös-politische Färbung; und die Opposition behauptete, ihre Wahlchancen stiegen, je länger der Untersuchungsrichter spreche; spreche er an einem Wahlorte eine Stunde, dann gewinne die Opposition die erste Wählerclasse; spreche er zwei Stunden, so erobere sie die erste und die zweite, spreche er aber drei, dann gehe auch die dritte zur Opposition über. Diese originelle Beredsamkeit war dem Untersuchungsrichter leider so sehr zur andern Natur geworden, daß er sie auch auf die Angeschuldigten übertrug, wo sie jedoch eine mehr verhängnißvolle als humoristische Wirkung übte.

Die Tortur, welche ehedem mittelst besonderer zu diesem Zwecke sinnreich construirter Folterwerkzeuge, als da sind: die Daumschraube, die spanischen Stiefel, die eiserne Jungfrau u. s. w., ausgeübt wurde, ist schon im vorigen Jahrhunderte von Friedrich dem Großen aufgehoben worden. Jene Tortur aber, welche durch Verhängung der Untersuchungshaft und durch die gelindere oder grausamere Art der Vollziehung derselben geübt wird, welche mindestens stets geübt werden kann durch einen Untersuchungsrichter, der auf Erzielung eines Geständnisses loszuarbeiten den Beruf hat, oder doch ihn zu haben glaubt; durch einen Untersuchungsrichter, der zugleich der Chef des Untersuchungsgefängnisses ist, zugleich also volle Gewalt hat über die Person des, der Freiheit und der Fähigkeit, sich zu wehren, beraubten Angeschuldigten; durch einen Untersuchungsrichter, für den es doch so nahe liegt, oder dem es durch diese Combination zweier ganz heterogener Aemter so nahe gelegt wird, zur Erreichung des Zweckes, den er sich mit dem Angeschuldigten gesetzt, die Gewalt zu gebrauchen, die man ihm über dessen Person gegeben hat, — jene Tortur ist noch immer nicht aus der Welt verschwunden. Sagt der Verhaftete das, was der Inquirent von ihm zu hören wünscht, dann wird seine Haft milder, sagt er es nicht, so wird sie schwerer. Bei der jetzigen Einrichtung ist Niemand im Stande, dies zu ändern.

Digitized by Google

Es wäre daher Zeit, die Einrichtung selbst zu ändern, das heißt die übermäßig ausgedehnte Untersuchungshaft zu beschränken, wie dies in England und Amerika schon lange geschehen ist, und die Person des Verhafteten nicht mehr länger auf Gnade und Ungnade in die Hände seines eigenen Untersuchungsrichters zu geben. Doch zurück zu unserer Geschichte:

Der erste Theil des Sermons, mit welchem unser Untersuchungsrichter das Verhör einzuleiten für gut fand, handelte wie gesagt, von Thron und Altar, Staat und Kirche, Bundestreue und Umsturz, Großdeutsch und Kleindeutsch, Recht und Unrecht, Moral und Sünde, und von der Politik im Allgemeinen. Der zweite Theil hatte einen mehr theologischen Anstrich. Er fing an: Euere Worte seien „Ja — Ja" und „Nein — Nein," verbreitete sich dann über die Pflicht der Wahrhaftigkeit gegenüber dem Richter im Allgemeinen und dem Untersuchungsrichter insbesondere, wie die Beobachtung dieser Pflicht im diesseitigen Leben, das heißt im Gefängnisse, durch gelindere Behandlung, sowie demnächst im Urtheile durch eine geringere Strafe, im Jenseits aber durch Verleihung der ewigen Glückseligkeit belohnt, das Zuwiderhandeln wider diese Pflicht dagegen diesseits durch schlechte Behandlung, Lügenstrafen, Dunkelarrest, Beschränkung der Kost auf Wasser und Brot u. s. w., sowie durch Schärfung der Strafe im Urtheil, und im Jenseits durch die ewige Verdammniß geahndet werde, woran sich ein langer Excurs über Tod und Teufel, sowie über die Höllenstrafen im Allgemeinen und eine detaillirte Schilderung der einzelnen Arten der letzteren anreihete.

Nie in seinem Leben hatte Besser so etwas gehört. Der Prediger in seinem Dorfe war ein frommer und schlichter Mann, der weder die Politik, noch die Specialia der Höllenstrafen auf die Kanzel brachte. Die phantastischen Auswüchse der großdeutschen Politik und der criminalistisch verwilderten Welt- und Gottesanschauung des Untersuchungsrichters waren unserem Bauern etwas Neues und Wildfremdes, und da er von seinem natürlichen Boden mit Gewalt herausgerissen und aus seinem psychischen und moralischen Gleichgewicht gebracht war, verfehlte es nicht, ihn mit unheimlich-dämonischer Gewalt zu packen. Hätte man dem Bauer in Ziegenheim, wo er in seinen eigenen Schuhen stand, auf seinem eigenen Land und Sand, in seinem eigenen Haus solches Zeug — sagen wir es

Digitized by Google

gerade heraus: so albernes und so tolles Zeug — vorgepredigt, er würde den Prediger ausgelacht und zur Thür hinausgeworfen haben. Aber bei veränderten Umständen nimmt das Komische den Charakter des Schrecklichen an. Es ist die alte Geschichte von dem mexicanischen Gotte Vitzli-Putzli,

„Dessen Aeußeres so putzig,
So verschnörkelt und so kindisch,
Daß er, trotz des innern Grausens,
Dennoch unsere Lachlust kitzelt."

Aber den Gefangenen vergeht die Lachlust. Denn:

„Vor dem Vitzli-Putzli-Bilde
Zwingt man sie, das Knie zu beugen,
Und zu tanzen Possentänze. — —
Und man zwingt sie durch Torturen,
Die so grausam und entsetzlich,
Daß der Angstschrei der Gequälten
Ueberheulet das gesammte
Cannibalen-Charivari,"

singt Heinrich Heine in seinem „Romanzero." Das Romanzero hatte der Rechner nie gelesen, aber auch ihm war der criminalistische Vitzli-Putzli grausenhaft, trotz aller unfreiwilligen Komik.

Der Gemeinderechner mußte während des ganzen, langen Sermons stehen. Der Untersuchungsrichter saß. Der Gemeinderechner war schon durch die paar Tage Gefangenschaft in enger Zelle geistig und körperlich krank. Der Contrast zu der Lebensweise, die ihm zu Gewohnheit und zur andern Natur geworden, war zu groß. Der Untersuchungsrichter dagegen war in seinem wahren Esse. Immer stürmischer sprudelten seine Worte hervor; immer tiefer verstieg sich seine Stimme in des Basses Grundgewalt; immer häufiger schlug sie in Fisteltöne über; immer öfter griff er zu dem Glase mit der gelben Flüssigkeit, um seine eben so beredten als durstigen Lippen zu netzen; immer eifriger rauchte er, so daß am Ende der Dampf aus seiner Pfeife brauste, wie der Rauch aus dem Schlote des Dampfschiffs; und wenn er es für nöthig erachtete, größeren Eindruck zu machen, dann erhob er sich von seinem Stuhle, streckte die Hände gen Himmel empor und schwang die riesenhafte Tabakspfeife, wie der Indianer den Tomahawk über dem Haupte des Feindes.

Unser Bauer war gewöhnt, die Predigt sitzend und nicht stehend

Digitized by Google

zu hören. Er ging gern in die Kirche. Auf dem Wege zu derselben schüttelte er die Müh' und das Leid des Lebens von sich ab. Mit jedem Schritte, den er dem Gotteshause näher kam, fühlte er sich menschlicher. Sobald er dessen Schwelle überschritt, hatte er das Weltliche von sich abgethan. Als Mitglied der christlichen Gemeinde fühlte er einen höheren Beruf in sich. Er fühlte sich um eine Stufe erhöht im vollen Selbstbewußtsein seiner geistigen Existenz. Die hellen sonnigen Räume, die klare und zum Herzen gehende Stimme des braven Predigers, das Gefühl, wenigstens auf ein paar Stunden entbunden zu sein von den Sorgen um die wirthschaftliche Existenz, versetzten ihn in eine gehobene Stimmung; und selbst dann, wenn — was auch vorkam — die Nachwirkung der körperlichen Strapazen der Woche ihn hinüberführte in jenen süßen Vormittagsschlummer des Sonntags, welchen der Bauer „seinen Kirchenschlaf" nennt, selbst dann spielten himmlische Träume in seinen irdischen Schlaf hinüber.

Er hatte nie von göttlichen Dingen gehört, ohne daß ihn das freudige Gefühl der Gottähnlichkeit in seiner ganzen Kraft erfaßt hätte.

Heute und hier verwandelte sich der Gott in den Teufel. Er fühlte sich in der Gewalt der finstern Mächte. Das düstere Zimmer, die wehenden Säulen des Rauches, die abwechselnd in Baßtönen gutturirende und in Falsetttönen fistulirende Stimme, der auf und niedersteigende schauerlich-groteske Körper des großdeutschen Untersuchungsrichters, der moderige Duft dieser Räume, Alles drang heftig ein auf den nervös verstimmten Mann, der während des anderthalb Stunden langen Sermons stehen mußte und wieder lebhaft jenes Gefühl hatte wie am ersten Morgen seiner Gefangenschaft, wo ihm das Herz stockte und das Blut zu Kopfe stieg, daß ihm schwarze Figuren vor den Augen schwebten. Oft war er in Gefahr zusammenzusinken. Allein er raffte die letzte Kraft zusammen, um Widerstand zu leisten. Er wollte, wie er dachte, „dem Satan nicht das Pläsir gönnen, einen ehrlichen Christenmenschen schwach gesehen zu haben."

Einige Male versuchte er sogar, Widerspruch zu erheben, allein der Untersuchungsrichter setzte seine schrillsten Fisteltöne auf, um ihn niederzuschreien; und der Bauer dachte: Ja, was hilft's, mich hört hier ja doch Niemand, als wer mich nicht hören will, und der ihm

Digitized by Google

unterthänige Schreiber (Actuarius); ich muß einstweilen die Sache über mich ergehen lassen: wenn Gott nicht hilft, bin ich so wie so verloren."

Endlich war der Sermon des Untersuchungsrichters aus, und das Verhör begann. Seltsames Verhör!

Wer das darüber aufgenommene Protocoll las, welches der Untersuchungsrichter dem Actuarius in die Feder dictirte, bekam natürlich nicht den geringsten Begriff von dem wirklichen Hergang. Dieses Protocoll enthielt zuerst eine Angabe über die persönlichen Verhältnisse des Gefangenen: wie er hieß, wie alt er war, welcher Confession, seit wann verheirathet, wie viele Kinder, welchen Unterricht er genossen, wann er confirmirt oder eingesegnet worden, wer seine Geschwister und nächsten Verwandten, daß er schon einmal wegen „Verletzung der Amts- und Dienstehre des Fürstlichen Schulzen in Ziegenheim" vier Wochen Amtsgefängniß verbüßt, sonst aber noch keine Strafe erlitten und noch nicht in Untersuchung gestanden habe, u. s. w. Diese Angaben nun waren richtig. Der Gefangene hatte sie auch wirklich so gemacht, nachdem er den schrecklichen Sermon des Untersuchungsrichters erlitten, welcher in dem Protocoll mit den einfachen Worten vermerkt war: „Nachdem der in margine (am Rand) benannte Inquirent den Inculpaten zur Wahrheit vermahnt, vernahm er selbigen ad personalia und ad rem (zur Sache und zur Person), wie folgt."

Wer aber hätte hinter diesen Worten, mit ihrem ehrlich pedantischen, lateinisch-verzopften, actenmäßigen Anstrich eine solche Scene vermuthet, wie wir sie in den vorausgehenden Zeilen zu schildern versucht haben? Wer würde glauben, daß seit dem Jahre Achtundvierzig, seit Einführung des „öffentlich-mündlichen Verfahrens," dergleichen Dinge noch möglich seien? Und doch gehören sie zum täglichen Brote! Der actenmäßige Jurist freilich sagt: „Was nicht in den Acten ist, das existirt für mich nicht, das ist nicht in der Welt." (Quod non est in actis, non est in mundo). Aber wäre nicht am Ende der entgegengesetzte Satz wahr: „Quod est in actis, non est in mundo," das heißt: Was in den Acten steht, existirt in Wirklichkeit gar nicht, — oder entspricht wenigstens niemals vollständig der Wirklichkeit?

In dem Protocoll folgte auf die Auslassung über die Person des Angeklagten die Vernehmung über die Sache in Form von

Digitized by Google

Fragen des Untersuchungsrichters und Antworten des befragten Inculpaten. Allein auch dieser Theil des Protocolls war weit entfernt, ein getreues und vollständiges Bild des wirklichen Herganges zu geben.

Von dem, was der Untersuchungsrichter sprach, stand nicht der hundertste Theil im Protocoll. Wenn statt des Herrn Actuarius, welchem der Untersuchungsrichter das, was er gesprochen und nicht gesprochen, in die Feder dictirte, ein verborgener Stenograph die Niederschrift dieser stundenlangen Conversation besorgt hätte, — die Leser würden erstaunen über diesen seltsamen Häringssalat inquisitorischen Scharfsinns. Leider vermögen wir, der stenographischen Kunst unkundig, nur ein schwaches Bild davon zu geben.

Es ging da abermals Alles wirr durcheinander: Einnahmen und Ausgaben, Cassabuch und Journal, Holzgelder und Tagespolitik, Bullengelder und Moral, Veruntreuung und Großdeutsch, Ersatzfähigkeit und Kleindeutsch, Kassentrennung und Landtagswahlen u. s. w.

Der Bauer antwortete, so gut er es konnte. Aber es wurde ihm immer toller im Kopfe, zumal die Rauchwolken immer dicker, narkotisch-duftender wurden.

Hatte der Untersuchungsrichter eine Viertelstunde lang mit dem Bauer im tollsten Conversations-Kehraus herumgewalzt, dann setzte er die Pfeife ab, nahm einen Schluck von der hellgelben Flüssigkeit in dem großen Glase, räusperte sich und sprach:

„Schreiben Sie, Herr Actuarius."

Dann dictirte er dem Actuarius einen „Vorhalt des Inquirenten" und eine „Antwort des Inculpaten," welche jedoch die vorausgegangene Conversation weder erschöpften, noch sich auf deren Inhalt beschränkten, auch dem Bauer oft unverständlich waren; denn sie bewegten sich in einer demselben nicht geläufigen Schriftsprache, um nicht zu sagen: Canzleisprache. So war das Protocoll Alles eher, als ein Spiegel des Verhörs und eine getreue Wiedergabe der Aussage des Verhörten.

Stunde um Stunde verging. Der Untersuchungsrichter konnte nicht zu Ende kommen. Es schien ihm immer wohliger und behaglicher zu werden. Immer rascher strömte der Fluß seiner Rede. Er klopfte die Asche aus seinem Pfeifenkopf und stopfte denselben von Neuem mit Tabak. Dann fing die Sache von vorn an. Nachdem sie wieder eine geraume Zeit in der geschilderten Weise gedauert

Digitized by Google

hatte, wandte sich der Untersuchungsrichter, seine criminalistische Physiognomie nach Kräften in eine menschliche verwandelnd, zum Protocollführer und sagte:

„Herr Actuarius, wir wollen das Verhör in einer Tour zu Ende machen; freilich giebt es ein spätes Mittagsessen. Aber dafür werden wir dann den Nachmittag gar nicht auf's Bureau gehen. Ich fahre mit dem Drei-Uhr-Zuge nach Oelfeld, wo wir eine Sitzung des Centralausschusses der großdeutschen Partei unsers Fürstenthums haben, um die Landtagswahlen zu dirigiren; und wo Sie hingehen, das kann ich mir auch schon denken. Brauchen deshalb nicht roth zu werden. Bin auch jung gewesen. Jetzt freilich, angesichts der hohen politischen Mission, unser theures Vaterland zu retten aus den Händen der kleindeutschen Hochverräther, habe ich keinen Sinn mehr für dergleichen. Jeder Zoll meines Körpers und jeder Hauch meiner Seele gehört dem theuren Vaterlande. Ein zweiter Curtius würde ich mich für dasselbe in den Schlund stürzen." (Dabei nahm er einen herzhaften Schluck von der gelben, duftigen Flüssigkeit in dem tiefen großen Glase.) „Aber Sie, ja das ist was anders. Jugend hat keine Tugend. Und wo Alles so vereinigt ist: — die Schönheit der Tochter — der classische Keller des Vaters — Venus und Bacchus zugleich — Nu, ich sage nichts mehr."

Dabei schmunzelte er freundlich dem Herrn Actuarius zu, aber nur, um in dem nächsten Augenblick, dem Angeschuldigten zugewandt, mit der Miene eines Rhadamanthos einen furchtbaren „Vorhalt" zu stellen.

So hatte die Sache schon über drei Stunden gedauert. Dem Bauer, der während dieser ganzen Passionszeit hatte stehen müssen, schlotterten die Knie. War es der Dampf, welcher der großen Pfeife, oder der Duft, welcher dem großen Glase entströmte, — es wurde ihm wirr im Kopfe. Er hörte noch die heftig sprudelnde Redeweise des Inquirenten, von welchem sogar einer seiner großdeutschen Freunde den schnöden Witz gemacht hatte, seine Reden lauteten gerade so, als wenn ein Betrunkner eine hohe hölzerne Treppe herunterfalle. Er hörte noch, wie die Feder des „Herrn Actuarius" über das Papier rauschte. Aber er hörte es nur noch wie weit, ganz weit aus der Entfernung, als wenn sich eine Wand zwischen ihm und diesen Tönen befände. Ja, es war eine Wand. Sie bildete sich aus dem Tabaksdampf, welcher der Riesenpfeife des

Digitized by Google

Inquirenten entströmte. Aber diese Wand war beweglich. Sie formte sich zu allerlei Fratzen. Sie zeigte bald den alten Flickschneider Weil. Dann dessen Frau, die Zigeunerin. Dann den regierenden Dorfschulzen. Dann öffnete sich die Wand wieder und zeigte die olivengrüne Perrücke des Untersuchungsrichters. Dann drehte sich das ganze Zimmer um den armen Bauer herum; er glaubte in die Erde zu versinken. Er hielt sich an den Tisch fest und stöhnte:

„Mir wird elend. Ich bitte um einen Stuhl."

Der Inquirent lachte laut auf. „Sehen Sie, Herr Actuarius, das Gewissen fährt ihm in die Beine. Mein System hat sich noch immer bewährt. Selbst Professor Bauer in Göttingen, bei welchem ich vor vierzig Jahren den Strafproceß hörte, lehrt: „„Der Angeschuldigte hat das Verhör stehend zu bestehen."" Freilich fügt er in falscher Sentimentalität hinzu: „„„Bei längerer Dauer des Verhörs oder wegen vorhandener Schwäche wird ihm ausnahmsweise gestattet, sich zu setzen."""*) Daraus sieht man, daß Professor Bauer, obgleich ein Gelehrter ersten Ranges, doch kein Praktiker war. Denn erstens kann ein Verhör nie zu lange dauern; und zweitens ist die Schwäche immer simulirt; — immer die pure Komödie, sag' ich; — die pure blanke Verstellung, sag' ich Ihnen, Herr Actuarius. Mit solchen Simulationen soll man einem alten Practicus, wie mir, vom Leibe bleiben. Glauben Sie etwa an Schwäche bei einem solchen Bauer, der Knochen hat, wie ein Gaul?"

In demselben Augenblick stürzte der Bauer ohnmächtig zu Boden. Der Fall des schweren knochigen Körpers schütterte durch das ganze Zimmer.

„Verstellung, Simulation, Komödie, reine Simulation! Ich nehme Sie zum Zeugen, Herr Actuarius!" rief mit gellender Stimme der Untersuchungsrichter. Dabei schien es ihm aber doch nicht mehr recht geheuer zu sein. Denn er ergriff das große Glas mit der gelben Flüssigkeit und flößte davon dem ohnmächtigen Bauer ein Paar Tropfen ein. Auch fiel er dem „Herrn Actuarius" in den Arm, als dieser dem Wärter klingeln wollte.

„Lassen Sie das, lassen Sie das, Herr Actuarius," schrie er,

---

*) Siehe Prof. Dr. Anton Bauer, Lehrbuch des Strafprocesses. Göttingen 1835, § 123, Seite 193.

Digitized by Google

„zu solchen Scenen ruft man keine Zeugen. Sie wissen, wie leicht schlechte Nachreden entstehen, und was der Gerechte um seines Glaubens willen zu leiden hat. Unserem Wärter kann man nicht trauen. Er geht Abends in das „Lämmchen" Bier trinken. Dort ist das Hauptquartier der Kleindeutschen. Wenn er dort nur ein Wort von der schändlichen Simulation dieses verstockten Sünders, dieses verschmitzten Bauern, erzählt, können wir in einigen Tagen in den Zeitungen — in den ausländischen Zeitungen — Dank der Weisheit der fürstlichen Regierung giebt's im Inlande solche Schandblätter nicht mehr, sie sind vielmehr alle unterdrückt — können wir in den ausländischen Zeitungen lesen, Sie und ich hätten diesen Bauer umgebracht wie vormals der Hofgerichtsrath Georgi in Gießen den Pfarrer Weidig von Butzbach. Deshalb lassen Sie mir den Wärter und den Pedellen draußen. Sie sind vom Gifte des Zeitgeistes inficirt. Odi profanum vulgus et arceo, sagt Horaz."

Allmälig kam der Bauer wieder zu sich. Auch erhielt er nun einen Stuhl, obgleich der Untersuchungsrichter hartnäckig dabei blieb, die ganze Scene beruhe auf Simulation. Während des Restes des Verhörs sah der Angeschuldigte noch bleicher als bisher aus, gab gewöhnlich nur sehr kurze, manchmal auch gar keine Antworten und ließ zuletzt wie erschöpft das Haupt auf die Brust sinken. Der Actuarius machte den Inquirenten auf den Zustand des Angeschuldigten aufmerksam und das Verhör wurde endlich abgebrochen. Auf Befehl des Inquirenten las der Actuarius das ihm dictirte Protocoll vor. Der Angeschuldigte verstand von dem Vorgelesenen nicht die Hälfte. In seinem Zustande konnte er dem raschen Lesen des Protocollführers nicht folgen. Zum Schlusse unterschrieb er das Protocoll, nur weil man es ihn hieß. Er hatte keinen Willen mehr. Es war ihm so elend, daß er dachte, elender könne es doch nicht werden, und so war ihm Alles einerlei. Ja fast betrachtete er es als eine Wohlthat, wieder in seine enge sargähnliche Zelle eingeschlossen zu werden, wenn er nur den entsetzlichen Inquirenten für den Augenblick los ward, diesen Mann, der ihm toll-komisch und grausenhaft-widerwärtig zugleich war.

Nachdem der Pedell den Angeschuldigten abgeführt hatte, sagte der Inquirent befriedigt zu dem Protocollführer: „Nun, Herr Actuarius, das sind doch von einem *ersten* Verhör bei einem so verschmitzten Sünder schon recht schöne Resultate. Daß die angebliche

Digitized by Google

Zahlung für den Gemeindebullen nicht wahr sei, das hat er uns doch schon zugestanden. Ich sage Ihnen, alle diese modernen Theorien, welche sich seit Einführung der Schwurgerichte in Deutschland eingeschlichen haben, sind doch keinen Schuß Pulver werth. Das Geständniß des Angeklagten ist und bleibt die erste aller Beweisaufnahmen, die regina probationum; und ein Geständniß zu erzielen, bleibt die höchste Aufgabe des Inquirenten. Wer sich diese Aufgabe nicht stellt, ist und bleibt ein elender Pfuscher, wie drüben Der."

Dabei schnitt er eine verächtliche Geberde und zeigte nach dem gegenüberliegenden Zimmer, in welchem sein Vorgesetzter arbeitete, den er bald von seinem Posten zu verdrängen gedachte. Denn derselbe hatte keinen Geschmack an der Politik. Seit Kurzem aber mußten alle Chefs „Großdeutsche," fanatische Großdeutsche, sein. Die Procedur, wodurch dies erstrebt wurde, nannte man die „Epuration des Beamtenstandes."

Der Protocollführer gab keine Antwort. Offenbar war er mit dem Inquirenten nicht einverstanden, vielmehr auch bereits inficirt von dem Geiste moderner Weltanschauung. Er wagte es aber nicht, einem so einflußreichen Politiker direct zu widersprechen; er ordnete die Acten und schien gehen zu wollen.

„Ah, noch einen Augenblick Geduld, Herr Actuarius, wir sind noch nicht fertig. Das Geberdenprotocoll fehlt noch!"

„Das Geberdenprotocoll?" fragte erstaunt der Actuarius.

„Ja freilich, das Geberdenprotocoll!" sagte der Untersuchungsrichter mit Nachdruck. „Ich habe Ihnen schon so oft den „Strafproceß" des Professors Anton Bauer in Göttingen zum Studium empfohlen. Hören Sie, was er über das Geberdenprotocoll sagt. (Der Inquirent nahm ein Buch zur Hand.) Es steht in § 122 Seite 194:

> „Auch ist dasjenige, was in Hinsicht des Betragens und der Geberden des Angeschuldigten bemerkenswerth scheint, in dem sogenannten Geberdenprotocoll zu registriren, um auch hierdurch dem urtheilenden Richter ein getreues Bild von dem Hergange des Verhörs zu geben."

Es ist ein wahres Schatzkästlein, dieser „Bauer's Strafproceß," sagte der Inquirent und stellte das alte schmutzige Buch wieder an seinen Platz.

„Ja, aber ich dächte, heutzutage, wo wir in Assisensachen eine

Digitized by Google

öffentliche Schlußverhandlung haben, sieht ja der Richter selbst den Angeklagten von Angesicht zu Angesicht; und da möchte es doch wohl keines Geberdenprotocolls bedürfen," erlaubte sich der Protocollführer schüchtern und kleinlaut zu erwidern.

„Irrthum, großer Irrthum!" schrie der Inquirent tremulirend und fistulirend, „das Geberdenprotocoll soll ja den Hergang unseres Verhörs wiedergeben. Bei unserem Verhör ist ja doch der urtheilende Richter nicht anwesend. Ueberhaupt für unsere Verhöre, die wir hier in der Voruntersuchung halten, gilt immer noch der gute alte, geheime und schriftliche Inquisitionsproceß. Wir kümmern uns hier um den modernen Firlefanz gar nicht."

So rettete der Inquirent die schon in den Hexenprocessen figurirende altehrwürdige Institution des „Geberdenprotocolls" in das moderne Strafverfahren hinüber. Er dictirte dasselbe dem Herrn Actuarius. Es fiel für den Inculpaten sehr ungünstig aus. Mit anschaulichen Worten wurde geschildert, wie Angeschuldigter sehr oft gestockt und gezögert, oder gar nicht geantwortet, ganz entsetzt und käsefarbig ausgesehen, „auch gegen Schluß des Verhörs einen penetranten Geruch verbreitet habe." (Wörtlich!)

Der Protocollführer erlaubte sich daran zu erinnern, daß der Angeschuldigte auch ohnmächtig in das Zimmer niedergestürzt sei.

„Und das wollen Sie am Ende auch in das Protocoll, in das Geberdenprotocoll schreiben?" schrie höhnisch der Inquirent. „Halten Sie das auch für eine Geberde, wenn man umfällt? Ei, ei, Herr Actuarius, ich sage es immer, Sie sind gleich all' unseren jungen Juristen, kein logischer Kopf, so wie sie die gute alte Zeit zu schulen pflegte."

Das Geberdenprotocoll war also nicht nur gerettet, es war sogar in seiner ursprünglichen Einfachheit und Reinheit aufrecht erhalten. Der Inquirent war stolz auf diesen Triumph. Er steckte sich seine lange Pfeife an und wandelte vergnügt von dannen, in der Absicht, demnächst mit dem Drei-Uhr-Zuge zu einer Sitzung des Ausschusses der großdeutschen Partei nach Oelfeld zu fahren, um daselbst „den Staat und die Gesellschaft zu retten."

* * *

Am auffallendsten war es dem Gefangenen, daß er von seiner Frau nichts hörte. Er wußte nicht, daß dieselbe schon wenige Tage

Digitized by Google

nach seiner Verhaftung bei der Verwandtschaft das nöthige Geld aufgebracht und der Gemeindekasse die zweihundert Gulden ersetzt, und daß sie sich unabläßig bemüht hatte, zu ihm zu gelangen. Als sie zu diesem Zweck das erste Mal in der Stadt war, wurde ihr im Stockhause eröffnet, im Laufe der Untersuchung dürfe Niemand den Gefangenen sprechen, es sei denn, daß man ein Zeugniß des Dorfschulzen beibringe, wonach die Unterredung zu häuslichen oder wirthschaftlichen Zwecken unumgänglich nöthig sei.

Sie ging mit schlechtem Troste nach Hause. Denn daß der Dorfschulze, ihr und ihres Mannes schlimmster Feind, ihr ein solches Zeugniß ausstellen werde, dünkte ihr sehr unwahrscheinlich. Sie hatte sich nicht getäuscht. Direct und indirect darum angegangen, hatte der Dorfschulze es immer rundweg abgeschlagen, im Winter habe der Bauer ja gar nichts zu thun, da könne von Geschäften gar keine Rede sein, man dürfe die hohe Obrigkeit nicht ohne Noth molestiren.

Auch ohne Zeugniß wagte sie sich doch zum zweiten Male in die Stadt und in das Stockhaus. Sie wandte sich an den Gefängniß-Profosen, von dem sie gehört hatte, er sei, soweit es sein Amt gestatte, menschlich. Der Profos zuckte die Schultern: „Sie hat's schlecht getroffen, liebe Frau. Unser erster Untersuchungsrichter ist wegen einer Brandstiftung auswärts, und der zweite will von Besuchen nichts wissen, hat's auch auf Ihren Mann gar nicht gut stehn. Er wird schon deswegen Alles abschlagen, weil in der Hausordnung steht, die Besuche sollen in der Regel Sonnabends stattfinden, und weil heute Montag ist. Komm' sie einmal wieder, wenn der erste Untersuchungsrichter da ist, und zwar an einem Sonnabend."

Auch dieses that die Frau. Es war das dritte Mal, daß sie zur Stadt ging. Der erste Untersuchungsrichter gestattete ihr die Unterredung, nachdem er sie über den Zweck derselben befragt hatte. Der Wärter meldete dem Gefangenen, seine Frau sei da und wolle ihn sprechen. Freudig erregt sprang er von seinem Schemel auf. „Bringt sie nur gleich hierher!" rief er dem Wärter zu.

„Ja, so geht das hier noch lange nicht," erwiderte dieser, „daß Ihr commandirt, als wohntet Ihr in einem Hotel und ich wär' der Kellner. Sprechen dürft Ihr Eure Frau, aber nur im Untersuchungszimmer und nur im Beisein des Richters, der die Un-

Digitized by Google

terſuchung gegen Euch führt. Erſt wenn die Unterſuchung geſchloſſen iſt — und das wird ja bald der Fall ſein — dürft Ihr Beſuch in Eurer Zelle empfangen und auch ohne Gegenwart des Inquirenten ſprechen. Jetzt geht's aber noch nicht. So ſteht's in der Hausordnung. Jetzt muß er dabei ſein."

„Der muß dabei ſein?" rief der Bauer und ſeine kaum noch ſo lebhafte und warme Freude war ſchnell tief unter den Gefrierpunkt geſunken, „lieber will ich mein ganzes Leben lang meine Frau nicht wiederſehn, als daß ich wieder erwiſcht werde, wie mit jenem Brief; als daß wieder mir jener gottverdammte — — Kurz, ſagt meiner Frau, ich wolle ſie erſt dann ſprechen, wenn die Unterſuchung geſchloſſen iſt; dann rechne ich aber mit Sicherheit darauf, daß ſie komme; denn ich habe viel mit ihr zu ſprechen; aber der Unterſuchungsrichter braucht nicht dabei zu ſein."

Die Frau ging troſtlos durch den tiefen Schnee wieder nach Haus. Sie konnte nicht begreifen, warum ihr Mann ſie nicht einmal ſehen wolle.

Auch der Mann bereute, als es zu ſpät war, die raſche Antwort, die er dem Wärter gegeben. *Sehen* können hätte er doch ſeine Frau, wenn er auch nichts mit ihr *geſprochen* hätte, als die allergewöhnlichſten Dinge. Ja, aber mußte er ſich nicht ſchämen vor ihr, wenn ſie ſah, wie er herunter gekommen war, wie er unter der Gewalt dieſes Menſchen war, den er zu gleicher Zeit haßte und verachtete und fürchtete, wie keinen Zweiten auf der Welt? Konnte er wiſſen, ob nicht ſelbſt bei der unſchuldigſten Unterredung ihm irgend welche Fallſtricke gelegt wurden?

So warf ihn der Zweifel hin und her, und das Gefühl der Verlaſſenheit, Hülfloſigkeit, Unſicherheit nagte an ſeinem Herzen. Sechs Wochen waren es, daß man ihn fortgeſchleppt hatte von ſeinem Dorfe; und es kam ihm ſchon vor, wie eine halbe Ewigkeit. Faſt ſchien es ihm unmöglich, daß er je dorthin zurückkehre.

Entweder ſaß er in dumpfem Brüten, oder er hatte ſolchen Blutandrang nach dem Kopfe, daß er, um einer Ohnmacht zu entgehen, raſch und zitternd in der engen Zelle umherlief wie ein Thier im Menageriekaſten. Der Gefängnißarzt, ein humaner und kenntnißreicher Mann, hielt die Erſcheinungen für bedenklich. Er verordnete Eisumſchläge auf den Kopf und Geſellſchaft. In Folge deſſen war der Gefangene aus der Zelle „Sieben" nach der Zelle „Dreizehn"

Digitized by Google

versetzt worden, wo wir ihn in Gesellschaft des rothen Felix fanden. Kehren wir zu dieser Gesellschaft zurück; wir finden sie noch: Felix triumphirend auf der Pritsche, Besser zusammengekauert auf dem Schemel. Da rasseln draußen die Schlüssel. Zuerst wird die äußere, dann die innere Thür der Zelle geöffnet, herein tritt der Wärter in Gesellschaft des Gerichtsdieners. Der Letztere stellt jedem der Gefangenen ein Erkenntniß des Anklagesenats zu. Ehe die beiden Vertreter des Gesetzes die Zelle wieder verließen, sagte der Wärter zu Felix:

„Sie kommen um halb zwölf vor, machen Sie sich zurecht; Sie werden in Freiheit gesetzt."

„Und ich?" rief der Rechner. Der Wärter zuckte die Schultern. Beide gingen hinaus. Beide Thüren wurden wieder geschlossen.

Felix prüfte sein Erkenntniß mit zuversichtlichem Kennerblick. Dasselbe verfügte, daß, da Beweise, die zur Verweisung vor ein Strafgericht hinreichen, nicht erbracht seien, die Untersuchung einzustellen, und der Verhaftete auf freien Fuß zu setzen sei. Felix theilte dem Gemeinderechner den Inhalt mit. Dieser hatte an seinem Erkenntniß, das viel länger war, mit Angst und Ungeduld buchstabirt, aber nicht recht klug daraus werden können.

„Gebt's her," sagte Felix, „ich kenne den gelehrten Kram, hab' gleich im Handumdrehen los, was die gelehrten Zöpfe wollen, obgleich sie ihr Jänisch (Gaunersprache) unter einander haben, gerade so gut wie auch unsere Zunft, nämlich die der fahrenden Leute."

Dann las er das Papier: „Thut mir leid, Rechner, müßt Euch bei all Eurer Unschuld verdammt dumm gestellt haben; Ihr kommt vor die Assisen; seht Ihr, da ist kein Spaß mit zu machen: Assisen und Zuchthaus sind Geschwisterkind mit einander. Jetzt ist's die höchste Zeit, daß Ihr Euch nach einem tüchtigen Affigaten (Advocaten) umthut."

Nach längerer Berathung wurden Felix und der Rechner dahin mit einander einig, daß der erstere, sobald er entlassen sei, nicht nur einen der renommirtesten Anwälte der Hauptstadt für den Rechner consultiren, sondern auch nach Ziegenheim gehen und der Frau des Rechners genaue Kenntniß von dem Sachverhalt geben solle. Felix, — der immer, trotz aller Visitationen, mit dem Nöthigen

Digitized by Google

versehen war und dem Rechner versicherte, er (Felix) sitze hier nur freiwillig, er könne jede Nacht ausbrechen, aber damit verscherze er sich die Rückkehr in dies schöne Ländchen und das wolle er nicht — reichte sogar dem Rechner ein Blatt Papier und ein Restchen Bleistift und Besser schrieb auf den schmalen Streifen:

„Liebe Anna-Marie. Ich komme vor das Accis (Assisen). Jetzt kannst Du zu mir kommen, ohne daß der blutdürstige Untersuchungsrichter dabei ist. Laß mich nicht im Stich. Denk' an unser Kind und daß es einen ehrlichen Namen erben soll von seinen Eltern. Wegen der Casse bin ich ganz unschuldig. Das weißt Du, wie ich. Was man sonst von mir will, das verstehe ich nicht. Ist's nur halb so schlimm, wie's der Untersuchungsrichter macht, dann geht's mir an Kopf und Kragen. Der dies bringt, der ist ein vertrauter Mann. Der sagt Dir mehr. Laß ihm nichts abgehen. Komm vor dem Accis zu mir, sonst ist es mein Tod. Dein Kaspar."

Felix wurde entlassen. Er besorgte Alles getreulich. Er war stolz auf seine „Spitzbuben-Ehre."

Bei dem zum Vertheidiger in Aussicht genommenen Anwalt konnte er nicht vorkommen. Derselbe war am Nervenfieber schwer erkrankt. Felix eilte auch, aus der Hauptstadt zu kommen. Die dortige Polizei gefiel ihm nicht. Er ging nach Ziegenheim, nicht ohne die Absicht, sich in dem reichen Bauernhaus wieder etwas herauszufüttern nach der schmalen Gefängnißkost, welche Absicht er auch vollständig erreichte. Felix tröstete die Bäuerin nach Kräften, ihr Mann habe sich zwar allerlei Flausen in den Kopf gesetzt, als sei er ein „politischer Verbrecher" und solle deshalb vor die Assisen kommen; aber das sei ja Unsinn; die Ursache dieses Irrthums liege offenbar in dem Untersuchungsrichter, der ein wunderlicher Kauz sei und im Verhör nebenbei allerhand tolles Zeug schwatze; in dem Verweisungs-Erkenntnisse des Anklage-Senats stehe von politischen Verbrechen gar nichts, sondern nur von „Veruntreuung im Dienste"; das bedeute die zweihundert Gulden, die Besser zu vorübergehendem Gebrauche aus der Gemeindekasse entnommen; und da der Betrag längst wieder ersetzt sei, so könne das Ding unmöglich was auf sich haben; wenn Besser sich nicht in den Verhören dumm gestellt, wenn er Alles rundweg geleugnet, wenn er einfach gesagt habe, er wisse sich selbst das Manco nicht zu erklären, dann

Digitized by Google

habe ihm kein Mensch etwas anhaben können; was solle denn auch sonst aus den Gemeinderechnern werden, die es ja alle so machten; man könne doch nicht alle Gemeinderechner in das Zuchthaus setzen u. s. w.

Der rothe Felix sprach der Bäuerin weidlich Trost zu; er nannte ihr den Tag, wann die Sache vor die Assisen komme und rieth der Frau, sie solle am Tage vorher nach der Hauptstadt gehen und ihren Mann besuchen, es sei ja nur noch ein Paar Tage bis dahin, sie könne dann wahrscheinlich ihren Mann gleich wieder mit heimnehmen. Sie solle nur für einen tüchtigen Schlitten sorgen; denn wenn man über zwei Monate im Stockhause gesessen habe, verlerne man ein wenig das Gehen und bleibe im Schnee stecken.

Als er Abschied nahm, schärfte er ihr noch einmal dringend ein, doch nur vorher, d. h. vor der Assisen-Verhandlung, ihren Mann aufzusuchen, man könne und dürfe ihr eine Unterredung ohne Zeugen nicht verweigern; vielleicht habe ihr Mann noch was auf'm Herzen, jedenfalls gewähre es ihm Trost und Beruhigung; und er bedürfe einiger Aufmunterung für die öffentliche Verhandlung; es sei nicht gut, wenn er da zu sehr die Ohren hängen lasse; auch lege ihr Mann offenbar einen großen Werth auf die vorherige Unterredung; das beweise der Schlußsatz des kurzen Briefes, den Felix der Frau behändigt hatte.

Der rothe Felix ging gesättigt von dannen, die Frau ließ er gefaßt zurück. Sie hatte doch jetzt einen Begriff von der Sache, sie wußte, warum es sich handelte, daß der entscheidende Tag bald da sein und daß dann die peinliche Ungewißheit ein Ende nehmen werde. Am Tage vor der Assisenverhandlung setzte sie sich mit ihrem Sohne Georg auf den Holzschlitten und ließ sich durch den Knecht nach der Hauptstadt fahren.

Je näher sie derselben kam, desto unheimlicher ward es ihr. Ihren Mann auf dem Armesünderbänkchen sitzen zu sehen, den Mann, der ihr Stolz und ihre Freude war, den wohlhabendsten und angesehensten Bauer im Dorfe, — das war ihr entsetzlich. Sie hätte umkehren mögen. Aber dann holte sie den mit Bleistift geschriebenen zerknitterten Zettel aus der Tasche, worauf stand: „Komm vor den Assisen zu mir, sonst ist es mein Tod," und sie trieb wieder den Knecht zur Eile. Dennoch wurde es, da die

Digitized by Google

Pferde in dem frisch gefallenen weichen Schnee Stollen an dem Huf ansetzten und nur langsam vorwärts kamen, vier Uhr, ehe sie in der Residenz anlangten. Der erste Gang war auf das Stockhaus. Der menschenfreundliche Profoß bedauerte, sie augenblicklich nicht zu ihrem Manne lassen zu können, es sei von den Untersuchungsrichtern zufällig Niemand auf dem Bureau, wenn sie aber morgen früh um acht komme, dann könne es ihr nicht fehlen, dann werde sie jedenfalls ihren Zweck erreichen; denn die Assisen-Sitzung fange erst um neun Uhr an.

* * *

Sehen wir zu, was zwischenzeitig der unschuldige Gefangene machte seit dem Tage, wo sein schuldiger Zelleugenosse, der rothe Felix, ihn verließ, um in die Freiheit zurückzukehren.

Er erwartete seine Frau und seinen Vertheidiger. Denn daß der rothe Felix seine Bestellungen ausgerichtet habe, glaubte er. Hatte er doch demselben für den Fall seiner Befreiung fünfzig Gulden zugesagt; und daß der edle Uhrenkünstler solchen Argumenten zugänglich sei, daran zweifelte er nicht.

Die Frau kam nicht.

Der Vertheidiger auch nicht.

Der Untersuchungsrichter eröffnete ihm, daß der Assisenpräsident ihm von Amts wegen den Herrn Obergerichtsanwalt N. zum Vertheidiger bestellt habe. Der Gefangene, obgleich der Name ihm völlig unbekannt war, erklärte, gerade den wolle er aber gar nicht, er habe es nicht nöthig, sich einen Anwalt auf Staatskosten stellen zu lassen, er habe Vermögen genug, um sich selbst seinen Vertheidiger zu bestellen und zu bezahlen, er verlange den Dr. L. zum Vertheidiger. Er nannte den Namen des Anwalts, zu dem er den rothen Felix geschickt hatte.

Der Untersuchungsrichter nahm die lange Pfeife aus dem Munde, stieß ein schallendes Gelächter aus und bemerkte grinsend und mit dem Kopfe nickend: „Aha, aha, ja ja, ja ja; merke schon, wo's 'naus will; Art läßt nicht von Art; ist auch so ein Kleindeutscher, so ein preußischer Hochverräther. Ja, da hat Euch aber unser Herrgott das Spiel verdorben, der liegt schon seit drei Wochen krank am Nervenfieber. Gestern hieß es schon, der Teufel habe ihn geholt. War aber verfrüht. Nun, wenn auch; — kann doch nicht

Digitized by Google

ausbleiben. Kommt er aber auch los, dann kriegen wir ihn am Kragen wegen Hoch- und Landesverrathes; denn er hat mit Berlin correspondirt in Sachen des Zoll- und Handelsvertrags mit Frankreich, in Sachen dieser Schandsäule, woran unsere Ehre genagelt werden soll — —".

Jetzt war der Mann an seinem Thema. Er vergaß, daß er im Untersuchungsgericht war; der Geist der großdeutschen Volksversammlungen, der Geist der ersten Kammer, der Geist der Leitartikel der „Fürstlichen Landeszeitung" war über ihn gekommen. Er hielt eine donnernde Philippika gegen den deutsch-französischen Handelsvertrag, der damals zum ersten Male Gegenstand der öffentlichen Besprechung geworden war. Der Gefangene verstand von dem Sermon gar nichts. Nur das war ihm klar, daß sich eine höchst einseitige politische Richtung und ein ganz unbändiger Haß gegen Jeden, welcher dieser Richtung nicht angehörte, darin aussprach. So viel sagte dem Bauern sein Instinkt, daß die Bauern-Politik und die Inquirenten-Politik Gegensätze seien. Worin der Gegensatz lag, das wußte er nicht, aber er fühlte ihn; und vor Allem: er fühlte den Haß seines Gegners, in dessen Gewalt er gegeben war. Er glaubte fast ihn körperlich zu fühlen.

So kehrte er zurück in seine Zelle, in welcher er nun wieder allein saß. Was hätte er darum gegeben, wenn er nur wieder die Gesellschaft des Falschmünzers gehabt hätte, gegen die sich so oft sein sittliches Gefühl und sein Standesbewußtsein — der Menschenstolz und der Bauernstolz — empört hatten. O, dachte er, mit der bloßen Ehrlichkeit kommt man in dieser Welt nicht mehr aus. Was habe ich denn gemacht? Habe ich Jemand einen Schaden zugefügt? Habe ich auch nur einen Hund auf der Straße oder einen Sperling auf dem Dache gekränkt? Giebt es einen Menschen auf der Welt, dem ich etwas zu Leid gethan? Außer dem Dorfschulzen natürlich. Und habe ich auch ihm gegenüber nicht einfach der Wahrheit die Ehre gegeben? Aber mich verhaftet man, mich peinigt man, mich läßt man sitzen, mich verweist man auf das Armsünderbänkchen, mir erlaubt man nicht einmal, meine Frau zu sprechen und mir meinen Vertheidiger zu wählen. Ich bin ein rebellischer Bauer. Den rothen Felix dagegen, obgleich er nicht hat, wohin sein Haupt legen, obgleich, wenn er auf einen Baum steigt, er auf Erden nichts zurückläßt als seinen Schatten, obgleich er von fal-

Digitized by Google

schem Gelde lebt und täglich entweder die Herrschaft beschädigt oder seine Mitbürger, — den behandelt man wie einen vornehmen Herrn. Herr Felix hinten, Herr Felix vorn. Herr Felix sitzt in der besten Zelle, Herr Felix hat eine Feile bei sich — er kann jeden Tag ausbrechen, wenn er will; Herr Felix hat Papier und Bleistift — er kann schreiben, wann er will, während man meine Briefe unterschlägt; Herr Felix wird vom Untersuchungsrichter höflich behandelt; die ganze Untersuchung ist ihm ein Kinderspiel, worüber er lacht; er weiß, daß er frei kommt; er weiß es beinahe bis auf den Tag im Voraus; er wandert jetzt wieder rüstig über Berg und Thal, Brust und Rücken voll Schwarzwälder Uhren und das falsche Papiergeld in dem Futter des Stiefels an seinem linken Hinterfuße. Ich aber, der ich weiß, daß ich ein ehrlicher Mann bin, der ich mit Wissen Niemand ein Unrecht gethan, und der ich, wenn ich es gethan, bereit und im Stande bin, es augenblicklich wieder gut zu machen, — ich sitze hier, rettungslos preisgegeben dem Hasse eines fanatischen Untersuchungsrichters, der mir nach dem Leben trachtet, weil ich oppositionell gewählt habe; ich sitze hier gegenüber einer Zukunft voll Schande für mich und meine Familie, wehrlos gegen die Angriffe des listigen und boshaften Dorfschulzen, abgeschnitten von meiner Frau und meinen Verwandten, ja sogar des Vertheidigers beraubt, den das Gesetz einem Jeglichen zuspricht."

Daß der Vertheidiger, den er sich gewählt, durch Krankheit außer Stande war, den Auftrag zu übernehmen, — das war zwar wahr, aber Besser glaubte es nicht. Er konnte es nicht glauben, nach der Art, wie die Mittheilung des Untersuchungsrichters hierüber erfolgt war.

Am Tage vor der Assisen-Verhandlung kam der von Amts wegen bestellte Defensor, ein tüchtiger Jurist, der sich vorzugsweise dem Handels- und Wechselrecht widmete und „dieser gewöhnlichen Criminalpraxis, die keinerlei wissenschaftliche Seite biete, niemals ein Interesse hatte abgewinnen können." So sagte er selbst. Da aber die Advocatur in diesem Lande zünftig war wie beinah überall in deutschen Landen, und da also von Jedem verlangt wurde, daß er Alles verstehe und Alles treibe, so mußte auch dieser Handelsrechts-Specialist Vertheidigungen vor den Assisen von Amtswegen übernehmen, so sehr es seiner Neigung und seiner Befähigung widerstrebte.

Digitized by Google

Dieser Officialanwalt also kam mit dem Wärter, der ihm aufgeschlossen hatte, in die Zelle. Er schickte den Wärter hinaus, weil, wie er sagte, „der Angeschuldigte ein Recht darauf habe," und fragte dann den Rechner, was er ihm für die morgige Verhandlung noch mitzutheilen habe. Der Gemeinderechner traute dem Vertheidiger nicht, weil er ihm von Amts wegen gestellt war; er argwöhnte, — er mußte nach Allem, was er erlebt hatte, argwöhnen, dieser Vertheidiger sei ein faux-frère, auch er sei im Complot mit dem Dorfschulzen und dem Untersuchungsrichter. Allein er wollte doch eine Probe machen, ob sein Argwohn begründet sei. Er erzählte also ein Stück des theologisch-politischen Sermons, den ihm der Inquirent zu wiederholten Malen gehalten, indem er der Confusion, die bei diesem herrschte, noch einige Zuthaten von Verwirrung eigener Mache unwillkürlich hinzufügte. Er fragte den Vertheidiger, was er davon halte, und welchen Einfluß das auf die Aburtheilung seines Falles haben werde. Jetzt muß es sich zeigen, dachte der Bauer, ob's der Vertheidiger im Grund seines Herzens mit mir hält oder mit dem Andern.

Die Antwort entsprach nicht seinen Erwartungen — weder im Guten noch im Bösen.

Der Vertheidiger antwortete auf diese in großer Aufregung gestellte Frage sehr kalt:

„Ich interessire mich durchaus nicht für die alberne Bauernpolitik und für die elenden Kirchthumsinteressen, welche gegenwärtig dieses kleine Land bewegen. Ich lebe meiner Wissenschaft und mit dieser hat ja all dieses tolle Zeug nichts zu schaffen."

Er nahm die Thür in die Hand und wollte sich verabschieden.

„Aber um Gotteswillen, was soll denn aus mir werden?" rief der Angeschuldigte.

„Das müssen wir dem Verlaufe der Verhandlungen, dem Verdicte der Geschworenen und dem Erkenntniß der Richter überlassen," antwortete mit größter Seelenruhe der Vertheidiger und verließ die Zelle. Der Wärter verschloß die beiden Thüren und damit war das Colloquium fertig.

Der Verhaftete glaubte jetzt seines Untergangs gewiß zu sein. Auch sein Vertheidiger ließ ihn im Stich. Warum hatte man ihm diese wildfremde und völlig theilnahmlose Person, die sich so verächtlich gegen die „Bauernpolitik" aussprach, zum Defensor octroyirt?

Digitized by Google

Der Gemeinderechner ging drei-, viermal die Zelle auf und ab. Er ſchien mit einem Entſchluß zu kämpfen, der ſich ihm immer wieder von Neuem aufdrängte, und deſſen er ſich doch gern hätte erwehren mögen. Warum, wenn ich doch verloren bin, ſoll ich mich noch zum Geſpötte der Menſchen machen? Warum mich noch auf das Armſünderbänkchen ſetzen, wenn mir doch meine Unſchuld nichts hilft, wenn doch keine Gerechtigkeit mehr in der Welt iſt, wenn mich ſelbſt mein Vertheidiger im Stich läßt? Wenn ich ſterbe, ehe ich verurtheilt werde, kann man meinem Sohn nicht nachſagen, ſein Vater habe im Zuchthaus geſeſſen, kann man meiner Familie nicht für die Unterſuchungskoſten Hab und Gut abnehmen, das ich von meinen braven Eltern geerbt, das mir meine Frau zugebracht und das wir beide im Schweiße unſeres Angeſichts verwahrt und vermehrt haben, in der Hoffnung, daß es unſerm einzigen Kinde zugutkommt. Deshalb wird es das Beſte ſein, — —

Da horchte er plötzlich auf. In dem Hof hörte er Stimmen. Die Einſamkeit und die Einſperrung in engem Raum ſchwächt das Geſicht, aber ſie ſchärft das Gehör. Er erkannte die Stimme des Profoſen. Er hörte auch die andere, leiſer redende Stimme. Es war die Stimme einer Frau; — es war die Stimme ſeiner Frau. Er verſtand das Geſpräch, — wenigſtens den Schluß deſſelben. Alſo morgen früh um acht Uhr ſollte ſeine Frau zu ihm kommen. Das war ein neuer Hoffnungsſtrahl, der in die Nacht ſeiner Verzweiflung fiel.

„Hurrah! Victoria! Jetzt iſt Alles gewonnen!“ rief er in ſich hinein. Denn laut rufen durfte er ja nicht, weil darauf nach Artikel 21 der Hausordnung Entziehung der warmen Koſt, Dunkelarreſt, ja körperliche Züchtigungſtand.

Aber wenn ſie nun doch nicht kommt? Wenn der böſe Feind mir auch dieſen letzten Rettungsanker abſchneidet? Was dann?

Nun, dann macht mir mein Gewiſſen keinen Vorwurf mehr. Wenn Gott und die Menſchen mich verlaſſen, dann — — Ich habe es ja auch meiner Frau geſchrieben: „Komm' vor den Aſſiſen zu mir, ſonſt iſt es mein Tod“ — nun, dann Gott befohlen, dann kann ich nicht anders. Gewehrt habe ich mich bis zum letzten Augenblick.

Als es dunkel wurde, verſuchte er zu ſchlafen. Es ging nicht; ſeine Aufregung war zu groß. So wälzte er ſich ſchlaflos hin und

Digitized by Google

her. Da schlug es Zwei. In sechs Stunden, dachte er, werde ich wissen, ob meine Frau kommt oder nicht, ob ich gehe, oder ob ich bleibe. Von nun an zählte er jedes Viertel, das die Uhr schlug. Immer mehr befestigte sich bei ihm die unglückliche Idee, ein Gottesurtheil daraus zu machen, ob er seine Frau sprechen werde oder nicht. So brachte er die qualvolle Nacht zu.

Kaum hatte es acht geschlagen, so hörte er die Stimme seiner Frau in dem innern kleinen Hofe. Er athmete wieder frei auf.

Er hatte sich nicht geirrt. Die Frau war da. Sie hatte auch sofort den Profosen angetroffen. Der Letztere wollte sie beschwichtigen, sie möge doch warten, bis der Untersuchungsrichter komme, es könne ihm (dem Profosen) übel aufstoßen, wenn er auf eigene Faust handele, obgleich es an sich unzweifelhaft sei, daß der Verhaftete in der Zeit zwischen seiner Verweisung und der Assisen-Verhandlung seine Angehörigen sprechen dürfe. Die Frau wollte auf die beschwichtigenden Worte nicht hören. Sie wurde immer dringlicher, so daß der Profos endlich sagte:

„Nun denn, meinetwegen; gesetzlich ist es; sie können mir deshalb den Kopf nicht herunter machen; höchstens schimpft einmal der Untersuchungsrichter — und das thut er ja ohnehin jeden Tag; ich will nicht ohne Noth noch mehr Jammer verursachen, als ich muß; kommen Sie mit, ich werde Sie zu ihrem Manne führen."

Er wandte sich nach dem hintern Gebäude; die Frau folgte ihm. In demselben Augenblick schellte es an dem vordern Eingange nach der Straße zu. Der Profos beschleunigte seine Schritte und rief der Frau etwas zu. Sie verstand ihn nicht. Verwirrt und erschrocken, blieb sie in der Thür des hinteren Gebäudes stehen, in welcher der Profos bereits verschwunden war. Inzwischen war der Untersuchungsrichter — denn er war es, der geschellt hatte — in den inneren Hof getreten. Er sah die Bäuerin mit verstörtem, erschrockenem Gesicht an dem Eingang der Gefängnisse. Er stieß ein lautes Geschrei aus, so daß Profos, Pedell und Wärter herbeieilten. Er beschuldigte die Frau, sie habe den Versuch gemacht, sich heimlich in das Stockhaus einzuschleichen. Die Frau wollte ihm den Sachverhalt erläutern. Er ließ sie gar nicht zu Worte kommen; er überschrie sie. Der Profos schwieg wohlweislich; er wußte, in diesem Zustand sei mit dem Untersuchungsrichter nicht zu reden. Der letztere trieb die Frau schimpfend und schreiend aus dem Unter-

Digitized by Google

suchungs- und Gefängnißgebäude. Als sie über den kleinen innern Hof ging, sah sie hinter einem in der Rückwand befindlichen Fenster, hinter dem Eisengitter, einen Kopf und eine Hand sich emporheben. War das nicht das Gesicht ihres Mannes? Die Aehnlichkeit war unverkennbar; und doch sah das elende Gesicht und die knöcherne Hand eher aus, als gehörten sie einem Leichnam. Konnte ihr Mann sich in kaum einem Vierteljahre so verändert haben? War es nicht, als wenn die knöcherne Hand ihr winkte, als wenn sie nicht grüßte, sondern Abschied winkte; — Abschied für ewig?

Aber sie durfte nicht stehn bleiben, sie konnte nicht genauer zusehn; denn hinter ihr drein tobte der Untersuchungsrichter schreiend, scheltend, drohend.

Fürwahr, wer einen inhumanen rohen Mann, einen Mann ohne Gewalt über seine Leidenschaften, auf den Posten eines Untersuchungsrichters stellt, der trägt eine schwere Verantwortlichkeit.

Die Gestalt hinter dem Gitter war wirklich der Gemeinderechner von Ziegenheim. Er hatte sich mittelst des Stuhls und des Schemels bis an das hohe Fenster hinaufgearbeitet, um seiner Frau in dem Augenblick, wo er die Hoffnung aufgab, sie jemals wiederzusehn, das letzte Lebewohl zuzuwinken. Als die Frau aus dem Hofe verschwand, stieg der Gefangene rasch von Schemel und Stuhl herab. Er hatte offenbar den entscheidenden Entschluß gefaßt. Er sprach mit Fassung und Wehmuth: „Herr, Du hast mich in die Gewalt des bösen Feindes gegeben. Dein Wille geschehe. Ich kann nicht mehr Widerstand leisten. Meine Verzweiflung ist groß. Du wirst mit mir nicht in das Gericht gehen; sei meiner armen Seele gnädig.“ — — — — — — — — — — — — — — — — —
— —

Um neun Uhr wurden die Assisen eröffnet. Die Verloosung der Geschworenen hatte unter Mitwirkung des Staatsanwalts und des Vertheidigers stattgefunden.

Das Publicum begann, den Saal zu füllen; — darunter eine bleiche Bäuerin, die sich auf einen blonden Burschen stützte. Der Vertheidiger saß schon an seinem Tisch und las eilig, bevor seine Function begann, die Morgenzeitung. Die Geschworenen traten ein und nahmen ihre Plätze. Von der andern Seite her erschien der Gerichtshof und der Staatsanwalt. Der Platz des Angeklagten blieb leer. Hinter demselben stand der Gensdarmerie-Wachtmeister.

Digitized by Google

Der Präsident wartete eine Zeit lang. Dann sagte er: Wachtmeister, sehen Sie zu, wo der Angeklagte bleibt; tragen Sie Sorge, daß er bald erscheine.

Der verhaftete Angeklagte wurde nämlich herkömmlich unter Landjäger-Bedeckung in einem verschlossenen Wagen aus dem Stockhaus nach dem ziemlich weit entfernten Assisen-Saale gefahren. Man setzte eine Verzögerung des Kutschers oder einen sonstigen Zwischenfall voraus. Das Gericht und das Publicum harrten in lautloser Stille.

Endlich erschien der Wachtmeister, stieg die Stufen zum Gerichtssitze hinauf und beugte sich nach dem Präsidenten nieder, um ihm eine geheime Mittheilung zu machen.

„Wachtmeister," sagte der Präsident, „das Gerichtsverfahren ist öffentlich. Was Sie mir zu melden haben, tragen Sie laut vor, damit es ein Jeder verstehn kann."

Der Wachtmeister trat einen halben Schritt zurück, richtete sich in militärischer Haltung auf und rapportirte, die rechte Hand am Helm:

„Herr Präsident, ich habe mich in Gemäßheit ihres Befehls nach dem Gefängniß begeben. Der Wagen und die Bedeckungsmannschaft waren bereit, aber der Angeklagte hatte sich soeben erhängt. Ich war selbst in der Zelle. Der Körper war noch nicht ganz kalt. Der Gefängnißarzt war schon da. Er erklärte, es sei keine Hoffnung mehr, der Mann sei und bleibe todt. Die Schlinge war aus dem Halstuch gemacht. Sie hing so niedrig, daß die Füße den Boden erreichen konnten. Allein sie waren auch an der Leiche noch krampfhaft in die Höhe gezogen. Der Arzt sagte, eine solche Willenskraft sei selten."

Während der Wachtmeister sprach, hörte man im Publicum einen kurzen, gellenden, herzzerreißenden Schrei. Die Frau, die ihn ausgestoßen, wurde von einem jungen blonden Burschen aus dem Saale geführt.

Der Präsident fragte: „Haben die Vertreter der Anklage und der Vertheidigung noch etwas vorzutragen?" Die beiden Herren verbeugten sich stumm. Der Präsident sprach mit bewegter Stimme:

„An den Pforten des Todes hört die menschliche Gerechtigkeit auf. Der Verstorbene hat, auch wenn er, was wir nicht wissen, schuldig gewesen wäre, ein an sich leichtes Vergehen allzu schwer gesühnt. Die Sitzung ist geschlossen."

Digitized by Google

Die Wittwe und der Sohn des Gemeinderechners verlangten des Letztern Leiche heraus. Der Untersuchungsrichter verweigerte sie. Mit eisernem Fanatismus erklärte er: „Das kanonische Recht weigert dem Selbstmörder ein ehrliches Begräbniß. Die Praxis des gemeinen deutschen Strafrechts, welche durch die moderne Gesetzgebung keineswegs ausdrücklich abgeschafft ist, somit noch fortbesteht, verordnet, laut Feuerbach's Handbuch des peinlichen Rechts, daß, wenn der Selbstmord wegen eines Verbrechens oder sonstwie propter turpem causum, d. i. aus einer schimpflichen Ursache, begangen ist, das Eselsbegräbniß stattzufinden hat. Dieser Fall liegt hier vor. Ich habe nicht Menschlichkeit zu üben, sondern das Gesetz zu vollstrecken, Ich kann die Leiche nicht herausgeben."

Es bedurfte des Einschreitens des Assisenpräsidenten, um den Untersuchungsrichter zur Auslieferung der Leiche zu zwingen. Bevor alle die Formalitäten, die Leichenbeschau und sonstigen Constatirungen des Sachverhalts, durch welche man einen todten Mann nicht wieder lebendig machen kann, stattgefunden hatten, wurde es Abend.

Es war schon dunkele Nacht, als der Holzschlitten wieder nach Ziegenheim zurückfuhr. In der Mitte stand ein neuer, noch nicht angestrichener tannener Sarg mit der Leiche des Rechners. Der Traum aus der ersten Nacht im Gefängnisse hatte sich als prophetisch erwiesen. Die Wände der Zelle waren immer enger zusammengerückt und zuletzt zum Sarg geworden. Der Sarg stand auf dem Schlitten. Der Knecht fuhr. An beiden Seiten des Sargs knieten oder lagen die Wittwe und der Sohn. Sie schienen zu beten. Man hörte keinen Ton. Nur zuweilen, wenn der Schlitten über eine frisch mit Steinen überschrottelte Stelle des Weges kam, auf welcher die Sonne über Tag den Schnee ausgezehrt hatte, ächzte der Schlitten, und es schollerte dumpf in dem Sarge, als wolle der todte Bauer aufstehen, um Anklage zu erheben gegen seine Peiniger.

Aber der Todte kehrt nicht wieder zurück; der Todte hat Unrecht; die Lebenden haben Recht; und sie erheben unter einander keine Anklage. Es blieb dabei, — und zwar, wie der Untersuchungsrichter sagte: „Vom Rechts wegen."

„Vergessen wird der Bauer,
Gegessen wird der Hirsch,"

sagt Ferdinand Freiligrath.

Digitized by Google

Zweite Geschichte.

Der Donnerstag.

Eine italienische Mordgeschichte aus dem Jahre 1525.

Motto:

„Du mußt herrschen und gewinnen,
Oder dienen und verlieren,
Leiden oder triumphiren,
Hammer oder Ambos sein."

Göthe, Großkophta.

Ich bin von jeher der Meinung gewesen, es sei kein Zeichen guten Geschmacks, wenn man heutzutage lehrreiche Erzählungen mit einem scharf pikanten oder hoch pathetischen Anfang aufputzt, in der Absicht, das Ohr des Lesers zu reizen. Ist das, was folgt, gut, dann bedarf es nicht der Lockspeise; ist es schlecht, dann hilft sie nichts. In Erwägung dessen habe ich, im Vertrauen auf die Weisheit der Leserin und des Lesers, beschlossen, meine Geschichte zu beginnen mit einem wahrheitsgetreuen Auszug aus den Acten der Republik Venedig und des edeln Hauses Derer Gambara von Brescia. In diesen Acten heißt es wörtlich wie folgt:

1) Rapport des Sbirren Morone Rocca an den Sicherheitsrath der Fünfe, datirt Venedig, Donnerstag den 25. Februar 1525. Heute kurz vor drei Uhr war ich und mein Amtsgenosse Domenico Longhi in einem der dunkeln Gäßchen postirt, welche auf die Piazza Santa Maria dei Frari münden. Auf der kleinen Brücke, welche diesen Platz mit dem Palazzo Zeno verbindet, stand ein Mann; seine Haltung verrieth Ungeduld, auch schien er etwas in den Falten seines weiten Gewandes zu verbergen. Ich machte Domenico darauf aufmerksam. Der sinnt auch nichts Gutes, sagte ich zu ihm. Während wir ihn observirten, kam von der entgegengesetzten Seite der Brücke ein Anderer, in einen Mantel gehüllt, so daß wir sein Gesicht nicht sehen konnten. Er schritt rasch auf Jenen los. Sie wechselten ein paar Worte und dann knallte

Digitized by Google

ein Schuß. In demselben Augenblick stürzte der Zuletztgekommene zusammen. Der Andere ließ ein Feuerrohr fallen; der Zünder brannte noch auf dem Boden. Dann floh er eiligst in der Richtung des Palazzo Zeno. Domenico, der jünger ist als ich und schneller läuft, nahm seine Spur auf. Ich eilte zu dem Verwundeten. Er lebte noch. Ich wollte ihm den Mantel abstreifen, um nach seiner Wunde zu sehen. Er stieß mich zurück und vermochte kaum in abgebrochener Articulation die Worte zu sprechen: „Ziobà (venetianischer Dialekt) — viluppo — disegni“ (d. h. Donnerstag — Mappe — Zeichnungen). Er hätte gern mehr gesprochen und ich gern mehr vernommen. Um ihn zu beruhigen, sagte ich ihm: „Ja, Donnerstag ist ja heute, aber macht Euch keine Sorge um die Zeichnungen —,“ da kam ihm ein Blutstrom aus dem Munde geschossen und alle seine Glieder überkam ein heftiges Zucken; sein halb erhobener Kopf schlug hart zurück auf das Pflaster. Ich hielt ihn nur für ohnmächtig, aber er war schon todt. Ich brachte die Leiche in Sicherheit mitten durch das Gedränge von maskirten und nichtmaskirten Carnevalsgästen hindurch, die sich in der Stadt umhertrieben. Unmittelbar zuvor, als der Schuß fiel, hatte die Glocke von Santa Madonna dei Frari drei Uhr geschlagen.

2) Bericht des Sbirren Domenico Longhi. Dieser stellt den Hergang auf der Brücke in gleicher Weise dar und erzählt dann weiter: Als ich die Spur des Flüchtigen aufgenommen, merkte ich gleich, daß ich es mit einem Kerl von schnellen Läufen zu thun hatte. Anfangs, so lange ich ihm durch einsame Gäßchen nachsetzte, verlor ich ihn nicht aus dem Gesicht. Denn Alles war nach dem Marcusplatz zum Carneval geströmt. Nach manchem Umweg wandte sich dann der Flüchtling plötzlich direct nach dem Canal Grande, band dort rasch eine Gondel vom Pfahl und fuhr hinüber. Er ruderte kunstgerecht und kräftig. Während er die Gondel losmachte, konnte ich mir ihn etwas genauer betrachten. Er trug Studentenkleidung. An seiner Seite hing eine mit Metall verzierte Tasche, ähnlich den Mappen, worin die Studenten von Padua das Diplom eines Licentiaten, Baccalaureus oder Doctor bei sich zu tragen pflegen. Der Mörder schien also ein Student zu sein. Im Uebrigen bedeckte die Maske, die er trug, sein Gesicht, und ich konnte auch sonst nicht viel von ihm sehen. Denn es war nicht hell. Ich schrie nach einer Barke. Endlich fand ich auf der Treppe des Palazzo

Digitized by Google

Loredano einen Barcolajo. Er kam die Augen reibend und schlief noch halb. Ich setzte über, aber ich kam zu spät. Der Mörder hatte sich in der Menge verloren, welche sich auf der nach San Marco führenden Straße Carnevals halber herumtrieb. Alle meine Bemühungen, ihn wieder aufzufinden, waren erfolglos.

3) Dann folgt der Bericht des Polizei-Lieutenants Giovanni Petigliano. Er lautet: Ich saß ganz allein auf dem Bureau des Stadtviertels San Paolo„ als man einen Ermordeten brachte. Ich hatte kein Personal zur Hand. Sie hatten all' mit dem Carneval zu thun, der seinen Kehraus tanzte. An diesem letzten Tage hatte uns namentlich die Hochschule von Padua etwa zweitausend junge tolle Studenten geschickt, welche den Tag über, ihre Gonfalonieri und ihre Musikbande an der Spitze in leidlicher Ordnung einhergezogen waren, aber mit Anbruch der Nacht sich nach allen Seiten zerstreuten, um Unfug zu machen bis zum hellen Tag, wo sie dann in einer Flottille reich geschmückter Gondeln nach ihrer Universitätsstadt zurückzukehren pflegen. Aus dem Bericht des Sbirren Morone entnahm ich die Vermuthung, vielleicht sei einer dieser jungen Leute der Mörder. Ich ging daher mit Morone auf die Kundschaft. Eine Stunde waren wir schon patrouillirt. Da kamen wir in der Nähe von San Mosè an eine noch geöffnete Kneipe, aus der großes Geschrei erscholl. Wir hoben ein wenig den Eingangsvorhang und sahen einen jungen Mann auf dem Tische stehen, der mit einem Feuer und einer Ausgelassenheit ohne Gleichen etwa zwei Dutzend anderen Studenten, die sich um ihn gruppirt hatten, eine Standpauke hielt. Die anderen lachten und klatschten Beifall und schrien. Ein Ruf traf mein Ohr. Einer der begeisterten Zuhörer schrie nämlich: „Vivat Pasquale Ziobà!" Ich fragte Morone: War das nicht das erste Wort des Sterbenden? „Ja freilich," antwortete er, „aber ist denn heute nicht auch wirklich Ziobà (Donnerstag)?" Diese ungesuchte Erklärung des Wortes machte mich unsicher. Aber betrachte Dir doch genau den Studenten, seine Haltung, seine Manieren und Geberden; findest Du denn keine Aehnlichkeit? „Unmöglich," sagte er, „ich konnte ihn kaum sehen, geschweige erkennen, — die Maske, — die Dunkelheit —" Gäbst Du mir nur das Geringste zur Hand, ich packte ihn. „Ich habe nichts, thut's auf eigene Verantwortung!" Während dieser leise und rasch gewechselten Worte war die Ausgelassenheit der Studenten

Digitized by Google

immer mehr gestiegen. Ein Bummelwitz, ein Lazzo überstürzte den andern. Pasquale war stets der lustigste. Da stand ich ab. Ich machte dem Polizei-Hauptmann des Reviers Meldung. Er gab mir einen scharfen Verweis, weil ich nicht sogleich zugegriffen. Ich kehrte zu der Kneipe zurück. Aber die Studenten waren nicht mehr da. Sie saßen schon auf ihrer Gondelflotille und fuhren gen Padua.

4) Aus dem Protocoll über die Leichenschau: Die Leiche ist die des Ser Antonio Toldo, eines reichen Juweliers aus dem Kirchspiel San Salvadore. Zwei starke Rehposten waren ihm mitten durch die Lunge gegangen, sie hatten also die Ladung des auf der Brücke gefundenen Gewehres gebildet. Die Leiche hatte noch eine schwere goldene Kette um. Auch steckte ein wohl gefüllter Geldbeutel im Gürtel. Es war also eher ein Werk der Rache, als eines des Raubs. Ein Briefchen, das der Gemordete bei sich trug, lieferte den Beweis, daß er in eine Falle gegangen war. Es lautete: „Messer Antonio, wollt Ihr Euch präcis drei Uhr auf dem Campo Zeno bei Frari einfinden, dann wird dort ein braver Bursche, der gern einem schwer gekränkten Manne beisteht, Euch gegen gute Bezahlung in den Besitz der Papiere setzen, denen Ihr so eifrig nachstrebt; mögen's auch Meisterwerke sein, — in's Feuer mit ihnen! Auch hat Euch der, den Ihr verfolgt, Eure bösen Absichten verziehen." (Unterschrift fehlt.)

5) Aus dem Protocoll über Vernehmung der Wittwe des Juweliers Toldo; geschehen am 26. Februar Morgens 13½ Uhr (altitalienische Uhr.) Vor dem Sicherheitsrathe der Fünf erschien ungeladen die Wittwe des Juweliers Antonio Toldo und bat eindringlich und mit beweglichen Worten, der hohe Rath möge ein Uebriges thun, um den Mörder ihres so schändlich gemeuchelten geliebten und ehrsamen Ehegesponses ausfindig zu machen und an ihm den Mord mit aller Strenge des Gesetzes zu rächen. Man gab ihr, nachdem man sie auf strengste Geheimhaltung vereidigt hatte, Kenntniß des Thatbestandes; darauf erklärte sie: „Ich setze die Hälfte meines Vermögens als Prämie aus für die Ermittelung des Mörders," und verließ unter Schluchzen und Danksagung das Zimmer. Geberden-Protocoll (am Rande notirt): Oben genannte Wittwe Toldo erschien in tiefer Trauer; sie ist noch eine blendende Schönheit; ihre Haltung ist streng und vornehm, so daß, als sie ging, einige der hohen Herren vom Rathe der Fünf sich,

Digitized by Google

was sonst bei ihnen nicht Sitte, erhoben und vor ihr verbeugten. Zur Beglaubigung Gian Battista Magrini, Segretario bei Cinque della Pace.

6) Ablieferungseintrag in dem Register des Untersuchungsgefängnisses: „Auf die von den hohen Cinque della Pace an die Universität von Padua gerichtete Requisition nebst Haftbefehl wurde heute den 27. Abends dahier eingeliefert Pasquale Ziobà, Student, verhaftet heute Morgen in Padua. Seiner Angabe nach achtzehn Jahr alt und noch nicht promovirt. Zugleich mit ihm wurde von dort eingeliefert eine bei ihm vorgefundene Mappe, enthaltend Federzeichnungen, welche ein junges Weib, fast ganz unbekleidet, in verschiedenen Stellungen darstellen.

7) Gutachten des Waffenschmiedes Gualdi in Betreff des Feuerrohrs, so man bei dem Leichname gefunden und damit die Mordthat verübt worden. Obbesagtes Gewehr ist aus keiner venezianischen oder paduanischen Werkstätte hervorgegangen. Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß es in Mailand gemacht ist. In das Holz des Gewehrkolben ist ein G eingelegt. Dieser Buchstabe scheint anzuzeigen, daß das Feuerrohr auf besondere Bestellung angefertigt worden; und da die Erfindungen und Verbesserungen der neueren Zeit fehlen, so darf man schließen, daß selbiges Feuerrohr zum mindesten schon zwanzig Jahre alt sei, wofür auch außerdem sein ganzer Habitus spricht. (Darauf folgt eine lange und gelehrte Abhandlung, worin der ehrsame Meister Gualdi von den verschiedenen Sorten von Arco-Bugio's handelt, so man seit 1476 in Italien fabricirt, und nebenbei darthut, daß und woso die Archebüchsen derer Spaniolen besser gewesen als die derer Franzosen, woher es denn auch gekommen, daß erstere kürzlich die Bataglia di Pavia gewonnen, — Alles sehr lehrreich, aber ohne ersichtlichen Zusammenhang mit dem Tode des Messer Antonio.)

8) Erstes Verhör mit Pasquale Ziobà (im Auszug): Der Angeklagte leugnet jede Wissenschaft von dem Mord und erklärt, nie mit Schießgewehren umgegangen zu sein und das Feuerrohr, das man ihm vorlegte, nicht zu kennen. Er bemerkte, daß der Buchstabe G, welcher auf dem Gewehrkolben eingelegt ist, weder zu seinem Vornamen, noch zu seinem Familiennamen passe. Er kündigt an, wie er beweisen könne, daß er zur Zeit der That unter seinen Commilitonen war. Dann macht er darauf aufmerksam, daß der

Digitized by Google

bei dem Getödteten vorgefundene Brief nicht mit seiner Handschrift übereinstimmt und daß derselbe in dem Dialekt von Brescia abgefaßt ist, der ihm unbekannt sei. Zur Rede gestellt über die Zeichnungen, die man bei ihm vorgefunden, und welche der Züge der Monna Lucrezia Toldo tragen, erklärt er, sich über diesen Gegenstand ausweisen zu können, und verlangt die Vorladung einer Entlastungszeugin, welche von dem hohen Rath der Fünf beschlossen wird.

9) Vernehmung der Entlastungszeugin. In den ersten Tagen des März erschien vor dem Tribunal, das bei verschlossenen Thüren verhandelte, die Tochter eines Schneiders von Padua, wohnhaft neben der Annunziata dell' Arena. Sie nennt sich Mattea Carmeri, kennt den Angeklagten seit einem Jahr, verweigert jede Auskunft darüber, ob sie zu ihm in näheren Beziehungen gestanden, gesteht jedoch zu, ihm öfters in seinem Atelier, wo derselbe allein arbeitete, als Modell gesessen zu haben. Als man ihr bemerkt, daß eine solche Vertraulichkeit für ein ehrbares Mädchen von ihrem Alter nicht schicklich sei, schlägt sie die Augen nieder und vergießt einige Thränen. Befragt, ob sie von der Faschingsreise des Angeschuldigten nach Venedig etwas wisse, bekennt sie, ihm bei der Maskerade geholfen zu haben. Er habe die Robe eines Doctors der Rechte angelegt, weil er sich in dieser Robe am besten zu amüsiren gedacht habe. Hierauf beschließt der Gerichtshof, daß der Angeschuldigte zuerst mit dieser Mattea Carmeri und darauf mit Lucrezia Toldo confrontirt werden soll.

10) Erste Confrontation. Zunächst wird dem Angeklagten das Protocoll der Mattea Carmeri vorgelesen. Als er hört, daß dieselbe eine intimere Bekanntschaft mit ihm in Abrede stelle, lächelt er und stößt die Worte aus: „Wozu auch?" Dann aber verbessert er sich und sagt: „Weil sie nun einmal darauf besteht, so ist es nicht meine Sache ihr zu widersprechen. Auf jede Gefahr hin muß ich als Edelmann handeln." Wegen dieses letzten Wortes zur Rede gestellt mit dem Vorhalte, daß sein Name nicht in das goldene Buch (das Verzeichniß des venezianischen Adels) eingetragen sei, erwidert er: „Nun meinetwegen! Auf diesen Punkt wird es ja wohl nicht ankommen."

11) Zweite Confrontation. Es erschien Monna Lucrezia Toldo. Man stellte sie plötzlich dem Angeklagten gegenüber, um ihn

Digitized by Google

zu überraschen. Beide betrachten einander lange aufmerksam und erklären dann feierlich, sie sähen einander heute zum ersten Mal in diesem Leben. Als die Wittwe des seligen Toldo das Gerichtszimmer verläßt, bricht sie plötzlich in lautes Schluchzen aus, indem sie bedauert, daß der Mord ihres Mannes schwerlich jemals gerächt werde, denn dieses Kind könne unmöglich der Meuchelmörder sein. Sie habe es niemals gesehen, weder in der Gesellschaft des Seligen, noch in der Umgebung ihres Hauses u. s. w. Der Gerichtshof beschließt, die genauesten Nachforschungen anzustellen in Betreff des Wandels der Monna Lucrezia, da ihre Aussagen kein unbedingtes Zutrauen einflößen.

12) Berichte der Polizeibehörden. Das Ergebniß der Nachforschungen in dem Stadtviertel San Salvadore bei den Nachbarn und Bekannten der Familie Toldo war für Monna Lucrezia außerordentlich günstig. Alle erklären, sie sei eine ehrbare Frau, allen Galanterien abhold, im Gegentheil von allzusehr zurückhaltender und strenger Haltung; vor mehreren Jahren habe sie sich mit ihrer Mutter überworfen, weil dieselbe sich ein wenig compromittirt habe. Vergeblich habe seitdem die Mutter versucht, sich mit der Tochter auszusöhnen. Die Letztere habe alle Annäherungsversuche mit einer maßlosen Härte zurückgestoßen. Das große Publikum habe dieses Benehmen tadelhaft gefunden, aber bei der reichen Bürgerschaft und bei der Geistlichkeit stehe Lucrezia in Folge dessen in und um so größerem Ansehen.

13) Zeugenverhör. Der Angeschuldigte hat eine Anzahl seiner Commilitonen als Entlastungszeugen vorgeschlagen. Dieselben bezeugen, daß ihr Mitschüler Ziobà um die Zeit, wo das Verbrechen verübt wurde, sich in ihrer Gesellschaft auf der Piazzetta di San Marco befand. Es ist zwar festgestellt, daß er sie dort einige Minuten verlassen hat und daß die Glocke auf der Kirche Santa Madonna dei Frari die Stunde etwas früher schlägt als die übrigen öffentlichen Uhren in Venedig. Allein die Strecke von den Procurazie bis zum Palazzo Zeno beträgt wenigstens eine Viertelstunde und das Doppelte für den Hin- und Rückweg; so lange aber sei der Angeschuldigte nicht abwesend gewesen. Ein Zeuge giebt zwar an, Pasquale Ziobà sei, als er zurückkehrte, etwas aufgeregt gewesen, allein zu dieser Carnevalszeit waren das die jungen Leute mehr oder weniger alle; und die Heiterkeit seiner Gesichtszüge, die

Digitized by Google

Lustigkeit seiner Reden und die Ausgelassenheit seines Benehmens ließen die Möglichkeit nicht zu, daß er soeben einen Mord begangen habe mit einer Kaltblütigkeit, einer Geflissenheit, Dreistigkeit und List, welche in einem so jugendlichen Alter schauderhaft sein würden.

Der anonyme Brief, welcher den unglücklichen Juwelier in die Schlinge des Mordes gelockt hatte, wurde von Experten genau geprüft. Sie fanden nicht die geringste Aehnlichkeit zwischen den Schriftzügen dieses Documents und solcher, die unzweifelhaft von dem Angeklagten herrühren. Der Brief ist in dem Dialekt von Brescia geschrieben; es hat aber nicht festgestellt werden können, daß der junge Mann jemals sich dieser Mundart bedient habe. Gleichwohl wird beschlossen, die Untersuchung gegen ihn fortzusetzen.

14) Zweites Verhör des Angeklagten (im Auszug). Zunächst wurde der Angeklagte wieder vorgeführt und zur Rede gestellt wegen seiner im ersten Verhör gethanen Aeußerung, welche auf eine vornehme Herkunft hinzudeuten schien. Er erzählte darauf Folgendes:

„Meine ersten Erinnerungen spielen in einem glänzenden Palast, wo zwei Frauen mit meiner Wartung beauftragt waren, in einem großen Zimmer mit kostbaren Tapeten. Dies ist der Grund, warum ich immer den Glauben bewahrt habe, einer vornehmen Familie anzugehören. Eines Tages störten Waffengeklirr und wildes Geschrei das in unserer vornehmen Wohnung herkömmliche Schweigen. Auf der Straße wurde geschossen und eine der beiden Frauen, toll vor Furcht, trug mich hinunter auf die Straße, welche von Bewaffneten starrte. Mitten in diesem Tumult ließ die Frau, welche mich trug, als sie von einem der Plünderer angepackt wurde, mich zur Erde fallen und verschwand. Was dann aus mir ward, weiß ich nicht. Hier ist eine Lücke in meinen Erinnerungen bis zu dem Punkte, wo ich mich unter einer wandernden Zigeunertruppe wiederfand. Als dieselbe einst in der Nähe von Bassano Halt machte, stahl ich mich in ein Gehölz und blieb da zurück, weil die Zigeuner genöthigt waren, eiligst weiter zu ziehen. Eine vorübergehende Bäuerin fand mich und nahm mich mit sich. Sie lebt noch; ihr Name ist Margarita Cogni. Ich konnte ihr weiter nichts sagen, als daß mein Vorname Pasquale sei, und da es gerade ein Donnerstag war, an welchem sie mich an der Straße von Bassano fand, so gab sie mir den Familiennamen Ziobà (auf venetianisch: Donnerstag). Unter

Digitized by Google

diesem Namen, den ich seitdem führe, bin ich auf der Universität immatriculirt. Magarita behandelte mich wie eine wirkliche Mutter. Ich habe sie stets geliebt wie ein Sohn. Eines Tages sprachen zwei Edelleute im Jagdanzug bei ihr ein, um sich auszuruhen. Ich gefiel ihnen und sie baten meine Pflegemutter um die Erlaubniß, mich nach Venedig mitzunehmen, wo man mich malen wolle. Wie konnte eine arme Frau eine solche Bitte einem so angesehenen Herrn wie dem berühmten Maler Ser Tiziano Vecellio verweigern? Dieser große Maler (denn er war es) nahm mich mit in sein Haus in Venedig, wo Monna Lucia, seine Frau, und seine beiden Söhne Pomponio und Orazio mich freundlich aufnahmen. Ich ward sein Schüler und habe beigetragen den großen Saal des Dogenpalastes zu schmücken. Nach Vollendung dieser Arbeit ermunterte mich der hohe Rath durch Auswerfung einer Jahresrente von fünfzig Ducaten auf die Dauer von sechs Jahren. Dadurch gewann ich die Mittel, die Universität Padua zu besuchen, wohin mich der Wunsch rief, mich besser zu unterrichten. Messer Tiziano billigte zwar nicht meinen Entschluß. Gleichwohl verwendete er sich für mich, so daß ich ohne Geburtsschein und Familienpapiere aufgenommen wurde. Unter seiner Protection befinde ich mich seit dem Jahre 1523 auf der Universität Padua. Das ist Alles, was ich in Bezug auf meine Vergangenheit den Herrschaften mitzutheilen weiß".

15) Vernehmung der Bäuerin von Bassano. Ihr Zeugniß stimmt bis in die geringsten Einzelnheiten mit der Aussage des Angeklagten überein, für welchen Letzteren sie eine ausnehmende Vorliebe an den Tag legt. Seit dem Beginn des Processes lud eine an dem Ponte di Rialto angeschlagene Aufforderung Jedermann, der Auskunft über Pasquale Ziobà oder seine Familie geben könne, ein, sich vor dem Rath der Fünf zu stellen; allein ohne Erfolg. Messer Tiziano Vecellio wurde endlich vorgeladen und erschien am 19. März. Er erklärt, er sei achtundvierzig Jahre alt und wohne auf den Lagunen nach Murano zu. „Pasquale," fuhr er fort, „ist einer meiner besten Schüler. Er hat von hausaus ein großes Zeichentalent und eine geistvolle Auffassung der Linien des menschlichen Körpers. Auf dem großen Gemälde, mit dessen Ausführung der hohe Rath mich zu beauftragen gewürdigt hat und das ich als eines meiner ersten Werke betrachte, ist die ganze Gruppe der Gefangennehmung des Prinzen Otto von Ziobà allein gezeichnet. Ich

Digitized by Google

hoffte, daß dieser ruhmvolle Anfänger einst unserer Kunst Ehre machen werde. Aber zu meinem Bedauern bemerkte ich bald, daß sein Ehrgeiz nicht auf den Ruhm eines großen Künstlers gerichtet war. Er war beherrscht von dem Hirngespinnst einer vornehmen Abkunft. Seine höchste Hoffnung war, eines Tages seine Eltern wiederzufinden, von welchen er glaubt, sie seien sehr vornehme Leute. Diese Thorheit hat ihn uns leider entführt. Kaum war er mit der mäßigen Rente, welche ich für ihn erbeten hatte, ausgestattet, als er den Wunsch kundgab, die Universität zu besuchen, um Dinge zu lernen, die mit unserer Kunst wenig Zusammenhang haben. Vergeblich rieth ich ihm ab. Er erwiderte mir, er hoffe die Zeit zu erleben, wo er mich mit den größten Aufträgen betrauen könne. Was war da zu machen? Indessen da ich mich noch immer für ihn interessirte, so half ich ihm die Hindernisse beseitigen, welche seiner Immatriculation entgegenstanden. Im Ganzen führte er einen regelmäßigen Lebenswandel. Nicht gerade, daß er einen sanften Charakter gehabt hätte — im Gegentheil, seine Geduld war bald erschöpft, aber sein tief eingewurzelter Stolz ließ ihn jede Aufregung als seines Ranges unwürdig betrachten. Gleichwohl ist er ein guter Gesellschafter und seine Altersgenossen sehen ihn gern. Was die Anklage gegen ihn anbelangt, so halte ich es bis zur Erbringung vollen Beweises für außerordentlich unwahrscheinlich, daß der arme Ziobà, der Gast meines Herdes und der Freund meiner Söhne, sich mit einem Meuchelmord besudelt habe."

16) Drittes Verhör des Angeklagten. Pasquale Ziobà erscheint vor den Richtern mit voller Zuversicht. Man hatte ihm keine Belastungsbeweise mehr vorzuhalten als die letzten Worte des Getödteten, welchen die Richter folgende Auslegung unterschieben: „Ziobà (Donnerstag) ist der Name meines Mörders. Ihr werdet ihn erkennen an der Mappe, welche er bei sich trägt; denn in dieser Mappe finden sich die Zeichnungen, die gegen ihn sprechen." Diese Auslegung hatte etwas für sich. Allein der Angeschuldigte wußte diese Worte auf zehnerlei andere Arten zu interpretiren. Einer der Richter bemerkte ihm, der Name Donnerstag, Ziobà, sei doch ein ganz außergewöhnlicher. Darauf erwiderte der Angeklagte: „Das ist richtig, aber es giebt einen Donnerstag in jeder Woche des Jahres. Nehmen wir an, der Verstorbene hätte statt des Wortes Ziobà das Wort „Doge" ausgesprochen — würdet Ihr dann unsere

Digitized by Google

höchste Obrigkeit, den durchlauchtigsten Dogen Andreas Gritti als verdächtig behandeln? Ich glaube das kaum; und im Grunde genommen bleibt mir nichts übrig als zu bedauern, daß mich Margarita Cogni nicht einen Tag früher an der Landstraße von Bassano fand. Denn in diesem Falle würde ich statt Ziobà „Mercore" (d. h. statt Donnerstag Mittwoch heißen) und die letzten Worte des Verstorbenen würden mich dann wenigstens nicht belasten."

Alle verständigen Leute glaubten damals, daß die Anklage mit jedem Tage mehr an Boden verliere.

17) Eine neue Confrontation. Am 22. März wurde der Angeklagte einem vornehmen Venetianer, Namens Francesco Contarini, einem der Mitglieder des Großen Rathes gegenübergestellt. „Ei," sagte dieser zu dem Angeklagten, „mein junger Mann, es scheint beinahe, das Schicksal will, daß ich Euch immer in einer kritischen Situation finde; und ich weiß nicht, ob es mir diesmal gelingen wird, Euch eben so glücklich aus derselben zu befreien wie das vorige Mal." Diese wohlmeinenden Worte schienen indeß den Angeklagten keineswegs zu ermuthigen. Im Gegentheil wurde er plötzlich bleich und schien außer Fassung zu gerathen. Der edle Contarini sagte nun in des Angeklagten Gegenwart Folgendes aus: „Auf Gründonnerstag des vorigen Jahres ging ich über die Piazzetta und begegnete da einer Gruppe lustiger Studenten. Einer von ihnen erheiterte das Publikum durch Improvisationen. Der Baron Grimani, der in meiner Gesellschaft und ebenfalls maskirt war, ergötzte sich an diesen Witzen und fragte, wie der junge Mann heiße. Man sagte uns, es sei der bekannte Pasquale Ziobà (Donnerstag), der lustigste und verwegenste Junge der ganzen Hochschule Padua. Sechs Monate später ging ich eines Tages an dem Bureau der Cinque della Pace vorbei und sah dort auf einem der Placate den Namen Ziobà unter den böswilligen Schuldnern verzeichnet. Ich hatte keine Zeit, mich nach ihm zu erkundigen, weil ich zum Dogenpalast mußte. Auf dem Rückweg ging ich in das Bureau und erkundigte mich; denn der seltsame Name hat sich meinem Gedächtniß eingeprägt. Man sagte mir, Ziobà befinde sich allerdings in dem Schuldgefängniß; und da mein Rang und mein Amt mir die Pforten des Letzteren öffneten, so ging ich zu ihm. Er schien mich für einen der Gefängnißinspectoren zu halten. „Mein Herr," sagte er, „der Himmel schickt Euch hierher, um ein Verbrechen

Digitized by Google

zu verhüten. Der wirkliche Grund meiner Verhaftung ist nicht die lumpige Schuld von fünfzig Lire, die man mir offenbar nur geliehen hat, um mich hierher schleppen zu können. Ihr müßt nämlich wissen, daß, so leicht es ist, Jemand hierher zu schleppen, doch innerhalb dieser vier Mauern nicht die geringste Schwierigkeit obwaltet, einen Verhafteten zu vergiften oder im Bett zu ersticken oder sonst wie heimlich verschwinden zu machen. Ich will nicht die Einrichtungen unserer hochgepriesenen Republik in Verruf bringen, aber was meinen Fall anbelangt, so bin ich offenbar das Opfer einer schändlichen Rachsucht. Ein Feind, den ich nicht nennen will, wußte mich in Geldverlegenheit. Er ließ mir durch einen Juden, den Gott verdamme, ein Darlehn von fünfzig Lire anbieten. Ich nahm sie, weil ich nicht wußte, woher sie kamen, und unterzeichnete einen Schuldschein, worin ich versprach, sie jederzeit auf Verlangen des Gläubigers zurückzuzahlen, wogegen man mir mündlich versicherte, man werde mir eine sehr geräumige Zahlungsfrist verwilligen. Schon nach acht Tagen erhielt ich eine Mahnung zur Zahlung; und da diese mir unmöglich war, so verbarg ich mich in Padua. Ich wurde jedoch entdeckt und hierher abgeliefert, wo ich mich in der Gewalt eines rachsüchtigen Feindes und deshalb in der äußersten Todesgefahr befinde. Ew. Excellenz möge beurtheilen, ob ich wegen der Unmöglichkeit, fünfzig Lire zahlen zu können, den Tod verdient habe." Seine Auseinandersetzung ergriff mich. Ich vernahm mit Erstaunen, welche Mißbräuche sich in unserer Gefängnißverwaltung eingeschlichen hatten. Allein als Mitglied des hohen Rathes hütete ich mich wohl, mein Erstaunen zu erkennen zu geben. Ich versprach ihm, die Ränke seiner Feinde zu nichte zu machen. Aber er schien dadurch nicht beruhigt, bat mich vielmehr auf das dringendste, sofort das Nöthige zu thun, da sein Feind mit der Verwirklichung seiner bösen Absichten schwerlich länger warten werde, als bis ich seine Zelle verlassen habe. Ich hätte nun eine Verfügung des Rathes der Zehn auswirken müssen. Da dies aber so schnell nicht möglich war, so wußte ich dem Unglücklichen, den die Furcht halb verrückt gemacht hatte, nicht anders zu helfen als dadurch, daß ich die fünfzig Lire für ihn bezahlte und ihn sofort in Freiheit setzen ließ. Ich arbeitete nun einen Bericht über die Mißstände im Schuldgefängniß an den hohen Rath der Zehn aus, allein die verhängnißvollen Ereignisse, welche seitdem über Italien und unsere Republik

Digitized by Google

hereingebrochen sind, ließen die Sache ins Stocken gerathen. Zwei Monate nach diesem Vorfall brachte mir einer meiner Diener die Summe von fünfzig Lire und einen Brief, in welchem mich Pasquale Ziobà seiner ewigen Dankbarkeit versicherte und mir eröffnete, seine Ehre habe es nicht gelitten, daß er die von mir bezahlte Summe unerstattet lasse. Diese stolze Eitelkeit kam mir in seiner untergeordneten Stellung etwas komisch vor. Seitdem habe ich nichts von dem jungen Mann gehört und etwas Weiteres kann ich von ihm nicht angeben."

Diese Aussage war geeignet, die Richter zu Fragen zu veranlassen, welchen der Angeklagte nicht genügen konnte. Man fragte ihn unter Anderem, warum er in seinem früheren Verhör von jener Schuldgefangenschaft nichts gesprochen habe. „Ich fürchtete," antwortete er, „meine Lage zu verschlimmern und sie ist doch schon gefährlich genug." Dann fragte man ihn nach dem Namen des Feindes, dessen Rache er fürchtete. Darauf versicherte er, durch einen Eid gebunden zu sein, der ihm das verbiete. Sein Rückhalt verlieh der Anklage neue Kraft. Man gab Befehl, den Ghetto (Judenviertel) zu durchforschen, um den Mann, der ihm die fünfzig Lire geliehen, ausfindig zu machen; und als dies nichts half, erließ man eine Bekanntmachung, welche den unbekannten Darleiher mit Verbannung und Vermögensconfiscation bedrohte, wenn er sich dem Gerichte nicht stelle.

18. Vernehmung des Zeugen Maccabeo. Alsbald stellte sich vor Gericht ein gewisser Maccabeo, Pfandleiher, geboren in Brindisi im Neapolitanischen. Er sagt aus: Messer Antonio Toldo, mit welchem ich aus Anlaß des letzten Anlehens der Republik große Geschäfte gemacht hatte, suchte mich vor etwas länger als einem Jahre auf und gab mir wörtlich folgenden Auftrag: „Ich interessire mich für einen jungen Studenten von Padua, Namens Pasquale Ziobà, und weiß, daß er augenblicklich in Geldverlegenheit ist. Bietet ihm ein Darlehen von fünfzig Lire an, ohne daß er erfährt, daß das Geld von mir kommt. Versprecht ihm, mit der Rückzahlung drei Monate zu warten, aber laßt ihn in dem Schuldschein versprechen, daß er auf erste Mahnung sofort zahlen wolle. Hier ist das Geld. Ich zähle auf Eure Klugheit und Zuverlässigkeit." In meinem Verhältnisse zu Messer Antonio konnte ich ihm nichts abschlagen und ebensowenig unbescheidene Anfragen an ihn stellen.

Digitized by Google

Außerdem, dachte ich, trifft die Verantwortlichkeit ja ihn und nicht mich, der ich nur ein einfaches Geldgeschäft mache ohne irgend einen strafbaren Hintergedanken. Ziobà nahm das Geld und unterschrieb den Schuldschein mit unbedingtem Zahlungsversprechen. Ich gab den Schein dem Messer Toldo. Die Woche darauf kam Letzterer zu mir. „Ich bin sehr unzufrieden," sagte er mir, „mit meinem jungen Schützling. Er hat in thörichten Ausschweifungen das Geld vergeudet, welches ich ihm zu besseren Zwecken gegeben hatte, und obgleich ich mich immer noch für ihn interessire, so möchte ich ihm doch eine derbe Zurechtweisung zukommen lassen. Nehmt den Schein und fordert das Geld zurück. Kann der junge Taugenichts nicht zahlen, so klagt bei dem Gerichtshofe!" Kraft dieses ausdrücklichen Auftrages erhob ich Klage und ohne mich weiter um die Beweggründe des Messer Toldo zu kümmern, ließ ich den jungen Mann verhaften. Was weiter aus ihm geworden, darüber habe ich mir keine grauen Haare wachsen lassen.

Diese Aussage gab zu denken und verschlimmerte augenscheinlich die Lage des Angeklagten. Im Allgemeinen legte man damals auf die Aussage eines Juden wenig Werth, wenn es sich um die Existenz oder um die Interessen eines Christen handelte. Aber das Zeugniß des Maccabeo erinnerte lebhaft an eine Stelle des bei dem Ermordeten gefundenen Briefes, welche lautet: „Auch hat Euch der, den Ihr verfolgt, Eure böse Absicht verziehen." Dieser Satz schien augenscheinlich eine Anspielung auf die Schuldhaft des Pasquale und auf die Angst, die er dort ausgestanden. Alles das war eine Bestätigung der Verdachtsgründe, welche die Aussage Contarini's wachgerufen hatte. Es nöthigte zu der Frage, ob nicht etwa der Angeklagte in dem Gefühl, überall und immer der Verfolgung eines Todfeindes ausgesetzt zu sein und stets neue Schlingen fürchten zu müssen, den verzweifelten Entschluß gefaßt habe, sich um jeden Preis — sei es auch der eines Meuchelmordes — des Gegners zu entledigen, der ihm nach dem Leben strebte.

Jemehr sich die Thatsachen aufklärten, desto zurückhaltender wurden die Antworten des Angeklagten. Ziobà behauptete hartnäckig, er habe niemals in irgend einer Beziehung zu Messer Antonio gestanden, noch irgend eine Kenntniß von dessen bösen Absichten gehabt. Sollten letztere wirklich existirt haben, so könnten solche doch nur der Ausfluß ihm unbekannter Verleumdungen sein.

Digitized by Google

Allein die venetianische Justiz ließ sich mit dergleichen Ausflüchten nicht abspeisen. Man kam mit Nothwendigkeit wieder zurück auf Monna Lucretia, deren Name aus der Untersuchung schon beinahe wieder verschwunden war. In Ermangelung von Mitteln, die Letztere zu Enthüllungen zu veranlassen, beschloß man, den Angeklagten der Folter zu unterwerfen. Die üblichen Vorbereitungen zur Execution waren bereits gemacht und die Angst, welche derselbe zeigte, schien den Glauben zu rechtfertigen, daß er außer Stande sei, solchen Martern erfolgreichen Widerstand zu leisten.

19) Bekenntniß des Angeklagten. Am 2. April um die vierzehnte Stunde hatte sich der Gerichtshof von Neuem versammelt, um vor Anwendung der Folter noch einen letzten Versuch zu machen. Er hatte den Edlen Contarini vorgeladen und ließ den Angeklagten vorführen. Der Letztere, kaum in das Gerichtszimmer eingetreten, richtete an Contarini eine ernste Verbeugung und folgende Worte: „Gnädiger Herr, Ihr wolltet mir dienen und habt mich zu Grunde gerichtet. Gleichwohl bin ich Eurem Wohlwollen meinen Dank schuldig. Leider kann ich denselben nicht anders bezeugen als dadurch, daß ich Euch bitte, dem hohen Rath der Zehn das Bekenntniß mitzutheilen, das ich Euch machen werde. Mein Name ist nicht Ziobà, auch bin ich keineswegs ein Findelkind. Mein Aufenthalt unter den Zigeunern ist eine reine Erfindung. In Wirklichkeit heiße ich Pasquale Gambara. Ich bin der einzige Sohn des Barons dieses Namens, der wohl bekannt ist in Brescia, von wo er flüchten mußte, als diese Stadt erobert und geplündert wurde durch die Söldner des Herzogs von Nemours. Die durchlauchtigste Republik Venedig, welche eine Zeit lang meinem Vater, einem eifrigen Diener der Liga, eine heimliche Zuflucht gewährt hatte, verbannte ihn, als das Glück sich auf die Seite Frankreichs zu neigen schien und confiscirte seine sämmtlichen, sehr ansehnlichen Güter. Sie wurden auf einen entfernten Verwandten Teodor Trivulzio übertragen, welcher das Commando der im Sold von König Franz I. stehenden venetianischen Streitkräfte übernahm. Ehe man mich der Tortur unterwirft, bitte ich, daß man dem hohen Rath Vorlage macht in Anbetracht der wichtigen politischen Stellung meiner Familie und der Tragweite der Enthüllungen, die ich zu machen im Stande bin. Ich hoffe, wenn die Sache zur Kenntniß der Excellenzen gelangt, würde man auch ein halbes Wort schon verstehen. Im Uebrigen

Digitized by Google

verspreche ich, in Betreff der Ermordung des Antonio Toldo auch nicht das Geringste mehr zu verhehlen." Darauf beschloß der Gerichtshof die Sache zu vertagen.

20) Aus dem geheimen Berichte des Statthalters von Brescia an den Rath der Zehn: „Die Gambara's nehmen eine der besten Stellen unter dem Brescianischen Adel ein. Sie waren von jeher gegen Frankreich, das sie des Wankelmuths und der Unzuverlässigkeit beschuldigen. Sie halten es mit Spanien, wo sie treffliche Verbindungen haben, neigen jedoch mehr zu den Welfen als zu den Ghibelinen. Die Einziehung der Güter des Familienoberhauptes der Gambara's war damals eine weise und nothwendige Maßregel; denn man mußte Rücksicht auf das damals allmächtige Frankreich nehmen. Heutzutage aber, seit dem Tage von Pavia, seit der Niederlage der französischen Waffen, urtheilen die meisten Leute ganz anders. Es gab ja eine Zeit, wo Venezia la dominante in Bewußtsein ihrer Macht sich aller diplomatischen Künste und Vorsichtsmaßregeln überheben konnte. Jetzt aber liegen die Dinge anders; und wir können unserem durchlauchtigsten Dogen nicht Dank genug dafür wissen, daß er so glücklich zu laviren weiß zwischen den verschiedenen Klippen der gefährlichsten Allianzen hindurch, indem er zur richtigen Zeit von der einen zur andern übergeht und sich nie durch die Gegenwart so hinreißen läßt, daß er die Vergangenheit vergäße oder sich für die Zukunft bände. Das Ereigniß von Pavia konnte nicht vorausgesehen werden; es hat der Feinheit unserer Berechnungen gespottet; aber kein denkender Kopf wird aus dieser Täuschung einen Vorwurf herleiten. Der König von Frankreich ist gefangen; Spanien triumphirt. Wir sind der Rache des letzteren ausgesetzt, es wird uns Wortbruch vorwerfen. Wir sind in einer schwierigen Lage. Aber das sind doch nur vorübergehende Wolken; unsere glorreiche Republik wird doch der Felsen bleiben, woran die Macht der Königreiche bricht, die uns um unserer Reichthümer und unseres Ruhmes willen beneiden. Ich nehme keinen Anstand unter den augenblicklichen Umständen, Euch als einen außerordentlich passenden Vermittler das gegenwärtige junge Haupt des Hauses Gambara vorzuschlagen, vorausgesetzt, daß der Mann Geist und Geschick hat. Freilich darf man ihm im Augenblick wohl seine Güter noch nicht zurückgeben, denn man muß die Trivulzio's immerhin noch etwas schonen. Aber es wäre wohl gut,

Digitized by Google

den jungen Gambara bei Don Carlos zu accreditiren und ihn dann je nach Erfolg und Verdienst zu belohnen. Es wird ihm an Verbindungen im spanischen Hauptquartier sicherlich nicht fehlen."

Schon ehe dieser Bericht beim Rathe der Zehn einging, hatte man Ziobà, den man von nun an Gambara wird nennen müssen, aus dem Criminalgefängniß in die Bleikammern des Dogenpalastes übergesiedelt, wo die politischen Gefangenen sitzen. Die Richter hatten ihn der Aufmerksamkeit und der Nachsicht des hohen Rathes der Zehn empfohlen. Seitdem die Sache politisch geworden, wurde der Name Pasquale Ziobà, der früher auf Aller Zunge war, nur noch im Geheimen geflüstert.

21) Auszug aus dem Sitzungsprotocollbuche des hohen Rathes der Republik Venedig, geschehen am 9. April 1525 in dem kleinen Saale des hohen Rathes der Zehn. Nach Anhörung des Berichtes des Inquisitoriats wurde der Angeklagte Pasquale Ziobà, nunmehr Gambara, vorgeführt und die Frage aufgeworfen, ob man nicht sofort zur peinlichen Frage und Urtheilsfällung schreiten solle, in Anbetracht, daß jetzt schon hinreichendes Material dazu vorliege. Nach einer Besprechung der Mitglieder des hohen Rathes, während welcher der Angeklagte seine Blicke von der halb geöffneten Thür der anstoßenden Folterkammer nicht abzuwenden vermochte, brachte eines der Mitglieder des hohen Rathes, „tief bewegt von Mitleid" (diese hartgesottene Aristokratie wußte, wenn es die Staatsraison verlangte, einmal ausnahmsweise milde, anstatt grausam, zu sein, selbst Mitleid zu heucheln), in Vorschlag, von der sofortigen Anwendung der peinlichen Frage (Euphemismus für Folter) abzusehen, in Anbetracht des jugendlichen Alters des Angeklagten und des von ihm in Aussicht gestellten reumüthigen Bekenntnisses. Der hohe Rath stimmte bei und ließ den Angeklagten, welcher sich zu Letzterem bereit erklärte, schwören, daß er ohne alle Beimischung falscher Umstände Alles getreulich offenbaren und nichts verheimlichen oder hinterhalten wolle, sowohl was die Ermordung des Messer Antonio, als auch was seine eigenen Lebensläufe betreffe. Der Angeklagte erbat sich hierzu eine Frist von drei Tagen, welchem Ansuchen der hohe Rath in Gnaden willfahrte. Am Schluß dieser Frist ging bei dem hohen Rathe der Zehn ein Actenstück ein, welches überschrieben war:

22) „Bittschrift des Pasquale Gambara an den Vor-

Digitized by Google

stand des hohen Rathes der Zehn, worin unterthänigst geschildert werden die Ereignisse von Brescia im Jahre 1516 und der Tod des Antonio Toldo im Jahre 1525", und welches lautet wie folgt:

Hochgebietende, gnädigste Herren!

Ich, der unterzeichnete Pasquale Gambara, flehe auf den Knien die Gnade der Durchlauchtigsten Republik an, deren ungerathener Sohn ich bin. Schon in jungen Jahren meiner natürlichen Rathgeber und Führer beraubt, habe ich mich schwerer Verirrungen schuldig gemacht, die ich an den Stufen dieses hohen Tribunals reumüthig bekennen will, damit die Aufrichtigkeit meiner Reue mich der Gnade meiner Richter empfiehlt. Ihro Excellenzen werden wissen, daß mein Vater, der in Brescia die Interessen der spanischen Partei vertrat, sich seiner Güter beraubt sah. Kurz vor der Eroberung meiner Vaterstadt wurde mir meine Mutter durch den Tod entzogen. Mein Oheim Hubert Gambara, im Begriff nach Rom überzusiedeln, wo sich mein damals verbannter und zwischenzeitig gestorbener Vater aufhielt, vertraute mich heimlich der Obsorge einer Bäuerin in der Umgebung von Bassano, Namens Margarita Cogni, an, welche ehemals meine Amme war. Ich bin im Jahre 1507 geboren und war also damals neun Jahre alt. Ich brachte bei dieser Frau unter dem Namen Pasquale Ziobà drei Jahre zu. Mein Oheim hielt es für zweckmäßig, mich auf diese Art innerhalb des Gebietes der Republik Venedig verbleiben zu lassen, im Hinblick auf die Möglichkeit, daß in Folge der wechselvollen Ereignisse die Gunst von Ihro Excellenzen sich meiner Familie wieder zuwenden werde. Es war dies die einzige Form, unter welcher für meine Person die Strafen vermieden werden konnten, welche das Gesetz ausspricht gegen diejenigen Bürger der Republik, welche eine Zuflucht in der Fremde suchen. Nur auf diese Art konnte die Möglichkeit, einst in den Besitz unserer Güter zurückzugelangen, für mich offen gehalten werden. Um jedoch meinen Aufenthalt zu verheimlichen, wurde das Gerücht ausgebreitet, ich sei in die Hände einer Zigeunerbande gefallen, welche mich mitgeschleppt hätte; und ich selbst habe zu diesem Zwecke jede Kenntniß meiner Herkunft und des Ortes meiner Geburt verleugnet. In Uebereinstimmung mit meiner früheren Angabe wiederhole ich — denn das ist die Wahrheit — daß der berühmte Maler Tiziano Vecellio mir zufällig in

Digitized by Google

der Nähe von Bassano begegnete, sich für mich interessirte, mich mit nach Venedig nahm und mich dort in seiner Kunst unterrichtete. Hier erwartete mich das Mißgeschick, welches mich in den Abgrund stürzte, worin ich mich gegenwärtig befinde und aus dem mich allein die Barmherzigkeit von Ihro Excellenzen erlösen kann, wenn es Gott so gefällt! Es sind jetzt ein Jahr und vier Monate — es war nämlich im October 1523 — als ich in der Nähe von San Giugliano spazieren ging und einer Dame von reicher Kleidung und bezaubernder Schönheit begegnete. Sie war begleitet von zwei Frauen, von welchen die eine ihr Meßbüchlein und die andere ihren Fächer trug. Sie hatte schon bemerkt, daß ich sie mit meinen Blicken verfolgte, als plötzlich aus einem Hintergebäude, das auf die Straße stieß, eine Dame von reiferem Alter herausstürzte und jener den Weg versperrte, indem sie dieselbe leidenschaftlich und mit bewegter Stimme um Gehör bat. Die schöne Frau, anstatt dieser Beschwörung zu folgen, wandte mit dem unverkennbarsten Ausdrucke von Verachtung den Kopf zur Seite, indem sie der armen Bittstellerin sagte, man möge sie nicht weiter belästigen. Aber die ältere Dame, weit entfernt, diesen Rath zu befolgen, bestürmte sie mit immer heftiger werdenden Bitten. Die Andere wandte ihr den Rücken, die Wangen mit dem dunkelsten Roth des Zorns übergossen. Die ältere Frau rief hierauf die Vorübergehenden zu Zeugen der Schmach an, welche ihr die jüngere, die ihrer Angabe zu Folge ihre Tochter war, anthue, und fügte hinzu, daß eine Herzensangelegenheit von ziemlich altem Datum der Beweggrund oder vielmehr nur der Vorwand sei zu der Verachtung, welche ihre entartete Tochter gegen sie affectire. „Weder die Absolution der Kirche, noch eine aufrichtige und thätige Reue habe vermocht, den Stolz ihrer unnatürlichen Tochter zu versöhnen.“ Endlich, da Alles vergeblich war, stieß die unglückliche Mutter eine furchtbare Verwünschung gegen die Frucht ihres Leibes aus. Sie hoffe, so sagte sie, daß der Himmel diese erbarmungslose Tochter dadurch strafen werde, daß er auch sie einen Fehltritt thun, und nachdem sie ihn gethan, sie überall taube Ohren, verschlossene Herzen und abgeneigte Richter finden lasse. Ich nicht minder als alle übrigen Anwesenden waren von diesem Fluche der Mutter tief bewegt; und ich wünschte im tiefsten Grunde meines Herzens, daß diese Verwünschungen der Unglücklichen sich niemals verwirklichen möchten. Ich fragte einen Anwesenden nach dem Na-

Digitized by Google

men der erbarmungslosen Schönen und erfuhr, sie sei die Frau eines reichen Juweliers, des Messer Antonio Toldo. Einige Tage darauf, als ich in der Werkstätte des Meisters Tizian arbeitete, der zufällig abwesend war, erschien dort die Monna Lucrezia Toldo, um das von dem großen Meister begonnene Bild der Violante Palma zu sehen. Ich als der Jüngste der Lehrlinge hatte die Verpflichtung, ihr die Bilder zu zeigen und ihr deren Gegenstände zu erklären, die ihr meistens fremd waren. Eine „Magdalena" des Meisters fesselte längere Zeit ihre Blicke. Ich benutzte die Gelegenheit, um ihr zu sagen, daß dieses Bild ohne Zweifel noch weit besser gerathen wäre, wenn sie (Monna Lucrezia) dazu Modell gesessen hätte — „wenigstens dann, fügte ich hinzu, wenn ich voraussetzen darf, daß diese reichen Gewänder nicht etwa den Augen irgend eine Unvollkommenheit verhehlen." Lucrezia sah mich darauf mit starrem Staunen an und erwiderte mir scharf, ihre Kleider verhüllten nichts der Art, dafür bürge das Zeugniß des Antonio Toldo, ihres Mannes. Ich erwiderte darauf, wenn auch Messer Antonio Toldo der feinste Kenner von Juwelen sei, so vermöge er doch nicht die Schönheit menschlicher Formen zu beurtheilen, denn dafür sei der Maler der einzige competente Richter. Diese Bemerkung nahm sie mit einem eiskalten Schweigen auf und doch glaubte ich in ihren Mienen den Wunsch lesen zu können, eine unzweifelhaft competente Anerkennung ihrer Reize zu erzielen. Ich täuschte mich nicht. Am folgenden Tage begegnete ich ihr in Santa Marta. Später fand ich sie auf der Riva dei Schiavoni. Hier redete sie mich an und kam auf jene delicate Frage zurück. Ich vermochte schon halb zu erkennen, wie weit die Eitelkeit eine Person von diesem Charakter bringen könne — kurz wir kamen dahin überein, daß ich sie an einem bestimmten Tage und zu einer bestimmten Stunde in ihrem Hause in San Salvadore sehen solle. Messer Toldo war in Geschäften zu Udine und seine schöne Frau wollte als Modell der Magdalena mit mir einen Versuch machen. In Anbetracht der mangelhaften Bekleidung, welche für diese Rolle erforderlich war, hatte ich versprechen müssen, mich in achtungsvoller Entfernung zu halten. Das war die einzige Bedingung unseres Handels. Es schien, daß an dem genannten Tage Lucrezia mich erwartete. Ich aber hatte es passend erachtet auszubleiben, weil ich gehört hatte, daß die Wunden, welche die Eitelkeit schlägt, zum Weitergehen reizen.

Digitized by Google

In der That erntete ich für meine Unzuverlässigkeit sanfte Vorwürfe und die Einladung auf einen anderen Tag. Diesmal war ich pünktlich; und um nicht weiter auszuspinnen, was unter solchen Umständen sich gewöhnlich zu ereignen pflegt, so will ich mich auf das einfache Geständniß beschränken, daß unser Verhältniß bald ein strafbares ward. Lucrezia gab mir den Schlüssel eines für gewöhnlich außer Gebrauch gesetzten Pförtchens, welches in einen Winkel der Fonderia bei Tedeschi (Eisengießerei der Deutschen) mündet. Hier konnte ich, ohne von Jemand beobachtet zu werden, nach Belieben ein- und ausgehen. Einen Mitwisser unseres Geheimnisses hatten wir also nicht nöthig. Da man nicht alle Tage ein solches Modell findet, so benutzte ich die Umstände und zeichnete nach dieser wahrhaft bewundernswerthen Gestalt zwei- oder dreimal sehr genaue Studien, welche mir auf meinen zukünftigen unsterblichen Werken als Nymphen oder Dryaden dienen sollten. Der leichte Sinn meines jugendlichen Alters und der Wunsch, mich auf der Universität von Padua zu unterrichten, sollten jedoch bald diese angenehmen Beziehungen unterbrechen. Ich verzichtete zu gleicher Zeit auf den Unterricht des Messer Tiziano und auf das Stelldichein der Monna Lucrezia. Letztere, mochte sie mich nun entweder wirklich lieben oder empört sein über die Vernachlässigung, ließ sich hinreißen zu den unüberlegtesten Schritten, welche ich angesichts ihrer sonstigen Zurückhaltung nicht erwartet haben würde.

Sie schickte mir unablässig Botschaften nach Padua. In einem ihrer Briefe stellte sie sich zu meiner unbedingten Verfügung und bot mir geheime Zusammenkünfte an, welche erleichtert seien durch die Abwesenheit ihres Mannes. Drei- oder viermal schickte sie mir sogar Vertraute, welche beauftragt waren, mir mündlich die heftigsten Vorwürfe zu machen. Kurz, eines Tages, wo ich in Venedig zu thun hatte, glaubte ich sie besuchen zu müssen. Ich dachte, ein förmlich-feierlicher Besuch habe keine Gefahr. Aber ich konnte ihrem Andringen nicht widerstreben. Als wir mit einander eingeschlossen waren, meldete die Zofe, Messer Antonio Toldo, den wir in Friaul glaubten, sei plötzlich zurückgekehrt. Ich schlich durch einen ziemlich dunkeln Corridor nach dem Pförtchen, dessen Schlüssel ich wieder erhalten hatte. Leider aber stieß ich hier auf ein vier- oder fünfjähriges Kind meiner Monna Lucrezia, welches, als es den unbekannten Mann sah, ein lautes Geschrei ausstieß und die Flucht ergriff. Auf der

Digitized by Google

Treppe begegnete ich demselben zum zweiten Male, überrannte es und hörte nur noch, daß es schrie, als wolle man es erwürgen, und daß sein Vater herbeieilte, um es zu beruhigen. Leider hatte das Unglückskind bereits Verstand genug, um seinem Vater zu erzählen, ein Fremder habe sich aus dem Gemache seiner Mutter geflüchtet. Ihro Excellenzen werden es kaum glauben, daß ich schon einige Tage nach diesem gefährlichen Zwischenfall die Unklugheit beging, Vergnügens halber mit einigen meiner Commilitonen nach Venedig zurückzukehren. Da mich das Schicksal nun einmal verfolgte, so fügte es sich denn auch, daß ich sofort nach meiner Ankunft auf der Piazza di San Marco dem Messer Antonio begegnete, welcher, sein Kind an der Hand, spazieren ging. Kaum hatte mich das Kind erblickt, als es einen Schmerzensschrei ausstieß, seinen Vater anrief und mit der Hand auf mich zeigte. Der wüthende Blick, den mir darauf Messer Antonio Toldo zuwarf, lehrte mich, daß er mehr wußte, als mir lieb war. Dazu kam noch ein anderes Unglück. Einer meiner Commilitonen, der sich zum Priesterstande vorbereitete, hatte, ohne daß ich es wußte, die Mappe, in welcher sich die von mir nach der schönen Lucrezia gezeichneten Studien vorfanden, geöffnet und ihre Gesichtszüge erkannt. Er war ein weitläuftiger Verwandter meines schönen Modelles und glaubte sich durch die Ehre seines Hauses verpflichtet, mich schandbarerweise dem Messer Antonio zu verrathen. Seitdem sann der Letztere auf weiter nichts, als mich zu verderben und die Zeichnungen zu vernichten, welche ein so verhängnißvolles Zeugniß ablegten für die Reinheit seines häuslichen Glückes. Ich habe schon erzählt, in welche Falle er mich mit Hülfe des Juden Maccabeo gelockt hat, und wie ich aus Anlaß einer lumpigen Schuld von fünfzig Lire in das Schuldgefängniß der Fünf geworfen wurde, um von da aus in das bessere Jenseits spedirt zu werden. Ohne das glückliche Dazwischentreten des gnädigen Herrn Contarini würde ich ohne Zweifel im Auftrage meines Todfeindes ermordet worden sein. Mit der Haftentlassung allein war mir jedoch noch lange nicht geholfen. Der Haß eines so reichen und so tödtlich beleidigten Mannes bedrohte unaufhörlich mein Leben. Es standen ihm nur zu viele Mittel zu Gebote, denselben zu befriedigen. So arm wie mich auch das Unglück meiner Familie gemacht hatte, so konnte ich doch nicht vergessen, daß das Blut der Gambara in meinen Adern rollte; und ich schauderte zurück vor dem Gedanken, daß dieses edle Blut

Digitized by Google

zweck- und ehrlos vergossen werden sollte in irgend einem dunkeln Gäßchen durch den niederträchtigen Dolch eines gemeinen Banditen, den man für einen elenden Sündenlohn gedungen. Bis zum Aeußersten gebracht und mich in gerechter Nothwehr glaubend, beschloß ich, mich auf eigene Faust von diesem Feinde zu befreien, den ich für unerbittlich hielt. Ich war es müde, in unaufhörlicher Angst zu leben. Aus dem Schiffbruche meiner Familie hatte ich ein altes Feuerrohr gerettet und stets mit der größten Sorgfalt verborgen gehalten, weil der in den Kolben desselben eingelegte Buchstabe G meine Herkunft enthüllen und mich den Händen der Feinde meiner Familie ausliefern konnte. Ich wußte, daß Toldo mit einer Art hartnäckiger Verrücktheit dem Zwecke nachging, die erwähnten Zeichnungen zu vernichten. Dieser Umstand gab ihn in meine Gewalt. Ich schmiedete daraus die Angel, auf welche er, wie Ihro Excellenzen wissen, anbiß. Er fiel an dem Orte und zu der Stunde, die ich ihm bestimmt hatte. Ich muß gestehen, daß ich bei der Wahl des Tages an meinen falschen Namen Ziobà nicht gedacht hatte und noch viel weniger an die Verwirrung, welche aus diesem Zufalle des Zusammentreffens dieses Tages und meines Namens entstehen konnte. Allein dieser Zufall lieferte mir ein werthvolles Vertheidigungsmittel. Ein zweites gab mir die merkwürdige Aehnlichkeit der Züge und des Wuchses an die Hand, welche bestand zwischen der Tochter eines Schneidermeisters in Padua, die mir einige Gunst und Vertraulichkeiten gewährte, und der schönen Lucrezia Toldo, deren Gedächtniß mir jene verwischen half. In Folge dieser günstigen Umstände hoffte ich der Verurtheilung zu entgehen. Aber wie kann ein auch noch so sorgfältig und geheimnißvoll begangener Fehltritt dem Scharfsinn der Durchlauchtigsten Obrigkeit dieser erhabenen Republik verhüllt bleiben? Das wohlmeinende Zeugniß des edlen Herrn Contarini genügte zu meinem Verderben. Es zerstreute die Dunkelheit, in welche ich mich gehüllt hatte. Ich gestehe, ich will nicht sterben, belastet mit dem Bewußtsein so großer Schuld und so schwerer Lügen, ohne vorher dem hohen Rathe der Zehn Alles enthüllt zu haben in Betreff meiner Geburt, meiner Verwandtschaft und des Unglücks meiner Familie. Möchten doch Ihro Excellenzen meine Verirrungen entschuldigen können mit den eigenthümlichen Umständen, unter welchen ich die letzten zehn Jahre verlebt habe. Möchte die Aufrichtigkeit meines Gewissens und meine tiefe Reue das Herz unseres Durch-

Digitized by Google

lauchtigsten Dogen rühren und das seines obersten Rathes! In diesem Aufsatze habe ich, ohne den allergeringsten Rückhalt, die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit gesagt. Das beschwöre ich nochmals bei der allerheiligsten Dreifaltigkeit."

23) Aus einem Briefe des Tiziano Vecellio an seinen Schüler Jacopo Palma de Serinulta. Datirt: Venedig, den 17. December 1525.

Unsere Mordgeschichte, welche bisher nur in Auszügen aus den Acten der Behörden bestand, findet ihren Abschluß durch eine Stelle aus dem Briefwechsel zweier venetianischer Maler. Es ist nicht nöthig, dem Leser zu sagen, daß Tizian, der auch bereits in den Acten vorkommt, der vielseitigste und reichste Maler der licht- und farbenfrohen venetianischen Schule ist und daß er mehr als irgend einer das Leben in seiner vollsten Potenz und im höchsten Genuß heiterer und edler Schönheit verklärt hat. Er stand damals in der Blüthe seines Ruhmes und seines Reichthums, welcher letztere in seinen damals noch jungen Söhnen später seine erbittertsten und schlimmsten Feinde gefunden hat. Seit dem Ableben seines berühmten Lehrers Bellini hatte ihm die Republik Venedig die „Senforia," d. h. das Ehrenamt des republikanischen Hofmalers, übertragen, das mit einem jährlichen Gehalte, aber auch zugleich mit der Verpflichtung verbunden war, gegen das geringe Honorar von acht Scudi jeden neugewählten Dogen zu malen. Der Brief Tiziano's, um den es sich hier handelt, ist gerichtet an seinen berühmten Schüler Jacopo Palma de Serinulta, welchen man Palma den Aelteren (Palma Vecchio) nennt im Gegensatze zu seinem 1544 geborenen Neffen, der Palma Giovine oder Palmetto heißt.

In dem erwähnten Briefe beantwortet Tiziano ein Schreiben des Palma Vecchio, in welchem dieser Auskunft über die niederländische Malerschule und über ein venezianisches Küchenrecept begehrt und gelegentlich auch gefragt hatte nach dem Schicksale des Ziobà, seines ehemaligen Frater in arte. Tiziano antwortete in Betreff der niederländischen Malerschule mit dem gemischten Ausdrucke von Nachsicht und Verachtung. Das begehrte Küchenrecept aber theilt er mit einer Genauigkeit und Sachkenntniß mit, welche unser Staunen erregt, und dann fährt er fort:

„Drittens und letztens habt Ihr mich gefragt, was aus Eurem Werkstättegenossen Pasquale Ziobà geworden sei, den Ihr in großer

Digitized by Google

Gefahr glaubt. Beruhigt Euch, mein werther Schüler, über das Schicksal dieses jungen Abenteurers, der Euch so gut getäuscht hat wie mich. Er gehört zu jenen klugen Menschen, welche sich nur nach reiflicher Ueberlegung hängen lassen, und auch dann erst so spät als möglich. Angesichts eines unzweifelhaft festgestellten Meuchelmordes hat aus höherer Staatsraison der Rath der Zehn ihn ebenso wenig freisprechen können als verurtheilen wollen. Gegenüber dieser Schwierigkeit hat man sich damit geholfen, daß man die Fällung des Urtheils auf unbestimmte Zeit vertagt hat, so daß dasselbe wahrscheinlich niemals gefällt werden wird, mit Ausnahme des Falles eines vollständigen Umschwunges unserer politischen Verhältnisse, gegen welchen freilich heutzutage Niemand gesichert ist. Inzwischen hat man den Gefangenen in Freiheit gesetzt unter der Bedingung, daß er sofort nach Mailand abreist, um dort als Unterhändler zu dienen. Man flüstert hier einander in die Ohren, es handle sich um eine neue Liga gegen den Kaiser, die sich vorbereite zwischen dem Papste, dem Herzog von Mailand und den beiden Republiken von Florenz und Venedig. Man fügt hinzu, unser ehemaliger Werkstättegenosse sei beauftragt, dem Marquis de Vasto die Vorschläge der zukünftigen Verbündeten zu überbringen, welche diesen neuen Vertreter der spanischen Kriegsmacht durch glänzende Versprechungen zu gewinnen hoffen. Hat Pasquale Gambara mit seinen Unterhandlungen Glück, so wird er eine glänzende Carriere machen, welche mit der Rückerstattung seiner väterlichen Güter beginnt. Hat er Unglück, dann wird man ihn zuerst desavouiren und ihn nachher ersäufen, hängen oder erdolchen, weil er den (zwischenzeitig wohl längst verjährten) Meuchelmord an der Person des Messer Antonio begangen. Letzterer erinnert mich natürlich an Monna Lucrezia, die Freundin Eurer Tochter. Im Anfange war die Rede davon, die Unglückliche solle den Schleier nehmen in Folge des auf ihren guten Ruf gefallenen giftigen Mehlthaues; allein sie zog es vor, sich zu ihrer Mutter zurückzubegeben, zu jener Frau Loredana Mauro, die ihr nachträglich gern Alles verziehen hat. Diese beiden Damen bilden heutzutage den Gegenstand der allgemeinen Unterhaltung. Unter den vielen galanten Damen und reichen Herren, deren Besuche sie besonders gern zu empfangen geruhen, ist Francesco Contarini einer der eifrigsten und freigebigsten. Er besitzt auch die prachtvollen Skizzen, die man Pasquale abnahm, und zeigt sie seinen genaueren

Digitized by Google

Bekannten mit einer eigenthümlichen Genugthuung. Ihr kennt ja selbst den Signor Pasquale und die so schnell getröstete Wittwe des unglücklichen Juweliers von Person. Ich habe daher auch kaum nöthig, Euch Auseinandersetzungen über dieselben zu machen. Der Charakter des Einen ist zusammengesetzt aus Verstand und Stolz mit einem gehörigen Zusatz von feiner Zweizüngigkeit und unbarmherziger Selbstsucht; der der Anderen aus einer seltenen Tugendheuchelei, verbunden mit einer ungeregelten Selbstsucht und maßlosen Bewunderung ihrer eigenen körperlichen Schönheit, so daß sie, wenn ihr einmal die Maske der Ehrbarkeit abgerissen wurde, mit rapider Geschwindigkeit den Weg bis zum untersten Abgrund zurücklegen muß. Beide Geschöpfe sind kraft ihrer besonderen Eigenthümlichkeiten da angelangt, wohin sie wohl nach dem Rathschlusse der Vorsehung gelangen mußten. Der Eine ist Diplomat geworden und die Andere Courtisane, oder wenigstens etwas sehr nahe daran Grenzendes. Oder solltet Ihr anderer Meinung sein und glauben, daß sie ihren Beruf verfehlt hätten? — Da gegenwärtige Zeilen keinen weiteren Zweck haben, so bitte ich Gott, daß er Euch in seinen heiligen Schutz nehme, und grüße Euch von Herzen.

Euer Tiziano."

Epilog.

Motto:
„Von Rechts wegen".

Für diese beiden Criminalgeschichten glaube ich auch noch ein anderes Interesse, als das novellistische, in Anspruch nehmen zu können.

Ich habe sie um des culturhistorischen Unterschieds willen neben einander gestellt, quia opposita juxta seposita magis elucescunt.

Deutsch und Italienisch — neunzehntes und sechzehntes Jahrhundert — humane Grausamkeit und grausame Humanität — Das, was in den Acten nicht steht und Das, was in den Acten steht. Seltsame und bedeutungsvolle Gegensätze.

Die historische Treue zwingt mich, zum Schlusse noch zu sagen,

Digitized by Google

daß die deutſche Criminalgeſchichte in der That auf Grund wirklicher Hergänge der neueſten Zeit, wenngleich mit möglichſter Schonung der betreffenden Perſonen, erzählt, daß dagegen die italieniſche fremden Quellen entlehnt iſt. Ein engliſcher Autor behauptet, er habe den Stoff den Archiven der Caſa dei Gambareſchi entnommen. Ein franzöſiſcher wetteifert mit ihm in Darſtellung derſelben Geſchichte. Ich habe verſucht, dieſelbe dem deutſchen Leſer mundgerecht zu machen, wäre es auch nur, um ihm einen Maßſtab an die Hand zu geben zur Vergleichung der Sitten unſerer Zeit und unſeres Volkes mit fremden.

Digitized by Google

Der Communionharz.

Ein Opfer der Vielstaaterei.

Motto:
„Communio est mater rixarum "
* * *
„Ist ein Kirchhof der Romantik,
Ist ein alter Scherbenberg
Von verschimmelten Symbolen
Und versteinerten Perücken."
Heinrich Heine Romanzero.

Erster Abschnitt.

Die Kunst zu reisen und der Harz.

Es sind fast dreißig Jahre her, daß ich als göttinger Student mit meinen Commilitonen zum Oestern im Harz umherwanderte. Einen Süddeutschen, wie mich, fesselt dieses Gebirge durch seine Eigenthümlichkeit. Das sind nicht, wie zu Hause bei uns, einzelne Berge und Bergketten mit den durch sie bestimmten natürlichen Thälern und Bächen. Es ist ein massives klobiges Ding, ein einziger Berg, der oben ein sich von Westen nach Osten senkendes Hochplateau hat, in welchem die Bäche tiefe Einschnitte machen und die Höhen nur (relativ) niedrige Köpfe bilden, die sich, wie große Maulwurfshügel, über die Hochebene erheben. Der einzige wirkliche Berg ist die Brockengruppe. Sie ist noch etwa doppelt so hoch, wie der Rücken, von welchem sie aufsteigt. Die Brockenaussicht freilich imponirte mir gar nicht. Denn die nächste Umgebung besteht aus leblosen und monotonen, mit Nadelholz gleichförmig bewachsenen Höhen, und das jenseits derselben gelegene Flachland liegt schon zu weit, um für das unbewaffnete menschliche Auge mehr zu sein, als eine etwas stark in Chiaroscuro gemalte Landkarte.

Digitized by Google

Gleichwohl unterhielten wir Studenten uns köstlich im Harz. Wo amusirt sich denn auch wohl der Student nicht?

Die Bevölkerung des Harzes ist zwar arm. Der landesherrliche Fiscus hat nicht geruht, bis er alle Berg- und Hüttenwerke verschlungen hätte; da er aber ein schlechter Industrieller ist, so liegt ihm nun ein Proletariat auf dem Halse, das er nur schwer ernähren kann. Der Harzer ist also arm, und die Leute altern hier schnell und sterben früh, die Männer in Folge der Arbeit unter der Erde, die Frauen in Folge der für das weibliche Geschlecht allzu schweren landwirthschaftlichen Arbeit über der Erde.

Gleichwohl ist es ein lustiges Volk, vielleicht gerade deshalb, weil erstens sein Leben so kurz ist, und weil zweitens ihm der wirthschaftliche Sinn fehlt; weil es sich darauf verläßt, daß es schließlich doch von der „Landesherrschaft" durchgeschleppt werden muß, von der „Herrschaft," der ja Alles gehört, so weit das Auge reicht, nicht nur über, sondern auch unter der Erde. Mit jenem Leichtsinne paart sich aber Selbstgefühl und Muth. Der Harzer stellt sich weit über die plattdeutschen Bauern, und zwar hauptsächlich in seiner Eigenschaft als Bergmann; diesen Beruf schätzt er deshalb hoch, weil er mit Gefahren verbunden ist. Dabei ist der Mann anstellig, namentlich in der Musik, im Einfangen und Abrichten von Singvögeln u. dgl.; — und dem Touristen gegenüber ist er gesprächig und mittheilsam, liebenswürdig, offenherzig und gutmüthig.

Für mich hatte die Bevölkerung auf dem oberen Harze noch ein besonderes Interesse, weil sie zum großen Theile fränkischer Abkunft ist und heute noch den fränkischen Dialekt spricht, freilich einen etwas anderen, als den, welcher heutzutage von uns Franken am Rhein nnd am Main gesprochen wird. Die deutsche Schriftsprache verhält sich zur holländischen etwa so wie die rheinische zur harzischen Franken-Mundart. Man möchte jenen Dialekt den neufränkischen und den auf auf dem Harze den altfränkischen nennen. Der letztere verräth nämlich durch das Alterthümliche und — wenn ich so sagen darf — Unbeholfene seiner Wendungen und durch den geringeren Reichthum seines Wortschatzes, daß er sich schon lange vom Quellengebiete der Hauptmundart getrennt und dadurch eine Art Erstarrung oder wenigstens eine Verzögerung seiner Entwickelung erlitten hat. Dabei hat das Plattdeutsche hier schon manche Bresche in das Fränkische geschossen; und für ein fränkisches Ohr macht dieses

Digitized by Google

Durcheinander von Ober- und Niederdeutsch einen recht belustigenden Eindruck. Sprachkenner wollen behaupten, es stecke auch etwas Slavisch mit darunter. Ich habe davon nichts verspürt.

Wir unterhielten uns also damals auf dem Harze recht gut, befuhren die Bergwerke, besichtigten die Hütten, lagen „rings von Bergen eingeschlossen, wo die stillen Bächlein gehn" nel dolce far niente am Kohlenmeiler, gingen mit auf den Vogelfang und bewiesen den alten Landstädtchen und Bergnestern, welche einen „Rathskeller" hatten, dadurch, daß wir möglichst lang und möglichst viel darin kneipten, nach Kräften die dem Roste der Jahrhunderte gebührende Ehrfurcht.

Das alles war recht schön, aber es war doch nicht die richtige Art des wißbegierigen Reisenden, welcher wandert, um Land und Leute zu studiren. Dazu gehört mehr, und wer wissen will „Was?" dem empfehle ich das kürzlich erschienene „Wanderbuch" meines mit Recht berühmten speciellen nassauischen Landsmannes Prof. W. H. Riehl, das den zweiten Theil von dessen „Land und Leute" und den vierten Theil von dessen „Naturgeschichte des Volkes" bildet und mit einer nach Form und Inhalt classischen Einleitung über die „Handwerks-Geheimnisse des Volksstudiums," namentlich auf Reisen, beginnt.

W. H. Riehl räth vor Allem, zu Fuß zu reisen (das thaten auch wir; freilich als Studenten weniger Princips halber als vielmehr wegen Mangels an Geld, Gepäck und Transportmittel), dann aber (und das thaten wir Göttinger damals nicht) „einsam zu wandern," d. i. keine Gesellschaft von Hause mitzunehmen, ein Tagebuch zu führen und sowohl unterwegs als auch nach Hause zurückgekehrt, die Local- und Special-Literatur der bereisten Gegend zu studiren, um schließlich, wenn man daraus merkt, was man auf der ersten Tour übersehen und versäumt hat, wo möglich noch einmal eine zweite, eine Revisionsreise zu machen. Das weitere Detail der Rathschläge muß man im „Wanderbuche" selbst nachlesen. Bei dieser Riehl'schen Art zu reisen entdeckt man viel, wovon man als burschicoser Bummler oder als moderner flanirender Tourist sonst durchaus nichts gewahr wird.

Durch Anwendung der Riehl'schen Methode, die ich selbst früher schon geübt (wenngleich nur im dunkeln Drange und ohne wissenschaftliches Bewußtsein, das erst durch die Riehl'sche Darstellung bei

Digitized by Google

mir zum Durchbruche gekommen), habe ich auf dem Harze ein vollkommen nagelneues Land entdeckt, von dem ich wetten möchte, daß es, obgleich mitten in Deutschland gelegen, der großen Mehrzahl der Leser eben so unbekannt ist, wie es bis dahin mir selbst war. Ehe wir jedoch den Hippogryphen satteln zum Ritte in dieses zwar alte, aber gerade nicht über die Maßen romantische Land, bitte ich, mir ein paar einleitende Worte zu gestatten und darüber nicht die Geduld zu verlieren.

Das wichtigste Capitel in der Dynasten- und Territorialgeschichte Deutschlands, namentlich des westlichen Deutschlands, bilden die Ländertheilungen. So viel Söhne da sind, in so viel Lappen wird das Gebiet, ohne Rücksicht auf wirthschaftliche, stammes-ethnographische, orographische, hydrographische und sonstige geographische Verhältnisse, ohne Rücksicht auf Land und Leute, zerrissen. Dadurch wird jede Consolidation, jede Ausbildung des Staatsbegriffes unmöglich gemacht. Die klein- und vielstaatliche Dominial- und Patrimonialherrschaft wird immer diminutiver, immer elender. Die Verwirrung wächst mit jeder Theilung; und je kleiner die Herrschaften sind, desto eigenwilliger, exclusiver, streitsüchtiger und gewaltstolzer werden die Herren.

In Bergbau-Districten nun — und der Harz ist heute noch der erste Bergbau-District Deutschlands, war es aber früher in einem noch weit eminenteren Sinne — gehen diese Territorial-Theilungen den unterirdischen Erzadern nach, und dadurch gibt es denn auf der Oberfläche der Erde hinsichtlich der Landesgränzen das tollste Durcheinander. Es ist wirklich interessant, sich eine Specialkarte der Harzgegend aus dem vorigen oder vorvorigen Jahrhundert zur Hand zu nehmen und zu observiren, wie da die verschiedenen braunschweig-lüneburgischen Lande, das Fürstenthum Hildesheim, das Fürstenthum Halberstadt, das Fürstenthum Quedlinburg, die verschiedenen Sorten von Anhalt und Schwarzburg, die Herrschaft Derenburg, die Grafschaft Wernigerode, das Fürstenthum Grubenhagen, das Fürstenthum Blankenburg, die Herrschaft Strötterlingenberg, das Fürstenthum Göttingen, die Herrschaft Staufenburg, das Walkenrieder Stift, das Stift Ilfeld, die Herrschaft Klettenberg, die Grafschaft Hohenstein, das Fürstenthum Eichsfeld, die Herrschaft Löhra, die Grafschaften Falkenstein und Stolberg, die Landgrafschaft Thüringen, das Fürsten-

Digitized by Google

thum Querfurt, die Grafschaft Mansfeld u. s. w. wahrhaft herzzerreißend und sinnbethörend durch einander schwirren, so daß im Vergleich zu ihnen selbst die Karte des heutigen Thüringen, dessen Separation Felix Freiherr von Stein in seinen höchst lesenswerthen Schriften („Preußens Politik und die Kleinstaaten," September 1866, „Die Separation der Thüringer Staaten," nebst einem Atlas mit Separations- und Consolidations-Karten, Weimar 1868) vorschlägt, für ein ästhetisch gebildetes Auge einen verhältnißmäßig wohlthuenden und geordneten Eindruck macht.

Heutzutage ist nun freilich jener Krimskrams vom Harze und Umgegend verschwunden. Außer ein klein Bischen Anhalt und Schwarzburg gibt es dort nur noch preußisches und braunschweigisches Territorium. Aber wie man kleine Stücke Quarz in Granit eingesprengt findet, so stecken in diesem braunschweigisch-preußischen Gebiete kleine territoriale Sprengstücke, welche angeblich braunschweigisch und preußisch zugleich, in Wirklichkeit aber keines von beiden sind, sondern uns im vollsten Umfange jenes Bild von gemüthlicher Anarchie und ungemüthlicher Verkommenheit zeigen, welche dem Territorialismus des sinkenden Mittelalters eigenthümlich zu sein pflegen, jener Zeit, welche von dem wahren Mittelalter alle schlechten, aber auch nicht eine einzige seiner guten Eigenschaften geerbt hatte.

Dieses zweiherrische und dennoch herrenlose Land heißt der Communion-Harz und verdiente richtiger der Confusions-Harz genannt zu werden.

Ich glaube, für dasselbe das Interesse der Leser in Anspruch nehmen zu dürfen; erstens weil es wirklich ein wahres Raritäten- und Antiquitäten-Cabinet ist, ein wahres Herculanum, überwölbt und conservirt durch die bis jetzt undurchdringliche Lavadecke der Zwoherrischkeit, welche freilich zugleich auch die Sonne der wirthschaftlichen Freiheit und das Licht der modernen Cultur vom Lande fernhält; zweitens weil die Beseitigung dieser, wahrlich durchaus keine berechtigte Eigenthümlichkeit bildenden Zustände auf's Aeußerste zu wünschen ist, und der Erreichung dieses Zieles mit nichts besser vorgearbeitet wird, als mittels Erörterung durch die Presse.

In diesen Communion-Harz ist bis jetzt das Licht des öffentlichen Rechtes noch nicht gedrungen.

Hier gilt auch in solchen Dingen, welche man heute in aller Welt als Angelegenheit des Staates betrachtet, nur der Standpunkt

Digitized by Google

des Privatrechtes, und zwar eines möglichst unvollkommenen Privatrechtes, das von einer Fortbildung durch die Rechtsprechung und Gesetzgebung nichts weiß.

Hier gibt es überhaupt noch kein öffentliches Recht, keine Staatsverfassung, keine Gesetzgebung, keine unbeschränkte selbstständige Rechtsprechung und keine frei geregelte Verwaltung, sondern nur Vertrag zwischen zwei Patrimonialherrschaften; und alles, wovon in diesen Jahrhunderte alten Verträgen nichts geschrieben steht, das existirt überhaupt nicht. Das wirkliche Mittelalter regelte auch sein öffentliches Recht durch Vertrag zwischen der Herrschaft und den Unterthanen. Im sinkenden Mittelalter dagegen haben die Unterthanen kein Recht und keinen Vertrag mehr. Der Vertrag wird nur noch zwischen Herrschaft und Herrschaft auf Kosten der Unterthanen geschlossen. So hier.

Diese seltsamen Zustände sind es, von welchen ich ein möglichst anschauliches Bild zu geben versuchen will.

Zweiter Abschnitt.

Ein neu entdecktes Land.

Im August 1635 starb Herzog Ulrich von Braunschweig. Mit ihm erlosch das sogenannte mittlere oder herzogliche Haus. Die drei übrigen (damals fürstlichen) Linien theilten das Land des Verstorbenen unter einander. An die jetzige herzoglich braunschweigische Linie fiel Wolfenbüttel, an die spätere königlich hannover'sche (damals lüneburgische) Linie fiel Calenberg und Göttingen, den Rest erhielt die harburgische Linie, welche schon 1642 ausstarb.

Nur gewisse Bergwerksdistrickte blieben damals ungetheilt. Bergwerke sind schwer zu taxiren. Mochte man theilen, wie man wollte, Jeder fürchtete eine Verletzung seines fiscalischen Interesses. So sah man denn auch anderwärts öfter, daß Bergreviere unter gemischter Hoheit stehen. Bei Aachen findet sich auch ein solcher District, der zweiherrisch, preußisch und belgisch ist.

Nach langem Hin- und Herreden vereinigten sich die drei braunschweigischen Linien bezüglich der als real untheilbar befundenen Districte, wie folgt:

„Man hat sich freundvetterlich geeinigt, daß die fürstlich Ober- und Unterharzischen Bergwerke, aufgeschlossene wie unaufgeschlossene,

Digitized by Google

desgleichen die Hoheit über die Bergwerke und Bergstädte Zellerfeld, Wildemann, Grund und Lautenthal, ferner den Rammelsberger und den Zellerthaler Forst, das Salzwerk zu Juliushall, die Eisen-Factorei und das Hüttenwerk zu Gittelde (jedoch mit Ausnahme des Fleckens Gittelde, der denen von Staufenburg gehört) noch zur Zeit und bis zu demnächstiger gütlicher Ausgleichung, ungetheilt und zu gleichem Nutz und Vortheil zwischen den drei Linien gemeinschaftlich bleiben sollen, dergestalt, daß das Bergamt und alles dahin gehörige in gemeinschaftlichem Namen verwaltet, die Bergamtsdiener und Officianten in gemeinschaftlichem Einvernehmen (wobei aber stets alle drei Linien sich gegen einander freundvetterlich und verträglich erweisen sollen), bestellt und in Pflichten genommen werden. Zu den üblichen Visitationen, Bergbefahrungen u. dgl. sollen die Interessenten friedfertige und sachkundige Männer deputiren, damit eingerissene Mängel verbessert und die Bergwerke gut im Stande gehalten werden. Was bisher vor's Bergamt gehörte, soll denselben zur Entscheidung und Vergleichung belassen werden. Was aber die vor das geistliche Consistorium gehörigen Angelegenheiten und die Appellationen in nicht vor's Bergamt gehörigen Civilsachen anlangt, so soll darin die Superiorität abwechselnd zwischen den drei Linien ein Jahr um das andere vom 1. Januar 1636 angefangen exerciret, und wenn in Civilsachen appellirt und in Consistorialsachen introducirt worden, dann soll solche Sache bis zu ihrer Beendigung an dem Ort und bei denjenigen fürstlichen Linien verbleiben, welche die Superiorität hatte zur Zeit, als die Sache dort anhängig wurde."

Nach dem Aussterben der dritten (harburger) Linie blieben schließlich nur die beiden anderen, jetzt Braunschweig und Hannover (Lüneburg) genannten, wovon letzteres vier Siebentel und ersteres drei Siebentel erhielt.

Unsere Juristen sagen: „Die Gemeinschaft ist die Mutter von Streit und Proceß" (communio est mater rixarum). Dieser Satz bewährte sich bei der Anfangs drei-, dann zweiherrischen Harz-Communion vollständig. Anderthalb Jahrhunderte lang gab es stets erneuerten Zwist über Auslegung und Anwendung des Vertrags von 1635. Verschiedene Streitpunkte wurden durch Vergleiche und Confereuzen beseitigt oder ausgetragen; allein sobald ein Kopf der Hydra abgeschlagen war, wuchs sofort wieder ein neuer. Es war des Streitens kein Ende.

Digitized by Google

Endlich kam am 4. October 1788 zwischen Hannover und Braunschweig ein Vergleich zu Stande, durch welchen Lautenthal, Wildemann und Zellerfeld aus der Gemeinschaft ausgeschieden und mit dem früheren „einseitigen" Harz (Andreasberg und Clausthal) an Hannover allein fielen. Später schied auch das Salzwerk Juliushall aus. Es kam 1849 in den Alleinbesitz von Braunschweig, und da die Soole dort nur sechslöthig ist, so zog man es vor, die Salzfabrikation aufzugeben und die Anstalt in ein Soolbad zu verwandeln, wobei man sich in der That besser steht.

Gegenwärtig sind also nur noch folgende Liegenschaften in gemeinsamem Besitze von Braunschweig (zu $^3/_7$) und von Preußen (zu $^4/_7$), das seit 1866 an die Stelle von Hannover getreten: 1) der Bergbau am Rammelsberge; 2) die Frau-Marien-Saigerhütte zur Ocker; 3) die Herzog Juliushütte in Astfeld; 4) die Frau-Sophienhütte bei Langelsheim; 5) die Schwefelsäurefabrik zur Ocker; 6) der Vitriolhof zu Goslar; 7) Die Messing- und Kupferfabriken zur Ocker; 8) die Eisensteingruben bei Gittelde; 9) der Hochofen daselbst und die Frischhütte bei Badenhausen; 10) der Eisensteinbergbau bei Grund, und 11) das Zehntgebäude zu Goslar.

Das Abkommen vom 4. October 1788 ist noch heute maßgebend für die Verhältnisse dieser Territorien. Es handelt sich um lauter so diminutiv kleine Parzellen, daß sie nicht einmal auf der genauesten Landkarte durch besondere Farben angestrichen und ausgezeichnet werden können. Dr. Heinrich Berghaus auf seiner bei Justus Perthes in Gotha erschienenen Harzkarte, welche sich besonders für Touristen empfiehlt, hat die Namen der betreffenden Anlagen und Werke ziegelroth unterstrichen. Sie liegen etwa halb im braunschweigischen und halb im hannover'schen, jetzt preußischen Gebiet. Einzelne von ihnen zählen nur 3 Häuser mit 8 Einwohnern, oder 7 Wohngebäude mit 32 Seelen u. s. w. Der Flächeninhalt des Gesammtareals findet sich nirgends angegeben, wahrscheinlich weil die einzelnen Parzellen, die auf der Karte nicht Flächen, sondern nur Punkte bilden, zu klein sind. Die Gesammteinwohnerzahl beläuft sich auf etwa 700 Seelen. Das ist der Communion-Harz.

Um uns ein Bild von der an einzelnen Orten des Harzes herrschenden territorialen Zersplitterung und Verwirrung zu machen, betrachten wir, ehe wir zu der speciellen Erörterung der der Interna des Communion-Harzes übergehn, nur z. B. einmal den

Digitized by Google

Stadtbereich von Goslar. Die Stadt ist jetzt preußisch, sie liegt aber auf einem Landzipfel, der sich südwärts in das Braunschweigische hinein erstreckt. Der im Braunschweig'schen gelegene Wald gehörte ursprünglich zu Goslar. Die Stadt hat sich, auch nachdem derselbe braunschweigisch geworden, die Justizhoheit darin conservirt. Die städtische Justiz wurde im Laufe der Zeit Staatsjustiz. Der Staat Preußen hat also nun die Justiz in dem braunschweigischen Walde. Die braunschweigischen Unterthanen, die dort Holz stehlen, werden von den preußischen Gerichten abgestraft, und zwar geht die Procedur nach hannover'schem, jetzt preußischem Strafproceß, das Urtheil aber nach braunschweigischem Strafrechte.

Außer dem preußischen Goslar giebt es aber auch noch ein Communions-Goslar und ein braunschweigisches Goslar, und zwar liegt auch alles das immer innerhalb eines und desselben Ortsberings. Auf folgenden Parzellen innerhalb des Stadtberings von Goslar sind nämlich alle Hoheitsrechte gemeinsam zwischen Preußen (vormals Hannover) und Braunschweig: 1) In einem Hause, welches man den „Communion-Zehnten" nennt und worin der Sitz des Bergamts und die Dienstwohnung des Zehntners ist. Dieses Haus wird, laut officieller Feststellung (siehe die Abhandlung vom Geh. Ober-Bergrath Dr. H. Achenbach, „die Verfassung des Communion-Harzes" in der Zeitschrift für Bergrecht 8. Jahrgang. Bonn, Marcus, 1867), von 3, sage und schreibe drei Menschen bewohnt, welche sich sonach eines ganz absonderlichen rechtlichen Zustandes erfreuen; 2) in dem alten Raths-Vitriolhof mit einigen Baulichkeiten. Dazu kommt 3) der an der Stadt gelegene Bergort am Rammelsberge, welcher 7 Wohngebäude und 32 Einwohner zählt.

Das braunschweigische Goslar besteht in einzelnen Parzellen, welche heute noch unter herzoglich braunschweigischer Hoheit stehen. Sie können auf keiner Landkarte, sondern höchstens in einem ganz genauen Stadtplan (vorausgesetzt, daß es einen solchen giebt) unterschieden werden. Dazu gehört: das Kloster Frankenberg, die Enclave im sogenannten „Schlenk" und vor dem Clausthor, und einzelne Gärten, über welche jedoch ein hoher Grad von Ungewißheit herrscht.

Mitten in dem Goslarer Stadtforste, an dem Bocksberge, liegt ein Forsthaus, genannt „der Auerhahn", auf der preußischen (hannover'schen) und braunschweigischen Grenze. Von ihm haben selbst

Digitized by Google

die ausgezeichnetsten Schriftgelehrten noch nicht ermitteln können, unter welcher Jurisdiction es steht. Glücklicher Weise kommen dort Verbrechen und Streitigkeiten über Eigenthum nicht vor. Würde sich aber, was doch immerhin möglich, dergleichen dort ereignen, so würde die blinde Göttin, welche man Themis nennt, dadurch in den äußersten Grad von Verlegenheit gesetzt werden.

Die Sache gestaltet sich demnach so, daß 1) in dem oben erwähnten Walde hannover'scher oder preußischer Proceß und braunschweiger Recht; 2) in den braunschweigischen Parzellen braunschweigisches Recht; 3) in den Communions-Parzellen überhaupt gar kein modernes Gesetz, sondern verkommenes mittelalterliches Recht, und 4) in dem Reste von Goslar preußisch-hannover'sches Recht, und endlich 5) auf dem „Auerhahn" überhaupt kein Recht und kein Gesetz, sondern nur die Moral, die Weisheit und die Tugend gilt, deren Vorschriften das Gewissen des Einzelnen, aber nicht der Richter zu vollstrecken hat. Alle Diejenigen, welche gegen den „Racker Staat" einen unversöhnlichen Widerwillen gefaßt haben, werden hierdurch eingeladen, sich in diese romantisch-blocksbergische Waldeinsamkeit zurückzuziehen, um dort den süßen Duft gemüthlicher Anarchie in vollen Zügen zu schlürfen. Denn

„Die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Staat nicht hinkommt mit seiner Qual."

Das ist eigentlich wohl schon Verwirrung genug. Um sie aber noch etwas größer zu machen, war es nur noch nöthig, daß während des Jahres ministerieller Dictatur, welches der preußische Landtag über die neuen Provinzen verhängt hatte, der preußische Justizminister auch in Hannover Knall und Fall die preußische Strafproceß-Ordnung einführte. Der Abg. Dr. Windthorst (Meppen) versichert, daß sich ihm hierüber alle seine etwaigen Haare — omnia si quae sint — auf dem Kopfe in die Luft gesträubt hätten. Mag diese haarsträubende Erscheinung auf objectivem Sachverhalt oder auf rein subjectiver Anschauung beruhen, gewiß ist, daß diese Neuerung für die gute Stadt Goslar keine Verbesserung war, und daß sie jedenfalls die goslarer Justiz in dem braunschweigischen Walde, für die man in den bisherigen Zuständen einen erträglichen modus vivendi gefunden hatte, bis in ihre Grundvesten erschütterte und den Holzdiebstahl von hüben und drüben um ein Erkleckliches förderte.

Dann denke man sich die Verwickelungen in einer kleinen Stadt,

Digitized by Google

in welcher auf einer Fläche, wo drei Parzellen — eine hannoverſch-preußiſche, eine braunſchweigiſche und eine communion-harziſche Parzelle — aneinander ſtoßen, dreierlei Recht gilt, alſo z. B. preußiſcher, braunſchweigiſcher und mittelalterlich-gemeinrechtlicher Strafproceß, — preußiſches und braunſchweigiſches Strafgeſetzbuch und die peinliche Halsgerichtsordnung Kaiſer Caroli V. u. ſ. w.

Man ſtelle ſich vor, ein zweiherriſcher Communionharz-Unterthan vom Vitriolhofe habe unter geneigter Mitwirkung eines braunſchweigiſchen Unterthanen vom „Schlenk" ein Verbrechen begangen, welches theils auf Kloſter-Frankenbergiſchem Gebiet, das unter braunſchweigiſcher, und theils auf goslar'ſchem Gebiet, das unter preußiſcher Hoheit ſteht, ſpielt. Müßte man nicht die norddeutſche Strafproceß-Ordnung abwarten, um es unterſuchen und aburtheilen zu können? Und ſelbſt die könnte, wie wir ſehen werden, nichts helfen.

Die beiderſeitigen Kommiſſare treten periodiſch zuſammen, um die ſchlimmſten Differenzen zu regeln.

Natürlich müſſen ihnen die Koſten der Reiſe und des Aufenthalts vergütet und zu dem Zwecke liquidirt werden. Bei der Reviſion der Verköſtigungs-Koſten machte nun eines Tages ein hohes Non-Directorium ein nicht minder hohes Directorium darauf aufmerkſam, daß allemal 40—50 Thlr. für Suppenkräuter liquidirt wurden. Es wollte ſowohl dem Directorium als auch dem Non-Directorium bedünken, das ſei doch etwas viel; und man beſchloß, eine Unterſuchung darüber anzuſtellen. Dieſelbe ergab jedoch, daß Alles mit richtigen Dingen zugegangen war. Durch Herkommen und Vertrag waren auch der Liquidation ſo enge und eiſerne Grenzen gezogen, daß man innerhalb derſelben gewiſſe, an ſich vollkommen berechtigte Ausgaben nicht verrechnen konnte; da nun aber der Poſten „Suppenkräuter" einmal berechtigt war, ſo verrechnete man Alles, was ſonſt nicht unterzubringen war, unter dieſer Rubrik, und da ſonſt kein rechtliches Auskommen zu finden war, ſo behielt es denn auch pro Futuro hierbei ſein Bewenden. Und nirgends alſo ſind Suppenkräuter ſo theuer!

Digitized by Google

Dritter Abschnitt.

Niemand kann zweien Herren dienen.

Die Stadt Goslar selbst gehört nicht zu dem eigentlichen Communion-Harze. Sprechen wir nun speciell von dem letzteren.

Der neueste Vergleich über den Communion-Harz, welcher, wie gesagt, am 4. October 1788 abgeschlossen wurde, unterscheidet wieder zweierlei Arten von Communion, nämlich erstens solche Gebiete, in welchen alle Hoheitsrechte gemeinschaftlich sind, in welchen also namentlich auch auf dem Gebiete der Gesetzgebung nichts geschehen kann, wenn nicht die beiderseitigen Regierungen (und Landtage) sich mit einander verständigt haben, ein Fall, der von 1635 an bis 1869 noch nicht vorgekommen ist, so daß also Alles beim Alten und das betreffende Gebiet von dem modernen Rechte vollständig unberührt geblieben ist; zweitens solche Gebiete, die entweder rein hannoversch-preußisch oder rein braunschweigisch sind, und in welchen nur das Bergregal gemeinsam geübt wird. Letztere Gestaltung fällt unter den Begriff einer Staatsservitut und interessirt uns daher hier nicht weiter. Bemerken will ich nur, daß wieder in einzelnen solcher gemeinschaftlichen Bergbau-Districte die Staatsservitut sich lediglich auf Eisenstein beschränkt, daß dagegen andere Mineralien wieder dem Territorialherrn allein zufallen. Man sieht, an einer sinnverwirrenden Mannigfaltigkeit fehlt es nirgends.

Sprechen wir nun von ersterer Gestaltung, von dem Condominat, von der eigentlichen und wahren Communion, in welcher die doppelte Staatshoheit, die organisirte Zwietracht, herrscht.

Hier ist die Leitung der Berg- und Hüttenwerke nicht nur, sondern auch die Landesverwaltung, laut Receß von 1788, den beiderseitigen Berghauptmannschaften übertragen, jedoch „unter ausdrücklichem Vorbehalte der beiderseitigen landeshoheitlichen Rechte."

Was die Justiz anlangt, und zwar nicht nur die Civil-, sondern auch die Strafjustiz, welche letztere in dem Theilungsacte von 1635 mit Stillschweigen übergangen war, so soll solche ebenfalls zunächst von der Berghauptmannschaft geübt werden, mit den Rechtsmitteln aber soll es auch in Zukunft bei dem Jahreswechsel sein Bewenden haben, also daß in höherer Instanz die Rechtspflege abwechselnd herüber und hinüber walzt. Eben so hat in Verwaltungs-

Digitized by Google

sachen in den Jahren mit gerader Zahl Preußen, in denen mit ungerader Zahl Braunschweig das Directorium. Die Herrschaft, welche gerade nicht an der Reihe ist, sondern paßt, führt officiel den Titel: „Das Non-Directorium." Sind die Berghauptmannschaften der beiden Staaten verschiedener Meinung, was natürlich oft vorkommt, so wird zunächst auf den Conferenzen, zu welchen dieselben alljährlich zweimal zusammentreten, der Versuch gemacht, ob sich diese Meinungs-Differenzen beseitigen lassen. Gelingt dies nicht, dann wird die Sache den beiderseitigen Ministerien zur Entscheidung vorgelegt, und wenn auch hier ausnahmsweise einmal ein Einvernehmen zuwege kommen sollte, so ist denn doch darüber allemal die richtige Zeit verloren. Man denke sich nur einen solchen Geschäftsgang gegenüber der einer Grube drohenden Gefahr des „Ersaufens".

Die Acten des Communion-Bergamts in Goslar sollen an derartigen Fällen das Wunderbarste enthalten, dem gegenüber die Geschichten von den sieben Schwaben, den Schildbürgern und den Lalenburgern gar nicht aufkommen können. Allein dergleichen Heiligthümer sind einem profanen Menschen nicht zugänglich, wenigstens nicht so lange die Gemeinschaft noch dauert; denn die Communion-Interessenten sind einander zur Wahrung des Dienstgeheimnisses verpflichtet.

Man kann indessen aus dem, was man sieht, schließen auf das, was man nicht sieht. So hat in neuester Zeit in Betreff der Werke bei Gittelde (Teichhütte, Frischhütte und Neuhütte) der Betrieb für Rechnung der Communion aufgehört, wahrscheinlich weil die aus der Zweiherrischkeit und Doppelregierung hervorgehenden Complicationen und Reibungen eine gemeinschaftliche Fortführung derselben unmöglich gemacht haben. Der Harz ist ohnehin unter dem fiscalisch-buraukratischen Regimente einer eifersüchtigen und herrschbegierigen Vielstaaterei sehr heruntergekommen und die Lage seiner Bewohner wird nicht gebessert, wenn durch das längere Fortbestehen der unglücklichen Communion etwa auch noch Gruben und Werke lahm gelegt würden.

Auf dem Gebiete der Rechtsprechung sieht es nicht besser aus. Was das Strafrecht und den Strafproceß anlangt, so gilt auf dem Communion-Harz noch ausschließlich die hochnothpeinliche Halsgerichtsordnung Kaiser Karl's V., wie solche auf den Reichstagen zu Augsburg und Regensburg 1530 und 1532 ist aufgerichtet und

Digitized by Google

beschlossen worden; und wenn die Delinquenten auf dem Communion-Harze nicht auch heute noch zum „Feuer, zu der Viertheilung, zum Rade, zum Ertränken, zum Lebendigbegraben und zum Geschleiftwerden, zu Abschneidung der Zunge, Abhauung der Finger, zum Ohrenabschneiden, zum Ruthen-Aushauen und etzlichen Griffen mit glühenden Zangen" verurtheilt werden, so haben sie das der Cultur des 19. Jahrhunderts zu verdanken, aber nicht dem Gesetze. Nach dem letzteren müßten eigentlich alle diese angenehmen Proceduren heute noch zum täglichen Brode gehören. Eben so besteht gesetzlich noch die Folter. Wenn ein Angeklagter nicht gestehen will, gleichwohl aber Argwohn oder Inzichten wider ihn vorliegen, dann muß der Richter nach Vorschrift genannter peinlicher Gerichtsordnung, welche auf dem Communion-Harz unbestritten noch zu Recht besteht, laut Art. 57 „mit peinlicher Frag' gegen ihn handeln", d. h. ihn foltern lassen; nicht die Anwendung, sondern nur das Maß der Tortur, d. h. „ob die peinlich Frag vil, offt oder wenig, hart oder linder fürgenommen werden soll, ist in die Ermessung ayns guten vernünfftigen Richters verstellt."

Vierter Abschnitt.

Die Krankheit.

Auch in dem Herzogthum Lauenburg besteht die Folter heute noch zu Recht*) und der Minister dieses mit Preußen durch bloße Personal-Union verbundenen Staates, Graf Bismarck, müßte es sich gefallen lassen, wenn es heute den lauenburger Richtern einfiele, alle Inculpaten, welche nicht Geständnisse ablegen (und das pflegt bekanntlich die Mehrzahl derselben grundsätzlich nicht zu thun), der Folter zu unterwerfen. Ja, es giebt sogar Pessimisten, welche wünschen, es möge auf dem Harz einmal das Folter-Experiment in anima vili, natürlich nur ganz gelinde, gemacht werden; denn ein anderes Mittel, der Communion ein Ende zu machen, als der hierdurch wach gerufene allgemeine Schrei der Entrüstung, scheine wirklich kaum zu existiren. Für das Civilrecht und den Civilproceß gilt das alte gemeine Recht. Ein Gesetz ist seit beinahe drei Jahrhunderten für den Communion-Harz nicht erlassen worden. Juri-

*) Hat mit dem 1. April 1870 aufgehört.

Digitized by Google

stische Romantiker könnten sich hier in den Odeurs eines mittelalterlichen Rechts- und Unrechts-Urwaldes förmlich berauschen, wenn nicht doch die moderne Cultur, auch ohne den Beistand des Gesetzgebers, überall durchgedrungen wäre. Der gemeine deutsche Reichskammergerichts-Proceß ist allerdings eine recht schätzbare Institution, er arbeitet außerordentlich gründlich; nur scheint er vorauszusetzen, daß der Mensch statt sechszig Jahre mindestens sechshundert lebe, eine Voraussetzung, die auch auf dem Communion-Harz nicht zutrifft.

Die niedere Justiz in Civil-, Polizei- und Disciplinarsachen übt das gemeinschaftliche Bergamt. Es führt auch die Untersuchungen. Seine Beamten theilen sich in solche vom Leder und solche von der Feder. Die letzteren — nämlich der Zehntner, der Bergschreiber und die Bergamts-Auditoren — handhaben die Justiz. Das Urtheil in Untersuchungssachen wird von dem betreffenden Obergericht gefällt, und zwar von dem preußischen, wenn die Untersuchung in einem geradzähligen Jahr, und von dem braunschweigischen, wenn sie in einem ungeraden Jahre begonnen hat. Je nachdem die Praxis in Betreff dieses oder jenes Verbrechens hier oder dort gelinder ist, können sich also die Herren Maleficanten die Zeit zur Begehung der That auswählen.

Eben so geht es mit Appellationen in Civilsachen. Früher entschied darüber die Zeit der Einführung des Rechtsmittels. Derselbe Proceß konnte also, wenn er mehrmals in die zweite Instanz kam (was nach gemeinem Civilproceß die Regel bildet), abwechselnd dem hannover'schen und dem braunschweigischen Obergerichte in die Hände fallen, und da bei diesen beiden in der Regel eine entgegengesetzte Ansicht obwaltete, so hing die Entscheidung der Frage, wer von beiden das letzte Wort hatte und also factisch Recht behielt, vom Zufall ab, oder von dem langsameren oder schnelleren Trab, welchen der Richter erster Instanz einzuhalten beliebte. Im Laufe der Jahrhunderte hat man sich denn doch endlich davon überzeugt, daß es so nicht mehr gehe. Gegenwärtig richtet sich die Auswahl des Gerichts zweiter Instanz nach der Zeit des Beginns des Processes erster Instanz. Der Staat, der zu dieser Zeit das Directorium hatte, stellt auch das Obergericht, und zwar auch über dieses Jahr hinaus bis zum Ende des Rechtsstreites.

Früher mußten sich die beiderseitigen Obergerichte, das des Directoriums und das des Nicht-Directoriums, so weit nicht der

Digitized by Google

betreffende Landesherr selbst Recht sprach, oder man Acten-Versendungen vorzog, über das Urtheil unter einander verständigen. Da aber, wo zwei Juristen beisammen sind, in der Regel drei verschiedene Meinungen obwalten, welche unter Einen Hut zu bringen schier unmöglich ist, und die zwischen beiden Richter-Collegien befindliche Landesgrenze die Schwierigkeiten noch um ein Beträchtliches vermehrte, so trat die Verständigung entweder zu spät oder gar nicht ein. Man gab daher später dem einfachen Turnus den Vorzug. Jedoch theilen die Obergerichte der beiden Landesherrschaften sich ihre beiderseitigen Erkenntnisse in Communionssachen zur geneigten Kenntnißnahme mit.

Bekanntlich hat Hannover eine sehr gute Proceßordnung, welche sogar von dem Grafen zur Lippe, preußischem Justiz-Minister, während der einjährigen Gesetzgebungs-Dictatur-Periode verschont worden ist. Die hannover'schen Obergerichte dürfen aber in Rechts-Streitigkeiten aus den Communion-Harz-Districten nicht nach ihrer eigenen guten Proceßordnung verfahren. Dies würde, um in dem communion-harzischen Kanzlei-Kauderwälsch zu reden, ein Eingriff des Directoriums in die Rechte des Non-Directoriums sein. Die hannover'schen Obergerichte müssen in Communalsachen nach dem äußerst mangelhaften gemeinen deutschen Straf- und Civilproceße verfahren, der denn doch glücklicher Weise in Hannover bereits zu den halb verschollenen Dingen gehört. Eine höchst interessante Entscheidung über einen solchen Fall (Entwendung von Kupfer-Schlacken von einer communion-harzischen Hütte) findet sich in der Mittheilung des Ober-Appellationsrathes von Düring über „die Gerichtsbarkeit im Communion-Harz" in Bd. I. des Neuen Magazins für Hannover'sches Recht. Seite 80 ff.

Nur in einem Stück ist ausnahmsweise eine Vereinbarung im Interesse einer prompten Justiz zu Stande gekommen. Die Rechtsprechung über Steuer- und Zoll-Defraudationen und Contraventionen soll nämlich, als wenn keine Communion bestände, von dem geographisch competenten Gerichte nach den dort geltenden Landesgesetzen und Proceßvorschriften geübt werden. Wahrscheinlich hat hier das fiscalische Interesse oder ein kategorischer Imperativ des Zollvereins, der unverträglich ist mit solchen zwergstaatlichen Antiquitäten, den Damm durchbrochen. Allein auch diesen von 1835, 1845 und 1853 datirten Verträgen hat man allemal mit größter

Digitized by Google

Sorgfalt die Clausel beigefügt: „unter Vorbehalt der den hohen Regierungen beider contrahirenden Staaten sonsten in dem Communiongebiete zustehenden Hoheitsrechte."

In Folge dieser gemeinschaftlichen Landeshoheit haben denn alle von der einen wie von der anderen Landesherrschaft erlassenen Gesetze und Verordnungen für den Communion-Harz keine Gültigkeit, und da dem Zustandekommen gemeinschaftlicher Gesetze der zwei Landesherrschaften unüberwindliche technische Schwierigkeiten entgegenstehen, so gelten in diesem Gebiete überhaupt keine modernen Gesetze, wodurch es sich vor allen übrigen europäischen Staaten auszeichnet. Auch ist auf dem Wege der Bundes-Gesetzgebung nicht zu helfen. Denn die Behörden sind beschränkt auf das Gebiet, das ihnen durch die Verträge gezogen ist. Es kann nicht erweitert werden, als durch neue Verträge, und in Ermangelung solcher könnte hier nicht einmal die Proceßordnung des Norddeutschen Bundes in Vollstreckung treten. Sie würde einfach keine Vollziehungsorgane finden.

Fünfter Abschnitt.

Die Heilung.

Die deutsche Bundesacte vom 8. Januar 1815 zählt in Art. 6 die 38 Staaten, die es damals noch in Deutschland gab, auf, und schreibt dann in Artikel 13 vor, daß in allen diesen deutschen Bundesstaaten in Zukunft eine landständische Verfassung „Statt finden werde." Nicht durch das alte Bundes-Präsidium, sondern trotz desselben hatte sich dieser Artikel 13 in allen deutschen Bundesstaaten merkwürdiger Weise schon nach Ablauf von zwei Menschenaltern realisirt, mit alleiniger Ausnahme der zuletzt mit Hessen-Darmstadt durch Personal-Union verknüpften Landschaft Hessen-Homburg, wo man die 1848 aufoctroyirte „constitutionelle" Verfassung 1849 wieder wegoctroyirte, und des Fürstenthums Ratzeburg, welches mit Mecklenburg-Strelitz ebenfalls auf dem Wege der Personal-Union verbunden ist und nach strelitzer Begriffen keine Verfassung erhalten kann, weil es zu wenig Rittergüter besitzt, nämlich nur drei, die Bauern aber die zu dem specifisch mecklenburger Constitutionalismus erforderliche Qualification nicht besitzen.

Hessen-Homburg ist inzwischen von der Landkarte verschwunden, was vorzugsweise dem darmstädtischen Minister Frhrn. F. R. v. Dalwigk

Digitized by Google

zu verdanken sein soll; und Ratzeburg hat seine Rechte bei dem Bundesrath und Reichstag reclamirt, bei welcher Gelegenheit man zum ersten Male Kenntniß von seiner Existenz erhielt*).

Außerdem aber besteht in Deutschland noch ein Territorium, welches eine Repräsentativ-Verfassung nicht nur nicht hat, sondern auch unmöglich haben kann. Das ist wieder der Communion-Harz, so lange er mit seinem gegenwärtigen Communion-Zustande behaftet ist. Seine Doppel-Unterthanen participiren weder an der preußischen noch an der braunschweigischen, noch an der norddeutschen Bundesverfassung; und eine Constitution für den Communion-Harz allein, vorausgesetzt, aber nicht zugegeben, daß eine solche überhaupt zu wünschen wäre, wird schwerlich zu Stande kommen, weil dazu die Fürsten, die Minister und die Kammern, sowohl des jeweiligen Directorii als auch des Non-Directorii, einander die Hand reichen müßten.

Es bestehen hier nicht bloß keine Landesgesetze, sondern auch keine Bundesgesetze; Letzteres einfach aus dem Grunde, weil in den Recessen vom 14. December 1635 und vom 4. October 1788 die Existenz des Norddeutschen Bundes noch nicht vorgesehen werden konnte und daher Organe zum Vollzug der in der gesetzgebenden Gewalt des Bundes erlassenen Gesetze, in Ermangelung vertragsmäßiger Vorschriften, nicht vorhanden sind. Diese Organe müßten erst auf dem Wege der Vereinbarung zwischen Directorium und Non-Directorium geschaffen und instruirt werden. Eine solche Vereinbarung würde aber einen solchen Aufwand an Kraft und Zeit erfordern, daß es wahrscheinlicher ist, in zehn Jahren wird die Communion beseitigt, als in derselben Zeit kommt ein solcher neuer Receß zu Stande.

Etwas Gutes hat freilich die Zweiherrschaft für die Communion-Unterthanen: sie zahlen keine directen Steuern und tragen keine Militärpflicht. (Letzterer Umstand scheint weiter noch nicht bekannt geworden zu sein, sonst könnte man es ja statt mit dem schweizer Bürgerrecht einmal Abwechslungshalber mit dem Communion-Bürgerrecht probiren. Da der Communion-Harz unzweifelhaft innerhalb des Bundesgebietes liegt, so würde man hier kraft des Bundesgesetzes über Freizügigkeit wenigstens gegen Ausweisung gesichert

*) Zwischenzeitig ist ihm eine Verfassung octroyirt worden. Es scheint aber nicht damit zufrieden zu sein.

Digitized by Google

sein. Aber freilich würde ohne Zweifel irgend etwas Anderes gegen den armen Elihu Burrit preußischerseits ausgesonnen und braunschweigischerseits nicht gehindert werden.)

Im Uebrigen aber macht sich doch der Stillstand der Gesetzgebung seit drei Jahrhunderten sehr unangenehm fühlbar. Man wünscht allgemein die Einführung des preußischen allgemeinen Berggesetzes vom 4. Juni 1865, welche sich für den vormals hannoverschen Harz so außerordentlich förderlich für den Bergbau erwiesen hat. (Eine gute Vergleichung der früheren hannover'schen Bergrechts-Verhältnisse mit den jetzigen, aus der Feder des Ober-Bergraths Jugler, findet sich in der Zeitschrift für Bergrecht Bd. VIII.) Der Credit leidet unter den Mängeln der civil- und proceßrechtlichen Gesetzgebung. Kurz, die mittelalterlichen Einrichtungen erweisen sich in jeder Beziehung unbrauchbar für Erfüllung der Aufgaben moderner Cultur; und am Ende ist es doch auch eine Art Schimpf für die Bevölkerung, mitten in dem civilisirten Deutschland ganz allein ohne alle und jede staatsbürgerlichen Rechte zu sein.

Aber Alles das kann nicht geändert werden, Land und Leute bleiben zum Winterschlaf verurtheilt, so lange die Communion besteht. Denn sie ist geradezu die Negation des Staats, der Verfassung und der Gesetzgebung.

Es sind im Laufe des letzten halben Jahrhunderts öfters Versuche gemacht worden, wenigstens einzelne schreiende Mißstände auf dem Wege neuer Vergleiche (Recesse) zu beseitigen. Denn überall zeigen sich Lücken. Wenn z. B. ein Concurs ausbricht, so kommt es zu Tage, daß dieser Fall in den bisherigen Verträgen und Recessen nicht vorgesehen ist. Was aber nicht ausdrücklich pactirt ist, das gilt nicht und stößt allemal auf den Widerstand des andern Landesherrn. Die beiderseitigen Herrschaften müssen sich also freundvetterlich darüber verständigen. Man tritt daher zu freien Conferenzen zusammen. Dieselben dauern Jahr und Tag. Aber das einzige Resultat, welches zu Tage tritt, sind riesenhafte Diäten-Rechnungen. Die Schuld des Mißerfolgs wird dann von den Hannoveranern den Braunschweigern zugeschoben und umgekehrt. Wer Recht hatte, erfährt man nicht, nur so viel weiß man am Schluß, wenn man es nicht schon am Anfang voraussah: Es bleibt halt Alles beim Alten.

Wenn alle diese Versuche, einzelne äußere Mißstände zu besei-

Digitized by Google

tigen, erfolglos blieben, dann darf man sich nicht wundern, daß es mit den Bestrebungen, den centralen Sitz der Krankheit selbst zu beseitigen, nicht besser ging.

Und doch scheint diese Beseitigung jedem gewöhnlichen Menschenkind, das in die zünftigen Geheimnisse einer weisen Bureaukratie nicht eingeweiht ist, außerordentlich leicht. Die zur Communion gehörigen Liegenschaften und Menschen befinden sich etwa gleich vertheilt auf braunschweigischem und auf hannoversch-preußischem Gebiete. Warum sagt man nicht einfach: „Was dort liegt, ist in Zukunft ausschließlich braunschweigisch, was hier liegt, ausschließlich preußisch. Dort geht es nach braunschweigischem, hier nach preußischem Recht. Die tolle Doppelstaats-Hoheit hört auf!" Damit wäre die staatsrechtliche Frage gelöst. Und wenn Braunschweig difficil wäre, so sollte man es in Preußen auf eine Unterthanen-Seele oder auf einen Quadratschuh Land oder auf einen Thaler Geld mehr oder weniger gar nicht ankommen lassen. Denn menschlicher Berechnung nach kommen schließlich diese verschiedenen Brocken doch alle in einen und denselben Magen.

Es wird gehen wie mit den preußischen Telegraphen-Linien in Nassau. Man sah dort diese preußischen Stangen und Drähte nicht gern. Im Bewußtsein ihrer Souverainetät fand die Regierung dergleichen mißständig. Sie kaufte daher die preußische Telegraphen-Leitung (zwischen Frankfurt, Wiesbaden, Rüdesheim, Bingerbrück) für 12,000 Gulden und glaubte damit die Souverainetät gerettet. Das war Ende 1865; 1866 entbrannte der Krieg, in den sich auch die Regierung von Nassau kopfüber hineinstürzte. Als der Krieg zu Ende war, gab es kein Herzogthum Nassau mehr und die Telegraphen-Leitung, für die man 12,000 Gulden bezahlt hatte, war wieder gerade so preußisch, als wenn man sie gar nicht gekauft gehabt hätte; und jetzt ist sie auch nicht mehr preußisch, sondern gehört dem Norddeutschen Bunde.

Wenn die unglückliche Combination zweiherrlicher Staatshoheit beseitigt ist und jede Parzelle einem Staatsganzen, und nur einem, angehört, dann bleibt weiter keine Gemeinschaft mehr als das Miteigenthum an verschiedenen Hütten und Bergwerken; und dieses hat einen rein privatrechtlichen Charakter. So gut wie zwei Privatleute Miteigenthümer eines Bergwerks sein und unter der Form einer Gewerkschaft, einer Gennossenschaft, oder einer Societät eine

Digitized by Google

einheitliche Verwaltung einführen können, so gut wird dies wohl auch zweien Regierungen, wovon eine jede ihren Fiscus vertritt, möglich sein. Sollten aber trotz aller in den angeführten Recessen enthaltenen Vermahnungen zu „freundvetterlicher Verträglichkeit" die Regierungen hierzu wirklich nicht im Stande sein, nun, so giebt es ja für das Miteigenthum an ihrer Natur nach untheilbaren Objecten (vorausgesetzt, daß die doppelte Landeshoheit beseitigt ist und das Eigenthum seinen rein privatrechtlichen Charakter wieder gewonnen hat,) ein sehr einfaches Mittel, des Streitens ein Ende zu machen. Es besteht darin, daß man das gemeinsame Object öffentlich verkauft und den Erlös nach Maßgabe der Betheiligung theilt.

Der principale Mißstand ist, wie gesagt, die doppelte Territorial-Herrschaft, welche seit Jahrhunderten die Gesetzgebung zum Stillstand verdammt und heute den Vollzug der Bundesverfassung und der Bundesgesetze hindert, so wie jede geregelte Verwaltung und zuverlässige constante Rechtsprechung unmöglich macht; kurz, welche einen Zustand geschaffen hat, von dessen Existenz im Herzen von Deutschland in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts wohl nur Wenige eine Ahnung haben. Seit Hannover an Preußen gefallen, hat letzteres sich unausgesetzt bemüht, diesem Znstande durch Abfindung ein Ende zu machen. Allein die Verhandlungen mit Braunschweig hatten bis jetzt nicht den geringsten Erfolg.

Die Dinge können und dürfen aber nicht bleiben, wie sie sind. Das Gebiet des Harz-Communion gehört unzweifelhaft zum Gebiete des Norddeutschen Bundes, folglich muß auch dort die Bundesverfassung und die Bundesgesetzgebung zur Wahrheit werden. Die Bundesverfassung steht über der Landesverfassung. Die Bundesgesetze stehen über den Landesgesetzen. Die doppelte Staatshoheit verhindert die Einführung der Bundesverfassung und den Vollzug der wichtigsten Bundesgesetze (über Wehrpflicht, Zugfreiheit u. s. w.), folglich muß dieser Zwiespalt, wenn es auf dem Wege des Vertrags nicht geht, von Bundes wegen beseitigt werden, sei es, daß der Bundesrath oder der Reichstag die Initiative ergreift, sei es, daß die Sache auf dem Wege der Beschwerde (Art. 76 oder 77 der Bundesverfassung) an den Bundesrath gebracht wird.

Jedenfalls sind die Tage der Communion gezählt.

* * *

Digitized by Google

In der Zwischenzeit zwischen dem Erscheinen obiger Aufsätze in der „Kölnischen Zeitung" und dem Augenblicke, in welchem ich diesen Band zur Presse gebe, ist auch für die Einwohner des Communionharzes die Bundes-Wehrpflicht eingeführt worden. Die Welfische Presse hat mit gewohnter Dienstbeflissenheit nicht verabsäumt, zwischen beiden Dingen einen Causalnexus herzustellen, welcher, wie ich mich vergewissert habe, absolut nicht existirt. Denn die Einführung der Wehrpflicht war schon beschlossen und vorbereitet, lange bevor meine Aufsätze erschienen, und ich habe allen Grund zu glauben, daß jene Welfischen Blätter, als sie ihre Fiction aufstellten, sehr wohl diesen Sachverhalt kannten.

Sie nennen meine Aufsätze eine „Denunciation". Ich finde das sehr begreiflich bei Jemandem, der auf dem Standpunkte der bekannten Gebrüder Dieckhoff steht, oder Derer, welche es für ein verdienstliches Werk halten, die streitbare Jugend ihrer Heimath durch wissentlich falsche Vorspiegelungen zu veranlassen, sich der heimischen Wehrpflicht zu entziehen, um eine Zeit lang in der Fremde Welfen-Legion zu spielen und schließlich (wenn nicht die Gnade des Königs, wie zu hoffen steht, dies Aeußerste abwendet), durch den höchsten Grad des Elends, welchem sie ihre Verführer erbarmungslos preisgeben, gezwungen zu sein, als französische Fremdenlegionäre in Algier durch einen frühen Tod Erlösung zu suchen.

Ich hätte gewünscht, daß die Bewohner des Communionharzes zuerst aus ihrer Zwoherrschaft befreit und dann erst der Wehrpflicht unterworfen werden würden. Dies beweisen meine obigen Worte. Die Dinge haben einen andern Verlauf genommen. Statt zuerst die Wohlthaten der modernen Civilisation und des Einheitsstaats kennen zu lernen, lernen die Communion-Harzer zuerst die Lasten kennen und dann erst die Vortheile. Die Welfenblätter jubeln darüber, — ein Beweis, wie wohl sie es meinen mit den Leuten, welchen sie ihre falsche Freundschaft aufdringen. Ich meinerseits werde, was in meinen Kräften steht, thun, um den Leuten, welchen man die allgemeine Wehrpflicht auferlegt hat, nun auch die politische, bürgerliche nnd wirthschaftliche Freiheit, das allgemeine Stimmrecht, Zug- und Niederlassungsfreiheit und alle sonstigen Segnungen des nationalen Staats zu verschaffen, und glaube ihnen damit besser zu dienen, als ihre weißgelben Faux-Frères.

Seitdem die Friedensstärke contingentirt ist, vermindert sich die

Digitized by Google

Laſt der Wehrpflicht, je größer die Zahl derer iſt, welche ſie tragen. Schon deshalb hat die Nation ein Intereſſe daran, daß ſich ihr Niemand entziehe, ſo ſehr ſie auch berechtigt iſt, eine Abkürzung der Dienſtzeit zu wünſchen.

Jedenfalls bin ich deſſen gewiß, und wage es auszuſprechen, ſelbſt auf die Gefahr hin, abermals das höchſte Mißfallen jener Herren zu erregen, daß die deutſche Nation weit entfernt iſt, die Anſichten der anonymen Väter der Welfenlegion und der „freimachenden“ Gebrüder Dieckhoff zu theilen.

Digitized by Google

Zeitgenossen.

Freie Variationen über Männer und Bücher.

Aus Exil.

I.

Motto: „Bleibe im Lande und nähre Dich redlich."

Ich möchte die beiden untengenannten Bücher dem Leser recht warm empfehlen *). Das erste als eine classische Darstellung des Lebens eines deutschen Staatsmannes, der um seiner Verdienste um das Gemeinwesen, um seines scharfen praktischen Blickes, seines warmen patriotischen Herzens und seines energischen unerschütterlichen Charakters willen, mit dem er öffentliches und häusliches Unglück trug, ohne jemals zu verzagen, oder zu erlahmen, es ehrlich verdient hat, einen so berühmten Biographen, wie Gustav Freytag, zu haben. Alexander der Große klagte, er sei nicht so glücklich, wie Achilles, der seinen Homer gefunden; der schlichte Held des deutschen Bürgerthums genießt heute, was früher dem Eroberer der ganzen vormals bekannten Welt versagt war.

Das zweite Buch schildert mit Sorgfalt das Leben, die Schöpfungen und Meinungen eines Dichters, den die deutsche Nation liebt, wenn auch mit Vorbehalt. Manchmal sah die unmittelbare Intuition des Poeten schärfer, als mancher anscheinend logisch raisonnirende Philister, der sich Gottschedischer Autorität erfreute, in dem Lande, wo leider der poetische oder politische Gottsched nicht

*) Gustav Freytag, Karl Mathy. Geschichte seines Lebens. („Dies schrieb der Freund dem Freunde, ein Journalist dem andern, der Preuße dankbar dem Badenser".) Leipzig, Verlag von S. Hirzel, 1. 70.

Adolf Strodtmann, H. Heine's Leben und Werke. 2. Bde Berlin, Franz Duncker, 1869.

Digitized by Google

ausstirbt. Oefter noch freilich hatte die Nation Recht, wenn sie die Nase über ihn rümpfte. Gewiß aber ist, daß ihn die Nation, so häufig sie auch während seines Lebens unzufrieden mit ihm war, doch nach seinem frühen Tod erst recht wieder liebt, und daß Heine uns Allen, die wir die zwanziger Jahre als Knaben, die dreißiger und vierziger als Jünglinge und junge Männer erlebt haben, trotz aller „Wenn und Aber" so recht ans Herz gewachsen ist als ein Stück unseres eigensten Lebens. Heute, als Männer, die seit 1848, und noch mehr seit 1866, im scharfen Feuer praktischer Politik exercirt, manövrirt und auch gefochten haben, glauben wir über jene Jugendstreiche unendlich weit hinaus zu sein: und doch, wenn wir jene alten Töne und Farben, jene Mischung von zarter mondumglänzter Zaubernacht und von grellen revolutionären Flammen, von romantischen Klängen der Cither und von schrillem Schreien des Ça-ira, wieder sehen und vernehmen, dann können wir uns eines unerklärlichen Zaubers nicht erwehren: und selbst die schrecklichen Dissonanzen des „Romanzero" sind uns nicht fremd. Denn zum Theil haben wir solches Elend erlebt, und zum Theil lag die Gefahr, es erleben zu müssen, so verhängnißvoll nahe, daß noch Mancher nicht glaubt, daß wir darüber hinaus sind, und die Meisten nicht begreifen, wie wir daran vorbeikommen. Heutzutage ist die blaue Blume der Romantik längst verwelkt. Das emancipirte Fleisch des jungen Deutschland ist alt und langweilig geworden. Aber Heine wird ewig jung bleiben, weil ihm der volle Pulsschlag seiner Zeit durch das Herz gegangen; einerlei ob auch dies Herz noch so leichtsinnig und wankelmüthig, bald furchtbar verwogen, bald elend verzagt gewesen. Ich habe noch kein Buch gefunden, das mit solcher Vollständigkeit, wie das von A. Strodtmann, die Erinnerung jener Zeiten wieder auffrischt und ergänzend berichtigt.

Und nun, meine Herren und Leser, müßte also die herkömmliche landesübliche Recension folgen, zuerst ein allgemeiner Theil, dann ein specieller, und zwar zuerst ad 1., und hierauf ad 2., natürlich im Ganzen enthusiastisch, anerkennend, mindestens wohlmeinend, aber im Einzelnen voll Pro- und Contestationen, Widersprüche, Zweifel und Bedenken, welche verrathen, daß der gelehrte Recensent alle diese Dinge eigentlich viel besser versteht als der Autor, und daß der Letztere sehr unrecht gethan hat, nicht noch einige zwanzig Jahre zu warten, wasmaßen innerhalb dieser an sich nicht langen

Digitized by Google

Frist vielleicht der Herr Recensent höchstselbst ein weit besseres Buch über besagten Hammel geschrieben haben würde u. s. f., u. s. f.

Aber nein, meine Herren, versuchen wir lieber einmal mit einem anderen Schlüssel, das Interesse an diesem Stoff und an diesen Büchern, soweit es dessen überall noch bedürfen sollte, aufzuschließen. . . .

Es war am 20. März 1848. Alle deutschen Länder hatten ihre Revolutionen gehabt, sogar die Landgrafschaft Hessen-Homburg, welche mit Hinzurechnung der Herrschaft Meisenheim im Ganzen beinahe fünf Quadratmeilen und über 20,000 Seelen zählte, und bis dahin harmlos in den Tag hinein gelebt hatte, „dem stillen Veilchen gleich, das im Verborgnen blüht." Der damalige Landgraf, der Letzte seines glorreichen Geschlechts, ein alter Junggesell, von so bescheidenen Bedürfnissen, daß er in seinem Schlafzimmer nicht einmal eine Klingel hatte, sondern den Stiefelknecht wider die Thüre warf, wenn der Kammerdiener erscheinen sollte, regierte wenig und kümmerte sich überhaupt nicht viel um die Welt. Allein als alter österreichischer Officier begriff er am genannten Tage doch so viel, daß außerordentliche Umstände außerordentliche Maßregeln erforderten. Er schrieb daher an einen alten Advocaten in Darmstadt, Namens Jaup, welcher sich viel mit Genealogie und dem Stammbaum der hessischen Dynastie befaßt hatte und deshalb dem Herzen des Landgrafen nahestand, daneben aber auch als Liberaler galt: „Mein lieber Jaup, Ich muß einen Minister haben. Bei heutigen Zeitläuften aber kann ich dazu Keinen gebrauchen, der nicht zum mindesten wegen Politik in dem Gefängniß oder in der Verbannung gewesen ist. Machen Sie mir einen brauchbaren Mann von dieser Beschaffenheit aus. Ihr wohl affectionirter" u. s. w. Herr Jaup, welcher kurz darauf an Stelle Heinrich's von Gagern selbst Minister wurde, und zwar bei dem Großherzog von Hessen-Darmstadt, schickte dem Landgrafen von Hessen-Homburg seinen Schwiegersohn, den Advocaten Bansa aus Gießen, mit einem Begleitschreiben, worin bemerkt war, beifolgender Schwiegersohn habe laut anliegender obrigkeitlicher Bescheinigungen mehrere Wochen in Großherzoglich Hessen-Darmstädtischer Untersuchungshaft geschmachtet, weil er 1834 im Verdacht gestanden, kurz nach dem Frankfurter Attentat correspondirt zu haben mit dem Bruder eines Gießener Studenten, welcher Letztere seitdem in die Schweiz gereist und dadurch dem Verdacht preisgege-

Digitized by Google

ben war, mitgeattentatet zu haben; gefährlich sei die Sache übrigens nicht, denn Herr Bansa sei nur wegen unterlassener Denunciation eines ihm selbst nicht klar gewordenen hochverrätherischen Unternehmens angeklagt gewesen und selbst von dem strengsten Gerichtshofe, der so manchen verurtheilt, von der Instanz entbunden worden. Bansa wurde Premier-Minister über fünf Quadratmeilen. Er war der dauerhafteste aller Märzminister; und der gute alte Landgraf hat sich nie wieder von ihm trennen können.

Also entweder im Gefängniß, oder in der Verbannung mußte Einer gewesen sein, und zwar aus politischen Gründen. Sonst war er zum deutschen Märzminister nicht brauchbar ... Nun, Heine und Mathy wären es beide gewesen; denn Mathy war beides, Untersuchungsgefangener und Flüchtling, und Heine war zwar halb freiwillig nach Paris gegangen, aber wiederkommen hätte auch er nicht dürfen, ohne an der preußischen Grenze ergriffen und eingesteckt zu werden. Im Jahre 1846 wollte er von Paris nach Berlin, um dort den berühmten Dieffenbach, mit dem er in Bonn studirt hatte, wegen seiner Krankheit zu consultiren. Kein Geringerer als Alexander von Humboldt machte sich zu seinem Fürsprecher. Er ging bis zum König. Dieser nahm anfangs die Bitte nicht ungnädig auf. „Heine?“ meinte Friedrich Wilhelm IV., „ei nun, der hat ja allerliebste Gedichte gemacht, freilich auch schändliche Spottgedichte auf Preußen; aber was schadet's? Und es wäre doch auch wohl grausam, ihn zu hindern, hier einen Arzt zu consultiren; das Berliner Publikum würde sich zudem auch gewiß nicht mehr viel um den alten kranken Juden bekümmern.“ Der König versprach, sich die Sache zu überlegen und schriftliche Entschließung zu geben. Diese fiel wider Erwarten abschlägig aus. Der König hatte die Polizei zu Rathe gezogen. Diese hatte Unrath und Gefahr gewittert. Der romantische und ritterliche Geist des Königs mußte die Segel streichen vor den peniblen Pedanterien der preußischen Polizei. Später hätte Heine vielleicht wiederkommen dürfen; allein da hatte ihn das unaufhaltsame Vorschreiten seiner unheimlichen Krankheit schon in seine Matratzengruft begraben; und so ist er denn gestorben in Paris. Aber er ist doch Deutscher geblieben. Er hat sich nicht als Franzose naturalisiren lassen, obgleich die Versuchung dazu nahe lag, bei der ihm in Folge deutscher Reclamationen öfters drohenden Gefahr der Ausweisung. Freilich zwang ihn die bittere

Digitized by Google

Noth, vom französischen Staat eine kleine Rente zu nehmen. Daß dieser in Heine das Genie ehrte, macht ihm gewiß keine Unehre; und wenn man von einer Schande sprechen müßte, so würde dieselbe Die treffen, welche den Dichter in einer so traurigen Lage ließen. Heute sorgte doch wohl die Schiller-Stiftung.

Auf mich hat es immer einen unendlich traurigen Eindruck gemacht, wenn ich später den Schmerzensschrei las, den Heine aus jener Gruft, in welche er schon bei lebendigem Leibe versenkt war, erschallen ließ; ich meine die Verse:

„Ich ward gedrängt von schweren Sorgen,
Ich mußte lügen, ich mußte borgen
Bei reichen Buben und alten Betteln. —
Ich glaube sogar, ich mußte — betteln.

Mathy bettelte nicht. Er ging blutarm in die Verbannung mit einer jungen Frau und einem kleinen Jungen; der zweite war auf dem Wege. Täglich kämpfte er den harten Kampf um's Dasein für sich und die Seinen. Manchmal stürzte er bewältigt von Kummer und Noth nieder. Aber er erhob sich immer wieder, gestützt von seiner tapfern und treuen Frau. Heine machte aus der Politik einen Gegenstand dichterischen Spiels. Mathy machte sie zum Gegenstand ernsthaftesten praktischen Strebens. Er kehrte zurück in die deutsche Arena; und er erreichte das Ziel, soweit dies in einer Uebergangszeit möglich ist. Auch der Tod seiner theuren und hoffnungsvollen Kinder konnte ihn zwar beugen, aber nicht fällen.

Was er in der Jugend gewünscht, das hatte er, kraft eigener Tüchtigkeit, im Alter die Fülle. Und wenn er weniger bescheiden gewesen wäre, dann hätte er, als er die Augen schloß, wohl sagen dürfen: Plaudite amici!

Digitized by Google

II.

Heinrich Heine nach Paris.

Motto: „Facilis descensus Averni."

H. Heine ist kein eigentlicher „Flüchtling"; und es ist nicht ganz leicht, die Frage, warum er nach Paris ging und in Paris blieb bis zu seinem Ende, mit apodiktischer Gewißheit zu beantworten. Ueberblicken wir die präliminarischen Facta.

Am ersten Tage desjenigen Mai, welcher dem Pariser Juli folgte, also am 1. Mai 1831, fuhr Heine über die Kehler Brücke über den Rhein nach jenem Straßburg, von dem heute noch das fränkische Volkslied singt: „Zu Straßburg auf der Schanz', da fing mein Trauern an," u. s. w. Da es zu jener Zeit noch keine Eisenbahnen gab, so reiste damals selbst ein Genie langsamer, als heut zu Tage jeder Esel. Letzterer fährt heute in wenigen Stunden von Straßburg nach Paris. Heinrich Heine brauchte damals volle zwei Tage, um diese Entfernung im Eilwagen zurückzulegen, der sich nach „Eilen" benennt, wie lucus a non lucendo und canis a non canendo.

Heine kam von Hamburg und hatte in Frankfurt am Main acht Tage Halt gemacht und seinen jungen Ruhm in vollen Zügen geschlürft. Die Frankfurter Demokraten hatten ihm an einem einzigen Vormittag über hundert Visitenkarten auf dem Tische seines Hotelzimmers „zum Schwanen" aufgehäuft. Man wird finden, daß dies sehr viel ist, wenn man bedenkt, daß die heute so vulgäre Visitenkarte damals noch ein aristokratisches Institut, das sich nur bei der allergünstigst situirten Minorität vorfand. Auch der beliebteste Frankfurter Portraitmaler erbat sich die Ehre, den „Freiheitshelden" malen zu dürfen; und dies Bildniß, jetzt im Besitze von Campe in Hamburg, ist bei Weitem das beste Portrait, welches wir von Heine besitzen. Ein wohlgenährter und gekleideter, feiner junger Herr mit geistreicher Stirne, schiefgeschlitzten Aeuglein, orientalischer Nase und sinnlichem Munde, dessen Winkel voll satyrischer Tücken sitzen.

Den „Freiheitshelden." Ja freilich, Heine hat, als echter moderner Poet, stets für die Freiheit gestritten, d. h. für die Eman-

Digitized by Google

cipation des Individuums von allen möglichen Schranken, von vernünftigen sowohl, wie von unvernünftigen. Die eigentlich politische Freiheit dagegen, die Freiheit im Staat und durch den Staat, war ihm stets gleichgültig. Denn dieser spröde Stoff war lyrisch und romantisch nicht zu verwerthen. Noch gleichgültiger war ihm die Staatsform. Er lachte, wenn sich die Leute über die Frage: „Republik oder Monarchie" stritten; und wenn sie ihn als Schiedsrichter anriefen, dann gab er ihnen eine ähnliche Antwort, wie der Löwe in jener Fabel, welche anfängt: „Ochs und Esel zankten sich."

Wegen dieses Indifferentismus gerieth Heine später in Differenzen mit dem alten und kranken, harthörigen und mißtrauischen Ludwig Börne, der doch sonst auch ein reiner Kosmopolit war, gleich Heine, und der deutschen Nation als solcher noch weit mehr entfremdet als dieser. Börne begann den Krieg. Er griff zuerst Heine in Druckschriften an. Heine erwiderte in einem Buche, das allerdings besser ungedruckt geblieben wäre. Da Börne damals der Fetisch des Tages war (wer liest ihn heute noch?), so war natürlich Jeder, der nicht accurat das Nämliche, wie er, empfand, dachte und glaubte, ein Apostat, ein Renegat, ein „Verräther"; und da Heine in seiner Schrift auch noch einiger Größen aus der Frankfurter Judengasse nicht allzu liebreich gedacht hatte, namentlich einer Madame Straus und eines Herrn *, von welchem er stets versicherte, er sei aber durchaus kein * erster Größe: so war Heine von nun an die Zielscheibe für alle jene faulen Aepfel, welche in Deutschland in dem kleinstaatlichen und kleinstädtischen, reichs-, pfahl- und spießbürgerlichen Klatschmiasma ihre Zeitigung finden.

Als Heine drei Lustra später sein witzigstes, politisch radicalstes und verwegenstes, wahrhaft unwiderstehliches Gedicht „Deutschland, ein Wintermärchen" veröffentlichte, erschien im Pariser „National" eine Notiz, welche das Erscheinen dieses Buches anzeigte und zugleich Heine als Abtrünnigen mit dem großen Bannfluch des deutschen Liberalismus belegte. Heine ließ durch Arnold Ruge den Redacteur des Pariser National zur Rede stellen. Der Letztere entschuldigte sich, er habe Anfangs die Correspondenz nicht aufnehmen wollen, allein mehr als dreißig Frankfurter Juden hätten ihn unaufhörlich überlaufen und nicht eher geruht, als bis er die Aufnahme zugestanden, in der Hoffnung, Heine werde sich wohl mit seinen Landsleuten von jenseits des Rheins auseinandersetzen. So behan-

Digitized by Google

delten Deutsche den deutschen Dichter im Ausland. Oder darf man solche Leute überhaupt für Deutsche gelten lassen?

Heine ließ es an der Auseinandersetzung nicht fehlen. Im Hinblick auf die Ovationen, welche ihm die Frankfurter im April 1831 so geräuschvoll bereitet, erzählte er später, er sei, dem deutschen Kaiser gleich, in Frankfurt auf dem Römer (dem Rathhause) als erster deutscher Dichter gekrönt worden, die Lorbeerkrone habe ihm so trefflich gesessen, nicht minder der Krönungsmantel, die weißgekleideten Festjungfrauen hätten Blumen gestreut und das Volk habe gejauchzt; es sei Alles auf's Beste verlaufen, wenn er nicht den unglücklichen Einfall gehabt hätte, seinen Heimweg durch die Judengasse zu nehmen, welche nicht weit vom Römer entfernt liegt: da sei ihm ein häßliches altes Weib mit Unglücksweissagungen, Drohungen und Verwünschungen in den Weg getreten; „ich sinke," sagt Heine, „vor dieser Gestalt, fahre einen Schritt zurück, und mein Kranz, mein prächtiger Lorbeerkranz fällt in den Staub dieser unreinen Gasse. Weh mir, seitdem klebt ein fataler Geruch an meinem Lorbeer. Ich kann ihn nicht wieder wegbringen. Wie Schade um den schönen Kranz!"

Das also war der Weg von Hosiannah zum Kreuzige! Doch kehren wir ihm und Frankfurt den Rücken und untersuchen wir die Motive des Expatriirungsentschlusses. Als Heine ihn faßte, lebte er in Hamburg. Dort war der Sitz jener Krankheit, an welcher er sein Lebtag gelitten. Die Krankheit war sein millionenreicher Erbonkel, der Banquier Salomon Heine. Nichts ist dem armen Sterblichen verderblicher als Aussicht auf verwandschaftliche Subsidien und Erbschaften, welche lockend genug sind, um stets die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen und sie dadurch von besseren Dingen abzulenken, aber doch nicht solide und sicher genug, um eine Existenz auf sie zu gründen oder wenigstens sie als einen unter keinerlei Umständen versiegenden eventuellen Reservefonds für Nothfälle betrachten zu dürfen. Der alte Salomon Heine gehörte zu jenen Reichen, welche Wohlthaten mit vollen Händen nach allen Seiten hin spenden. Warum sollte nicht ein auf Hoffen und auf Illusionen angewiesenes Poetenherz glauben, auch ihm werde ein, für seine Bedürfnisse ausreichender kleiner Theil an dem Ueberverdienste zukommen? Aber der reiche Onkel liebte mehr die Verwendungen zu gemeinnützigen öffentlichen Zwecken als die stillen Privatwohlthaten;

Digitized by Google

und wer letztere auf sich zu lenken dachte, der mußte ihn zu behandeln und ihm zu gefallen wissen. Wie aber sollte der leichtlebigste aller deutschen Dichter, der letzte Zweig auf dem Baum der deutschen Romantik, oder sagen wir lieber: der letzte Vogel auf diesem Zweig; der Vogel, der frivole jungdeutsche Lieder auf diesem romantischen Zweig sang, wie sollte er Talent und Ausdauer zur Erbschleicherei besitzen? Gewiß, seine Dichtergabe mochte ja auch wohl den Millionenonkel ergötzen. Aber sie trug nichts ein; und das war natürlich ein großer Fehler in den Augen eines Mannes, der im Jahre 1767, ausgestattet mit nichts wie einem baumwollenen Hemde und einem Paar lederner Beinkleider, die ein Hosenträger (d. h. nur einer, oder ein einseitiger) auf der rechten Schulter festhielt, so wie mit einem Betriebscapital von sechszehn guten Groschen baar, in Hamburg einwanderte und damit begann, Wechsel auszutragen, es im Laufe der Zeit aber zum ersten Banquier der großen deutschen Handelsmetropole und zum mehrfachen Millionär gebracht, und in diesem Anhäufen von Schätzen seinen Lebensberuf, sein Glück und seine Freude gefunden hatte. Die Gegensätze waren zu groß. Hätte der Neffe Harry (denn so hieß eigentlich sein Vorname) das Honorar eines Victor Hugo, eines Lamartine, eines Dickens oder eines Turgenieff bezahlt erhalten, dann würde er auch in des Oheims Augen etwas gegolten haben. Denn für ihn war der Preis der Maßstab des Werths; und er wußte nicht, daß in Deutschland eine durchaus schlechte und veraltete Einrichtung des Buchhandels, conservirt durch die unpraktische Gutmüthigkeit der Autoren, die Schriftstellerhonorare hindert, zu der Höhe zu gelangen, welche sie in den übrigen civilisirten Ländern von Europa behaupten. Oheim und Neffe wären vielleicht doch besser mit einander gefahren, wenn der Letztere nicht in Hamburg gewohnt hätte, wo er wenig günstigen Verkehr fand und sich daher anderweitig schadlos zu halten suchte, in einer Weise, die dem ehrenhaften und ehrgeizigen alten Bankherrn um so weniger gefiel, je mehr er glaubte, für seine Wohlthaten wenigstens im äußerlichen Wohlverhalten des Empfängers eine Gegenleistung erwarten und finden zu dürfen. Und gerade dies Gefühl der erwarteten Gegenleistung, der baar, Zug um Zug, zu zahlenden Erkenntlichkeit war es wieder, das auf der anderen Seite den Neffen empörte, der frei auf den Aesten zwitschern und nicht

Digitized by Google

jenem Goethe'schen Vogel gleichen wollte, der ein Stück Bindfaden zur Erinnerung an die Knechtschaft am Bein trägt.

Gerade die intermittirende Art, wie der Oheim spendete, wirkte so übel. Heinrich Heine schrieb im November 1830 an Varnhagen (oder wie sich dieser Soitdisant-Demokrat in Berlin nennen ließ: an Herrn von Varnhagen): „Täglich verdüstert sich mehr meine äußere Lage. Manchmal bin ich wie mit Blindheit geschlagen und lasse mich von allen Seiten betrügen. An dem Allen ist mein Oheim schuld, der mir voriges Jahr noch Holland und Brabant versprach, so daß ich in Geldsachen nicht difficil war und gern etwas sacrificirte um literarischer Interessen willen. Nun stehe ich aber sehr schlecht mit meinem Oheim Salomon Heine. Man hat mir von dieser Seite beizukommen gewußt. Ich muß, der wichtigsten Gründe wegen, vorerst ihn ganz derelinquiren" (d. h. außer Rechnung lassen). Und dann folgt ein langes Lamento voll von „Verachtung gegen den Industrialismus" (d. h. materiell-productive Arbeit) und von Dégout und Dépit über das ganze unbequeme Leben mit all seinen „plebejischen Nöthen." Geldmangel, — kindliche, vielleicht gar kindische Unerfahrenheit in wirthschaftlichen Dingen — Furcht vor dem Goldonkel, — das sind die hier offen zu Tage liegenden Quellen des „Weltschmerz."

Allen Tyrannen Trotz bieten, mit Gott im Himmel hadern, den Pelion auf den Ossa stülpen, um den Olymp zu stürmen, — da, das geht; aber mit dem Onkel darf man es auf die Dauer unter keinerlei Umständen verderben; denn — je nun — er bleibt doch immer der Goldonkel.

Aber was thun, wenn der Goldonkel schmollt und wenn die plebejische Noth des gemeinen Lebens auf den Pelz zu rücken droht? . . . Nun, da macht man Projecte. „Könnte nicht eine feste Anstellung im Staatsdienste" (damals leider noch das höchste Ideal der männlichen Jugend, wovon sie stets träumte, wie der Backfisch vom Heirathen) „der quälenden Unsicherheit meiner äußern Verhältnisse ein Ende machen und meiner materiellen Existenz eine solide Grundlage geben? Ist nicht Herr von Schenck in München mein Freund und der Feind meines Feindes, des Grafen Platen? Hat der letztere ihn nicht spottweise angeredet: Herr Geheimer Ministerial-Referendarius — und Dichter des Generals Belisarius? (Schenck hatte damals eine heute längst vergessene Tragödie „Belisar" geschrieben.)

Digitized by Google

Ist nicht Schenck in Nöthen, so daß ich ihm politisch von Nutzen sein könnte, ohne daß gerade unbedingter Weise auch meine Principien verurtheilt wären, darunter zu leiden? Aber nein, mein Freund von Schenck hat mich ja den Jesuiten geopfert. Treulosigkeit und Wortbruch von dieser Seite haben mich so sehr irretirt, daß ich die deutschen Polignacs jetzt selbst hängen könnte. Aber, wenn auch nicht in München, ist denn nicht in Wien, wo doch Friedrich Gentz ein so glänzendes Loos zog, ist nicht in Berlin was zu machen? Ich bin zwar auch gegen Preußen bitter gestimmt, aber nur wegen der allgemeinen Lüge, deren Hauptstadt Berlin ist. Die liberalen Tartüffe's, die frondirenden Geheimräthe dort ekeln mich an. Es ist ein widerliches Schauspiel, wie dort die ältesten Schweizer-Söldner des alten Regime plötzlich ihre rothen Röcke zerschneiden, um Jakobinermützen daraus zu machen. Und wenn's auch mit Wien und Berlin nichts ist, haben wir nicht hier in Hamburg selbst eine Vacanz? Ist nicht seit lange schon der Posten eines Syndikus erledigt? Wünscht nicht der hohe Senat einen Mann, der sich einer gewissen Popularität erfreut und eine gewandte politische Feder führt? Die Erfordernisse zum Posten sind: erstens der juristische Doctortitel, zweitens das Hamburger Bürgerrecht. Nun, Doctor Juris bin ich; und Bürger kann ich jeden Tag werden; der Goldonkel spricht gut für mich. Aber, was wird's schlechte Witze regnen über meine Candidatur! Mehr als ich je in meinem ganzen Leben gemacht habe! Der ungezogene Liebling der Grazien mit einer Allongeperrücke bekleidet, als Rathsschreiber eines wohlweisen Senats der durchlauchtigsten und ehrsamen Republik Hammonia. Und wenn's Das noch allein wäre! — Aber durchfallen! Sich zuerst mit der Candidatur, und dann auch noch einmal obendrein doppelt mit dem Durchfall blamiren? Das wäre doch zu ridikül. Das hielte ich wahrlich nicht aus. — Aber halt, da kommt mir eine gute Idee. Wie wäre es, wenn man die Syndikats-Candidatur ausbeutete, von der nun doch schon einmal — bon gré mal gré — öffentlich die Rede gewesen ist? Nun wohlan, benutzen wir diesen Umstand, versuchen wir denn einmal mit der Hamburger Wurst, die ja vielleicht doch nur eine höchst imaginäre Wurst ist, nach einer reellen preußischen Speckseite zu werfen. Wie wäre es, wenn Freund Varnhagen, den ja Gutzkow die „Hebamme des jungen Deutschland" nennt, mit gewohntem diplomati-

Digitized by Google

schen Geschick die Sache in die Hand nähme? Er kennt ja alle Welt, die officielle und die oppositionelle, die Staats- und die Vossische Zeitung. Wie wär's, wenn er in die „Staatszeitung" in Berlin und in die „Allgemeine Zeitung" in Augsburg Artikelchen einfließen ließe, die Absicht, ihn (Heine) in Hamburg zu wählen, beweise, daß er nicht nur eine populäre, sondern auch eine gewichtige und seriöse Figur sei, und daß es Preußen, wo doch seine Heimath, als einen schweren Verlust bedauern müsse, wenn er in's Ausland gehe?"

Das sind die Gedanken, die Selbstgespräche, mit welchen sich Heine in dem letzten Vierteljahr 1830 und im ersten von 1831 trägt. Wir können sie vollständig reconstruiren aus seinen Correspondenzen. Denn ein Poet vermag nicht zu schweigen. Namentlich schüttet er sein Herz gern bei Varnhagen aus, von dessen Einfluß in Berlin er eine große, wie es mir scheint, unrichtige Meinung hat. Er fragt ihn schon im October 1830: „Sinnen Sie nach und sagen Sie mir, welche finanzielle Ressourcen mir für den Nothfall (bei längerer Hartleibigkeit des Goldonkels) offen stehen." Und damit Varnhagen auch gleich merkt, welche Antwort gewünscht wird, fügt er folgenden Wink mit dem Zaunpfahl bei: „Sie irren, wenn Sie glauben, daß sich des Inhalts meiner Schriften wegen, sobald ich transigiren möchte, nicht die preußische Regierung für mich interessiren könnte. Nächstens mehr darüber. Ich bitte Sie, denken Sie darüber nach."

Und am 4. Januar 1831 schreibt er schon wieder an denselben Varnhagen: „Ich thue vorerst gar keine Schritte, nur von Ihnen erwarte ich zu erfahren, ob in Berlin oder in Wien nichts für mich zu erlangen ist. Ich will nichts unversucht lassen, und mich zum Aeußersten nur im äußersten Falle entschließen."

Gleichzeitig aber schrieb der unbekümmerte Poet eine gepfefferte Streitschrift wider den deutschen Adel, durch welche er alle Aussichten in Wien und Berlin verscherzen mußte, wenn er deren überhaupt jemals hatte, was mir immer noch sehr unglaubhaft scheint, trotz gegentheiliger Versicherung. Was sollte denn auch die allmächtige zünftige Bureaukratie machen mit einem so undisciplinirten losen Vogel, und welch ärgerliches Präjudiz würde nicht das Eindringen eines so profanen Baschi-Bozuk in das Allerheiligste des Schreiberstalles gegeben haben? Und eben so wenig paßte er in die Gevatterschaftspolitik der freien Reichsstadt. Mit dem Syndikus war es

Digitized by Google

eben so wenig, als mit Wien und Berlin. Auch der Goldonkel wünschte ihn nicht in der Nähe.

Auch Varnhagen weiß nur einen Rath: Aussöhnung mit dem Goldonkel. Recht schön. Aber zum Versöhnen gehören Zwei.

Heine glaubt selbst 1830 nicht an die Kraft der politischen Bewegungen in Deutschland: „Ich glaube an neue Rückschritte und bin voll schlechter Prophezeihungen," schreibt er. Aber wenn nun auch die Revolution siegte, hatte er sich nicht immer einer vornehmen Zurückhaltung beflissen, so daß die Volkspartei, wie er sich ausdrückte, ihm insgeheim eine schwarze Atlasweste und weiße Glacéhandschuhe nachsagte? Beschuldigten ihn nicht viele Biedermänner, die sein schonungsloser Witz verletzt hatte, der „Aristokrätzigkeit?" Großer Gott, schreibt er 1831 im „Compaß," wenn in Deutschland einmal eine wirkliche wahrhaftige und große Revolution ausbricht, dann ist mein armer Kopf einer der ersten, die dem Ungeheuer zum Opfer fallen.

Die Censur genirte ihn, und seine literarischen Genossen gefielen ihm auch nicht. Während in Deutschland die politischen Winkelblättchen wie Pilze aus der Erde schossen, dominirte in Norddeutschland, das damals noch nicht recht zum politischen Leben erwacht war, eine fade und abgestandene Zuckerwasser-Belletristik. Der „Beobachter an der Spree," der „Hausfreund" in Schlesien, Theodor Hell's „Abendzeitung" fütterten mit Leierkasten-Gedichten und mit lüstern-langweiligen Alte-Weiber-Novellen ein genügsames Publikum, das nichts Besseres verlangte.

Sich der politischen Agitation als solcher in die Arme zu werfen, war gefährlich. Gefängniß, Zuchthaus und Festung waren naheliegende Dinge. Außerdem entsprach auch die praktische Agitation mit ihren Wagnissen und Anforderungen nicht der contemplativen Neigung des Dichters. Von Hamburg aber wollte er nun einmal fort. Er wagte deshalb den Sprung in's Dunkle. Er ging nach Paris. Er ging hin, nicht so leichtsinnig, wie man glaubt. Er blieb dort, nicht ohne Heimweh. Mehr einer innern sachlichen Nothwendigkeit gehorchend als dem eigenen subjectiven Gefallen. Mitten unter einen Spottvogelliedern bricht oft ein halbunterdrückter tiefer Ton der Sehnsucht nach der deutschen Heimath durch. Er schildert, wie in Deutschland der Sturm sein Schiff, darauf er mit singenden und

Digitized by Google

lachenden Genossen gesessen, zertrümmert und ihn an den Seinestrand geworfen habe; und dann heißt es weiter:

„Ich habe ein neues Schiff bestiegen
Mit neuen Genossen; — es wogen und wiegen
Die fremden Fluthen mich hin und her —;
Wie fern die Heimath! Mein Herz wie schwer!

Das ist nun wieder ein Singen und Lachen —
Es pfeift der Wind, — die Planken krachen —
Am Himmel erlischt der letzte Stern —
Wie schwer mein Herz! die Heimath wie fern!"

Und an Laube, der ihn zur Heimkehr einlud, zu einer Zeit, da solche noch nicht unmöglich war, schrieb er, das freiwillige Exil, das er sich auferlege, sei eines der größten Opfer, das er dem „Gedanken" bringe; er wolle auch den Schein des Unwürdigen vermeiden. „Wenn ich nach Hause ginge, um wieder deutsches Sauerkraut zu essen, dann würden die erbitterten deutschen Jakobiner in Paris, welche mich bis jetzt nur durch Muthmaßungen verleumden können, hierin den klaren Beweis des Vaterlandsverrathes erblicken."

Aber die Trennung vom Vaterlande war weder dem Menschen von Nutzen, noch auch dem Dichter. Sie schwächte seine poetische Productionskraft und bereitete ihm eine Masse Widerwärtigkeiten. Freilich konnte er auch schon auf deutschem Boden mit Goethe's Ritter Kurt singen und sagen: „Ach, wie soll ich mich gedulden? — Die Verlegenheit ist groß — Widersacher, Weiber, Schulden — Ach, kein Ritter wird sie los."

In Paris war er dem Beispiele, das Goethe mit Christiane Vulpius gegeben, gefolgt; er hat ein harmlos und naiv fröhliches Geschöpf geheirathet, das er aufrichtig liebte, und das mit Bildungs-, Gedanken- und Gewissensballast nicht allzu beschwert war. Die „Weiber" also waren weggefallen, oder hatten sich wenigstens in einen wohlthätigen Singular verwandelt. Dafür wuchsen die „Widersacher" und die „Schulden" weit über den einfachen Plural hinaus; und der Gold-Onkel und sein Successor verfügten öfters Temporaliensperre.

Daß Heine Feinde hatte, viele Feinde und erbitterte Feinde, ist natürlich. Er war selbst daran schuld. Aber wenn man in dem Buche Strodtmann's (Buch III. Cap. 6. „Schriftstellernöthen," S. 397—470) eine Uebersicht gewinnt über diese geist- und geschmack-

Digitized by Google

losen Ströme von Gift und Galle, von Fraubaserei, Klatsch und Krähwinkelei, welche aus der schmutzigsten Schale von Neid und Bosheit über die ambrosischen Locken seines olympischen Hauptes ausgegossen werden, dann nimmt man unwillkürlich Partei für Heine, mag er auch tausendmal das „Karnickel" gewesen sein und angefangen haben.

Aber er war auch gar nicht einmal immer das „Karnickel." Namentlich nicht in dem Krieg mit Börne. Letzterer attakirte zuerst, indem er in seinen Briefen aus Paris in üblicher Art Heine der Feigheit, der Zweideutigkeit und des „Verraths" (natürlich dem Wort nach am Vaterland und an der Freiheit, in Wirklichkeit an Herrn L. Börne) beschuldigt; und es wirft kein gutes Licht auf Herrn Börne, daß er schon Jahre lang vorher in den Briefen an seine Madame Wohl allen Klatsch über Heine aufgespeichert und dabei mit triumphirend lächelnder List bemerkt: „Der arme Heine wird chemisch von mir zersetzt. Er hat gar keine Ahnung davon, daß ich im Geheim beständig Experimente mit ihm mache. Ich sammele Alles, was ich von Anderen über ihn höre. Ich komme bestimmt früher oder später mit ihm in öffentlichen Streit, und da kann ich es benutzen." Fürwahr, das ist nicht die heilige, das ist die neidische Demokratie.

Wie auf der einen Seite der politisch und religiös radicale Börne von Frankfurt, so geiferte auf der andern der conservative und fromme Wolfgang Menzel von Stuttgart; und seine Schwaben halfen ihm. Einem Stuttgarter Buchdrucker und „Naturdichter" Namens Niklas Müller, dem es schlecht ging in Paris, hatte Heine in großmüthiger und menschenfreundlicher Weise geholfen. Der ehrliche Müller hatte das nach Hause gemeldet. Als er aber selbst kurz darauf in seine Heimath zurückkehrte, mußte er darob den salbungsvollsten Zorn des Oberstudien- und Consistorialrathes Gustav Benjamin Schwab (auch ein deutscher Dichter!) ausstehen. Der eben so fromme als romantische Herr erklärte ihn für ein „verlornes Schaf," weil er von diesem Satan Handgeld genommen. Solche Züge kleinen Elends und elender Kleinigkeit charakterisiren die damalige Zeit.

Und nun die Schulden: während Heine in Paris war, confiscirte der Bundestag seine Feder, d. h., er machte es ihm durch Censur, Verbote und Chicanen schier unmöglich, seine productive

Digitized by Google

Kraft finanziell zu verwerthen. Um dieselbe Zeit sistirte der Goldonkel die Auszahlung der 4000 Francs jährlicher Subsidien. Heine stößt in seinen Briefen die ergreifendsten Seufzer aus über die schnöde, wahrhaft schreckliche Art, wie ihn der launenhafte alte Herr, aufgestachelt durch Hetzereien und Ohrenbläsereien, mißhandle. Heute empört sich sein Stolz über die wahrhaft „unnatürliche Härte" des Alten. Morgen schreibt er ihm:

„der Noth gehorchend, nicht dem eigenen Trieb."

wehmüthige Briefe, worin er an dessen Großmuth appellirt. Und übermorgen macht er einem Freunde das Geständniß: „Betteln ist schrecklich, aber Betteln und nichts bekommen, — das ist doch das Schrecklichste." Auf alle schriftlichen und mündlichen Apostrophen, woran es nicht fehlte, hatte der Goldonkel keine andere Antwort als den schrillen Schrei: Ich will nichts mehr für ihn thun.

In seiner Verzweiflung sprach Heine einen Freund, der damals selbst nicht viel hatte, um ein Darlehen an. Aber selbst in der Verzweiflung konnte er sich nicht enthalten, mit der Laune des Dichters und mit der Offenheit des Gentleman beizufügen: „Was jedoch meine Rückerstattungsfähigkeit betrifft, so muß ich Dir zu gleicher Zeit sagen: meine Geschäfte stehen in diesem Augenblicke so schlecht, daß nur ein Narr oder ein Freund mir Geld leihen würde."

Und während das Alles in Paris vorging, schrieben die deutschen Klatschblätter von Krähwinkel, Schild- und Mottenburg, der lüderliche Heine schwelge in dem Babel an der Seine in sardanapalischem Luxus. Sie versuchten es, den Stempel der sittlichen Entrüstung ihrem Neid aufzudrücken. Hätten sie doch gewußt, wie wenig sie zu letzterem Ursache hatten.

Nun starb am 23. December 1844 der alte Salomon in Hamburg. Sein Haupterbe war sein Sohn Karl Heine. Der Dichter behauptete, der Goldonkel habe sich förmlich verpflichtet, ihm eine Leibrente von 4000 und seiner Wittwe eine solche von 2000 Francs jährlich zu bezahlen. Der Erbe wollte nichts davon wissen. Heinrich Heine schmeichelte und drohte. Er drohete mit Satyren, Epigrammen und Pasquillen. Er drohete mit Processen und dem Judeneid more majorum. Er schickte vornehme und gemeine Vermittler: Fürst Pückler-Muskau schrieb an den Erben, Ferdinand Lassalle tribulirte ihn. Alles half nichts. Der „Hamburger Successions-Krieg" (so nannte ihn der Dichter) dauerte über zwei Jahre. Erst

Digitized by Google

nachdem der Dichter sich halb todt geärgert, erst nachdem ihn der Schlag gerührt, von wo an seine tückische Krankheit datirt, wurde zwischen ihm und dem Erben am 25. Februar 1847 der Pariser Friede geschlossen, der den Dichter in seine frühere Rente wieder einsetzte, jedoch sub clausula revocatoria, daß er gegen die Dynastien Karl Heine in Hamburg, sowie Fould und Forcade in Paris (welchen Frau Karl Heine entsprossen) stets den nöthigen Respect bewahre und nie etwas Feindseliges unternehme, namentlich nichts wider sie schreiben dürfe. Noch in seinem französisch abgefaßten Testamente vom 10. Juni 1848 (Strodtmann, Bd. II. Anmerkung 614) bettelt Heine auf das rührendste bei den reichen Verwandten für seine arme Frau; und diese Bitte ist auch erhört worden.

Als Heine in der äußersten Noth war, im April 1837, schloß sein Verleger, (welcher zwischen ihm und dem Goldonkel vermittelt hatte, aber ohne Erfolg,) einen Vertrag mit dem Dichter, wodurch dieser ihm die Ausbeutung seiner sämmtlichen Werke auf elf Jahre in Voraus für die Pauschsumme von 20,000 Francs verkaufte. Dieses, in Wirklichkeit doch etwas zu kleine Stück Geld reichte grade aus, die Schulden zu bezahlen, welche der Dichter in Folge der oheimlichen Temporalien-Sperre hatte contrahiren müssen. Poor Yorik!

III.

Karl Mathy nach der Schweiz.

Motto: „Per aspera ad astra."

Am 30. März 1835 überschritt ein anderer deutscher Flüchtling auf der Kehler Brücke den Rhein; er war kein Poet und überhaupt kein Romantiker, sondern ein abgesetzter Großherzoglich Badischer Cameralpraktikant und ein durch die Censur lahmgelegter süddeutscher Journalist, dem die Bundes-Centralunterfuchungscommission in Frankfurt a. M., deren Krallen er einige Opfer durch Beihülfe zur Flucht entrissen hatte, auf den Fersen war, den sie zwang, Weib und Kind im Stich zu lassen, um in der Fremde ein ander Stück Brot zu suchen. Es war Karl Mathy.

Digitized by Google

Seine Zwischenstation zwischen der badischen Residenz Karlsruhe, von wo er floh, und Straßburg, wohin er vorerst strebte, war nicht, wie bei Heine, eine opulente freie Reichsstadt, die ihm Triumphe bereitete, sondern ein kleines Landstädtchen. Es erbat sich dort Niemand die Ehre, ihn malen zu dürfen; im Gegentheil war er sehr froh, daß er nicht auf einen jener bewaffneten Schutzengel stieß, welche man auf deutsch Gensdarmen nennt, oder auf eines jener schriftlichen Bildnisse, welche Steckbriefe heißen. Seine junge und brave Frau, die er, selbst kaum 25 Jahre alt, vor noch nicht zwei Jahren geheirathet hatte, nahm dort, bis wohin sie ihn zu Fuß begleitet hatte, Abschied von ihm; sie that es traurigen, aber standhaften Herzens, ihrer eigenen Tüchtigkeit bescheiden bewußt und von der des scheidenden Mannes auf das innigste überzeugt. Niemals während einer langen Ehe hat sie ihres Mannes politische Pfade durch Wehklagen durchkreuzt, oder sein Herz auch nur durch einen Seufzer erschüttert. Ueberzeugt von dem Rechte seines Strebens trug sie, was getragen werden mußte, nicht als Mitleid heischende Dulderin, sondern als opferfreudige mitstreitende Gefährtin seines Lebens und Strebens.

Eine solche Frau ist ein größerer Schatz als Heine's Oheim mit den Millionen. Sie ahnte damals nicht, daß einige dreißig Jahre nach dieser Flucht bei Nacht und Nebel, derselbe Mann, den sie damals begleitete, in demselben Karlsruhe, das er jetzt heimlich verließ, Ministerpräsident und nach dem Fürsten die erste Person im Lande sein werde, welchen Posten er nicht fremder Gönnerschaft, fürstlicher Laune, oder sonstigen Zufälligkeiten, sondern allein seinem Geist und seinem Charakter, seinem Wissen und Wollen verdankte.

Karl Mathy war armer Leute Kind.

Als Heine am 1. Mai 1831 ein angehender Dreißiger die deutsche Grenze überschritt, da konnte er schon von sich sagen:

„Ich habe gerochen alle Gerüche
In dieser holden Erdenküche.
Was man genießen kann in der Welt,
Hab' ich genossen, wie je ein Held!
Hab' Kaffee getrunken und Kuchen gegessen;
Hab' manch' eine schöne Puppe besessen;
Trug seidene Westen, den feinsten Frack;
Mir klingelten auch Ducaten im Sack.
Ein Lorbeerkranz umschloß mir die Stirn,
Er duftete Träume mir in's Gehirn," u. s. w.

Digitized by Google

Von alledem hatte Karl Mathy noch nichts zu schmecken bekommen. Er hatte schwere Arbeit verrichtet, war dafür schlecht oder gar nicht bezahlt worden; statt der Lorbeer-, hatte die Dornenkrone ihm in Aussicht gestanden.

Das einzige Glück, das Mathy bis dahin genossen, bestand in einer trauten Häuslichkeit, in dem Bewußtsein eigener Kraft und treuer Pflichterfüllung. Damit steuerte er in die Fremde, — nicht in dem Coupé des Postwagens, wie Heine, sondern zu Fuß, wie ein Handwerksbursche.

In Straßburg harrte sein ein charakteristischer Vorgeschmack des deutschen Flüchtlingslebens im Auslande. Sein Schwager Franz Stromeyer war in Folge des Frankfurter Attentats in die Fremde versprengt worden. Er hatte in der Schweiz das „junge Deutschland," eine Unterabtheilung der „jeune Europe" etabliren helfen und aus der Bundeskasse etwa 80 Thaler zu einem wirklichen Bundeszwecke verausgabt, welcher Zweck jedoch später nicht die Billigung seiner Mitverschwornen fand. Letztere waren vielmehr über ihn ergrimmt und hatten in feierlich versammeltem Vehmgerichte, das, einen Todtenkopf und zwei gekreuzte Dolche auf dem Tische, beim trüben Schein zweier qualmender Talglichter und im Gewölke von Tabaksdampf, in dem bescheidenen Hinterstübchen einer schweizerischen Dorfschenke abgehalten worden, ob seiner schlechten Amtsführung ihn zum Tode verurtheilt. Offenbar hatten die verfolgten Flüchtlinge derartige Grausamkeit von ihren Verfolgern gelernt, von der Bundes-Centraluntersuchungscommission und den von ihr beeinflußten fürstlichen Richtern in Deutschland, welche junge Studenten zum Tode verurtheilten, bloß weil sie ein schwarz-roth-goldenes Band getragen und in der Trunkenheit, die schlechtes Bier in Verbindung mit jugendlicher Begeisterung und beizendem Tabak zu erzeugen pflegt, höhern Blödsinn aus dem Gebiete der Politik geschwatzt hatten. Zwischen den Urtheilen der Flüchtlings-Vehme in der Schweiz und denen der Gerichtshöfe in Deutschland war leider ein großer Unterschied. Letztere wurden, wie Fritz Reuter uns in den Geschichten „aus seiner Festungszeit" vor Augen führt, vollstreckt; zwar aus Tod in Festung verwandelt und gemildert, aber doch vollstreckt in einer Art, die manchen flotten jungen Burschen, der nicht soviel Humor und sonstige Widerstandskraft hatte als der vierschrötige, festgefügte Mecklenburger, auf Zeit Lebens geknickt hat. Die Urtheile der deut-

Digitized by Google

schen Flüchtlinge wurden nicht vollstreckt; und wenn Mathy's Schwager auf den Dolch der Vehme hätte warten sollen, dann lebte er heute noch. Den deutschen Exaltados aller Stämme und aller Zeiten kommt es bekanntlich stets mehr auf bombastische und haarsträubende Worte an; und abgesehen von einem bedauerlich altjüngferlichen oder fraubasenhaften Hange zum Privatklatsch und zur kleinstädtischen Médisance sind's sonst ganz gemüthliche Leute.

Mathy war mit 22 Jahren Großherzoglich Badischer Cameralpraktikant geworden. Er stand auf der untersten Stufe der bureaukratischen Leiter, auf welcher man die Erlaubniß hatte, zu hungern, viel zu arbeiten und von rohen und unwissenden Vorgesetzten allerlei Unbilden zu dulden. Es war eine aufgeregte Zeit damals, wenigstens im deutschen Südwesten. Der Wellenschlag der Pariser Julitage hatte sich bis tief zu Deutschland hinein erstreckt. Der Norden und Osten zwar hatte sich unter dem Einflusse Preußens wieder beruhigt. Preußen hatte während der voraufgegangenen Lustra der Erholung bedurft. Wer sich die Mühe gegeben, zu constatiren, was namentlich die ärmeren und älteren Provinzen Preußens in der Zeit von 1806 bis 1815 erduldet, gelitten und geopfert, fast mehr, als Menschen zu leiden im Stande sind, der darf es ihnen nicht verübeln, daß sie vor Allem strebten, wieder zu Kräften zu gelangen, was ihnen, fast über Wunsch und Neigung hinaus, durch den hausbackenen Sinn des jedem Echauffement, und namentlich jedem politischen Echauffement abgeneigten Königs denn auch möglich gemacht ward. Von jenen Leiden und Opfern — ich erinnere beispielsweise nur an die Städte Danzig und Königsberg — hat man in Süddeutschland keinen Begriff. Dort hatte man sich bei Zeiten unter die Fittige der Fremdherrschaft geduckt und war möglichst lange darunter geblieben, hatte also auch während der Freiheitskriege keine sonderlichen Opfer gebracht. Während Preußen von Beginn der dreißiger Jahre an, unter herber Abwehr jeder constitutionellen Richtung, mit Realisirung der Zollvereinsidee eben so geräuschlos und still, als planmäßig und hartnäckig vorging, überschlug man sich in Süddeutschland in kleinstaatlichen Verfassungsexperimenten, welche allemal damit endeten, daß der Bundestag als Knecht Ruprecht erschien und den Leuten, so am ärgsten geschrieen, mit der Ruthe denjenigen Körpertheil bearbeitete, welchen die Natur zu diesem Zweck und zum Sitzen erschaffen. Damit will ich nicht sagen, daß jene

Digitized by Google

constitutionellen Bewegungen im kleinstaatlichen Süden absolut werthlos waren. Denn in der Geschichte geht kein ehrliches Streben völlig verloren. Es waren die Exercitien, mittelst deren sich der deutsche Gymnasiast auf den öffentlichen Dienst im deutschen Nationalstaat vorbereitete. Als solche sind sie nicht ohne Bedeutung. Schlimm aber ist es doch, wenn der Gymnasiast sich für einen Mann, oder gar sein Gymnasium für die Welt oder für „den Hort der Freiheit" hält. An dieser Selbstüberhebung krankte damals der Süden. Sie vermochte ihn namentlich auch, gegen den Beitritt zum deutschen Zollverein zu kämpfen. Ich erwähne dies, um zu zeigen, daß Karl Mathy schon als junger Mann von sechsundzwanzig Jahren hiervon freier war, als Andere seiner süddeutschen Genossen, wie Folgendes lehrt:

Nebenius, nächst Mathy der größte Staatsmann, den Baden hervorgebracht hat, neben Maßen und Kühne einer der Gründer des Zollvereins, — befürwortete damals in einer, auch durch den Druck veröffentlichten Denkschrift den sofortigen Anschluß Badens an den Zollverein. Dagegen erhob sich aus dem Lager der Liberalen in Baden ein förmliches Indianerkriegsgeheul: Was, Grenzzölle gegen das Ausland? Abschaffung der Grenzzölle im Innern? Schändlich! — Vertheuerung von Kaffee und Zucker? Attentat gegen das souveraine Volk! — Zollrevenüen, die keiner Verwilligung durch den Landtag unterliegen? Antastung des Steuerbewilligungsrechtes der Stände, Umsturz der Verfassung: — Verrath, Preisgebung des badischen Horts der Freiheit an den preußischen Absolutismus, an den bureaukratischen Fiscal-, Polizei- und Militärgeist eines halbslavischen, halbbarbarischen nordischen Reiches. Daß diese preußischen „Barbaren" es gewesen, die uns, und zwar gegen den Willen unserer damaligen Machthaber, und ohne unser eigenes Zuthun, von der Schmach der Fremdherrschaft befreit hatten, das war vergessen, nachdem noch nicht zwanzig Jahre darüber hingegangen. Von dem Werth eines einheitlichen freien Wirthschaftsgebiets im Innern hatte man keinen Begriff. Der Zollverein galt für eine politische Intrigue Preußens oder gar der heiligen Allianz; und der kluge und patriotische Nebenius für einen Verräther, würdig, mittelst einer roth-gelben (badische Landesfarbe!) Schnur an den höchsten Ast im badischen Vaterlande gehängt zu werden. Das nannte man damals Liberalismus. Man muß sich daran erinnern, um zu

Digitized by Google

begreifen, welche Fortschritte wir seit einem Menschenalter gemacht haben.

Der junge Mathy war halbwegs frei von dieser Krankheit; aber er durfte es nicht sagen, weil er sonst von seinen Gönnern und deren Anhang in Acht und Bann erklärt worden wäre. Gleichwohl wünschte er den Anschluß an den Zollverein und sein Gewissen gebot ihm, nach Kräften dafür thätig zu sein. Aus dieser verzwickten Situation ging denn nun eine Flugschrift Mathy's hervor, welche 1834 erschien im Selbstverlage des Verfassers, der seine letzten geringen Geldmittel in dieses Unternehmen steckte. Er wägt in der Broschüre das „Wider" und das „Für" ab. Sein Verstand ist auf der Seite des „Für." Aber um es mit seinen Freunden nicht zu verderben, vertritt er zuerst deren in Obigem mit möglichster Treue und Kürze reproducirte Anschauung. Dann aber führt er die Gründe für den Anschluß in's Feld: Freien Verkehr im Innern; eine stetige und sicher vorschreitende, gegen Experimente geschützte Zoll- und Tarifgesetzgebung; Beseitigung der interterritorialen Hindernisse, welche einem deutschen Eisenbahn- und Canalsystem im Wege stehen; Ermöglichung der Einführung von Zug-, Niederlassungs- und Gewerbefreiheit durch ganz Deutschland; Gründung der wirthschaftlichen Einheit und Vorbereitung der politischen. Vor den Augen des jungen Mannes lagen damals schon alle diese großen Ziel- und Gesichtspunkte offen, welche für einen Rotteck, Welcker und andere weit ältere Zeitgenossen noch unfaßbar und unfindbar waren.

Aber man merkt Mathy's Schrift durchaus nicht an, wie warm bei ihrer Abfassung das Herz des Verfassers geschlagen. Man würde eher glauben, sie sei von einem Staatshämorrhoidarius als von einem jungen Journalisten geschrieben. Diese gezwungene Zurückhaltung, die scheinbare Kälte, diese Seitenhiebe auf Preußen und Norddeutschland, sie waren nur allzu nothwendig, um nur Gehör zu gewinnen, das, hätte der Verfasser schlankweg und einfach die Wahrheit gesprochen, verweigert worden wäre, mit dem obligaten Schrei der Entrüstung.

Mathy's Schwager, der junge Stromeyer, der nachgehends vom jungen Deutschland zum Tode verurtheilte, leichtlebige Bummler, ließ sich von der herrschenden Strömung treiben und schrieb ein Pamphlet voll Gift und Galle gegen den Anschluß, welches

Digitized by Google

von den kleinen liberalen Zeitungen des Südens als Meisterwerk gepriesen wurde, während Mathy's verdienstvolle Schrift nur einen mäßigen „Erfolg der Achtung" errang, aber viel zur Klärung der Ansichten beitrug.

Ich habe eigentlich meiner Darstellung vorgegriffen mit dieser Episode über die Mathy'sche Zollvereinsschrift und die Constellation, unter welcher sie erschien. Allein es geschah nicht ohne Absicht. Heutzutage würde ein junger Mann von solchem Talent, von solcher Fachkenntniß und Darstellungskunst von einem so festen, sichern und weittragenden Scharfblick, der Gegenstand der eifrigsten Umwerbungen sein. Die großen Banken und industriellen Unternehmungen würden Jagd auf ihn machen: seine eigene Regierung, und wohl auch andere, würden ihre Aufmerksamkeit auf ihn richten; das Parlament würde ihm offen stehen; jede selbstbewußte und kluge Partei würde ihn zu gewinnen suchen. Vor fünfunddreißig Jahren war das anders in Deutschland. Man ließ ihn im Staatsdienste darben und zwang ihn, zu schriftstellerischem Nebenerwerbe zu greifen, den er nur bei der Opposition fand. Dann entließ man ihn aus dem Staatsdienste, weil er schriftstellerte. Er gründete eine Zeitung. Sie ging gut und befriedigte seine und seiner Familie bescheidenen Bedürfnisse. Da kam die Censur und strich ihm, was er geschrieben; und die Leser, welche nicht weiße Censurlücken angaffen, sondern Gedrucktes lesen wollten, fielen dem Blatte ab. Was half ihn das Schreiben, wenn die Censur das Drucken verbot? Abermals war seine Kraft lahm gelegt. Eine solche liebevolle Detailbehandlung förderte natürlich immer mehr die oppositionelle malcontente Gesinnung. Der Mensch wäre noch zu erfinden, der sich an unablässig fortgesetzten täglichen Nadelstichen fromm und gemüthlich erbaute. Für die Malcontenten aber hatte der gute alte Bundestag ein besonderes Ketzergericht etablirt, welches sich „Bundes-Centralunterſuchungscommiſſion" (der deutsche Bureaukrat liebte solche zwölfsilbenreiche Titel) nannte und die Demagogenhetze mit demselben Eifer betrieb, wie man hundert und zweihundert Jahre zuvor den Hexenverfolgungen oblag. Dieses zwölfsilbige deutsche Ketzergericht heftete sich auch an die Fersen Mathy's. Er zog sich vor seinen Drohungen nach Frankreich und dann in die Schweiz zurück. Warum sollte er nicht gehen? Seine Existenz in der Heimath war ja doch ruinirt; und das nämliche Preußen, dessen Zoll-

Digitized by Google

vereinspolitik er so tapfer unterstützte, half ja ebenfalls ihn verfolgen. Auch damals hatte es die bekannten „zwei Seelen." Seine wirthschaftliche Seele war gesund. Aber seine politische Seele lag in den Banden der heiligen Allianz; und es folgte der Führung Oesterreichs, das in Deutschland wie in Italien seine Fremdherrschaft zu befestigen trachtete, dadurch, daß es, wie Fürst Metternich und Hofrath Gentz sagten, die Ruhe und Ordnung wiederherstellte, d. h. die Ruhe des Kirchhofs und die rein mechanische Ordnung der privilegirten Actenschreiber-Kaste. So wirkte Preußen, geführt von Oesterreich mit, die Leute, welche auf seiner Seite standen, aus dem Lande zu vertreiben. Als am 17. Mai 1835 Baden dem Zollverein beitrat, saß Mathy als Flüchtling in der Schweiz.

Karl Mathy wohnte am 27. Mai 1832 mit sehr gemischten Gefühlen dem Feste von Hambach bei. Man sang, man trank, man fraternisirte und schmollirte. Die damals unvermeidlichen Polen erschienen mit der unvermeidlichen florumhüllten Fahne; larmoyante Gesichter, hinter welchen sich eine riesenhafte Consumtionskraft versteckte. Dann wurden die Fahnen geschwenkt und Reden gehalten; und die Jungfräulein, welche vorher zu Ehren der gloomy-stummen Polen ihre Taschentücher hatten wehen lassen, schwenkten sie jetzt zu Gunsten Derjenigen ihrer deutschen Landsleute, welche am lautesten schrien. Nur eine einzige Rede, die von Wirth, bewegte sich auf nationaler Grundlage. Im Uebrigen that man, als wenn Deutschland nur aus Baden, Rheinbaiern und Rheinhessen bestände, und als wenn solche Dinge wie der Zollverein und Preußen gar nicht existirten. Man hatte mehr Sympathien für Franzosen und Polen als für Preußen. Das Jahr Dreizehn war vergessen. So viel hatte Metternich schon fertig gebracht, selbst bei Denen, die ihn verwünschten.

Man hatte sich unter einander die Köpfe warm geredet und sich wahrhaft wohl gefühlt, weil man einmal an einem einzigen Tage keine bureaukratisch-fiscalisch-polizeiliche Mißhandlung erduldet. Am andern Tage fing sie natürlich wieder an und wurde als selbstverständlich betrachtet. Nur das Gelüste an hochtönenden Worten behielt man bei und befriedigte es dadurch, daß man allwöchentlich ein- oder zwei- oder dreimal im stillen Kämmerlein eines jener unscheinbaren Blättchen las, die damals jedes badische Landstädtchen producirte. Denn in Baden war seit 1832 die Censur aufgehoben.

Digitized by Google

Freilich sollte dieser Sonnenstrahl im „Hort der Freiheit" nicht lange dauern.

Auch Mathy machte Gebrauch von ihm. Er gründete in Karlsruhe den „Zeitgeist," ein anfangs zwei-, später dreimal wöchentlich erscheinendes Blättchen. Als Redacteur wurde er nicht zugelassen. Denn diese Function war an einen Alterscensus von dreißig Jahren geknüpft; und Mathy zählte nur fünfundzwanzig. Der nächste Erfolg der zeitgeistlichen Thätigkeit bestand darin, daß Mathy derjenigen Beamtenfunctionen, welche ihm ein kleines Stück Geld eintrugen, enthoben ward und nur den „Charakter indelebilis" eines Cameralpraktikanten behielt. Allein auch das dauerte nicht lange. Er wollte heirathen. Nach großherzoglich badischer Dienstpragmatik aber mußte selbst ein Cameralpraktikant, wenn er heirathen wollte, eine solche Caution stellen, wie das sonst nur bei Lieutenants Sitte ist, welche im nächsten Feldzug fallen können, während bei Cameralpraktikanten doch wohl die Lebensgefahr nicht so groß ist. Zwar wurde öfters von der Cautionsleistung dispensirt. Darum bat auch Mathy; allein man schlug es ihm ab. Concessionen an den „Zeitgeist" waren damals gefährlich für die kleinen deutschen Regierungen, welche Metternich mittelst seiner „Karlsbader Wassercuren" (ein Cynismus von Friedrich Gentz) recht gründlich heruntergebracht hatte.

Aber Mathy ließ sich nicht irre machen. Er hatte in seinem Virgil gelesen: Weiche vor Unglück nie, geh' stets nur muthiger vorwärts („Tu ne cede malis, sed contra audentior ito"). Eingedenk dieses Wahlspruchs, bat er am 26. Mai 1833 das großherzogliche Ministerium, „ihn aus der Praktikantenliste zu streichen, und ihn auf diese Weise der Pflichten eines Verhältnisses zu überheben, dessen Rechte zu genießen er, ungeachtet vierjähriger treu geleisteter Dienste, keine, oder doch nur sehr problematische Aussichten habe." Die Willfahrung folgte dem Gesuch auf dem Fuße. Man war offenbar sehr froh, „den unruhigen Kopf" los zu sein. Denn der allmächtigen Bureaukratie, welche selbst die autokratischsten Kleinfürsten überwältigt hatte, schien Jeder verdächtig, der sich auch nur um die Breite eines Strohhalms von ihren ausgefahrenen Gleisen zu entfernen bestrebt war. Mathy war nun blos noch „Zeitgeist" und gedachte von seiner ihm nun zustehenden persönlichen Freiheit

Digitized by Google

Gebrauch zu machen und die Braut heimzuführen, mit welcher er seit beinahe zwei Jahren verlobt war.

Nur Der, welcher in einem deutschen Kleinstaate die vergangenen Zeiten „schaudernd selbst erlebt", vermag sich einen Begriff zu machen von der Kühnheit solcher Entschließung. Mir selbst ist noch 1850 in dem vormaligen Herzogthum Nassau folgender Fall in der Praxis vorgekommen:

Ein junger höchst talentvoller und unterrichteter Ingenieur hatte dort die unterste Sprosse des Staatsdienstes erklommen. Er war „Wegbau-Accessist" mit etwa hundertzwanzig Thalern Besoldung per Annum. Sein Bruder war oppositioneller Abgeordneter. Sein Vater war es früher gewesen. Das genügte natürlich, um mißliebig zu sein. Denn je kleiner der Staat, desto schärfer die persönlichen Reibungen. Der junge Ingenieur war eines Abends in munterer Gesellschaft von Altersgenossen, die sich Alle auch gerade keiner gouvernementalen Gunst erfreuten. Auf dem Heimwege hatte Einer von ihnen — es war nicht der Ingenieur — einen Rückfall in Studentenlaunen. Er warf eine Laterne ein. Der herzogliche Amtmann loci, bemüht, sich bei der Regierung einen rothen Rock zu verdienen, leitete eine Monstre-Untersuchung ein wider den herzoglichen Wegebau-Accessisten L. und Consorten, „wegen der, im Complott verübten, vorsätzlichen Zerstörung einer von der öffentlichen Autorität im Freien und unter dem Schutze des Publikums aufgestellten Staatsmaschine," Artikel vierhundert und so und so viel des herzoglichen Strafgesetzbuchs. Die verletzte Laterne hatte sich gewiß niemals eingebildet, ein so vornehmes Geschöpf der „öffentlichen Autorität" zu sein; und eben so wenig mag der Gesetzgeber jemals daran gedacht haben, daß sein Artikel so und so viel einmal eine so gesuchte Anwendung fände. Auch sprach das Obergericht, vor dem ich die Ehre hatte, meinen jungen, mißliebigen Freund, den Ingenieur, als Anwalt zu vertheidigen, denselben frei. Allein die Regierung ließ der Freisprechung durch das Gericht ein administratives Disciplinarverfahren folgen, welches mit Entlassung des Freigesprochenen aus dem herzoglichen Staatsdienste unter Verlust jeglicher Ansprüche auf Gehalt und Pension endigte.

Darüber, daß dem jungen Mann, dem doch die ganze Welt offen stand, hundertzwanzig Thaler jährlich aberkannt waren, und etwa auch die Hoffnung, es, wenn er keine Zähne mehr hatte, zu

Digitized by Google

einem Stück Brot von höchstens jährlich achthundert Thaler zu bringen, daß er sein sicheres Stück Brot, seine Versorgung auf Lebenszeit verloren habe, darüber erhob sich damals ein endloses Wehklagen bei Freunden und bei Verwandten; und wenn ich mich darüber moquirte, dann wurde ich mit sehr argwöhnischen Blicken betrachtet.

Der Ingenieur, von welchem ich spreche, kam bald darnach unter Herrn von Dénis in Baiern in das Eisenbahnfach und brachte da, vermöge seiner ganz außerordentlichen Begabung, sehr bald ein Erkleckliches vor sich, so daß er heute einer der reichsten und ersten Eisenbahnmänner Deutschlands ist; und diejenigen nassauischen Baubeamten, welche 1850 zugleich mit ihm „herzogliche Wegebau-Acceſſisten" und von der ihrem Collegen widerfahrenen plötzlichen Dienstentlassung ganz consternirt waren, werfen heute die vorwurfs- und verzweiflungsvolle „sociale Frage," ohne sie jemals lösen zu können, auf — die Frage: „Warum habe nicht auch ich mich in meiner Jugend im richtigen Momente an der vorsätzlichen Zerstörung einer unter öffentlicher Autorität im Freien aufgestellten Herzoglich nassauischen Maschine, vulgo Straßenlaterne, betheiligt?"

So war's 1850. Aber siebzehn Jahre früher, 1833? Damals gab's fast noch keine Eisenbahnen in Deutschland, welche überhaupt in systematischer Vollständigkeit erst möglich wurden durch die Ausdehnung des Zollvereins. Und dann war Karl Mathy kein Ingenieur, dem die Welt offen steht, sondern Jurist und Cameralist, also eigentlich an die Scholle gefesselt. Noch Jahrzehnte nachher — und vielleicht ist es hin und wieder noch heute so — war die herrschende Meinung die: Der Student läuft sich auf der Universität mit Reiten, Raufen, Saufen u. s. w. die jugendlichen Hörner ab; und dann, zurückgekehrt in's Philisterium, gewöhnt er sich zuerst ein wenig ans Hungern und Gehorchen, dann aber wird er, wie ein Stück Stallvieh, an die Quartalskrippe gebunden, auf welcher ihm die Besoldung und seinen Relicten die Pension aufgeschüttet wird bis an das Ende aller Dinge; zwar ist die Behandlung von Oben nicht gut, aber dafür kann man nach Unten selbst um so gröber sein; zwar ist das Futter knapp, aber die Stallfütterung um ihrer Sicherheit willen der freien Weide vorzuziehen, auf der man den Unbilden der Witterung ausgesetzt ist und heute nicht weiß, ob man morgen noch was hat. So dachte man damals im deutschen Kleinfürstenthum

Digitized by Google

allgemein in Betreff der „studirenden Söhne gebildeter Eltern.“ Dieser Gedanke, diese Weltanschauung bildete die Hauptquelle der Exclusivität und Selbstüberhebung, des Servilismus und der Uncultur unserer Bureaukratie. Erst nach Gründung und Ausdehnung des Zollvereins, nach Herstellung der wirthschaftlichen Freiheit ist er hinter der Entfaltung von Verkehr, Landwirthschaft, Handel und Industrie und vor dem steigenden Wohlstand der Nation etwas in den Hintergrund zurückgetreten. Damals aber, 1833, herrschte er noch und deshalb war es ein Act unerhörter Kühnheit, daß ein junger Mann, ohne reiche Verwandte und Gönner, ohne Vermögen und ohne Pension aus dem Staatsdienste trat und zugleich zur Ehe schritt. Aber auch Letzteres wurde einem politisch Compromittirten schwer gemacht. Mathy kam vorerst statt vor den Traualtar in das Gefängniß, und zwar in Folge des Frankfurter Attentats vom 3. April 1833, des unzweifelhaft dummsten aller dummen Streiche, die wir während unserer süßen politischen Jugendeselei begangen haben.

Wer sich der Stadt Paris, und sei es auch durch einen Staatsstreich, oder nur durch einen Handstreich, bemächtigt, hat die politische Herrschaft in Frankreich. Das hatten sich die Liberalen in Deutschland aus der Julirevolution und deren großer Vorgängerin von 1789 abstrahirt. Sie wandten diesen Satz nun auf Deutschland an, und zwar in der allerverkehrtesten Weise. Man calculirte so: „In Frankfurt sitzt der Bundestag, folglich ist Frankfurt die Hauptstadt von Deutschland; wer aber die Hauptstadt hat, der hat das Regiment in Deutschland. Ergo: erobern wir Frankfurt, dann haben wir Deutschland!“ Die Sache wurde mit der größten Naivetät betrieben und förmlich vorher angesagt. Frankfurt hatte seine Stadtsoldaten mobil gemacht; und am 3. April, präcis 9 Uhr 30 Minuten Abends, zog der commandirende General die Uhr und sagte zu seinen Myrmidonen: „Alleweil paßt uff; no soll's ja losgehe; bin doch begierig; no, mer wolle sehe.“

Und es ging los; präcis auf die Minute kamen mehrere Trupp's Studenten und sonstiger junger Leute mit Schießwaffen auf die Hauptwache losmarschirt; die Schildwache wurde erschossen; der wachthabende Offizier sprang durch's Fenster und entlief („Hätt' ich Courage, dann kauft ich Spanier!“ d. i. spanische Papiere, soll er später gesagt haben); die Uebrigen streckten die Gewehre; die Haupt-

Digitized by Google

wache war erobert. Die tapferen Studenten waren Herren der Situation; sie eilten durch die Straßen und riefen: „Bürger heraus! Es lebe die Freiheit!“ Sie hofften, auf Grund erhaltener Versicherungen, mit diesem Rufe Tausende bewaffneter Freiheitskämpfer aus der Erde der freien Reichsstadt stampfen zu können. Allein es kam kein Mensch; im Gegentheil, die Häuser wurden sorgfältig vor ihnen verrammelt und verschlossen. Und die preußische und österreichische Garnison der benachbarten Bundesfestung Mainz machte schnell dem ganzen Schwindel ein Ende.

Mathy hatte oberflächliche Kenntniß von dem Vorhaben gehabt und vor einem solchen „dummen Streiche“ gewarnt. Schon damals nannte man ihn, was ihm im Laufe seines Lebens noch oft passirte, blos deshalb, weil er klüger war als die Anderen, einen „Verräther.“ Als aber der dumme Streich gegen seinen Willen gemacht, und als er mißrathen war, da nahm sich der „Verräther“ der Unglücklichen und Verfolgten an mit größtem Eifer und Opfermuth, mit höchster eigener Gefahr. Gleichwohl verzieh man ihm nie ganz. Denn der demokratisch-spießbürgerliche Neid macht Klügersein und Bessersein zum Verbrechen. So war es schon zu den Zeiten des Aristides. Auch das Unglück hatte die tollen Jünglinge nicht klüger gemacht. Sie führten von der Schweiz aus politische Correspondenzen. Auf der Post wurden damals alle Briefe geöffnet. Man glaubte nun sehr klug zu handeln, wenn man reisenden Handwerksburschen die Briefe inwendig in den Wachstuchhut nähete. Aber man wußte nicht, was doch alle Welt weiß, daß damals der Handwerksbursche, den erst die Gesetzgebung des Norddeutschen Bundes in seine angeborenen Menschenrechte wieder eingesetzt hat, so gut wie vogelfrei war. Namentlich wenn er aus der Schweiz, dem „Herde der Verschwörungen,“ kam, verstand es sich ganz von selbst, daß er von einer hohen Polizei von Kopf bis zu Fuß, ja bis auf die Haut visitirt, mit Stockschlägen tractirt und auf dem Schub in die Heimath „dirigirt“ werden mußte, wenn man nicht etwa vorzog, ihn bis auf Weiteres im Gefängnisse zu behalten. Es leben heute noch Hunderte ehrsamer und wohlhabender Geschäftsleute, welchen man in ihrer Jugend zur Zeit des Bundestagsterrorismus eine solche „föderative“ Behandlung hat angedeihen lassen.

Durch den Brief eines Flüchtlings, welcher auf solche Weise bei einem Handwerksburschen gefunden wurde, erhielt eine hohe

Digitized by Google

Polizei Kenntniß davon, daß Mathy bei der Entspringung Frankfurter Attentäter nicht unbetheiligt war. Er wurde Ende Mai 1833 in der zweiten Kammer, wo er als Zeitungsreporter fungirte, verhaftet. Die Hochzeit mußte also verschoben werden. Seine Braut besuchte ihn auf dem Rathhausthurme, von wo aus er als Gefangener auf die hohe deutsche Bundestagspolizei herabsah. Erst im Juli 1833 kam er los. Drei Tage darnach fand die Trauung statt. Sein Vermögen bestand damals in hundertfünfzig Thalern, die er sich am Munde abgespart, sein Einkommen in dem, was er von Tag zu Tag mit der Feder erwarb. Und das war bei dem elenden Honorare, das damals, trotz aller politischen Aufregung, in Süddeutschland, wo jedes Städtchen sein eigenes Blättchen haben wollte und sonst nichts las, — wenig, sehr wenig.

Allein Mathy ließ sich nicht irre machen. Er schrieb seinen „Zeitgeist", seine bereits erwähnte Flugschrift über den Zollverein, eine Broschüre über Steuerreform, Correspondenzen für die damals in höchster Blüthe stehende „Augsburger Allgemeine Zeitung," welcher er über zwölf Jahre lang treu blieb, nämlich so lange, bis die Gothaer 1849 unter der Redaction von Gervinus die „Deutsche Zeitung" in Heidelberg gründeten, volkswirthschaftliche, finanzwissenschaftliche und staatsrechtliche Abhandlungen für Rotteck's und Welcker's Staatslexikon und dazwischen durch auch allerlei Aufsätze für Kinderschriften. Aber auch dieses karge Brot gönnte man ihm nicht.

Die Censur, die Baden Anfang 1832 abgeschafft, aber — so werthlos und vergänglich war particularistische Freiheit — der hohe Bundestag, d. h. Oesterreich, wenige Monate nachher wieder dort eingeführt hatte, wüthete, wie bereits erzählt, gegen den „Zeitgeist." Die badische Regierung war zwar nicht boshaft, aber schwach. Von Zeit zu Zeit kamen Mahnungen von Frankfurt, sie werde sich einer Verletzung ihrer Bundespflichten schuldig machen, wenn sie nicht energischer gegen das verderbliche Treiben eines höchst gefährlichen rothen Verschwörers Namens Karl Mathy einschreite.

Mathy merkte, was ihm bevorstand. Er lernte das Setzerhandwerk, um sich, wenn nöthig, auch damit draußen in der Welt ernähren zu können. Sein „Zeitgeist" unterlag den Chicanen des Censors. Er wollte eine Landtagszeitung herausgeben; man verweigerte ihm die Concession. Wieder wurden Briefe bei Handwerksburschen und bei einem Lieutenant Namens Sold saisirt, wonach

Digitized by Google

Mathy mit Flüchtlingen in Verbindung stand. Die Briefe enthielten zwar nichts Verbrecherisches, aber sie waren „compromittirend," und das war leider schon mehr als genug zur Zeit des Schreckensregiments des Bundestags und seiner Centraluntersuchungscommission. Letztere drang wiederholt auf Mathy's Verhaftung. Zweimal hatte das Hofgericht in Rastadt den Antrag als rechtlich unbegründet abgelehnt. Da wurde er, gestützt auf neue Documente, zum dritten Male gestellt. Auch Richter sind Menschen; und zur Zeit jener Demagogenhetzen ist auch bei ihnen Menschliches, ja leider sogar auch Unmenschliches mit untergelaufen. Sachkundige Gönner und Freunde warnten Mathy. Sie bezweifelten, ob die Widerstandsfähigkeit der Richter auch dem dritten Antrage gewachsen sein werde. War Mathy in Haft, dann mußten die Seinigen hungern; die bloße Trennung aber hinderte ihn nicht, für dieselben zu arbeiten. Auch seine Frau wollte lieber den Schmerz der Trennung, als die Schrecken der heimlichen politischen Inquisitionstribunale ertragen.

So ging Mathy, zögernd, ungern, aber nach reiflicher schmerzbewegter Erwägung entschlossen. Von Straßburg aus schrieb er den Seinen:

„Ich habe ertragen, was nur immer möglich war, so lange mir ein Schimmer von Hoffnung blieb, in meinem Vaterlande als nützlicher Bürger zu leben."

So trieb damals Deutschland seine besten Söhne in das Ausland. Den Einen verjagte der Censor; den Andern das politische Ketzergericht; den Dritten die Zunft; den Vierten die Absperrung von Stadt gegen Dorf, von Gemeinde gegen Gemeinde, von Ländchen gegen Ländchen; den Fünften der Gewissensdruck; den Sechsten der Polizeidruck; den Siebenten die Verweigerung der selbstständigen Niederlassung oder der Verehelichung; den Achten die Nahrungslosigkeit, welche die Tochter des particularistischen Abpferchungs- und Territorialsystems war; den Neunten der Ekel an der allgemeinen Misère. Der loyale deutsche Territorialstubengelehrte, der mit der Aufgabe betraut ist, für jedes häßliche Ding ex officio einen schönen Namen zu erfinden, nannte das den „germanischen Wandertrieb."

Ueber die Frage, warum dieser Trieb damals vorzugsweise in den durch die Natur so sehr begünstigten südwestdeutschen Mittel- und Kleinstaaten grassirte, versuchte er nicht einmal, sich Rechenschaft

Digitized by Google

zu geben. Er hatte ja sein schönes Wort, und — mit Worten läßt sich trefflich streiten — mit Worten ein System bereiten u. s. w. — Dem Vaterlande waren fast alle diese Ausgestoßenen verloren. Viele gehen im Auslande zu Grunde; und die, welche es dort zu Etwas bringen, widmen ihre Kraft und ihr Vermögen natürlich dem neuen Lande, auch dann, wenn sie des alten noch gern in Liebe und Treue gedenken; die nächste Generation aber wird schon entgermanisirt. Der Vogel vergißt sein Nest, um wie viel mehr der ausgewanderte Deutsche, den der Dichter anredet:

Du Deutscher ohne Vaterland,
Du Vogel ohne Nest —"

Mathy wanderte zu Fuß von Straßburg nach Basel, wo sich der kleine Canton soeben auf dem Wege des Putsches in zwei souveraine Hälften gespalten hatte, und von Basel nach Bern. An der Berner Grenze rief ihn ein Landjäger an: „Wo wolli Si uſi?" Mathy gab keine Antwort; da er keinen Paß hatte, wollte er weitere neugierige Polizeifragen nicht provociren. In Bern klopfte er an allen Thüren an. Viele waren verschlossen, und hinter den offenen fand sich nichts. Aber Mathy verlor den Muth nicht. Er hatte keinen Erbonkel und keine Gönner; sein Selbstgefühl verbot ihm, den Beistand seiner Freunde in Anspruch zu nehmen. Er empfing weder Subsidien noch Darlehn. Er hatte nichts, als das Bewußtsein seines Rechts und seiner Kraft, und die reichten aus in dem Kampfe ums Dasein (struggle for life).

Endlich wurde er Redacteur der „Jeune Suisse," des Organs von Guiseppe Mazzini, jedoch ohne sich an den geheimen Bünden irgend weiter zu betheiligen; und dann, als die Eidgenossenschaft, unter dem Drucke der europäischen Großmächte, die Flüchtlinge auseinandersprengte und auswies und auch die Zeitung zu Grunde ging, gelang es Mathy nach langer Irr- und Marterfahrt das harte, aber gesunde Brot eines Schulmeisters in Grenchen (Canton Solothurn) zu finden, von dem er selbst uns in dem fünften Bande von Freytag's Bildern aus der deutschen Vergangenheit so reizend erzählt hat.

Während seines Aufenthaltes in der Schweiz ließ er von Zeit zu Zeit eine Taube nach Deutschland fliegen; sie kam stets zurück mit der Uhland'schen Antwort:

Digitized by Google

„Untröstlich ist's noch allerwärts,
Doch blitzen sah ich manches Auge
Und klopfen hört' ich manches Herz!"

Erst Ende 1840, nachdem die endlosen Inquisitionen nicht vermocht hatten, eine strafbare Handlung Mathy's zu constatiren, und er nicht mehr in Gefahr war, verhaftet zu werden, sobald er die deutsche Grenze überschritt, kehrte er, nachdem er sich hiervon vergewissert hatte, zurück, begleitet von seiner Familie und von dem Segen seiner schweizer Freunde, durch das fünfjährige Exil in seiner deutschen Gesinnung nicht beeinträchtigt, gestählten Charakters und erweiterten Wissens.

IV.

Gustav Freytag als Culturhistoriker.

Motto:

„Es ist, wie Du sagst, daß man im deutschen Reich nicht verfährt, wie sich's gehört. Ich sehe aber auch kaum, wie dies bei der großen Menge von Fürsten und Herren anders sein kann."

G. W. Leibnitz an Ludolf. (1693.)

Es war Ende 1867 — Mathy lebte damals noch —, als ich der neuesten Auflage von Freytag's „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" (fünf Bände, Leipzig, Hirzel 1867), eine ausführliche Besprechung in der Vierteljahrsschrift für Volkswirthschaft und Culturgeschichte (Jahrgang VI, Band I, Seite 1—26) widmete.

Ich erörterte die Wichtigkeit der Geschichte der wirthschaftlichen Cultur (die Geschichte der Wissenschaft der National-Oekonomie, so wie die der volkswirthschaftlichen Thätigkeit des Staates, namentlich auf dem Gebiete der Handels- und Zollpolitik, mitinbegriffen) und suchte an einer Reihe von Beispielen aus der deutschen Geschichte nachzuweisen, daß ohne Wirthschafts-Culturgeschichte die sonstige culturgeschichtliche Entwickelung einer Nation, und auch ihre politische Geschichte, nicht vollständig begriffen werden könne.

Dann wandte ich diese Grundsätze auf Freytag's „Bilder" an, wie folgt:

Zwar sind in Freytag's „Bildern aus der deutschen Vergan-

Digitized by Google

genheit" auch die wirthschaftlichen Zustände des betreffenden Zeitalters stets berührt, in der Regel gut aufgefaßt und mit herangezogen, um das Bild zu vervollständigen und demselben das richtige Colorit zu geben. Allein wir hätten gewünscht, daß sie wenigstens bei einigen Schilderungen und in gewissen Perioden mehr Hauptbestandtheil des Tableau und weniger Staffage wären. Denn gerade diese Bilder aus der Geschichte der wirthschaftlichen Cultur würden wesentlich dazu beigetragen haben, unsere Blicke zu schärfen für die Vergangenheit und uns aus der letzteren praktische Rathschläge für die Gegenwart und die nächste Zukunft zu gewinnen. Aus ihnen würden wir erkennen, daß nicht das Feudalwesen und nicht der moderne absolutistische Staat, der Staat Louis XIV. in Frankreich, oder Friedrich Wilhelm's I. in Deutschland, daß nicht jenes moderne unbeschränkte Königthum, das entstand und wuchs außerhalb und über der feudal gegliederten Staats-Gesellschaft, das einen anderen Ursprung und einen anderen Charakter hatte, ja, geradezu feindselig auftrat gegen die feudalen Gewalten, welche es bestimmt war zu bekämpfen und zu unterdrücken, daß also nicht der Feudalismus und auch nicht der Absolutismus die schlimmsten Feinde der wirthschaftlichen Größe unserer Nation gewesen sind, sondern daß es der Kleinstaat war, die Territorial-Herrschaft, dieses unselige Mittelding zwischen Feudalismus und Absolutismus, welches die Fehler beider in sich vereinigt, ohne auch nur eine einzige ihrer Tugenden geerbt zu haben, diese Carricatur des wirklichen Staates, mit ihrer engherzigen und unwissenden, nur polizeilich-fiscalisch geschulten Beamten-Despotie, welche in den Unterthanen nichts erblickte, als Besteuerungsobjecte und Gegenstände zu Gesetzgebungs-Experimenten in anima vili, und jede wirthschaftliche Thätigkeit der Bevölkerung vermittels der in usum fisci erfundenen zahllosen regalia majora et minora entweder zu unterdrücken, oder durch übermäßige fiscalische Ausbeutung gleichsam zu bestrafen suchte, welche gegenüber dem Ganzen eben so wenig Pflichten anerkannte, als gegenüber den Unterthanen, und ein lächerlich kleines Partikelchen deutschen Bodens als Mittelpunkt der Welt zu proclamiren suchte. Dieser böse Geist wirthschaftlicher Absonderung und politischer Centrifugalsucht ging, in Folge der andauernden factischen Ländertheilungen, welche den Gesichtskreis immer enger, die Anschauung immer kleinlicher, den Charakter immer bäuerischer, miß-

Digitized by Google

günstiger und giftig-kleinmeisterlicher machten, auch auf die Bevölkerung über, die nun statt des wirklichen Staates ihren kleinen Fetisch verehrte. Von jenem Krieg und Proceß, den die Kleinfürsten und Reichsstädte über jeden Mann, den sie zur Reichsarmee stellen, und über jeden Pfennig, den sie zur Reichscasse zahlen sollten, erhoben, bis zu dem passiven Widerstand, welchen der deutsche Bundestag, im Widerspruch mit der klaren Vorschrift der Bundesacte, der Einführung der Verkehrsfreiheit innerhalb des Bundesgebietes leistete (siehe: Ludwig Karl Aegidi, aus der Vorzeit des Zollvereins. Ein Beitrag zur deutschen Geschichte, Hamburg 1865), bis zu dem Schmerzensschrei, welchen die süddeutschen, separatistisch gesinnten Volksvertretungen ausstießen, als es sich im Anfange der dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts um Eintritt der betreffenden Länder in den Zollverein handelte, den Cassandra'schen Weheklagen, die damals der gesetzgebende Körper von Frankfurt a. M. erhob, den sectirerischen Unglücksprophezeiungen der würtembergischen Abgeordneten, namentlich des Steuerraths Moritz Mohl (welcher letztere solche nachgehends in der Sitzung der Stuttgarter Zweiten Kammer vom 31. October 1867 rundweg in Abrede stellte — so sehr war das Gegentheil des Prophezeiten eingetroffen —), bis zu dem seltsamen Schauspiel des Herbstes 1867, das uns eine Coalition der schwarzen ultramontanen Reaction und des rothen schutzzöllnerischen Ultraradicalismus in Würtemberg mit der ultraconservativen Majorität der baierischen Reichsrathskammer in München, eingegangen zum Zwecke der Bekämpfung der Grundlage der wirthschaftlichen Einheit und Freiheit Deutschlands, eine Verschwörung der Ultras von allen Punkten der Peripherie gegen das nationale Centrum, aufzeigt; — sind alle diese einzelnen Erscheinungen nur Theile des oben geschilderten Ganzen, nur die einzelnen Leidensstationen auf dem nunmehr zum Theil wenigstens glücklich überwundenen Passionsgange der deutschen Nation. Sie zeigen uns den Weg auch für die Zukunft. Sie lehren uns, daß wir nicht nur in der Politik, sondern auch im Wirthschafts- und Rechtsleben die durch den krankhaft gesteigerten separatistisch-sectirerischen Territorialismus, den die zünftigen Anbeter des hölzernen Kalbes neuerdings euphemistischer Weise als das „föderative Princip", ja, im schreiendsten Widerspruche mit der ganzen deutschen Geschichte, höchst komischer Weise sogar „die Freiheit" nennen, unterbrochene Continuität unseres

Digitized by Google

öffentlichen Lebens wiederherstellen und in Allem wiederanknüpfen müssen an unsere große altgermanische Zeit der volksthümlichen Gestaltung und der wahren, d. h. der nationalen Freiheit, die mit der wirthschaftlichen identisch ist.

Das ist es, was wir bei Freytag vermissen. Oder, um es an einem Beispiele zu demonstriren:

Im fünften Bande („aus neuer Zeit") finden wir ein reizendes Capitel „Erkrankung und Heilung", welches schildert, wie während der traurigsten Zeit der Reaction und Abspannung der officiellen Welt, unter der faulen Decke doch das gesunde Leben der Nation pulsirte und wogte, fortschritt und gedieh. Den Mittelpunkt des Bildes bildet die unübertreffliche Schilderung, welche Karl Mathy, der badische Finanz-Minister, uns von einer durch ihn selbst gegründeten und geleiteten Dorfschule giebt, ein Idyll voll praktisch-realistischer Wahrheit.

Hätte sich nun nicht etwa zwischen dieses Capitel und den Schluß, der unmittelbar darauf folgt, vielleicht gerade mit Anknüpfung an den Namen von Karl Mathy, der als national gesinnter Volkswirth und Finanzmann gerade so praktisch, wie als Schulmeister, gewirkt und zur Gründung und Erhaltung der wirthschaftlichen Einheit und Freiheit Deutschlands eben so kräftig mitgestritten hat, wie irgend Einer der jetzt noch lebenden Zeitgenossen, ein weiteres Caput einschalten lassen über den preußischen Zollverein, der eben so viel zur Einheit gethan, als die preußische Armee, und der eben so gut, wie diese, seinen Moltke aufzuweisen hat; nur mit dem Unterschiede, daß man diesen kennt und jenen nicht. Freilich, die Damen, die mit Recht große Verehrerinnen Freytag's und namentlich auch seiner „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" sind, würden vielleicht sagen, das sei langweilig, und gegen unseren Vorschlag Protest erheben. Allein erstens ist es ein großes Vorurtheil, reale Dinge für langweilig zu halten. Zweitens aber ist Gustav Freytag der Mann dazu, solche Stoffe zu beleben und auch das schlichte Heldenthum der Arbeit zu adeln. Beweis: „Soll und Haben" und die „Verlorene Handschrift".

Doch wir glauben den Grund, warum der Autor diesen, den wirthschaftlichen Zweig der Culturgeschichte, wenn auch nicht ausschloß, denn doch minder cultivirte, als die anderen, errathen zu können.

Digitized by Google

Er fürchtete wohl, die harmonische Gliederung des Ganzen zu stören durch Einmischung eines Elementes, das wohl der Mehrzahl der Leser noch nicht hinreichend mundgerecht ist, und das, wenn man es erschöpfend behandeln will, nicht allein viel Kraft und viel Raum beansprucht, sondern, wenn auch nicht gerade eine directe Polemik, dann doch eine pragmatische Kritik erfordern würde, welche manchen sonst wohlmeinenden Leser eines so allgemein beliebten Buches vor den Kopf stößt und vielleicht nach der einen Seite der guten Sache nicht so viel nützt, als sie ihr auf der anderen schadet. Wir wollen also dem Autor dankbar dafür sein, daß er uns diese Bilder schuf, und nicht mit ihm darüber rechten, daß er uns nicht auch wirthschaftliche Bilder aus der Vergangenheit des deutschen Volkes gegeben.

V.

Karl Mathy und das Bankwesen.

Motto:
„Möge Jeder still beglückt
Seiner Freuden warten;
Wenn die Reb' sich selber schmückt,
Schmückt sie auch den Garten."
Friedrich Rückert.

Die drei Jahre nach der neuesten Auflage von Freytag's „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" erschienene Geschichte des Lebens von Karl Mathy bildet eine Ergänzung der ersteren und theilt alle Vorzüge derselben. Es hieße Eulen nach Athen tragen, wenn ich dem deutschen Leser von der Kunst der Darstellung und den Reizen des Styls sprechen wollte, wie wir sie von Freytag gewohnt sind. Bei so viel Licht darf man wohl auch von Schatten reden. Und so will ich es denn gerade herausſagen, was ich an dem Buche vermisse, nicht ganz vermisse, wohl aber bis zu einem gewissen Grade. Amicus Freytag, sed magis amica veritas.

Nehmen wir die Biographie irgend eines englischen Staatsmannes zur Hand, so tritt in derselben der Mensch in den Hintergrund und der öffentliche Charakter in den Vordergrund. Ein Viertel des Buches ist der Darstellung des Lebenslaufs gewidmet, drei

Digitized by Google

Viertel sind mit Depeschen, Denkschriften, Reden und sonstigen Geistesproducten des Verstorbenen gefüllt. Man sieht den Mann an seiner Arbeit, nicht bloß auf der Bühne, sondern auch in der Werkstätte.

So unübertrefflich die Schilderungen sind, welche uns Freytag von den Erlebnissen Mathy's giebt — vor Allem verdienen hier das Hambacher Fest, das Flüchtlingstreiben in der Schweiz und „der Schulmeister von Grenchen" hervorgehoben zu werden, jedes einzelne Capitel für sich ein wahres Cabinetsstück —, so wünschenswerth wäre es gewesen, in einzelnen Perioden und nach gewissen Richtungen hin mehr von Mathy selbst herrührende Stoffe zu erhalten.

Gewiß ist dem Biographen zuzustimmen, wenn er kurz nachdem sich die Augen des verehrten Mannes geschlossen, gewisse Rücksichten zu nehmen für Pflicht hält, worunter natürlich solche gegen noch lebende und wirkende Personen und noch existirende Geschäfte an der Spitze stehen. Aber man kann doch auch die Delicatesse zu weit treiben. Ohne Zweifel gehört die Darstellung von Mathy's berliner Aufenthalt zu den gelungensten Partieen des Buches; man sieht hier Mathy und seine tapfere, treue und kluge Frau nach gescheiterten Hoffnungen und überstandenen Lebensstürmen inmitten guter und verständiger Menschen in einer hellen und behaglichen Häuslichkeit, in welche nur der Tod ihres erwachsenen Sohnes, des letzten Kindes, das ihnen geblieben war, einen wahrhaft erschütternden Schlagschatten wirft. Aber wenn wir unsere Blicke von diesem häuslichen Drama, das uns Freytag mit meisterhafter Vollendung vorführt, abwenden und nach der öffentlichen und geschäftlichen Wirksamkeit Mathy's fragen, so müssen wir uns mit dürftigen Andeutungen begnügen. Wie Mathy zu David Hansemann und der Disconto-Bank kam, erfahren wir. Nicht aber, warum er ging. Die in richtigen aber doch nur sehr allgemeinen Umrissen gehaltene Schilderung der theils großartigen, theils schwindelhaften Thätigkeit, welche in Deutschland gegen die Mitte der fünfziger Jahre auf dem Gebiete des Handels und der Industrie, des Credits und der Speculation ihre riesenhaften Schwingen — manchmal Adlerfittiche, manchmal freilich auch Fledermausflügel — entfaltete, genügt uns nicht. Die Andeutungen über persönliche Zerwürfnisse sind nicht gut gerathen, nämlich entweder zu schonend, oder zu durchsichtig. Hier bedarf es bestimmter Behauptungen und eines präcisen und unzweideutigen Ur-

Digitized by Google

theils. Wenn uns erzählt wird von David Hansemann's starkem Unternehmungstrieb, seiner langen Erfahrung und seinem unbefangenen, praktischen und klaren Blick auf der einen, und seinen durch endloses Planmachen und Börsenaufregung großgezogenen Schwächen und „unberechtigten" Eigenthümlichkeiten auf der anderen Seite; wenn es dann weiter heißt: „Es war nicht unnatürlich, daß für den alten Geschäftsmann der wärmste Antheil an den Unternehmungen da anfing, wo der gemeine Nutzen zum eigenen Vortheil wurde, für Mathy aber da, wo der Vortheil des Einzelnen allgemeinen Nutzen schuf"; und wenn endlich mit deutlichen Worten gesagt wird: „Unterdeß war Mathy's Stellung in der Disconto-Gesellschaft peinlich geworden; Hansemann hatte aus Vatersorge seinen Sohn als seinen Stellvertreter in die Leitung der Geschäfte gebracht, und es ergaben sich sogleich Conflicte in den Ansichten und in der Competenz zwischen dem jungen Manne und den vier Directoren. Mathy vertrat seine Rechte so nachdrücklich, daß er für den Augenblick seinen Willen bei dem Verwaltungsrathe in der Hauptsache durchsetzte, aber er nahm aus diesem Vorfalle Veranlassung, seine Stellung zu kündigen": so treten uns die persönlichen Verhältnisse mit der Anschaulichkeit und Plastik vor Augen, welche wir in allen Freytag'schen Darstellungen bewundern. Aber über die sachlichen Differenzen, welche ohne allen Zweifel vorlagen, erfahren wir so viel wie nichts. Ich finde es geradezu sonderbar, daß Hansemann, der Vertreter des „eigenen Vortheils", und Mathy, der des „allgemeinen Nutzens" sein soll. Der Eine der Chef, der Andere Procurist der Disconto-Gesellschaft. Beide verwalteten fremdes Geld. Die Interessen Dritter waren ihnen anvertraut. Beide waren gleich sehr verpflichtet, die eigenen persönlichen Interessen ihrer Madatare zu wahren. Beide würden, wenn sie den erlaubten Vortheil der letzteren den allgemeinen Interessen zum Opfer gebracht hätten, geradezu gesetz-, vertrags- und pflichtwidrig gehandelt haben, gleich jenem Herrn Crispinus, welcher das Leder gestohlen haben soll, um daraus den Armen Schuhe zu machen. Solche Redensarten sind entweder nichtssagend oder sie werfen einen Schatten auf Mathy. Nehmen wir im Zweifel ersteres an. Reales wäre besser gewesen. Ich verlange von Freytag, dem Dichter und Culturhistoriker, nicht eine Geschichte der verschiedenen Bankinstitute, bei deren Leitung oder Liquidation Mathy mitwirkte. Ich verlange nicht eine pragmatische Darstellung der verschiedenen

Digitized by Google

Phasen, welche die berliner Disconto-Gesellschaft (ursprünglich ein Schulze-Delitzsch'sche Ideen anticipirender Vorschuß-Verein für Kaufleute) durchlaufen hat, obgleich eine solche Geschichte ohne Zweifel sehr lehrreich sein würde und in Mathy's Nachlaß sich wohl auch Material dazu vorfindet. Was aber Mathy anlangt, so hat er innerhalb des deutschen Bankwesens eine prononcirte Stellung eingenommen, welche sich auch deutlich ausprägt in den Vorschlägen, welche er als badischer Minister dem Landtage von Karlsruhe nicht immer mit glücklichem Erfolge gemacht hat. Diese Vorschläge und die Verhandlungen darüber sind in den Landtags-Protocollen und in den Handelskammer-Berichten Jedermann zugänglich. Auch waren es großentheils *sachliche* Differenzen, welche Mathy und Hansemann aus einander brachten. Die Kenntniß dieser *sachlichen* Verschiedenheit in der Auffassung des Wesens und der Functionen der Banken und ihrer Beamten würde für die Gegenwart nicht nur für die volkswirthschaftliche Theorie und Wissenschaft, sondern auch für die Praxis des gemeinen Lebens von dem größten Werth sein. Denn die Gesetzgebung des Norddeutschen Bundes steht gegenüber der Aufgabe, das deutsche Bankwesen einheitlich zu organisiren, an die Stelle des faulen Concessionswesens der Einzelstaaten vernünftige Normativ-Vorschriften zu setzen, welche durch die Bundesbehörde zu handhaben sind, und endlich der Ueberschwemmung mit Papiergeld, Zetteln und Noten ein Ende zu machen, welche namentlich immer mehr in neuester Zeit das circulirende Medium zu perturbiren und den Uebergang zur Goldwährung und die definitive Erledigung der Münzfrage zu erschweren droht. Man denke sich doch einmal eine Biographie des Sir Robert Peel ohne eine ausführliche Darlegung seiner Grundsätze über Geldumlauf und Banken, oder seiner Wirksamkeit in der Frage der Kornzölle. Man kann Mathy, der mit der ganzen Ungunst der kleinen Leiden des menschlichen Daseins überhaupt und des deutsch-kleinstaatlichen insbesondere von Jugend auf zu kämpfen hatte, nicht vergleichen mit Peel, den nicht nur sein Geist und seine Kenntnisse, sondern auch sein glänzender Besitz an die Spitze einer großen Nation beriefen, so daß, wie Peel selbst am 11. Mai 1835 auf einem Festessen, das ihm die Kaufleute der City in der Merchant Tailor's Hall in London gaben, sich ausdrückt, „Se. Majestät der König sich veranlaßt fand, nach dem Sohne eines Baumwoll-Spinners aus Yorkshire nach Rom zu schicken, und ihn zum Premier-

Digitized by Google

Minister Englands zu machen". Aber dennoch vermisse ich trotz dieses Unterschiedes in Mathy's Biographie Aehnliches, was ich in der Peel's finde.

Ich verkenne nicht, daß vielleicht die Mehrzahl der deutschen Leser dergleichen für unnützes, das Buch unnöthig vertheuerndes Beiwerk hält und dem berühmten Verfasser von „Soll und Haben" dafür dankbar ist, daß er uns ein im höchsten Grade künstlerisch angelegtes und ausgeführtes Charakterbild seines Helden und nicht eine Photographie seiner Geschäftsthätigkeit gegeben hat. Ich darf daher auch eigentlich nicht mit dem Autor streiten, sondern muß mich an die Adresse des Publikums wenden, welches z. B. von der trefflichen Biographie des großen Freiherrn Karl von Stein, welche wir Pertz verdanken, von einem Buche, das nach gleichen Grundsätzen verfährt, wie die englischen Lebensbeschreibungen von Staatsmännern, allerdings bis jetzt verhältnißmäßig wenig Gebrauch gemacht hat, während Schriften wie Hesekiel's „Buch vom Grafen Bismarck", weil es durch seine Details aus der „vie privée et intime" die Neugierde überhaupt und die weibliche insbesondere reizt und durch seine in der That geschickte Darstellung und gute Schreibart den Leser und noch mehr die Leserin angenehm unterhält, von dem Publikum wahrhaft verschlungen wird. Nicht nur verschlungen, sondern sogar gekauft. Gekauft von diesem deutschen Publikum, welches lieber für eine schlechte Flasche französischen Sect drei Thaler, als für ein gutes deutsches Buch einen ausgiebt und in seiner Wohnung alle gereimten und ungereimten Dinge der Welt zusammenhamstert, mit alleiniger Ausnahme des Bücherschranks.

VI.

Grafen, Biographen und Journalisten.

Motto:
„Wer zwei Naturen in Einem bekennt, der ist verdammt!"
Ausspruch der Synode zu Chalcedon am 9. October anno 451. (Siehe: Bischof Hefele, Konzilien-Geschichte, Bd. II., S. 417.)

„Ich hoffe, Keiner nimmt dies krumm;
Denn Einer ist kein Publikum."

Im Vertrauen auf die Wahrheit dieses Spruches, wage ich dem im vorigen Abschnitte Gesagten folgendes hinzuzufügen:

Digitized by Google

So lange in Deutschland kein Staat existirte und wir die Rolle des politischen Aschenbrödels spielten, war es sehr begreiflich, daß wir uns nur als Privatmenschen fühlten, daß uns Schiller's „Geisterseher" mehr interessirte, als irgend ein „Mirabeau von der Lüneburger Haide" (so nannte Heinrich Heine den hannover'schen Abgeordneten Dr. Christiani), und Goethe's Farbenlehre mehr als die größte Staatsaction. Jetzt sollte aber doch auch auf dem Gebiete der Literatur das öffentliche Interesse, das Staatsinteresse maßgebend sein, wenigstens dann, wenn ein Staatsmann den Gegenstand der Darstellung bildet. Ein Buch, wie das Ludwig Bamberger's über Bismarck, wird in Amerika, in Frankreich und in England (für letzteres ist eine sehr gelungene Uebersetzung von G. L. Lewes erschienen; die französische Ausgabe rührt von Bamberger selbst her; eine deutsche Ausgabe erschien 1868 in Breslau) gerade so gut verstanden und gewürdigt wie in Deutschland. Es knüpft an Grundanschauungen an, welche allen civilisirten Nationen gemeinsam sind. Ein geistreicher Franzose, Edgar Quinet, begrüßt es mit Enthusiasmus. Er findet, daß es ausgeht von einem Satze, den er selbst, Quinet, in seinem schon 1831 erschienenen Werke „Allemagne et l'Italie" aufstellt, und der so lautet: „Der preußische Despotismus ist gescheit, regsam, unternehmend. Zwischen dem Volke und ihm besteht ein geheimes Einverständniß, die Freiheit zu vertagen und in gemeinsamer Arbeit die Erbschaft Friedrich's des Großen zu vermehren. Was ihm fehlt, das ist ein Mann, der bei hellem Tage seinen aufgehenden Stern wahrnehme und erkenne." An diesen Satz knüpft Bamberger an, indem er sagt: Diesen Mann hat nun Preußen gefunden. Mit diesem einen Worte wird eine ganze Reihe von Ideen in Bewegung gesetzt.

Es bringt den Franzosen sofort die ganze Sache zur intellektuellen Anschauung, ähnlich wie uns ein Bürger der Vereinigten Staaten einmal die dortige Auffassung klar machte. Damit verhält es sich nämlich so:

Im Frühjahr 1868 war eine politische Kapazität der amerikanischen Union in Berlin. Wir suchten uns bei ihm über die Zustände seines mit Deutschland so enge verbundenen Vaterlandes bestens zu informiren; und er kam unserem Wunsche eben so liebenswürdig als sachkundig entgegen. Er machte uns eine gründliche Auseinandersetzung über die verschiedenen Chancen, welche die ein-

Digitized by Google

zelnen Candidaten für die im November bevorstehende Präsidentenwahl hätten, und schloß dann: „Nur von Einem ist es ganz unzweifelhaft, daß der mit einer colossalen Majorität würde gewählt werden; aber leider ist gerade er nicht wählbar?"

Wir fragten mit größter Spannung: Wer ist das?

„Euer Graf Bismarck, Euer Washington", sagte der Amerikaner, und dann erzählte er uns, wie sich derselbe in Amerika, und zwar auch bei der englisch redenden Bevölkerung nicht minder, als bei der Deutschen, einer Verehrung und Popularität erfreue, wie sie, selbst Friedrich den Großen nicht ausgenommen, dort niemals ein Deutscher genossen habe, und wie man es dort unbegreiflich finde, daß in Deutschland sich noch so viel kleinlicher Haß und Neid an die Person des Mannes hefte, der sein Vaterland von der österreichischen Fremdherrschaft befreit und ihm wieder Achtung verschafft habe im Rath der Nationen.

Das nur beiläufig. Also Bamberger's Essay über Bismarck ist ein wahrhaft internationales Buch. Es macht unsern Nachbarn das Jahr 1866 verständlich.

Ein Gleiches läßt sich von dem „Buch vom Grafen Bismarck" von Georg Hesekiel nicht sagen, welches uns seinen Helden nicht in europäischem, sondern in altmärkischem Lichte zeigt. Es ist kürzlich in's Englische übersetzt worden und wird auch dort vielfach gelesen. Aber die Leute jenseits des Canal sind doch ein wenig erstaunt über diese eigenthümliche Methode, einen Staatsmann zu portraitiren. „Sonderbar, sehr sonderbar," sagt John Bull, „ein volles Drittel des Werkes besteht aus Gymnasiasten-, Studenten- und Lieutenantsstreichen, dann einige Reden wider die Revolution, oder vielmehr gegen die Aufregung von 1848, welche den Namen einer Revolution gar nicht verdient hat; dazwischen höchst interessante Briefe Bismarck's über Wind und Wetter, Häuser und Gegenden, Menschen und Pferde, Damenfächer und sonstige Toiletten-Requisiten, kurz, über Privat-Angelegenheiten; und endlich einige Betrachtungen über Politik, mittelst deren der Herr Verfasser ebenso vergebliche als krampfhafte Anstrengungen macht, etwas nachzuweisen, was ihm nicht einmal die rechte Seite des hohen Herrenhauses in Preußen glaubt. Ich meine: nachzuweisen, daß, der Graf Bismarck von 1866 derselbe sei wie der Junker Bismarck von 1849. Und Das, fragt der engliche Leser (und warum soll es der Deutsche nicht

Digitized by Google

auch fragen?) soll die Biographie eines Staatsmannes sein, der das Herz von Europa einen neuen Schlag gelehrt hat? Gewiß, seine Briefe sind kostbar, selbst seine Wasch- und Speisezettel hätten vielleicht etwas Interesse, — aber Das, was mitgetheilt ist, macht uns nur um so begieriger und hungriger nach Dem, was nicht mitgetheilt ist. Diese Episoden aus dem Privatleben genügen uns nicht, wo bleiben die Reden, die Denkschriften, die Depeschen? Oder ist es nur Beust, der Depeschen schreibt? Wo bleibt die pragmatische Darstellung und Entwickelung seiner Staatsidee?"

Während so der Engländer fragt, hat sich der Franzose aus dem Material, welches Hesekiel in so einseitiger Weise liefert, mit gewohnter schnellfingriger Geschicklichkeit schon einen Fetisch oder eine Vogelscheuche zurecht gezimmert. Victor Cherbuliez, ein guter Novellist und schlechter Politiker, schüttet in den drei Heften der Revue des deux Mondes vom 15. November, 15. December und 15. Januar sein Herz über das Preußen und Deutschland von 1869 aus und spaltet den so einheitlichen und untheilbaren Grafen Bismarck in drei Bestandtheile, nämlich erstens in den Corpsburschen, zweitens in den Lieutenant und drittens in den Junker; erst auf dieses Drei sei der Staatsmann gepfropft.

Ich hoffe, der geneigte Leser (für ungeneigte und abgeneigte schreib' ich nicht; — darin liegt ja der Vortheil, den man beim Schreiben voraus hat; da kann man sich sein Publikum aussuchen, während der Parlamentsredner sein Auditorium nehmen muß, wie er es findet, taliter-qualiter!) gestattet mir eine kleine Abschweifung. Ich möchte ihm nämlich die Schilderung mittheilen, welche Cherbuliez vom Grafen Bismarck giebt, weniger weil sie richtig und charakteristisch, als weil sie interessant ist.

Der Genfer Novellist spricht nicht in eigenem Namen. Vielmehr läßt er sich während eines Spazierganges im Berliner „Thiergarten" von einem preußischen „Altliberalen" (ich weiß nicht, wie ich das „conservateur libéral prussien" anders übersetzen soll) folgendes erzählen:

„Euch Anderen, den Kelten, Romanen und Slawen, ist es unmöglich, eine Natur, wie die des Grafen Bismarck, zu begreifen. Nur Preußen konnte einen solchen Mann hervorbringen. Wachsen und groß werden konnte er nur auf dem Pflaster von Berlin. In ihm ist vereinigt ein Stück Corpsbursche von der Hochschule, ein

Digitized by Google

Stück Junker vom Lande, ein Stück Lieutenant von der Garde, und außerdem der Diplomat, der Autokrat und der Revolutionär; alles das, gewürzt mit so viel Humor und Phantasie, daß aus ihm manchmal beinahe ein Dichter wird. (Nichts Neues! Als Paul Heyse die Briefe Bismarck's in dem ersten Bande des Buches von Hesekiel las, rief er: Gott sei gedankt, daß er diesen Mann in die aufreibende politische Carrière geworfen hat, sonst würde er ein Dichter, ein großer Dichter, geworden sein und uns Anderen, seine Concurrenten und Nebenbuhler in der Gunst der Musen, alle ausgestochen haben.) Er ist Aristokrat bis in das Mark seiner Knochen, nicht etwa in so fern, als er in den traditionellen Vorurtheilen einer Kaste befangen wäre, sondern mehr vermöge seines Temperamentes, seines Geschmackes an und seines Talentes zum Befehlen und vermöge seiner grenzenlosen Geringschätzung der banalen Phrasen einer stabilen Fortschritts-Doctrin. Im Grunde seiner Seele herrscht der Skepticismus; er glaubt an nichts so fest, wie an die Dummheit der Menschen; er hat nie Seifenblasen für leuchtende Meteore gehalten, sondern sie stets ohne Erbarmen zertrümmert. Er respectirt nicht einmal unsere kleinen liberalen Lichter; er pustet schadenfroh die qualmenden Flämmchen aus; in gewisser Beziehung ist er aber auch wieder ein Radicaler, wenigstens in der Methode; oder ist seine geringe Abneigung gegen kräftige und summarische Mittel und seine Methode, in's lebende Fleisch zu schneiden, etwa nicht radical? Aber dieser zugleich skeptische und radicale Aristokrat ist durchaus nicht eine typische Gestalt; er ist auch, das gebe ich bereitwillig zu, nicht eine einheitliche, in sich vollendete Natur, sondern vielmehr eine sehr complicirte psychologische Erscheinung. Man bewundert seinen Muth, man bewundert nicht minder seine geniale, ja, mephistopheliſche Rücksichtslosigkeit; und gewiß hatte Preußen Ursache, sich zu freuen, daß ein solcher Mann es nach außen vertrat; denn auf Preußens Wangen brannte ja noch heiß und roth der Schlag von Olmütz! Seine Rücksichtslosigkeit beruht jedoch weder auf doctrinären Hochmuth, noch auf dilettirenden Leichtsinn. Sie ist bei ihm ein Stück seiner Taktik, seiner Verwaltungsmaxime. Nichts haßt er mehr als den Doctrinarismus. Darin ist er ein richtiger Preuße. Das ist so recht eine Eigenthümlichkeit der preußischen Politik, daß sie sich aus Idealen, Stimmungen, Verstimmungen, Gefühlen, Ueberlieferungen und Traditionen herzlich wenig macht. Sie ist vorzugsweise

Digitized by Google

eine „Politik der freien Hand", bereit, an jedem Morgen ein neues Spiel zu spielen, aber stets ohne dabei ihre Zukunft einzusetzen. In dieser Richtung ist Graf Bismarck der Urtypus der preußischen Politik. Nie war ein Staatsmann freier von pedantischem Eigensinn, wie von conservativer Zimperlichkeit als er. Muß es sein, dann verbündet er sich sogar mit der Revolution, natürlich in der Hoffnung, daß sie ihm die gebratenen Kastanien aus der glühenden Asche heraushole. Etwas ist nur ihm eigenthümlich. Das ist der merkwürdige Grad von Freiheit, ja, von Freimuth seiner Sprache. Er sieht mit Verachtung auf die kleinen diplomatischen Verstellungskniffe herunter. Er ist geradezu der Erfinder einer neuen diplomatischen Schule, welche dadurch gewinnt, daß sie mit offenen Karten spielt. Er spricht, er spricht viel, er eröffnet der Welt seine Plane, und die Welt glaubt nichts. Er sagt: Dann und dann werde ich Das und Jenes thun, und er thuts auch. Zu jener Zeit, als sich in Berlin die Märzrevolution auf der Straße breit machte, gerieth Bismarck, damals nichts als ein einfacher Abgeordneter von der rechten Seite des Hauses, in eine Kneipe, worin sich Häupter des Radicalismus zu versammeln pflegten. Er setzt sich, läßt sich ein Seidel Bier geben, greift zu einer Zeitung und steckt sich eine Cigarre an. Unterdessen wurden an seinem Tische aufrührerische Reden geführt. Er unterbricht seine Zeitungslectüre, fixirt den Hauptwortführer und sagt ihm kalt und bestimmt: „Herr, wenn sie nicht hinaus sind, bevor ich meinen Schoppen geleert, zerschlage ich Ihnen das Glas auf Ihrem Kopfe." Der Mann blieb. Bismarck leerte seinen Schoppen und zerschlug dann, genau, wie er angekündigt, sein Glas dem Mann auf dem Kopfe. Die Stammgäste debattirten aufgeregt den seltsamen Fall; Bismarck aber zog ruhig seine Börse und fragte: „Kellner, was kostet das Glas, das ich auf dem Kopfe des Herrn da zerschlagen habe?" So war immer das Verfahren unseres großen Staatsmannes. Er hat niemals Gläser zerschlagen, ohne es zuvor laut vor aller Welt anzusagen. Deshalb wollte man ihn lange Zeit nicht ernsthaft nehmen; man hielt ihn für einen Tollkopf und Renommisten. In Paris nahm man ihn als Hecht im Karpfenteich und sagte sich im Stillen: „Meinetwegen — die Fische fang' ich." Ich glaube, man ist dort von dieser Auffassung zurückgekommen. Es ist oft ein großes Machtmittel für einen Staatsmann, wenn er gerade das entgegengesetzte Temperament hat, wie

Digitized by Google

die Nation, die er vertritt. Wie nützlich ist nicht für den Grafen Bismarck, in einem schweigsamen, zugeknöpften, verschlossenen und abgezirkelten Lande und Volke, wie's Preußen ist, sein charakteristisches Sichgehenlassen gewesen, — diese leichtlebige Ungebundenheit des Benehmens und des Ausdruckes, worin sich die volle Unbefangenheit und Freiheit dieses an Ideen und Combinationen so reichen Geistes kundgiebt; eines Geistes, der, stets im Klaren über sein Ziel, dabei doch immer bereit ist, den Weg zu ändern, nie ausschließlich von einem Systeme beherrscht wird, die Dinge nimmt, wie sie kommen, zuweilen aus der Hand in den Mund zu leben weiß und täglich Neues erfindet nach Maßgabe der jeweiligen Kräfte und Mittel, — eines politischen Virtuosen ersten Ranges, dessen Erfolge auf einer ununterbrochenen Improvisation beruhen. Davon können Sie überzeugt sein, daß unser Minister-Präsident bei Königgrätz mindestens ein Dutzend Pläne im Kopfe hatte und daß sein lebhafter Geist die verschiedenen Eventualitäten, welche man aus dem Siege entwickeln konnte, alle gleichzeitig vor Augen hatte" .....

Wir zweifeln nicht daran, daß Cherbuliez seine Information nicht nur von süddeutschen Diplomaten, von welfischen Agenten und frondirenden Geheimräthen außer Dienst, sondern auch von aufrichtig preußischen Altliberalen bezogen hat. Was aber die Schilderung Bismarck's anlangt, so liegt die Vermuthung nicht fern, daß er sie nur deshalb einem Altliberalen in den Mund gelegt hat, um nicht dadurch, daß er sie als seine eigene Meinung giebt, in Paris oder sonst wo in gewissen Kreisen Anstoß zu erregen.

Jedenfalls ist diese Schilderung richtiger, als jene Vorstellungen, welche sich in Preußen die extremen Parteien immer von ihm machen. Ein radicaler Abgeordneter in Berlin gab noch kürzlich bei Berathung des Bundesschulden-Consolidationsgesetzes, ohne irgend welche Gründe anzuführen, also gleichsam auf Groß-Cerevis, wie unsere Studenten sagen, die feierliche Versicherung ab, es sei dem Grafen Bismarck bekanntlich um nichts Anderes zu thun, als nur den Parlamentarismus niederzudrücken. Daß der Graf Bismarck der Schöpfer des deutschen National-Parlamentarismus ist, diesem einen Theil seiner Erfolge verdankt und ihn gegenwärtig als unentbehrlichen Factor seiner Politik zu betrachten und zu behandeln genöthigt ist, davon scheint Eugen Richter noch nichts zu wissen. Glücklicher Weise weiß es die Welt.

Digitized by Google

Mancher frondirende Geheimrath, welcher seit der neuen Aera im Schmollwinkel a. D. sitzt, oder ein Anderer, welcher in der neuen Bundescentralgewalt eine Beeinträchtigung der altpreußischen Ministerialbureaukratie erblickt und den Untergang jenes glorreichen zunftpatriotischen Ressort-Particularismus, welcher der preußischen Verwaltung zuweilen den Stempel eines Föderativ-Staats (nicht mit föderirten Territorien, sondern mit föderirten Dienstzweigen, von welchen jeglicher souverain ist) giebt, — mancher dieser Leute schwört heute noch Stein und Bein zusammen, der Graf Bismarck sei ein Scheusal, er habe den Teufel im Leibe, wenn er nicht gar der Gottseibeiuns selbst sei, — woran auch soviel wahr ist, daß er Jenen nicht gleicht.

Auch giebt es Herrenhäusler, welche schaudernd behaupten, Bismark sei ein Constitutioneller von reinstem Wasser und wisse das Staatslexikon von Rotteck und Welcker auswendig, welch' letzteres als ein sicheres Symptom gänzlichen Mangels an conservativer Gesinnung zu betrachten.

Kurz, jeder Mensch construirt sich seinen Freund und seinen Feind, seinen Gott und seinen Teufel, nach seinem eigenen Bilde oder Gegenbild.

Cherbuliez hat einzelne seiner Striche und Farben (z. B. auch die Geschichte vom zerbrochenen Bierglase) von Georg Hesekiel bezogen. Diesem romantischen Conservativen ist natürlich der Graf Bismarck von 1869 immer noch der Junker von 1849. Hesekiel hätte seinem Werke statt des pompösen Titels: „Das Buch vom Grafen Bismarck," die Ueberschrift geben sollen: „Graf Bismarck in Hemdsärmeln, beleuchtet von einer Kreuzzeitungs-Lampe." Weil der große Mann unter kleinem Gestrüppe aufgewachsen, mißt ihn Hesekiel auch heute noch mit dem nicht mehr ausreichenden Maße dieses Gestrüppes. Er merkt nicht, daß der mächtige hohe Baum den engen Schranken der zurück- und niederwärtsblickenden Kreuzzeitungspolitik längst entwachsen ist; und deshalb wird sein Bild immer unbefriedigender, je mehr es gilt, nicht den preußischen Junker, sondern den deutschen Staatsmann zu schildern. Nur wo er sich auf den Privatmann, also auf den Grafen in Hemdsärmeln, beschränkt, da hat Hesekiel gutes Material und schildert wohl im Ganzen auch richtig.

Aus dieser Schilderung ist denn auch die des Cherbuliez zu

Digitized by Google

ergänzen. Denn letzterer begreift, als Franzose oder Schweizer, offenbar nicht jenen tiefen Zug echter Romantik, der dem tüchtigen Deutschen überhaupt eigenthümlich ist, und der auch in Bismarck weder in dem Corpsburschen noch in dem Lieutenant, weder in dem Junker noch in dem Revolutionär und in dem Diplomaten vermißt wird.

Die hervorstechendste Eigenschaft Bismarck's des Staatsmannes ist der entschlossene Opfermuth, der nie einen Augenblick zaudert, seine Person ganz und voll auf das Spiel zu setzen. Der Zukunft muß es vorbehalten bleiben, seine Leistungen im Einzelnen zu würdigen. Das aber kann man schon jetzt sagen, daß nie ein deutscher Mann mehr und unablässiger auf die Größe seines Vaterlandes bedacht war, und daß nie Einer auf dem Wege zu derselben größere Schwierigkeiten gefunden und überwunden hat, namentlich Schwierigkeiten, welche sich aus der eigenthümlichen Geschichte der preußischen Monarchie und aus deren Uebergang aus dem absolutistisch-ständischen Beamtenstaat in den constitutionellen Volksstaat mit Naturnothwendigkeit ergeben und ergeben mußten, als dieser eiserne Graf, der in in seinem Kampfe nicht nach einen oder zwei, sondern stets nach ein Paar Dutzend Seiten Front machen mußte.

Doch kehren wir zurück zu unserem Gegenstande. Weit entfernt, die Vorwürfe, welche ich dem Biographen Bismarck's mache, auch gegen den Mathy's erheben zu wollen, beschränke ich mich darauf, zu sagen, es wäre einem Theile der Leser, und namentlich dem politischen Theile, angenehm gewesen, mehr Proben der literarischen, politischen und financiellen Thätigkeit Mathy's aus den verschiedenen Perioden seiner Wirksamkeit zu erhalten. Abgesehen von dem großen sachlichen Werth dieser Geistesproducte, hätten sie auch dazu beigetragen, uns die allmählige Entwickelung seiner Person, seines Charakters und seiner Ansichten mit und in seiner Zeit zu veranschaulichen und uns so aus der Vergangenheit ein lehrreiches Bild für die Zukunft zu geben. Ich vermuthe nämlich, ohne mir ein definitives Urtheil darüber zu erlauben, Gustav Freytag, welcher Mathy erst in dessen reiferen Jahren, wo sich Charakter und Weltanschauung bereits festgestellt, wo der junge Wein ausgegohren und nach Goethe's schönem Wahlspruch („Der tiefe Geist ist Jahre lang geschäftig — die Zeit nur macht die feine Gährung kräftig") seinen Culminationspunkt erreicht hat, kennen lernte, hat sich darin geirrt,

Digitized by Google

daß er annimmt, der Mathy der fünfziger Jahre sei schon vollständig in dem Mathy der dreißiger Jahre enthalten, und daher den letzteren von vielen Fehlern und Irrthümern freispricht, welche er mit seinen Zeitgenossen getheilt hat. Es ist das nicht ganz so schlimm, aber ähnlich, wie wenn Hesekiel den großen Bismarck von heute in den engen Lieutenants- und Junkerrock von 1848 wieder einschachteln will. Was von Mathy dem Menschen, gilt auch von Mathy dem Journalisten. Freytag theilt uns nur sehr spärliche Proben aus seiner Journalistenmappe mit. Er verweist uns auf die früher in Heidelberg und seit 1848 in Frankfurt erschienene „Deutsche Zeitung". Nicht jeder von uns schnelllebigen Menschen des heutigen Tages hat die Zeit gehabt, sich ein Zeitungs-Archiv anzulegen und sich dadurch in Stand zu setzen, die Blätter des Organs der damaligen „Partei Gagern" nachzuschlagen. Ohne zu wissen, welchen Antheil Mathy an dessen Artikeln gehabt hat, kann ich nur so viel sagen, daß die „Deutsche Zeitung", welche ich aufmerksam las von da an, wo G. G. Gervinus die Redaction übernahm, ein sehr tüchtiges und kenntnißreiches Blatt, aber keineswegs eine gute Zeitung war.

Der geschäftliche Theil und die technische Seite waren kläglich vernachlässigt. Dabei war sie aber so verschwenderisch in der Mittheilung ihrer eigenen Meinung, als geizig in dem Referiren der Thatsachen und der Meinungen anderer Leute.

Streitsüchtige Rechthaberei, Krieg nicht um der Sache, sondern um der persönlichen Eitelkeit willen, und nicht immer mit kriegsgerechten Waffen geführt, — das war der Charakter unserer Literatur zur Zeit unserer scholastischen und theologischen Zopfgelehrsamkeit. Und es ist in der That ein höchst seltsames Symptom, daß sich der Niederschlag der Zopfzeit gerade auf unser modernstes Institut niedergelassen hat, auf unsere von der Censur nicht mehr behelligte freie Tagespresse, die dadurch manchmal einen so herben und monotonen Charakter annimmt, wie ihn in Frankreich und England das Publikum nicht goutiren würde.

Um nicht mißverstanden zu werden, will ich ein Beispiel anführen. Das Beispiel eines Irrthums von einem deutsche Gelehrten ersten Ranges, der also vielen zur Entschädigung gereicht, wenn auch ihnen was Menschliches zustößt.

In der Zwischenzeit zwischen dem schleswig-holstein'schen Kriege

Digitized by Google

von 1864/65 und dem österreichischen von 1866 erschien der achte Band von Gervinus' Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts. In der Einleitung zu diesen Geschichtswerke, wegen deren man höchst ungerechtfertigter Weise dem Verfasser einen politischen Prozeß an den Hals hing, hatte Gervinus seiner Zeit prophezeit, in Deutschland werde die Geschichte nunmehr aus Aerger darüber, daß die von den Gothaern construirte bundesstaatlich-constitutionelle Reichsverfassung von 1849 durch Preußens Verschulden nicht zu Stande gekommen, einen entschieden demokratisch-radicalen Marsch nehmen und auch mit der preußischen Monarchie nicht viel Federlesens mehr machen. Die Prophezeihung erfüllte sich nicht. Im Gegentheil. Darob neuer Aerger! In dem gedachten achten Bande nun erzählt uns Gervinus, wie der schlaue Minister Karl's X., Polignac, die Eroberung von Algier ausgeheckt habe, um den französischen Chauvinismus zu wecken, und damit die Blicke des Volkes von der inneren Mißregierung abzulenken; die Franzosen hätten aber Lunte gerochen und auf diese Diversion nicht angebissen.

Und dann folgt wörtlich nachstehende formell wahrhaft plutarchische Parallele, welche die Franzosen auf Kosten der Deutschen glorificirt und den Dey von Algier als den Träger der Verfassungsrechte und der Volksfreiheit zu betrachten scheint:

„Ein Menschenalter später hat in einem deutschen Staate eine ähnliche junkerhafte Politik, in dem ähnlichen seligen Selbstvertrauen befangen, zu dem gleichen Zwecke einer Ableitung von den ähnlich verfahrenen inneren Verhältnissen, einem Fürsten von ähnlicher privater Ehrlichkeit und häuslichem Wohlwollen (der, in ähnlichem Widerwillen gegen die volksthümlichen Institutionen beirrt war und in ähnlicher Weise seine Person in das constitutionelle Spiel brachte, wie Karl X.), in ähnlicher aber schuldvollerer Art das Gewissen berückt, einen ähnlich kurzen und glänzenden, gegen eine ähnlich unebenbürtige Macht gerichteten Feldzug, der aber nicht wegen gekränkten eigenen, sondern fremden, bundesgenössischen Rechts unternommen war, nicht zu einer rechtmäßigen Eroberung auszunutzen, sondern zu einem himmelschreienden Raube zu mißbrauchen; und sie hat dies mit dem Erfolge thun können, eine ganze Presse und ein ganzes intelligentes Volk mit dem wohlfeilen Ruhme so zu berauschen, daß es dieser Barbareskenpolitik all seinen Beifall zuwandte auf die Gefahr hin, die Sache

Digitized by Google

seiner inneren Freiheit Preis zu geben. Das französische Volk aber, zu kriegsstolz, um sich von dem selbstverständlichen Siege über einen winzigen Feind, wie gerecht die Sache, wie glücklich ihre Führung, wie aussichtsreich der Ausgang war, die Sinne im Geringsten benehmen zu lassen, das französische Volk vergaß damals nicht einen Augenblick seine erste Pflicht, die Verfassungsrechte zu vertheidigen, in dem richtigsten Gefühle, daß in einem großen Staate der Götzendienst des Kriegsruhms die Macht einer willkürfrohen Dynastie oder Regierung zur Gefährdung der Freiheit stärkt, wogegen die Volksfreiheit unter aller Bedingung das kräftigste Bollwerk der Staatsmacht." (Bd. VIII. S. 367 u. f. w.)

Wenn das dänisch gesinnte Mitglied des norddeutschen Reichstags, Herr Kryger von Bestoft, der launige Verfasser einer Anzahl humoristischer Anträge zum Bundesstrafgesetzbuch, auch Verfasser des obigen Satzes wäre, so würden wir von dessen Standpunkt aus ihn recht geschmackvoll und witzig finden. Desgleichen wenn ihn nach den Ereignissen von 1866 sich Herr Freze aus Preußen, dermalen in Stuttgart, oder Herr Trabert aus Fulda, dermalen in Wien, aneignen und an die Stelle des Dey von Algier, ersterer Herrn Georg Rex, oder letzterer Herrn Friedrich Wilhelm Elector, setzen wollten.

In dem Munde eines wirklich national gesinnten Mannes, wie Herr Gervinus unzweifelhaft ist, bildet er weiter nichts als einen neuen Beweis der verhängnißvollen Irrthümer, zu welchen Rechthaberei zu führen im Stande ist. Ich bin auch überzeugt, daß die Ereignisse von 1866 und die Geschichte der letzten drei Jahre mit Inbegriff Alles dessen, was der norddeutsche Bund für die Freiheit und Wohlfahrt der Nation geleistet hat, die Meinung des Herrn Gervinus nicht umzustimmen vermocht haben. Er behauptet gewiß auch heute noch, er habe in jenem Satze von 1865 Recht, wie er 1865 behauptete, er habe mit jener Prophezeiung in seiner „Einleitung" 1855 Recht gehabt.

Die „Deutsche Zeitung" nun (um auf sie wieder zurückzukommen) war im Sinne jener ehrenwerthen Beharrlichkeit des deutschen Gelehrten redigirt, welcher nicht, wie es der praktische Politiker muß, in jedem gegebenen Falle sich fragt: Was werden unter den vorliegenden Umständen Dieser und Jener (auswärtige Mächte oder wer sonst) thun oder lassen, und was ist demnach das Vortheil-

Digitized by Google

hafteste für mein Land? sondern welcher fragt: Was entspricht meinem individuellen Principe und steht am Besten in Einklang mit dem, was ich seit 30 Jahren docire?

Dabei darf man sich denn am Ende gar nicht wundern, wenn es Einem geht, wie jenem in Kurhessen berühmten Professor zu Marburg, welcher seit 30 Jahren Logik las, nur mit dem Unterschied, daß der Eingang im Sommersemester anders lautete, als im Wintersemester, nämlich in jenem: „Der Mensch, wenn er anfängt zu denken u. s. w.", und in diesem: „Wenn der Mensch anfängt zu denken u. s. w.", und welcher, als sich zuletzt keine Zuhörer mehr einfinden wollten, verwundert ausrief: „Vor 30 Jahren hatte ich 40 Zuhörer, heute habe ich keine; und ich lese doch noch wirklich grad' so, wie damals vor 30 Jahren. Merkwürdig!"

Die „Deutsche Zeitung" wollte das Publikum gleich einer Schaar lernbegieriger und ehrfurchtsvoller Jünglinge, rein receptiven Geistes, um sich versammeln. Sie wollte der Vorsehung und der Weltgeschichte ihren Gang vorschreiben. Sie betrachtete sich und die ihrigen nicht als mitten in der Welt und in der Nation stehend, sondern als hoch darüber erhaben.

Betrachten wir dagegen einmal eine englische Zeitung, z. B. die Times. Sie ist ein hervorragender Theil des politischen Collectiv-Gehirns der englischen Nation. Mit dieser zu denken ist der höchste Vorzug, den sie für sich in Anspruch nimmt. Auf Prophetengabe macht sie keinen Anspruch. Geben ihr die Ereignisse unrecht, so weiß sie mit ihnen zu rechnen. Statt theoretischer Glaubensbekenntnisse giebt sie praktische Rathschläge. Sie gönnt jeder Meinung ihren Ausdruck und verdammt wegen derselben keinen als Ketzer. Jede Frage von Bedeutung, welche das Volk bewegt, fluthet auch in den Spalten der Times. Aber die Zeitung will nicht das Volk bevormunden oder statt seiner denken. Sie will mit ihm denken. Sie theilt ihm den Stoff mit, der für, und den, der wider spricht, die Meinungen ihrer eigenen Gegner mitinbegriffen. Sie hat in jeder Angelegenheit das Bestreben: Erstens für eine richtige Fragestellung zu sorgen. Hat man die, dann ist schon viel gewonnen. Denn es ist schwer, auf eine dumme Frage eine kluge Antwort zu geben. Zweitens aber sucht sie die Meinung, welche sich über eine Frage zu bilden im Begriff steht, möglichst bald und möglichst correct in eine logisch klare Formulirung zu bringen,

Digitized by Google

welche geeignet ist, auf alle vorkommende Fälle Anwendung zu finden. Ist dies gelungen, so ist die Bewegung vorläufig zum Abschluß gebracht und der öffentliche Geist beruhigt sich bei der gefundenen Lösung. In der That, eine ebenso bescheidene, als nützliche und dankbare Aufgabe, welche, ohne vorzugreifen, das nationale Denken erleichtert.

Dies ist die wahre Ursache der Autorität der „Times", welche so oft bestritten, sich immer wieder von Neuem festsetzt. Zeitungen, die gegentheilig verfahren, genießen Autorität vielleicht bei einer Fraction oder bei einer Clique, aber weiter nicht.

Man spricht bei uns so viel von der Unduldsamkeit der öffentlichen Meinung in England; und es ist wahr, ein englisches Blatt handelt gegen sein Interesse, wenn es z. B. den Gottesleugner spielt, namentlich wenn dies mit selbstgefälliger Ostentation geschieht.

In Deutschland darf man die Existenz Gottes bestreiten, aber nicht z. B. die Vortrefflichkeit des Buchhandels und die Zweckmäßigkeit der augenblicklichen Schutzfristen für Bücher.

Man darf die Unsterblichkeit der Seele leugnen, (manchmal wird das sogar gern gesehen) aber nicht die Unsterblichkeit eines Werkes, welches aus zwölf anderen zusammengestoppelt ist, so daß kein Span übrig bliebe, wenn die wirklichen Geistes-Eigenthümer, vereinigt als patres conscripti, ihre unverjährbaren heiligen Rechte geltend machen wollten an dem, was ihnen entlehnt ist.

In England discutirt man sachlich. In Frankreich streitet man persönlich. Denn trotz all seiner Höflichkeit versteht der Franzose besser zu sprechen, als zu hören. In Deutschland greift man in Ermangelung von Gründen zum Klatsch; man schiebt dem, der anderer Meinung ist, verächtliche Motive unter. Darin leistet Niemand mehr, als der unerschrockene Leitartikelschreiber der Berliner Volkszeitung, welcher täglich die giftigsten Dinge drucken läßt und sich im Stillen freudig die biederen Hände reibt, wenn ein Dritter, ein Unschuldiger, der statt seiner die formelle Verantwortung trägt, dafür statt seiner bedroht und geprügelt wird.

In England würde man den Abscheu vor solcher . . . . .

Doch genug! Ich sehe ein, daß ich einen Fehler gemacht habe. Man spricht in guter Gesellschaft nicht von solchen Gegenständen.

* * *

Digitized by Google

Was die Journalistik aus der Zeit vor 1848 anlangt, so hat die badische Landtags-Zeitung zwar höchst Verdienstliches geleistet und Mathy war in der Zeitung allerdings die bedeutendste Kraft, wie auch in dem badischen Landtage. Allein abgesehen von dem Kampf um die Preßfreiheit, welchen Mathy mit den schärfsten und glänzendsten Waffen führte, handelte es sich doch im Wesentlichen nur um specifisch badische Dinge, welche heutzutage jedes Interesse verloren haben; und dann darf nicht unbemerkt bleiben, daß die damalige liberale Presse in Baden sich eben so feindselig gegen den realen Gedanken der deutschen Einheit, d. i. der politischen Einheit, wie gegen den Zollverein, d. i. den Repräsentanten der wirthschaftlichen Einheit, verhielt, weil sie erstere mit dem Bundestag und seiner Unterdrückungssucht und letzteren mit dem preußischen Absolutismus verwechselte, welcher doch damals schon seinen Beruf so ziemlich erfüllt hatte und anfing, auf die Neige zu gehen. Wer erinnert sich nicht noch an die Ausweisung von Hecker und Itzstein aus Berlin, und wie dieser polizeiliche Mißgriff in Süddeutschland zu einem Schrei der Entrüstung nicht gegen dessen Urheber, sondern gegen den preußischen Staat und das preußische Volk benutzt ward? Wir dürfen die Schwachheiten der Vergangenheit nicht mit dem Mantel der christlichen Liebe verhüllen. Wir müssen diese Marksteine vielmehr conserviren und sichtbar machen für Jedermann, damit wir den zurückgelegten Weg zu erkennen und den Fortschritt zu messen vermögen.

Mathy's journalistische Thätigkeit datirt übrigens schon bis in den Anfang der dreißiger Jahre zurück. Ein glücklicher Zufall hat mir ein (zwar unvollständiges) Exemplar seines zweimal wöchentlich erscheinenden Blattes „Zeitgeist" (Karlsruhe, Hasper, 1832—1833) und seine 1834 im Selbstverlage des Verfassers erschienene Flugschrift: „Betrachtungen über den Beitritt Badens zum Zollverein", in die Hände gespielt, deren schon oben gedacht ist. Wenn man bedenkt, daß seitdem weit mehr als ein Menschenalter verflossen, wie unklar damals die politischen Anschauungen in Deutschland waren, namentlich auch im südwestlichen Deutschland, wie man z. B. auf dem Hambacher Feste mit den Franzosen fraternisirte und den Polen zujauchzte, aber so that, als ob ein Preußen weder in Deutschland noch auch sonst in der Welt existirte; wenn man ferner erwägt, wie schlecht es damals in Süddeutschland mit der Presse

Digitized by Google

stand, wie zwar jedes Städtchen sein Blättchen hatte, aber außer der Augsburger Allgemeinen Zeitung, die „Caviar für's Volk" war, kein allgemein anerkanntes und überhaupt kein tonangebendes Blatt existirte, und welch ungewaschenes Zeug damals in die Welt hineingeschrieben, wie namentlich das südwestdeutsche Publikum fast nur mit Brosämlein gespeist wurde, welche von dem Tische französischer Journalistik abfielen: dann muß man allen Respect haben vor den damaligen Leistungen Mathy's, welcher erst in der Mitte der zwanziger Jahre stand und, abgesehen von einer kurzen und mißrathenen philhellenischen Pilgerfahrt nach Paris, von der Welt noch wenig oder nichts gesehen hatte als das Vaterhaus, die Hochschule und das Bureau. Allein trotz dieser Achtung vor dem Ernst und der Sachlichkeit der Mathy'schen Arbeiten läßt sich nicht läugnen, daß sie alle mehr oder weniger inficirt sind von den Kinderkrankheiten, an welchen der junge süddeutsche Liberalismus zu jener Zeit laborirte, von welchem Freytag sehr richtig bemerkt: „Er fühlte den Druck des fürstlichen Familien-Regiments und der Beamtenherrschaft sehr lästig wegen der Zumuthungen, die man ihm stellte; aber für sich allein und zu Hause war er ein Philister ohne eigenen Willen und durchaus nicht bereit, dauernde Pflichten für den Staat oder für ein Ganzes zu übernehmen, wenn sie das Behagen seines Privatlebens störten." Gleichwohl hatte aber doch der damalige Liberalismus einen entschieden idealen Zug, und dadurch unterscheidet er sich sehr zu seinem Vortheil von der gegenwärtigen „königlich würtembergischen republikanischen Volkspartei", welche sich einfach zu dem Programm bekennt: „Alles verlangen und nichts bezahlen"; welche weder Kriegsdienste leisten, noch Steuern zahlen, sondern das Gemeinwesen durch Schnattern vor dem durch sie selbst heraufbeschworenen Untergang retten will, gleich den capitolinischen Gänsen; welche einen Staat zu etabliren beabsichtigt, in welchem Jeder berechtigt ist, zu befehlen, aber Keiner verpflichtet, zu gehorchen. Diese „Beobachter"-Partei ist zwar ein Enkel des süddeutschen Liberalismus, aber doch nur in der Art und in dem Verhältnisse, wie Romulus Augustulus zu den großen Cäsaren oder Karl Mayer zu Corolus Magnus sich darstellt.

Mathy's Zollvereinsschrift von 1833 sieht noch überall Gespenster: preußischen Fiscalismus und Absolutismus, Vertheuerung von Kaffee und Zucker und fabelhaftes Anschwellen der kleinstaat-

Digitized by Google

lichen Einkünfte, so daß die Regierungen der Nothwendigkeit überhoben seien, sich directe Steuern verwilligen zu lassen, und damit die einzige Wurzel verdorre, aus welcher der kleinstaatliche Constitutionalismus, diese kostbare und schwächliche Pflanze, ihr Leben saugte. Schließlich aber überwiegt doch auch damals schon bei Mathy der gesunde Menschenverstand. Er räth, trotz schwerer Bedenken, zum Beitritt, wenngleich unter Clauseln, welche unmöglich waren. Daß Preußen bei und mit Gründung des Zollvereins financielle Opfer brachte, indem es den Süden zu gleichen Theilen per Kopf an den Einkünften participiren ließ, während er doch weniger aufbrachte, davon hatte man im Süden keine Ahnung.

Wenn ich in Obigem nachzuweisen versuchte, wie die Journalistik Mathy's Anfangs manches Gemeinsame hatte mit dem wilden Kraut, worunter sie aufwuchs, und erst nach und nach sich zu ihrer Kraft und Höhe erhob, so soll das dem verehrten Manne keineswegs zum Vorwurfe gereichen; denn die Menschen springen überhaupt nicht auf den Boden ihrer Wirksamkeit wie aus dem Haupte des Zeus die gewappnete Minerva; und je größer die Strecke, je rauher der Weg, den Einer zurücklegen mußte, um das Ziel zu erreichen, desto größer für ihn die Ehre.

VII.

Mathy's Herkunft und Jugend.

Motto:
„Multa tulit fecitque puer, sudavit et alsit.

Keine Beschuldigung würde haltloser sein gegen Mathy, als die des Leichtsinnes. Er war schon in seiner Jugend ein ernster, sich seiner Aufgabe wohl bewußter und auf strenge Pflichterfüllung bedachter Mann. Er erzählt selbst, wie er, als er 23 Jahre alt zum ersten Male seine spätere Frau erblickt, sofort eine bleibende Neigung zu ihr gefaßt habe; seine Frau dagegen bestreite, daß ein Gleiches bei ihr der Fall gewesen sei; sie habe erst nach und nach die Neigung und die Ueberzeugung vom Werthe des Mannes ge-

Digitized by Google

wonnen, welcher damals auf den ersten Blick äußerlich wenig Gewinnendes gehabt habe; im Verhältniß zu seiner Jugend sah er nämlich alt aus, dabei hager und ohne frische Farbe, ein ernsthaftes und strenges Gesicht von etwas schulmeisterlichem und etwas militärischem Ausdruck, ein schweigsames und zurückhaltendes Benehmen, — kurz, das Aussehen eines Mannes, den die Noth um die Freuden der Jugend betrogen, wie sie die von Glück mehr Begünstigten in diesem Alter mit vollen Zügen zu schlürfen pflegen.

Aber trotz dieses Ernstes, der Tüchtigkeit und der Solidität seines Charakters finden wir in Mathy einen, namentlich den hervorragenden Typen des fränkischen Charakters eigenthümlichen Hang zu Wagnissen und zum Abenteuerlichen, eine Lust am Wechsel und am Außergewöhnlichen und eine Sucht, die Schwierigkeiten, statt ihnen aus dem Wege zu gehen, geradezu aufzusuchen.

Auch in dem Grafen Bismarck hat man einen abenteuerlichen Zug finden wollen. Man hat sich durch den Schein täuschen lassen zu einer Zeit, wo man nur einen kleinen Bruchtheil des gesammten Planes zu übersehen vermochte, und dieses, für das Auge des Uneingeweihten zusammenhanglose Fragment allerdings manchmal sehr wunderlich aussah. Wie unendlich weit Bismarck von dem Abenteurer oder von dem „leichtfertigen Spieler" (wozu ihn noch im constituirenden Reichstag ein mit dem bekannten esprit d'escalier behafteter Berliner Abgeordneter zu stempeln versuchte) entfernt ist, das hat er durch seine eben so weise, als (im Uebermaaße des Glückes und den dadurch provocirten Anforderungen und Projecten) schwierige, ja wahrhaft bewundernswerthe Mäßigung im Juli und August 1866 bewiesen. Wenn er Etwas auf das Spiel setzt, so ist es nicht das Vaterland und seine Interessen, sondern seine eigene Person.

Mathy's Hang zu Abenteuern besteht neben seiner Solidität als etwas völlig heterogenes, als wäre er ein Rest des Wander- und Wagniß-Triebes seiner fränkischen Ahnen, für welche zuerst Deutschland, und dann auch Gallien und zuletzt fast Europa zu klein war.

Freytag sucht diese Gegensätze zu erläutern, indem er bemerkt: „Diese Eigenheit, auffallend bei einem ungewöhnlich gescheiten Manne, kam ihm zunächst aus einer Ueberfülle von sorglosem Muthe, der durch die frühe Selbständigkeit hoch gesteigert war. Er barg sich

Digitized by Google

die Bedenken und Schwierigkeiten nicht, aber er war sehr geneigt, sich gering zu achten. Und um gerecht zu sein, auch die Freiheit der Wahl war ihm beschränkt." Letzteres ist ohne Zweifel richtig, aber dieser Umstand ist nicht geeignet, die auffallende Erscheinung ihrem ganzen Umfange nach zu erläutern.

Sein Großvater stammt aus dem Lahngau (jetzt preuß. Provinz Hessen-Nassau). Er war Mühlarzt und mehr mit Kindern als mit Glücksgütern gesegnet. Später zog derselbe auf das linke Rheinufer über in's Kurpfälzische, wo Mathy's Vater 1754 geboren ward. Ein katholischer Geistlicher in Niederspay, zwischen Boppard und Coblenz, nahm sich des talentvollen und körperlich schwächlichen Knaben an. Er vollendete seine Studien auf dem Jesuiten-Gymnasium in Boppard und bei der von diesen frommen Vätern geleiteten theologischen Universität Heidelberg, die damals ebenfalls kurpfälzisch war. Dann ward er Priester und Lehrer an einer Jesuiten-Anstalt. Allein er hatte zu viel von dem modernen Geiste eingesogen und von Haus eine zu skeptisch-sarkastische Ader, als daß er mit seinen Collegen im Lehramte, einer Abart der Jesuiten, „Lazaristen" genannt, welche aus Frankreich importirt worden waren und sich vorzugsweise durch Unwissenheit auszeichneten, auf die Dauer hätte harmoniren können. In dem Streite, der sich zwischen ihnen entspann, zog natürlich der einzelne Mann ohne Protection den Kürzeren. Er war genöthigt, seine Stelle und sein Priesterthum niederzulegen, und benutzte diese Gelegenheit, um zugleich das Cölibat zu quittiren und zum Protestantismus überzugehen. Er erhielt eine kärglich dotirte Lehrerstelle in Mannheim. In dieser Situation wurde Karl Mathy am 17. März 1807 geboren. Er mußte lehrend lernen und nach dem Tode seines Vaters auch noch der Familie beistehen. Noch nicht achtzehn Jahre alt, bezog er die Universität. Sein Vater wünschte ihn zum Philologen zu machen. Allein der Sohn war von den Regungen des öffentlichen Geistes, welcher mit den Befreiungskriegen erwacht war, ergriffen; er dachte an eine staatliche Wirksamkeit und studirte daher Rechts- und Staatswissenschaften. Er war Burschenschafter und paukte wider die Corps, namentlich die Saxo-Borussen. Freytag will behaupten, aus den Burschenschaften hätten sich die Liberalen und aus den Corpsstudenten die Conservativen recrutirt. Meine persönlichen Wahrnehmungen sprechen eher für das Gegentheil. Von uns Göttingern aus dem

Digitized by Google

Ende der dreißiger und dem Anfange der vierziger Jahre stehen die Corpsstudenten (z. B. v. Bennigsen) meistens auf der liberalen Seite; von den Burschenschaftern sind viele unter die Mucker und verwandte politische und religiöse Secten gegangen.

Als Mathy 1827 seine Universitätsstudien vollendet hatte, bekommt er plötzlich die abenteuerliche Idee, Philhellene zu werden, zu einer Zeit, wo bereits die Cabinette die griechische Sache in die Hand genommen und die Volksbewegung lahm gelegt hatten. Ohne Zweifel ist es damals vielen jungen Leuten so gegangen, wie Mathy; sie täuschten sich in Betreff der „Wiedergeburt der Hellenen". Die Studien Fallermayer's über die wahre Natur der Neugriechen waren noch nicht bekannt. Die untersten Sprossen der Carrière eines kleinstaatlichen Beamten mochten zudem für Mathy wenig Verlockendes haben. So ist also sein Einfall nicht ohne Motive. Gleichwohl ist er auffallend, namentlich gegenüber seiner Familie, welche doch auf ihn angewiesen war und der er seine Absicht sorgfältig verheimlichte. In einem seltsamen Gegensatze zu der Abenteuerlichkeit seines Gedankens steht die Hartnäckigkeit, Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit der Ausführung. Ein Jahr lang legt sich Mathy die schwerste Arbeit (Unterricht u. dgl.) und harte Entbehrungen auf, um sich die nöthigen Geldmittel zu erschwingen. Als er sie hat, verabschiedet er sich im Mai 1828 zu „einem kleinen Ausfluge nach Paris". Niemandem hat er seinen Plan enthüllt, auch der Mutter und den Geschwistern hat er ihn sorgfältig verheimlicht.

Glücklicher Weise hatte das Comitee in Paris bereits seine Thätigkeit eingestellt. So blieb Mathy seinem deutschen Vaterlande erhalten. Er legte den Rückmarsch, in Ermangelung von Geld für Transportmittel, in zwölf Tagen zu Fuß zurück und traf, ein wenig abgemagert und abgerissen, mit sonnenverbranntem Gesicht und wundgelaufenen Füßen, nach vierteljährigem Aufenthalte in Paris, wo er sich ebenfalls mit Stundengeben durchgeschlagen und Mancherlei gelernt hatte, in Mannheim wieder ein, um sofort in die Staats-Examenpresse gesteckt, für „sehr gut befähigt" erklärt und zum großherzoglichen Cameral-Praktikanten ernannt zu werden.

Letzteres ist ungefähr so viel wie Referendar in Preußen oder Accessist in Hessen und bedeutet auf Deutsch: Arbeit aber Nichtbezahlung. Da man von letzterer allein nicht leben kann, so warf sich Mathy auch auf die Schriftstellerei. Er schrieb lehrreiche Aufsätze

Digitized by Google

für allerlei Jugendschriften und politische für jene generatio aequivoca kleiner Zeitungen, die damals in Süddeutschland überall gleich Pilzen aus der Erde schoß. Das trug freilich ebenfalls sehr wenig ein. Aber es war doch eine Art Abwechslung, heute cameralistisch und morgen journalistisch zu hungern. Jedenfalls aber begann sich die Lage Mathy's zu bessern von dem Augenblicke an, da er selbst ein zuerst zweimal, dann dreimal wöchentlich erscheinendes Blatt gründete, den bereits erwähnten „Zeitgeist".

Da intervenirte der Bundestag, welchen Oesterreich, wie sich der Cyniker Friedrich Gentz sehr bezeichnend und drastisch ausdrückt, von Zeit zu Zeit mit Karlsbader Wasser behandelte. Er hatte nach und nach den in Folge der französischen Juli-Revolution gesunkenen Muth wieder gesammelt. Das Hambacher Fest 1832, weit harmloser, als heutzutage jedes Schützen-, Gesang- oder Musikfest, wurde von dem Fürsten Metternich, der selbst im Stillen wohl über diese grobe Mystification lachte, für „staatsgefährlich" erklärt. „Es soll ein Fest der Guten werden", sagte er; d. h. wir wollen eine Orgie der Reaction darauf folgen lassen. Und die radicale Jugend unterstützte ihn redlich in diesem Bestreben.

Sie machte von nun an eine Dummheit auf die andere; und endlich schlug, wie wir im Abschnitt III. gesehen haben, das „Frankfurter Attentat" dem Faß den Boden aus. Es verschaffte dem Fürsten Metternich definitiv die auf dem Karlsbader Kongreß vorbereitete, aber noch nicht vollständig zu Wege gebrachte Dictatur und befestigte die österreichische Fremdherrschaft über Deutschland, mitinbegriffen Preußen, unter deren Aegide sich dann später die Verfassungsbrüche in Kurhessen und Hannover und die Mißregierung in diesen beiden und in anderen deutschen Ländern einführte.

Die Metternich'sche Politik ist, wenn man sich auf seinen Standpunkt lediglich als Diener der habsburgisch-lotharingischen Dynastie stellt, unter deren Scepter die verschiedenen Völker und Länder der österreichisch-ungarischen Monarchie vereinigt sind, eine einheitliche und streng rationelle; sie ist dies namentlich in einem weit höheren Grade, als die in wilder Hast und rascher Abwechslung einander folgenden Systeme und Projecte seiner Nachfolger von den verschiedenen Revolutionsministern von 1848 und dann von Schwarzenberg und Bach, Schmerling, Belcredi an bis zu Auersperg, Beust, Berger, Giskra, Hasner und Potocki.

Digitized by Google

Fürst Metternich ging von dem Grundsatze aus: Oesterreich bedarf im Innern absolutester Ruhe. Sobald man die eisernen Bande der polizeilich-absolutistischen Politik lockert, fangen die einzelnen Völker-Individuen an, sich zu bewegen; jedes will dann sich individuell constituiren und abgrenzen, d. h. sich möglichst von allen Anderen lossagen und die Dynastie, welche das alleinige gemeinsame Band bildet, ist dann nicht mehr stark genug, diesen centrifugalen Bewegungen das nöthige centripetale Gegengewicht zu geben und zu erhalten.

„Der österreichische Staat, sobald er sich bewegt, zerfällt". Das war Metternich's Dogma. Deshalb verordnete er ihm strenge geistige Hunger-Diät und vollkommene Ruhe. Später glaubte man letztere durch das Konkordat ersetzen und, trotz gewagter Unternehmungen, dasselbe Ziel erreichen zu können. Man hat sich geirrt. Seitdem holt man jeden Augenblick einen andern Doctor. Aber die Ruhe des Patienten will nicht wiederkehren. Er fiebert immer mehr, und wälzt sich unruhig von einer Seite auf die andere. Man nennt das Verfassungs-Krisis.

Im Innern bedurfte also Fürst Metternich Ruhe. Nach außen Vasallenstaaten, welche dem lotharingischen Hause Relief gaben und den Anschein hervorriefen, als bedeute es immer noch das große centraleuropäische römische Kaiserreich deutscher Nation mit Allem, was dranhängt. Neben anderen eigneten sich dazu am Besten Deutschland und Italien. Man etablirte also da eine lotharingische Fremdherrschaft, welche für die Italiener 1859, für uns erst 1866 ihr Ende gefunden.

Es wird mir bei der hohen Meinung, welche ich von dem Geist des seligen Fürsten Metternich habe, immer schwerer zu glauben, daß er wirklich jene Studenten und Gymnasiasten, Burschenschafter und Landsmannschafter, Turner und Sänger, Professoren, Geistliche und Candidaten, für gefährliche Menschen, oder daß er exaltirte Reden und Lieder, sowie dreifarbige Mützen und Bänder für gefährliche Gegenstände gehalten hat. Vielmehr lag es wohl nur in seinem politischen System so zu thun, als halte er sie dafür, und Andere, namentlich Preußen, dies glauben zu machen. Durch die Maßregeln, welche er auf diese Fiction basirte, hielt er Deutschland in seiner Entwickelung zurück, er entzweite die Regierungen mit der Bevölkerung und machte dadurch die ersteren schutzbedürftig. Er wußte

Digitized by Google

ihnen die Ueberzeugung beizubringen, daß sie diesen Schutz nur in Wien finden könnten, und daß sie natürlich dafür Opfer bringen mußten, — vornämlich das Opfer jeder eigenen Meinung und jeder wirklichen Unabhängigkeit, während ihnen die Scheinsouveränetät auf das Reichlichste gewährt ward. Ihre Stellung und ihre Stimmen im Bundestag — das war auch alles Fiction; aber diese Täuschung war doch gar zu süß. Man konnte sich doch einbilden, was zu bedeuten.

Dieses System also ist sehr begreiflich. Aber wahrhaft unbegreiflich ist das damalige Verhalten Preußens ihm gegenüber. Nicht daß ich behaupten möchte, das „Preußen und Oesterreich Hand in Hand", welches so lange die Parole der Conservativen in Preußen war, sei vermöge der realen Sachlage eine absolute Unmöglichkeit. Eine ehrliche Theilung des Einflusses und der Stellung, eine Verständigung zwischen Preußen und Oesterreich war ja denkbar und möglich. Aber Oesterreich hat sie nie angestrebt. Es wollte nicht Verständigung, sondern Unterwerfung, und gab diesen Standpunkt selbst 1859 und 1866 nicht auf, selbst nicht in den Tagen der höchsten Bedrängniß. Nichts war stets ihm mehr bitterer Ernst, als die Demüthigung Preußens.

Damals, 1833, wählte Preußen ohne alle zwingenden Gründe, die Unterwerfung unter das österreichische System. Der preußische Generalpostmeister und Bundestagsgesandte Nagler in Frankfurt war, obgleich ein rabbiater Katholiken-Fresser, zugleich auch der eifrigsten Schleppenträger Metternich's und Oesterreichs. Wer sich darüber unterrichten will, was er in dieser Richtung wahrhaft Unglaubliches geleistet hat, und zwar immer optima fide, d. h. in der Absicht, und in der Ueberzeugung, damit Preußens Interessen auf das Beste zu dienen, den verweise ich auf das höchst interessante Buch: ‚Nagler's Briefe an einen Staatsbeamten. Als ein Beitrag zur Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts, herausgegeben von Ernst Kelchner und Prof. Dr. Karl Mendelssohn-Bartholdy" (2 Bände, Leipzig, Brockhaus. 1869).

Nie hat es einen beharrlicheren Feind des Briefgeheimnisses gegeben, als diesen Generalpostmeister. Kurz nach dem Frankfurter Attentat schreibt er von Berlin aus an seinen Frankfurter Amanuensis: „Ein für Allemal steht fest, daß Sie (auf der Post in Frankfurt a. M.) alle Post- und Kurier-Packete öffnen. Herr

Digitized by Google

v. W. darf nicht wissen, daß sein neulicher (auf der Post weggefangener) Bericht den Umweg über Berlin hat machen müssen. Gott behüte Sie. Der Ihrige: Nagler" (Bd. I. S. 125.)

Damals war freilich dieser modus virendi ein allgemeiner. Er war gleichsam internationales Recht des europäischen Kontinents und seiner Kabinette. Im Gegensatze zu Nagler, welcher, wie er schreibt, sich niemals um „die albernen Brieferöffnungsscrupel" gekümmert hat, aber sich doch in demselben Augenblicke seiner Tugend und Enthaltsamkeit berühmt, — diese besteht nämlich darin, daß er die Briefe nicht unterschlägt, sondern nur wegfängt und liest, sie dann aber, wenn er von dem Inhalt Kenntniß genommen, wieder in Lauf setzt und mit kunstgerechtem Verschlusse, der die Eröffnung verheimlicht, an den Adressaten gelangen läßt: rühmte sich damals der russische Großfürst Konstantin, er habe viele Tausende von Briefen wirklich unterschlagen, dann aber fein säuberlich in rothem Maroquin einbinden lassen, er besitze solcher Maroquin-Folianten 33 an der Zahl, sie bildeten seine Cabinets-Bibliothek und gewährten eine sehr interessante Lectüre (Bd. I. S. IX.) Gleichzeitig klagt ein Minister des Großherzogs von Toscana, man könne keiner österreichischen Post mehr ein Postfelleisen anvertrauen; und selbst einem so loyalen Manne, wie Georg Berthold Niebuhr wurden in Frankfurt alle Briefe geöffnet. (S. 125. Anmerk.)

Die Thurn- und Taxis'sche Post hat dieses edele Metier fortsetzen lassen bis zu ihrem seligen Ende. Noch 1864 und 1865 war in Nassau kein Brief und kein Packet sicher vor Eröffnung. Die Opposition war gezwungen, sich fremder Siegel und falscher Adressen zu bedienen und selbst das half nicht immer. Die jetzige norddeutsche Bundespost ist notorischer Maßen rein von jedem derartigen Makel. Doch zurück zu Herrn von Nagler.

Die Demagogen-Hetze, welche Fürst Metternich mit ironischem Lächeln inaugurirte, betrieb Nagler mit dem ganzen Ernst und Eifer eines gewissenhaften preußischen Beamten.

Sein Frankfurter Amanuensis berichtet ihn z. B. am 2. Juli 1835: „Die Polizei scheint allerdings gestern Abend nach Außen eine interessante Expedition gehabt zu haben. Heute in der Frühe ward ein Individuum zu Wagen, stark bedeckt, eingebracht. Man spricht von einer revolutionären Fahne! Alles dunkel!" (I. 133.) Huh! Officielle Gänsehaut!

Digitized by Google

Darauf erwiedert der Königlich Preußische Generalpostmeister mit ebensoviel Ernst, als Empressement: „Das betrifft offenbar den Plate. Ich bitte Herrn Assessor Luther, gelegentlich den Herrn Bürgermeister (den wohlregierenden Bürgermeister der souveränen und nachgehends in den Ruf von Freisinn gebrachten Republik Frankfurt a. M.!) zu bitten, auf den Plate möglichst Acht zu geben und mir bei Entdeckung einer Spur schleunigst Nachricht zugehen zu lassen." Wer ist Plate?

Ein Subaltern-Beamter bei der Post, Namens Kombst, der von Nagler abgetakelt worden und dann unter die Liberalen gegangen war, ist zur fixen Idee bei Nagler geworden; er ist bei Tag sein Gedanke, bei Nacht sein Traum. Die reine Manie des Sichverfolgtglaubens tritt hier zu Tage.

Wer weiß heutzutage noch was von jenen schauerlichen deutschen Mazzini's Namens Plate und Kombst, Müller und Meier, Wühlhuber und Knetschke? Damals bildeten sie den ersten Gegenstand der Fürsorge unserer weisesten Staatsmänner. In ihnen gipfelte das Interesse des politischen Europa!

Am 28. August 1835 berichtet der Amanuis von Frankfurt an Excellenz Nagler in Berlin: „Karl Gutzkow hat soeben den ersten Theil seiner öffentlichen Charaktere bei Hoffmann und Campe zu Hamburg herausgegeben. Ob die Preußische Censur dies Buch dulden wird?" Diesen Brief schickt der Chef mit Randglossen versehen zurück; und bei dem Namen Gutzkow steht in margine: „Auch ein heilloser Kerl!" Seitdem sind 35 Jahre verflossen, ohne daß bekannt geworden wäre, daß der heillose Kerl Europa in Brand gesteckt hat. Höchstens hat er etzliche schlechte Bücher auf der trockenen Guillotine der Kritik hingerichtet, was man aber als Mord keineswegs bezeichnen kann. Denn man vermag einen Leblosen nicht zu tödten. Auch hat er selbst dafür desto mehr gute Bücher geschrieben.

Wie Friedrich Gentz den deutschen Unitariern zurief: „Jetzt habt Ihr ja die Bundes-Centraluntersuchungscommission für politische Verbrechen. Das ist die wahre deutsche Einheit, die für Euch paßt; und nun beruhigt Euch damit", so glaubte Nagler an keine andere Einheit als an die polizeiliche. Nur war Nagler's Glaube sehr ernstlich gemeint, während es sich bei Gentz natürlich nur um ein schnödes Witzwort handelt. Sämmtliche preußische Po-

Digitized by Google

lizei-Beamten wurden angewiesen, von allen in ihrem Bereiche vorkommenden, nur einiger Maßen wichtigen Ereignissen den Königlichen Bundestags-Gesandten Meldung zu machen, um, wie es wörtlich heißt, „unter den aufgeregten und bedrohlichen Zeitumständen, die Uebersicht in politischer und sicherheitspolizeilicher Hinsicht zu erleichtern". Und etwa um die nämliche Zeit, da Karl Mathy in das Exil ging, verfaßte der Bundestagsgesandte Nagler mit bewährtem Fleiße eine politisch-polizeiliche Denkschrift über die Frage: „Durch welche Mittel die Autorität des Bundes in der öffentlichen Meinung zum Heil von ganz Deutschland befestigt und insbesondere das hierzu erforderliche Ansehn der Bundes-Versammlung, als Organ des Bundes, auf eine ihrer Bestimmung angemessenen Weise fester begründet werden könne."

Einer der einflußreichsten preußischen Staatsmänner also, der ein paar Jahre später in Anerkennung dieser seiner Leistungen zum Geheimen Staatsminister ernannt ward (1836) hielt es für seine höchste Aufgabe, den Bund, den Oesterreich beherrschte, den Bund, der Preußen majorisiren und erniedrigen wollte (vielleicht auch damals schon „avilir et après démolir") in seiner Autorität zu befestigen. Diese Aufgabe stand fest. Nur die Mittel wurden erwogen.

Und das geschah um dieselbe Zeit, wo andere, begabtere Staatsmänner Preußens bereits die große Idee des deutschen Zollvereins gefaßt und auszuführen begonnen hatten, dieses Vereins, der durch sein Beispiel den Beweis lieferte von den Unterlassungssünden des Bundes, um ihm schließlich zu sagen: „Du hast Deinen Beruf verfehlt. Ich habe Dein Werk in die Hand genommen. Hebe Dich weg, damit ich mich an Deine Stelle setze".

Einige dreißig Jahre später aber, nachdem Nagler vergeblich nach Mitteln ausgespäht, wodurch der Bund zu curiren wäre (der gute Mann wußte nicht, daß der Bund bucklig war, und daß er sterben mußte, wenn man ihm seinen schwarzgelben Buckel abschnitt), dreißig Jahre später kam Graf Bismarck, um die umgekehrte Aufgabe zu lösen, nämlich die, dem alten Bund den schwachen Rest seiner Autorität bei der ersten Gelegenheit, die er durch tolle Selbstüberhebung biete, zu nehmen und diesem Gespenst zu verbieten, daß es fernerhin noch bei hellem Tageslicht umgeht.

Vor dreißig und mehr Jahren aber ging es noch um, und

Digitized by Google

selbst so ein beherzter Mann, wie Karl Mathy, mußte vor ihm das Hasenpanier ergreifen, und zwar unter schmunzelndem Beifall des preußischen Nagler.

VIII.

Mathy als Flüchtling und als Abgeordneter.

Motto:
„Flebilis ut noster status est, ita flebile carmen.
Materiae scripto conveniente sunc."
Ovidius. (Trist. V. 1. Vers. 5—6.)

Warum ging Mathy 1835 gerade in die Schweiz? Sie war fürwahr damals kein gastlicher Boden; und wahrscheinlich hätte er in irgend einem norddeutschen Staate, wo die Verhältnisse weniger klein und eng waren, eine weit bessere Stätte gefunden. Ist dies ja doch ebenfalls in sehr ungünstiger Zeit den durch das kleinstaatliche Elend vertriebenen Kurhessen und Schleswig-Holsteinern leidlich gelungen. Die Wahrheit ist, daß man damals im Süden und Westen an den Norden noch gar nicht dachte. Wem es in seinem engeren Vaterländchen gar zu eng wurde, der griff zum Wanderstabe in's Ausland. Man dachte eher an London und Paris, an Bern und Athen und vor Allem an Nordamerika, als an — „das übrige Deutschland". Das politische Elend und die wirthschaftliche und bürgerliche Unfreiheit, vertrieben damals Tausende vom deutschen Boden im Südwesten, so daß dort die Bevölkerung sank, während sie in Preußen rasch zunahm.

Höchst lesenswerth ist die Schilderung des Flüchtlingslebens in der Schweiz. Sie ist die reizendste Partie in Freytag's Buch. Das Herz blutet Einem bei den Leiden dieser harmlosen deutschen Seelen, welche für die Republik schwärmten, nur deshalb, weil sie gern „Sonntags unbehelligt von der hohen Polizei mit ihrer Frau und der qualmenden Tabakspfeife auf der Promenade lustwandeln wollten". Der Tyrtäus der Flüchtlinge, auf welchen die kleinfürstliche Polizei als auf einen Hauptattentäter eifrig fahndete, Wilhelm Sauerwein aus Frankfurt am Main schrieb eine Monographie über die Sesenheimer Friederike, die Jugendgeliebte Goethe's, und dichtete damals folgendes blutigrothe Revolutionslied, das auf schweizer

Digitized by Google

Boden öffentlich und auf deutſchem heimlich von Studenten und Handwerksburſchen geſungen und gepfiffen wurde:

Wenn die Fürſten fragen:
„Was macht Abſalon?“
Könnt Ihr ihnen ſagen:
„Ei, der hänget ſchon;
Doch an keinem Baume,
Auch an keinem Strick,
Sondern an dem Traume
Einer Republik.“

Wollen ſie gar wiſſen,
Wie's dem Flüchtling geht,
Sprecht: „Er iſt zerriſſen,
Wo Ihr ihn beſeht.
Gebt nur Eure großen
Purpurmäntel her;
Das giebt gute Hoſen
Für das Freiheitsheer.“

Ein abgeriſſener Bummler, der Verlangen nach ein Paar neuen Beinkleidern trägt; — und davor zitterte damals halb Europa! Fünfzehn Jahre ſpäter ſang Heinrich Heine in dem freiwillig gewählten Exil:

Deutſche Treu und deutſches Hemde
Das verſchleißt ſich in der Fremde.

Auf Mathy traf dieſer Reim nicht zu. Er blieb treu und ſolid auch im Exil trotz des härteſten Kampfes um das Daſein. Trotz Alledem, trotz der Flüchtlingshetze, die ſich auch auf ihn erſtreckte, blieb er in wechſelnder Stellung ſechs Jahre lang auf dem damals nicht allzu hospitalen eidgenöſſiſchen Boden. Wir, von unſerem heutigen Standpunkte aus, fragen: Warum kehrte er nicht nach Deutſchland zurück? Wir finden vielleicht auch die Idee, Mazziniſcher Redacteur oder grencher Schulmeiſter zu werden, ein wenig abenteuerlich für einen Mann, der über ſo bedeutende geiſtige Kräfte disponiren konnte und ſich deſſen vollkommen bewußt war. Aber dies hindert uns nicht, unſere höchſte Achtung auszuſprechen vor der Tüchtigkeit und Beharrlichkeit, ich möchte faſt ſagen, vor dem etwas rechthaberiſchen Trotze, womit Mathy dieſe heterogenen Aufgaben durchführte, obgleich es an Widerwärtigkeiten aller Art nicht fehlte. Beiſpielsweiſe ſei erwähnt, daß ein ſüddeutſcher Verleger Bankerott

Digitized by Google

machte, an welchem er 500 Gulden Honorar verlor — damals für Mathy eine sehr große Summe.

Im Jahre 1841 nach Baden zurückgekehrt, wurde Mathy dort in die Zweite Kammer gewählt, in welcher sich wieder ein frischer Geist regte. Er war die bedeutendste Arbeitskraft in dieser Versammlung, gleichwohl aber bei seinen Gesinnungsgenossen nicht so beliebt, wie er es verdiente. Er schwamm gern gegen den Strom und hatte Hang zu Sarkasmen. Beides liebten die „Männer des Volkes" nicht. Den alten Autoritäten, wie Adam von Itzstein, dünkte er zu eigenwillig, zu wenig geneigt zum „überzeugungstreuen" Jurare in verba magistri; den jungen Feuergeistern, wie Friedrich Hecker, war er zu kalt, zu klug, zu überlegend. Beinahe wäre es sogar zwischen ihm und Hecker zu einem Pistolen-Duell gekommen.

Man kann am Ende Mathy es nicht allzu übel nehmen, wenn er, der erfahrene Mann, der nicht nur die Schule der Wissenschaft, sondern auch die harte Arena des Lebens hinter sich und in beiden Etwas gelernt hatte, eine starke Ueberzeugung seines Werthes hatte gegenüber alten Bureaukraten, welche auf der negativen Seite dasselbe Spiel spielten, wie die Regierungsmänner auf der positiven, und jugendlichen Schwärm- und Feuergeistern, welche glaubten, der parlamentarische Hebel sei stark genug, um von dem Ländchen Baden aus die Welt aus den Angeln zu heben.

Aber wenn er, wie seine damaligen Kammergenossen versichern, diesem Gefühle der Ueberlegenheit oft in schroffer und schnöder Weise Ausdruck verlieh, auch gegenüber seinen eigenen parlamentarischen Kriegscameraden, so war dies nicht blos moralisch eine Untugend, sondern auch taktisch ein Fehler. Denn wer regieren will, muß nach der Majorität streben; und in Betreff der letzteren wiegt eine Stimme so schwer, wie die andere, ohne alle Rücksicht auf Quantität und Qualität des Gehirns, wovon sie regiert wird. Die Dinge in Baden gingen ihren unablässigen resultatlosen Gang.

Da kam das Jahr Achtundvierzig und mit ihm für Mathy die Gelegenheit, sich zum verhaßtesten Manne in Baden, ja, vielleicht in Süd- und Mitteldeutschland zu machen. Man hörte damals seinen Namen niemals ohne den schmeichelhaften Zusatz: „der Verräther". Aehnliches begegnete ihm auch 1866 in Folge seines unerschütterlichen Festhaltens am nationalen Banner. In Folge der „affenartigen Geschwindigkeit" der Preußen nahm 1866 die pein-

Digitized by Google

liche Lage für ihn ein schleuniges Ende. Er kehrte im Herbste mit vermehrten Ehren in das Ministerium zurück, aus welchem ihn die Tollheit der Bevölkerung, welche sich auch dem sonst vernünftigen Landtage mittheilte (vielleicht mehr unter dem Einflusse des Terrorismus der Schwarzen, Rothen und Schwarzgelben als aus eigener freier Ueberzeugung, im Sommer 1866 vertrieben hatte.

Die Mißliebigkeit von 1848 dauerte länger als die von 1866, und war, offen gesagt, nicht ganz unverdient. Sie dankte ihren Ursprung nämlich der Verhaftung eines Herrn Fickler (8. April 1848), damals Herausgeber der „Seeblätter" in Constanz, an welchen Mathy schon von der Schweiz aus mitgearbeitet hatte. Es war im März und April in Baden ein öffentliches Geheimniß, daß Fickler an der Spitze einer republicanischen Bewegung stand. Zuletzt hielt er eine große Versammlung in Mannheim, wo er auf offenem Markte Farbe bekannte, den Kriegsplan enthüllte und ankündigte, er, Fickler, reise mit dem nächsten Zuge der großherzoglichen Eisenbahn nach dem Seekreise, um dort die Republik zu proclamiren. Alle Welt wußte das, die Mitglieder der Regierung sowohl wie die der Kammern. Alle lamentirten, heulten, zeterten. Keiner hatte den Muth, etwas zu thun. Namentlich der sonst so hochnasigen Bureaukratie war das Herz vollständig in die Schuhe gefallen. Das war dem tapferen Herzen Mathy's zu arg; er konnte den Hang zu Wagnissen und zum Schwimmen wider den Strom nicht bemeistern.

Er, der Privatmann, ohne alle Legitimation, verhaftete Fickler auf der Eisenbahn und ließ ihn durch einen Polizeidiener abführen, welcher letztere nur zitternd gehorchte. Mathy riskirte bei diesem Acte sein und der Seinigen Leben. Und doch, war es nicht, wenn auch noch so heroisch, doch eine Art Don-Quixoterie? Hat er dadurch den Ausbruch der unsinnigen Bewegung gehindert? War es nicht ganz gleichgültig, ob im badischen Seekreise ein Wirrkopf mehr oder weniger war? Sein späteres Verhalten hat deutlich bewiesen, daß Fickler ein elender Poltron und in der That nicht zu fürchten war. Aber immerhin war Mathy Jahre lang sein Freund und sein Parteigenosse und eifriger Mitarbeiter an Fickler's „Seeblättern" gewesen, welche sich so nannten, nicht etwa weil sie sich mit Seewesen befaßten, sondern weil sie zu Constanz am Bodensee erschienen, wo man nichts von der See, sondern nur von dem See wußte. Wahrscheinlich war das Wort Seeblätter gebaut nach Ana-

Digitized by Google

logie von „Seewein“. Letzteres ist eine von Weinstöcken, welche am Bodensee wachsen, erzielte flüssige Substanz, welche wohl auch Fahnenwein genannt wird; denn wenn man einen Tropfen davon auf die Fahne schüttet, dann zieht sich das ganze Regiment zusammen. So großen Einfluß hatten nun zwar die Seeblätter nicht; aber sauer waren sie auch; und durch Mathy's sarkastische Beiträge waren sie auch gerade nicht süßer geworden. Diese persönlichen Beziehungen waren es namentlich, welche den Meisten Mathy's That in einem falschen Lichte erscheinen ließen. Und der Philister, welcher, so lange keine Gefahr da ist, so gerne von Bürgermuth und Bürgerpflicht spricht, wurde damals sehr ängstlich. Er kaufte sich einen Schlapphut; und je höher die Bewegung stieg, desto weiter rückte er nach Links und desto mehr zerknüllte er seinen Schlapphut. Mochte er auch im Grunde des Herzens von dem wärmsten Dank für Mathy's Entschlossenheit beseelt sein, mit dem Munde schimpfte er noch lauter, als die Anderen. Denn, sagte er, man muß unserm Herrgott eine Kerze anzünden, aber dem Teufel zwei“.

So kam es denn, daß Karl Mathy, von welchem man in Norddeutschland noch damals nichts wußte, in süddeutschem Lande gründlich mißliebig wurde im Jahre Eintausendachthundert und Gagern. In das Parlament wurde er zwar gewählt, aber in einem stark beeinflußten würtembergischen Wahlkreise. Die Fickler'sche Geschichte hatte ihn jedoch leider so discreditirt, daß er im Reichstage nicht die volle Wirksamkeit entfalten konnte, zu welcher er seiner ganzen Natur und Stellung nach vorzugsweise berufen erschien. Er sprach während der langen Dauer nur drei- bis viermal, stets mit viel Verstand und Geschick, aber ohne großen Erfolg. Seine Aufzeichnungen, welche uns Freytag mittheilt, beweisen uns, daß er schon früh die Schwächen der ganzen Situation einsah, und namentlich auch die des Parteihauptes Heinrich von Gagern, von welchem Freytag sagt: „In dem Morgenrothe zwischen Dämmerung und Tag erhob sich damals seine Gestalt, die, einem Gebilde des Dichters gleich, in dem kalten Lichte des darauf folgenden Werkeltages nicht dauerte“, ein Ausdruck, der eben so treffend wahr als persönlich zart und schonend ist.

Digitized by Google

IX.

Der Traum vom deutschen Reich.

Motto:
„Laeta viro gravitas et mentis amabile pondus".
Silius Italicus.

Anfangs zum Finanzminister in Aussicht genommen, mußte Mathy zu Gunsten Beckerath's zurücktreten, da man nachträglich gefunden hatte, zu diesem Posten müßte ein Preuße genommen werden. Mathy sah ein, daß er diese Strafe seines kleinstaatlichen Ursprungs verdient hatte; resolvirt und resignirt, begnügte er sich auch mit dem Unter-Staatssecretair. Viel zu thun hatte freilich im provisorischen deutschen Reiche weder der Finanz-Minister noch sein Unter-Staatssecretair. Matricular-Umlagen wurden zwar ausgeschrieben, aber außer Preußen und den freien Städten bezahlte sie Niemand, namentlich auch Oesterreich nicht. Die Gelehrten streiten heute noch darüber, warum nicht? Die Freunde Oesterreichs sagen: es konnte nicht; die Gegner: es wollte nicht. Mag dem nun sein, wie ihm wolle, die Kasse blieb leer; und das deutsche Reich von 48 konnte es noch nicht einmal zu einem anständigen Deficit bringen. Ja, wenn jedes überflüssige Wort eine Goldkrone gewesen wäre, oder wenn man eine Hypothek auf Grundrechte hätte machen können! Was übrigens die letzteren anbelangt, so waren sie oder vielmehr ein Theil des ihnen gewidmeten Zeitaufwandes vielleicht nur eine österreichische Intrigue. Einige schlaue Köpfe von schwarzgelber Gesinnung wußten die gelehrten Herren in der Paulskirche so tief in die unergründliche Gründlichkeit der Grundrechtsberathung zu verstricken, bis die Zeit vorbei war, wo man etwas Ernsthaftes machen konnte.

Mit dem „kühnen Griff" Gagern's war Mathy durchaus nicht einverstanden. Sein Verstand war zu klar, als daß er einen österreichischen Erzherzog für die richtige Person hielt, um Preußen die Wege zu bahnen. Auch andere Leute waren damals ähnlicher Meinung, aber letztere konnte nicht aufkommen gegen den blinden Enthusiasmus, welcher sich an die Worte heftete: „Kein Oesterreich, kein Preußen; ein einiges Deutschland" u. s. w., — Worte, die, an sich ziemlich sinnlos, auch noch mit den anderen geflügelten Worten, wie

Digitized by Google

„die Garde stirbt, aber sie ergiebt sich nicht", das gemeinsam hatten, daß sie pure blanke Erfindung sind. Ich erinnere mich noch lebhaft an eine Unterredung, die ich unmittelbar nach dem „Griffe" des Herrn v. Gagern auf der Eisenbahn zwischen Mainz und Frankfurt mit einem österreichischen Major hatte, einem liebenswürdigen und gebildeten Manne, der gleich mir für die steierischen Alpen schwärmte. Ich bat ihn um Auskunft über die Person des so eben gewählten Reichsverwesers. Er lächelte klug und sagte: „Ja, schaun's, das ist ein Erzherzog, wie sie olli sein, — aber sehr ein gescheiter!" Ich habe mich später oft daran erinnert, wie richtig der lustige Major den Reichsverweser classificirt hatte.

Johann, der muntere Reichsseifensieder, versteckte Anfangs seine centrifugalen Tendenzen hinter einem steierischen Jodler und einem gemüthlichen Schmunzeln. Als die Dinge kritisch wurden, hüllte er sich in ein weises Schweigen. Freytag drückt es sehr treffend so aus: „Als Heinrich v. Gagern bei Uebernahme der Reichsminister-Präsidentschaft dem Reichsverweser die leitende Idee seines Ministeriums, die „Kaiserkrone für Preußen", vor Augen stellte, widersprach dieser nicht, aber er wurde immer verdeckter und barg die innere Schwäche und Abneigung hinter naive Schlauheit". Und die klugen Preußen hielten den alten Schlauberger, der sie überlistete, für einen gemüthlichen Tyroler. Aehnliches repetirte 1868, als Herr v. Blanckenburg im Zollparlamente die schlauen Schwaben dadurch einzufangen gedachte, daß er ihnen das Salz seiner Liebenswürdigkeit auf den Schwanz streute und die deutsche Einheit im Tone eines biederben Landedelmannes für einen national-liberalen „Schwindel" erklärte. Die Herren Schwaben waren so frei und glaubten ihm nicht: sie schieden mit Zurücklassung eines Rechenschaftsberichtes, der Herrn von Blanckenburg und Genossen eine Ueberraschung bereitete, aber keine angenehme.

Aus der Zeit der Krisis von 1849 erzählt uns Freytag nach einer Aufzeichnung Mathy's: Als in einer Sitzung des Gesammt-Ministeriums der Reichs-Ministerpräsident Gagern den Reichsverweser mit der ganzen Kraft seiner „imposanten Persönlichkeit" (von der sich aber Johann durchaus nicht imponiren ließ) drängte, in der Kaiserfrage doch endlich eine Meinung zu äußern, antwortete Johann mit dem Anscheine völliger Unbefangenheit in seiner treu-

Digitized by Google

herzigen steierischen Mundart: „A Mainung? Joa, ich hobb joa goar koane Mainung!“

Dabei blieb er, während er täglich mit Herrn v. Rechberg conspirirte und seine schwarzgelben Abgeordneten instruirte, mit der Reichsverfassung so zu verfahren, wie Till Eulenspiegel mit dem Hirsenbrei. Till Eulenspiegel aß nämlich eines Tages mit einem Bauer Hirsenbrei aus einer gemeinsamen Schüssel. Da der hungrige Bauer einen weit rascheren Geschäftsgang hatte, als der bummelige Till, so merkte letzterer bald, daß er zu kurz kommen und der Bauer den Löwenantheil beziehen werde. Allein er wußte sich zu helfen. Er spie in die Schüssel, so daß sich der Bauer aus Ekel zurückzog und Till den Brei allein verzehrte.

So stimmten auch die conservativen Oesterreicher 1849 für die radicalsten Anträge zur Reichsverfassung — allgemeines Stimmrecht, Abschaffung des Veto, „Kaiser auf vierteljährige Kündigung“ (wie sich der witzige Reichsregent Karl Vogt später ausdrückte) — und brachten es denn auch glücklich so weit, daß sich Friedrich Wilhelm IV. von dieser Schüssel aus Ekel zurückzog.

Das Ende vom Liede war, daß der Erzherzog Johann, nachdem er schließlich mit einem Reichs-Ministerium selbst eigenster Schöpfung gearbeitet hatte, an dessen Spitze Jochmus, weiland Pascha von drei Roßschweifen stand, und Prinz August von Wittgenstein, später der letzte „dirigirende Haus- und Staats-Minister“ des letzten souverainen Herzogs von Nassau, eines Tages erklärte, er sei nunmehr seines hohen Amtes überdrüssig und habe sich nach Wildbad Gastein zurückgezogen, wohin ihm „Kladderadatsch“ nachsang:

So gehst Du denn mit Deinem Jochen
Und Deinem Lanzknecht Wittgenstein,
Und badest Deine müden Knochen
In Lethes Fluten zu Gastein.*)

*) Ich habe bei meinen Alpenfahrten in Tyrol, Salzburg, Oberösterreich, Steiermark und Kärnten Gelegenheit gehabt, die localen Spuren der Thätigkeit des Erzherzogs Johann zu studiren, will aber heute nicht das leichte Schiff dieser Variationen mit so schwerem Ballast belasten. Nur ein Curiosum muß ich hier mittheilen: Am 2. August 1864 bestieg ich den großen Hochschwab in Steiermark und fand auf dessen Spitze eine zum Andenken Johann's errichtete Erztafel, en relief eine Büste des Gefeierten, umgeben von Genien, darstellend, und darunter folgende Inschrift mit deutlichen klaren Lettern:

Digitized by Google

Wir aber wollen die Erinnerung des Jahres Achtundvierzig nicht in Lethes Fluthen versenken, sondern festhalten an dem Erfahrungssatze, den auch Mathy aus ihnen gewonnen, daß man ein mächtiges, unabhängiges und freies Reich nicht aus eitel Ideálen aufbauen kann, sondern daß dazu auch kräftiger körperlicher Stoff gehört. Daß aber der Stoff allein, ohne Idee, auch nicht hinreicht, das offenbarte sich kläglich in Erfurt. „Das Jahr 1849", schreibt Mathy im Jahre 1851, „sah die Caricatur der Erhebung von 1848, das Jahr 1850 einen schwachen Schatten der Reichs-Versammlung; zu spät geschah in Erfurt, was ein Jahr früher in Frankfurt gute Früchte gebracht haben würde."

Die wachsende Reaction warf überall die „Gothaer" über Bord; 1853 auch Mathy in Baden. Eine Verlags-Buchhandlung, welche er in Gemeinschaft mit Bassermann gegründet hatte, trug nichts ein. Mathy, der Verleger, arbeitete um Honorar für andere Verleger als Schriftsteller. Im Jahre 1854 war er, Familienvater von fast fünfzig Jahren, vollkommen eben so, wie 1835, vis-à-vis de rien. Er hatte seine Ersparnisse aufgezehrt und suchte eine Stelle an einer Zeitung.

Aber Deutschland war 1854 trotz der geistesarmen, platten und ordinären Reaction, welche seit 1850 herrschte, doch ein anderes, als 1835. Das Jahr Achtundvierzig hatte, „wenn auch nicht alle Blüthenträume reiften", doch die Nation mächtig aufgerüttelt. Sie kehrte immer wieder, wenn auch unsicher, versuchsweise und tastend, zu denselben Zielen zurück; und wenn ihr zur Zeit die politische Laufbahn verschlossen war, so warf sie sich mit um so größerem Eifer auf die wirthschaftliche. Man war doch schon damals so

---

Seine Heimath erhellt vom Strahle
des hirtlichen Johann
preiset der Steyrer hoch!
Höher dies wärmende Licht
des allgeliebten
Johann.
Am 24. Juni 1821."

So lautet es wörtlich. Und da bisher alle meine Bemühungen, den räthselhaften Sinn dieser (etwa auf einen erzherzoglichen Sonnen-Cultus hindeutenden) Inschrift zu entziffern, vergeblich waren, so publicire ich sie hier und vermache andurch dem Corpus inscriptionum deren Kritik und Hermeneutik.

Für Richtigkeit der Abschrift Der Verfasser.

Digitized by Google

weit, daß keine gute Kraft brach liegen mußte. Dieser große Fortschritt war in den letzten zwanzig Jahren gemacht. Auch schlossen sich seit Achtundvierzig die einzelnen Territorien nicht mehr geistig gegen einander ab, wie früher. Statt nach der Schweiz ging Mathy nach Köln, Berlin, Gotha, Leipzig, wo er in der Leitung von Bank-Instituten thätig war.

Das Jahr 1862 führte ihn in den badischen Staatsdienst zurück. Der Großherzog machte 1862 das Unrecht wieder gut, das man 1853 an ihm verübt hatte. Er wurde Finanz-Minister; 1866 mußte er auf kurze Zeit zurücktreten. Er konnte auf sein Portefeuille die Worte anwenden, welche Danton von seinem Haupte gebrauchte, als er sagte: „Da Ihr den Kopf verloren habt, nehmt Ihr ihn mir; wenn Ihr den Eurigen wieder findet, wird es Euch leid thun, mir den meinigen genommen zu haben.“ Glücklicher Weise unterscheidet sich das Portefeuille von dem Kopfe dadurch, daß man es wieder aufsetzen kann.

In seine Stellung zurückgekehrt, fuhr er fort, im nationalen Sinne zu arbeiten. Die Vereinigung mit dem Nordbunde, das heißeste Ziel seiner Wünsche, hat er nicht erlebt. Die Vereitelung dieser Hoffnung und der Verlust seiner Kinder warfen zuweilen einen düsteren Schatten über sein starkes und lebensfreudiges Herz. Aber, wir haben gesehen, wie standhaft er Unglück zu tragen verstand. Er folgte dem Rathe Machiavelli's, der, was die Meisten nicht wissen und Viele nicht glauben, auch sehr schöne italienische Gedichte gemacht hat. In einem derselben heißt es:

„Wenn Unglück kommt — wohl kommt's zu jeder Stunde —,
Schlingt's rasch hinab, wie bitt're Arzenei.
Ein Thor ist, wer's lang kostend hält im Munde.“

Und wenn ich einen Gesammtrückblick auf Mathy's Leben werfe, so erinnere ich mich unwillkürlich an jenes historisch politische Gesetz des Ritornar' al segno, welches ebenfalls Machiavelli aufstellt, indem er uns an der römischen und an der italienischen Geschichte zeigt, wie ein ewiges Vorrücken und Zurückweichen, ein ewiges Steigen und Sinken, ein Fortschreiten zum Guten und Zurückgehen zum Bösen, eine Entstehung des Einen aus der Vollendung des Andern, ein neues Leben nach der Erschlaffung, nach der Erlahmung ein neuer Aufschwung, stattfindet (Gervinus, historische Schriften. I. 107), wie sich keine Entwickelung auf einer geraden

Digitized by Google

und ununterbrochenen Bahn vollzieht, sondern in scheinbar verschlungenen, widerspruchsvollen und zurückstrebenden Läufen, oder in einer aufsteigenden Spirallinie, welche um das hohe Ziel zu erreichen und die Steigung zu überwinden, sich in weiten Kreisen aufwärts windet, bis, je mehr sie sich der Spitze nähert, die Kreise kleiner werden, und die Bewegung rascher; wie endlich keine große Idee das Zeichen, welches sie sich als Ziel setzt, im ersten Anlaufe erreicht, sondern oft zurückgeschlagen, stets wieder, nach von Neuem gewonnenem kräftigenden Aufschwung, nach neuer Erweiterung und Vertiefung, zum Zeichen zurückkehrt, um endlich den Kampfpreis zu erringen.

Diesen Gang der Entwickelung hat auch Mathy durchmachen müssen. In seinem ersten Anlauf, zu Anfang der dreißiger Jahre, weit zurückgeschleudert, wiederholte er ihn 1848. Aber obgleich die Idee damals siegreich zu sein schien, erlitt sie abermals den kläglichsten Schiffbruch, aus welchem sich Mathy mit Mühe rettete. Da schließt er sich Mitte der Sechsziger Jahre dem neuesten Sturmlauf an. Der ist und bleibt siegreich; Mathy jedoch kann für seine eigene Heimath die Früchte des Sieges auch dann noch nicht vollständig ernten. Aber was das Geschick dem Einzelnen versagt, das wird sich für's Ganze nach unwandelbaren Gesetzen vollenden; und das Steuer, das Mathy geführt, liegt auch nach seinem Tode in treuen, klugen und sicheren Händen.

X.

Karl Mathy und David Hansemann.

„Eines Mannes Rede ist keines Mannes Rede,
Man soll sie hören alle Beide."
Bremer Spruch.

Nachgehends bin ich in den Besitz des vollständigen Briefwechsels zwischen Karl Mathy und David Hansemann gelangt. Derselbe ist objectiv von hohem historischem Interesse (namentlich für die Geschichte der Entwickelung des deutschen Bankwesens) und bietet eben so werthvolle als nöthige Ergänzungen zu Gustav Freytag's biographischer Darstellung. Unbeschadet aller Verehrung für letzteren, finde ich hier die Wahrnehmung bestätigt, daß jedes Ding zwei

Digitized by Google

Seiten hat, und sich die Wahrheit, d. i. das Ganze, aus beiden Seiten zusammensetzt.

Nach der vorliegenden Correspondenz ist es ein Irrthum, wenn G. Freytag annimmt, die Verhandlungen über eine Beschäftigung Mathy's bei Hansemann in Berlin datirten erst vom Februar 1855. Schon unter dem 26. April 1853 schreibt Mathy darüber einen ausführlichen Brief an David Hansemann. Ersterer dankt darin dem letzteren für seine bereits vorausgegangene mündliche Offerte und erklärt, wenn dieser einen Aufschub von nur drei Monaten gestatte, so werde er ihn „bereit finden, mit Dank Gebrauch davon zu machen," im Augenblick gehe es nicht; denn Bassermann, mit welchem damals Mathy zu einer Verlagsbuchhandlung associirt war, sei krank und arbeitsunfähig; und das Geschäft habe durch „mehrere neue Verlagswerke gerade jetzt einen erhöhten Aufschwung genommen." Der Brief schließt: „Mit aufrichtiger Dankbarkeit erwidere ich die neueste Bestätigung Ihrer wohlwollenden und freundschaftlichen Gesinnung gegen mich und bitte, mir dieselbe zu erhalten." Hansemann antwortet umgehend: die Verspätung thue ihm leid, aber die Gründe Mathy's seien triftig; er füge sich daher. Er erneuert die Einladung auf spätere Zeit: „Sehen Sie Sich nur einmal die Disconto-Gesellschaft gründlich an; ich zweifle nicht, daß daraus eine Ihren Neigungen und Fähigkeiten entsprechende Stellung bei derselben für Sie resultiren wird"; er ladet ihn ein, sein Gast zu sein und Dorotheenstraße 48 abzusteigen. Er wiederholt später noch einmal die Einladung.

Nach langer Pause schreibt Mathy endlich am 12. Januar 1854. Er entschuldigt sein Schweigen mit der Krankheit seines Sohnes und der dadurch bedingten nervösen Angegriffenheit seiner Frau, so wie durch die Lage des Verlagsgeschäfts. Dann rückt er offen mit der Farbe heraus: „Nun, da es mir endlich möglich sein wird, zu kommen, fragt es sich, ob es Ihnen noch angenehm sein wird, mich zu sehen, nachdem seit Ihrer freundlichen und wiederholten Einladung eine so lange Zeit verstrichen ist; sollte es Ihnen „zu spät" geworden sein, mich zu beschäftigen, so bitte ich um Antwort, andernfalls werde ich mich am 30. c. auf den Weg machen." David Hansemann antwortet, ohne Verdruß über das lange Schweigen: Es ist gewiß nützlich für Sie, wenn Sie erproben, ob Sie in ein Bankgeschäft mit derselben Leichtigkeit wie in andere Berufsarten

Digitized by Google

einzugehen vermögen; aber kommen Sie lieber etwas später; ich bin im Augenblick mit meinen Planen in Betreff Ihrer noch nicht völlig im Reinen. Mathy kommt trotzdem am 30. Januar, nachdem er sich vorher brieflich mit den einmal getroffenen Arrangements entschuldigt und gebeten hat, „ihn deshalb nicht unfreundlich zu empfangen." Von Berlin nach Hause zurückgekehrt, schreibt er an Hansemann, das Verlagsgeschäft biete nichts als trübe Aussichten; die badische Regierung lasse auch nichts von sich hören; „meine ökonomische Lage fängt an bedenklich zu werden". Dann fährt er fort: „Ich muß wieder eifriger zur Feder greifen, um damit etwas zu verdienen so lange, bis es mir gelingt, eine angemessene ständige Beschäftigung zu finden. Eine solche an Ihrer Seite wäre mir freilich die angenehmste, allein ich habe wenig Hoffnung, daß mir dieser Wunsch in Erfüllung geht. Sollten Sie, verehrter Freund, eine andere Gelegenheit in näherer Aussicht erfahren, oder inzwischen vernehmen, daß eine honnette Zeitung einen Correspondenten im Süden sucht, so bitte ich Sie, dabei meiner freundlich zu gedenken." Sofort macht ihm Hansemann seine Propositionen. Mathy tritt bei der Disconto-Gesellschaft ein. Er ist erfreut über diese willkommene Erlösung aus einer peinlichen Lage. David Hansemann dagegen schreibt: „Ich bedauere nur, daß in den jetzigen Verhältnissen des Uebergangs der Disconto-Gesellschaft in ein anderes und höheres Stadium es mir noch nicht möglich war, Ihre Stellung im äußeren Ansehen und in der Dotirung so gut, wie ich es gewünscht hätte, schon jetzt festzusetzen; ich hoffe indeß u. s. w." Zugleich schreibt er an seinen Sohn: „Herr Mathy ist nun (seit März 1855) eingetreten und hilft mir bei den Ausarbeitungen vortrefflich."

Davon, daß Mathy die Zustimmung Mevissen's zur Bedingung seines Eintritts gemacht habe u. s. w., findet sich in der Correspondenz keine Spur. Vielmehr ist die Situation einfach die: Mathy wird von seinen bedrängten Verhältnissen getrieben; Hansemann rechnet auf dessen Talent für „Ausarbeitungen"; das Kaufmännische, denkt er, ist zwar unentbehrlich, aber das wird sich im Laufe der Zeit wohl machen. So führte sie die frühere politische Gemeinschaft und das beiderseitige Interesse zusammen.

Das ist die actenmäßige Geschichte des Eintritts. Dann folgt eine lebhafte Correspondenz aus jenen Zeiträumen, wo entweder

Digitized by Google

Mathy oder Hansemann von Berlin abwesend ist. Sie zeigt uns überall Hansemann als Lehrenden und Mathy als Lernenden.

Mathy schwärmt für Hansemann's Ideen. Er bewundert die Ueberleitung der Disconto-Gesellschaft aus einer kaufmännischen Credit-Genossenschaft in einen großartigen Bankverein. Am 31. Juli 1855 schreibt er an Hansemann nach Franzensbad: „Die Ergebnisse zeigen in der zunehmenden Mitgliederzahl und in den wachsenden Baareinlagen und in den voll eingezahlten Antheilen ein stetiges Fortschreiten der Gesellschaft; in den vermehrten Creditgewährungen die andauernde Pflege des gemeinnützigen Zweckes; und in den steigenden Erträgnissen der Geschäfte die Zweckmäßigkeit der Erweiterung des Statuts und des Ueberganges in die vorbereitete neue Phase der Entwickelung." Die Berichte Mathy's in Betreff seiner mündlichen Verhandlungen mit dem damaligen Handels-Minister v. d. Heydt über die Statuten-Aenderung und die Urtheile Hansemann's darüber haben das höchste Interesse als Beiträge zur Geschichte der officiellen Dogmen über das Bankwesen und der Art, wie man solchen damals mit dem Anspruch auf bureaukratische Unfehlbarkeit auftretenden und jetzt schon veralteten Dogmen factisch aus dem Wege ging. Ich behalte mir vor, bei einer anderen Gelegenheit Einzelnes darüber mitzutheilen.

Zu jener Zeit, als Zettelbanken auf Actien à la crédit mobilier in Deutschland überall dutzendweise wie Pilze aus der Erde schossen und Alles in fieberhafter Aufregung war, schreibt David Hansemann Anfang 1856 in Erwiderung der Nachricht, in Berlin sei auch etwas der Art los, den ihn vorwärts Drängenden (worunter auch Mathy) mit philosophischem Gleichmuth: „Wenn ich mich auf den unbefangensten Standpunkt stelle, so ist meine Ueberzeugung: daß die Disconto-Gesellschaft, wie sie sich jetzt ausbildet, weit eher Garantien der Sicherheit, Nützlichkeit und Rentabilit gewährt, als eine anonyme, große, in Berlin zu gründende, speculative Zettelbank-Actiengesellschaft. Die Gewinnste, welche der Credit-Mobilier und die H.-D.-Bank für Handel und Industrie machen, beruhen im Wesentlichen bis jetzt auf der herrschenden Actien-Manie. Weder diese noch überhaupt die dermalige Actien-Fabrikation kann in der bisherigen Weise dauernd bestehen; und diesen speculativen Actien-Gesellschaften droht eine große Gefahr durch zweierlei Verhältnisse. Erstlich: daß die Actien auf einen Cours getrieben werden, der den

Digitized by Google

momentanen Gewinnsten etwa entspricht, nicht aber dem wahrscheinlichen künftigen Normal-Zustande, und daß gerade der hohe Cours eine Versuchung für die Gesellschaften zu sehr gewagten Geschäften wird; zweitens: daß die Verwaltungs-Mitglieder der Gesellschaft von offenbar guten lucrativen Geschäften den Haupttheil für sich behalten, wenn aber andere Geschäfte von der Gesellschaft gemacht werden müssen, die sie, obgleich mehr allgemein nützlich als mercantilisch vortheilhaft, dennoch nach ihrer Stellung nicht gut zurückweisen kann, die Herren Verwaltungs-Mitglieder auf Kosten der Gesellschaft Philanthropen sein werden. Kurz, die eigentlich unmoralische und unredliche Einrichtung dieser Actien-Gesellschaften ist ein Radical-Fehler. Vorläufig sind wir auf dem Wege, einer nicht unbedeutenden Krisis entgegenzugehen. Es bemächtigt sich mehr und mehr fast aller Volksklassen die Spielsucht in Actien; fast Jeder kauft, nicht um zu behalten, sondern nach der ersten Einzahlung oder wo möglich noch vorher mit einem Gewinne wieder zu verkaufen. Wie erheblich auch die Zunahme des Wohlstandes sein mag, so ist doch nicht neues Capital genug geschaffen, um diese Masse von neuen Werthen in reeller Weise unterzubringen, da fast jeder Tag nicht einzelne, sondern sehr viele Millionen dieser für die Speculation sich eignenden Werthe schafft, und die Personen, welche hierdurch ein großes Vermögen erworben haben oder noch erwerben, unersättlich sind. Aus der vorstehenden Ansicht über die Geschäftslage ergiebt sich von selbst, in welchem Geiste unsererseits die Geschäfte der Disconto-Gesellschaft zu führen sind. Vorsicht im Creditgeben, die größte Achtsamkeit auf die Wechsel- und sonstigen Operationen aller derjenigen, von welchen wir Wechsel nehmen oder denen wir Blanco-Credit geben; Vorsicht in Beleihungen; Warnungen in geeigneter, gut gemeinter Form bei Kunden, die in Gefahr sind, sich von dem Actienschwindel hinreißen zu lassen; Sorge dafür, daß die Gesellschaft für alle Eventualitäten reichlich mit Fonds versehen ist, mit Einem Worte, die größte Solidität, und zwar dermalen mit Voraussicht auf die Wahrscheinlichkeit des Eintritts einer Handelskrise, dessen Zeitpunkt man zwar nicht bestimmen, der aber unerwartet eintreffen kann; und doch hierbei Vermeidung unnöthiger, übertriebener Aengstlichkeit bei dem Verkehre mit Leuten, deren Geschäft auf solider Basis beruht, also Cultivirung eines soliden Kundschafts-Bankgeschäfts mit Mitbetheiligten und Anderen."

Digitized by Google

Das deutsche Publikum hätte 1856 und das österreichische 1869 sich vor großen Verlusten bewahren können, wenn es solche Lehren der Weisheit und Tugend vor Augen gehabt hätte.

XI.

David Hansemann

Motto:
„Littera scripta manet."

Wir sahen in dem vorigen Abschnitte, wie das Verhältniß Mathy's zur Berliner Disconto-Gesellschaft sich gebildet; sehen wir heute, wie es sich gelöst hat und was dann weiter geschehen ist.

Im Februar 1856 scheint Mathy zum ersten Male Unzufriedenheit und die Absicht, sich zu verbessern, verrathen zu haben. David Hansemann, damals gerade von Berlin abwesend, bittet ihn brieflich, definitive Entschlüsse bis zu seiner baldigen Rückkehr zu vertagen. In einem gleichzeitigen Briefe an seinen Sohn (20. Febr. 1856) spricht er sein Bedauern aus und fügt hinzu: „Uebrigens sollen persönliche Sympathieen, wie wir sie für Mathy haben, und persönliche Antipathieen, wie wir sie vielleicht gegen einen Anderen fühlen, unser unbefangenes Urtheil über die wirklichen Leistungen und die Leistungsfähigkeit eines Jeden nicht bestechen. Der erstere ist nicht Kaufmann und wird es, so weit ich nach bisherigen Erfahrungen urtheilen kann, auch nie bis zu dem Punkte werden, um ein Bankgeschäft wie das der Disconto-Gesellschaft gut führen zu können." Er erzählt weiter, wie Mathy eine in sein Ressort schlagende Arbeit verweigert habe mit den Worten: Das kann ja jeder Commis besorgen. Dann fährt er fort: „Aus dem Ganzen geht zu meinem Leidwesen hervor, daß unseres Freundes Ansprüche und Selbstvertrauen sehr stark gewachsen sind; daß er seine wirkliche Befähigung bei Weitem nicht so hoch veranschlagt wie ich; und daß er eine Befähigung, die er meiner Meinung nach nicht, oder doch nur in geringem Maße besitzt, zu haben glaubt und sehr hoch veranschlagt. Als er vom Austreten sprach, habe ich ihn auf das freundschaftlichste gebeten, mich nicht zu verlassen, da ich gerade große Dinge ausführen wolle, bei welchen sich mit der Zeit eine Gelegenheit ergeben würde, auch ihm eine ihm zusagende selbstständige Stellung

Digitized by Google

zu bereiten. Du siehst, ich habe gethan, was ich konnte. Wenn gleichwohl unser Freund geht, so werde ich doch sein Freund bleiben."

Es scheint, die Differenz wurde rasch und vollständig beseitigt. Denn unmittelbar darauf finden wir wieder die lebhafteste Correspondenz über geschäftliche und persönliche Verhältnisse. Auch der Verkehr zwischen den beiderseitigen Familien ist ein intimer. Hansemann schreibt unterm 10. April 1856: „Mathy bleibt, aber dennoch brauche ich noch einen tüchtigen Kaufmann."

Wir sehen denn von April 1856 ab, wie Mathy im Auftrage der Disconto-Gesellschaft, welche sich zu einem Drittel an der Gründung betheiligt, für die Concessionirung und Gründung der Gothaer Bank arbeitet, daneben auch (im Mai 1856) einen Abstecher nach dem bei Gotha gelegenen Landsitze Freytag's, nach Siebleben, macht. Am 12. Juni 1856 wird der Vertrag zwischen der Disconto-Gesellschaft und Mathy, als Procuranten derselben, ausdrücklich und schriftlich erneuert und zu Gunsten des letzteren modificirt. Bei dieser Gelegenheit unterschreibt Mathy auch die „pragmatischen Bestimmungen für die Angestellten der Disconto-Gesellschaft". Diese schreiben u. A. vor, daß ohne schriftliche Genehmigung der Direction ein Angestellter Nebengeschäfte nicht betreiben darf, weder direct noch indirect, weder auf eigenen noch auf fremden Namen noch Rechnung; und daß ohne einen Beleg mit Visa des Geschäftsinhabers auf das Conto des Angestellten keine Gutschrift oder Belastung eingetragen werden darf. Im Sommer 1857 findet es David Hansemann nöthig, jene Vorschriften auf's Neue einzuschärfen. In einem Circular, welches er im Namen der Disconto-Gesellschaft am 22. Juni 1857 erläßt und welchem die Procuranten selbst zugestimmt haben, heißt es: „Die „pragmatischen Bestimmungen" sind bisher ihrem Zwecke und ihrer Ausführung nach nicht ganz richtig verstanden worden. Es soll zwar dem Angestellten nicht untersagt sein, ein Geld- und Creditgeschäft in einzelnen Fällen zu machen; es soll ihm unverwehrt bleiben, sein Geld in Werthpapieren anzulegen und die in seinem Besitze befindlichen Papiere zu veräußern. Aber er soll nicht ein Speculationsgeschäft — im Kleinen ähnlich dem Börsengeschäfte der Gesellschaft — betreiben. Die Erzielung einer guten Rente, nicht Agio- oder Coursgewinne, muß der Zweck der gestatteten Geschäfte sein; namentlich darf kein Creditgeschäft gemacht wer-

Digitized by Google

den, für dessen Erfüllung — also z. B. Volleinzahlung — das Guthaben des Angestellten nicht ausreicht. Es wird wiederholt strengstens eingeschärft: Für keinen Angestellten der Gesellschaft darf ein Geld- oder Creditgeschäft ausgeführt werden, wenn er nicht vorher die schriftliche Anzeige zur Besorgung des Auftrages an die Direction gerichtet hat und wenn diese Anzeige nicht mit einem genehmigenden Vermerke von einem Geschäftsinhaber, oder zwei unbetheiligten Procuranten, bezeichnet worden ist." Einen Monat danach, am 28. Juli 1857, ersuchte Mathy, ohne dieser Formvorschrift zu genügen, die Direction, die in seinem Depot befindlichen Commanditantheile zu verkaufen und eine fällige Einzahlung auf seine Actien der Gesellschaft Hohenzollern aus seinem Guthaben zu leisten. Der betreffende Gesellschaftsbeamte weigerte Letzteres, weil ein schriftlicher von einem Geschäftsinhaber visirter Auftrag fehle. Hieraus und aus einer Beschwerde Mathy's darüber, daß an den Berathungen der Direction nur die Geschäftsführer, nicht aber auch die Procuranten (Mathy war Procurant) Theil nehmen sollen, entsteht der Conflict, welcher, trotz wohlmeinender Vermittelungsversuche, im August 1857 mit Annahme der Kündigung Mathy's endigt.

David Hansemann, welcher damals von Berlin abwesend, aber von Allem genau unterrichtet war, schreibt am 3. August 1857: „Freund Mathy hat abermals bewiesen, daß, so brauchbar und befähigt er für Ausarbeitungen, er eben so unfähig für das praktische Geschäft ist. Seine Kündigung ist mir unter diesen Umständen willkommen; aber ich wünsche, daß er für die Dinge, für welche er paßt, dem Interesse der Gesellschaft auch nach dem Aufhören seiner jetzigen Stellung erhalten bleibe."

Wie ich bereits bemerkt habe, war die Disconto-Gesellschaft Einer der Gründer und Concessionsträger der Gothaer Bank und hatte als solcher das Recht, aus den vorhandenen Actionären zwei Mitglieder in den Verwaltungsrath zu ernennen. Demgemäß hatte sie ihren Procuranten Mathy und einen politischen und persönlichen Freund desselben zu Verwaltungsräthen erwählt. Mathy übernahm nun im September 1857 zugleich auch das besoldete Amt eines Directors, eines Leiters der Verwaltung dieser Gothaer Bank, obgleich man ihm vorstellte, man könne doch nicht zugleich an der Spitze der Executivbehörde stehen und auch Mitglied der Aufsichtsbehörde sein; auch schreibe der Artikel 57 der Statuten vor, unter

Digitized by Google

Umständen dürfe der Director der Verwaltungsrathssitzung nicht beiwohnen; er könne nun doch nicht als Director hinausgehen und als Mitglied des Verwaltungsrathes sitzen bleiben. Indessen drückte Hansemann schließlich darüber ein Auge zu; und die Correspondenz zwischen Berlin und Gotha bleibt eine durchaus freundschaftliche. Auch die Damen schreiben und besuchen einander.

Nur einmal schreibt Mathy, zwar nicht er, aber die anderen Verwaltungsräthe, die Gothaer, beargwohnten die Disconto-Gesellschaft wegen Bevormundungssucht. Darauf antwortet Hansemann in der That recht geistreich: „Diese Besorgniß vor Bevormundung macht mich einiger Maßen besorgt. Denn wer wirklich seine Sachen richtig aufzufassen versteht, hat niemals jene Besorgniß; und ich habe mehrfach die Erfahrung gemacht, daß diejenigen, welche sich fürchten vor dem Einflusse der Kenntnisse oder der Intelligenz, den Jemand in einem besonderen Fache auszuüben vermöchte, gerade am leichtesten zu ihrem oder der von ihnen vertretenen Sache Schaden auf Irrwege gerathen oder sich von solchen Seiten influenciren lassen, von welchen es gerade am wenigsten sein sollte."

So lange Mathy in Gotha war, dauerte die freundschaftliche und geschäftliche Correspondenz fort. Hansemann tritt wiederholt als Rathgeber, Vermittler und Warner auf. Seine Rathschläge haben sich, wie nachgehends der Erfolg zeigt, in der Regel bewährt, z. B. in Betreff der Aachen-Mastrichter Prioritäten und eines anderen Geschäftes, von welchem Hansemann wörtlich schreibt: „Dieser Vorschlag würde von meiner Firma, wenn sie sich als Gläubigerin in der nämlichen Lage befände, wie die Ihrige, unbedenklich zurückgewiesen werden; denn besser ist es, definitiv einen Verlust zu realisiren, als sich, um ihn zu verkleinern, in so complicirte Verhältnisse einzulassen." Interessant sind sodann namentlich einige Briefe vom März 1859. Hansemann, so eben von Paris zurückgekehrt, schildert seine dortigen Eindrücke. Mathy ereifert sich, ich möchte sagen: in großdeutschem Sinne, sehr für die Heiligkeit der Verträge und für die Herbeiführung einer definitiven Entscheidung (sei es durch die Diplomatie oder durch die Waffen), „welche die niedergehaltene Thätigkeit der Production und des Verkehrs von dem Alpdrücken befreit". Er hofft, „daß Preußen dieses Mal den rechten Augenblick, um zum entschiedenen Auftreten (für Oesterreich?) vorzugehen, nicht versäumen werde".

Digitized by Google

Nachträglich will ich noch bemerken, daß, wie aus der Correspondenz unzweifelhaft hervorgeht, Mathy niemals an der Berliner Handelszeitung oder deren Redaction Antheil gehabt hat, vielmehr die Disconto-Gesellschaft selbst damals zu einem Drittel Miteigenthümerin war. Es scheint sonach in Betreff dieses Blattes bei G. Freytag ein Irrthum obzuwalten.

Mit Mathy's Uebersiedelung nach Leipzig hört die Veranlassung zur geschäftlichen Correspondenz auf. Doch sagt man mir, daß im persönlichen Verkehr zwischen beiden Männern und deren Familien das alte Verhältniß fortdauerte bis zu David Hansemann's Hingang.

Später hat die Schlacht von Königgrätz des letzteren Sohn, Adolf Hansemann, der gegenwärtig an der Spitze der Disconto-Gesellschaft steht, und Mathy wieder zusammengeführt. Ende Juni 1866 nahm Mathy, seit Ende 1862 Leiter der Finanzen des Großherzogthums Baden, seine Entlassung, weil er nicht Krieg gegen Preußen führen und nicht die badischen Eisenbahnbauten einstellen wollte. Seine Gegner machten schnell Fiasco. Am 27. Juli 1866 ernannte der Großherzog Mathy zum Staatsminister und beauftragte ihn mit der Bildung eines neuen Ministeriums an der Stelle der Vorgänger; und da letztere vor Allem eine vollständig geleerte Staatskasse und in's Stocken gerathene Eisenbahnbauten hinterlassen hatten, so wandte sich Mathy mit einer, die Heilung dieser Krankheiten bezweckenden Anfrage an die Disconto-Gesellschaft in Berlin und fügte seinem officiellen Schreiben folgende Notiz bei: „Es wäre mir angenehm, alte persönliche Beziehungen zu Ihrem Institute wieder zu erneuern, und ich werde bereit sein, wenn Ihre Antwort nicht geradezu verneinend lautet, einen Bevollmächtigten zur weiteren Verhandlung nach Berlin zu senden." Die Antwort lautete nicht verneinend; sie enthielt folgende Antwort: „Die freundliche Erneuerung alter persönlicher Beziehungen erheischt unseren besten Dank, und verbinden wir damit die Versicherung u. s. w."

Der Bevollmächtigte erschien. Es war ein späterer badischer Finanzminister. Das Geschäft kam zu Stande. Die persönlichen Beziehungen zwischen Mathy und Adolf Hansemann wurden erneuert und haben bis zu des ersteren Tode auf dem alten freundschaftlichen Fuße fortbestanden.

Ich habe mich auf einen Auszug aus der mir vorliegenden

Digitized by Google

Correspondenz beschränkt. Der Buchstabe bleibt (littera scripta manet) und unterliegt nicht dem Einfluß der wechselnden Stimmung des Tages.

XII.

Vor dreißig Jahren in Göttingen.

Motto:
„Olim meminisse juvabit."

Es ist ungefähr ein Menschenalter, daß ich Albert Oppermann kennen lernte. Es war in Göttingen, wo ich mich damals Studirens halber aufhielt und, zwar nicht in den Wissenschaften, wohl aber in dem Studentenleben bereits eine angesehene Stellung errungen hatte. Ich war Senior des Corps Nassovia und führte für dasselbe im Senioren-Convente und im Ehrenrathe die Stimme. Außerdem bestanden noch sieben weitere Corps: Bremer (Bremenser), Westfalen, Braunschweiger, Hannoveraner, Lüneburger (oder Longobarden), Hildesheimer (Hildesen) und Holsteiner (Holsaten). Alle diese wilden Völkerschaften zusammen genommen bildeten kaum ein Viertel der Gesammtzahl der Studenten. Gleichwohl zweifelte Keiner von uns daran, daß wir, und wir allein, den Beruf hätten, durch unseren Senioren-Convent die ganze Universität und nebenher auch die „Philister" zu regieren und der Welt Gesetze vorzuschreiben. Leider war aber selbst in die Adern der ehrwürdigen Georgia Augusta bereits soviel revolutionäres Gift eingedrungen, daß man begann, unsere Autorität zu bestreiten. Eine Burschenschaft konnte sich in einem so loyalen Lande, wie Hannover, auf einer so conservativen Universität, wie Göttingen, damals nicht bilden. Dagegen entstanden Landsmannschaften, als Gegensatz zu den Corps. Diese neuen Verbindungen cultivirten nur wenig die edle Fechtkunst und hatten die in unseren Augen wirklich lächerliche Prätension, den S. C. (i. e. seniorum conventus) nicht als ihre Obrigkeit anerkennen, sondern sich selbst regieren zu wollen. Gleichzeitig erschienen in verschiedenen kleinen Blättern des hannoverschen Landes (Göttingen hatte damals keine Zeitung, sondern war in der Presse nur durch

Digitized by Google

das „Göttinger Unterhaltungsblatt" vertreten, welches von Meidinger-Anecdoten, Lyrik, Charaden und Inseraten lebte) bösartige Artikel wider die Corps und den hohen S. C.; man trieb darin den unehrerbietigen Tadel so weit, daß man behauptete, wir, die Blüthe der Hochschule, seien antediluvianische Mammuths, welche in die Neuzeit nicht mehr paßten u. s. w.; kurz man suchte auf jede Art unsere Autorität zu untergraben und uns „dem Haß und der Verachtung" preiszugeben.

Der hohe Senioren-Convent nahm ein solches subversives Treiben mit dem äußersten Mißfallen wahr. Auf der einen Seite von dem akademischen Senat und den Universitätsrichtern bedrängt, welche uns wegen „geheimer Verbindungen" (die Corps waren damals in Folge der Bundestagsbeschlüsse strenge verpönt und durften nicht einmal ihre bunten Mützen tragen), wegen Duelle und sonstiger zahlreicher „Excesse" und Vergehen wider die, 347 Artikel zählenden, Universitätsgesetze verfolgten, auf der andern Seite von den Landsmannschaften nicht anerkannt und von der Presse und der öffentlichen Meinung schief angesehen, befanden wir uns eingeklemmt in drangvoll fürchterlicher Enge.

Und da wir gegen den „Akademischen" (Senat) nicht viel ausrichten konnten, so beschlossen wir, uns zunächst wenigstens wider die Landsmannschaften und die Presse zu wenden. Der Feldzug gegen erstere gelang leidlich. Wir verwickelten sie so stark in Paukereien, daß sie den Ehrenrath beschickten, und da wir in letzterem die Majorität hatten, so wurde jede „Contrahage" für legitim erklärt; und wir paukten so nach und nach die Landsmannschaften zu Corps heran. Denn sobald sich einige gute Schläger herausgebildet hatten, war es mit dem Abscheu vor Duellen zu Ende.

Was nun die Presse anlangt, so verbreitete sich alsbald der Rumor publicus, der Urheber der unehrerbietigen Artikel sei ein Rechtscandidat Oppermann, insgemein „Holofernes" geheißen, Sohn eines Göttinger Buchbindermeisters, seßhaft daselbst und mit schriftstellerischen Arbeiten beschäftigt. Etwas genaues ließ sich jedoch bezüglich der Autorschaft nicht constatiren. Der hohe Senioren-Convent beschloß nun in seiner Weisheit, besagten Oppermann wegen seiner Autorschaft „zu coramiren" und beauftragte mich mit der Vollstreckung dieses Beschlusses.

Ohne mir eigentlich sonderliche Rechenschaft über die Natur

Digitized by Google

meines Auftrages und die Art der Ausführung zu geben, steuerte ich, mit einigen der corpora delicti d. h. der bezüchtigten Artikel, versehen, nach Oppermann's Wohnung, voll von jener jugendlich leichtfertigen Selbstüberhebung, welche keine Minute daran zweifelt, daß es einem renommirten Studenten, dem Senior eines gefürchteten Corps, eine Kleinigkeit sein werde, mit so einem „Kameel von Schriftsteller" fertig zu werden.

Ich fand in Oppermann eine gedrungene, breitschulterige Figur, ein kräftiges, markirtes Gesicht mit kleiner Nase; auf dieser eine Brille mit sehr großen runden Gläsern, worunter ein Paar treuherzige und kluge braune Augen. Der Mann saß im Schlafrock zwischen Büchern hinter einer Kaffeemaschine und hatte das kleine Zimmer mittelst einer großen Tabackspfeife, deren er sich mit Eifer bediente, stark mit Dampf gefüllt. Ich theilte ihm meinen Namen und meine Mission mit. Vom Senioren-Convent wollte er nichts wissen, dagegen sei er bereit, mir persönlich Auskunft zu geben über Alles, was ich wissen wolle, „denn ich schreibe keine Sachen," fügte er bei, „die ich nicht vor Kaiser und Reich verantworten kann."

Und dann nahm er die corpora delicti, die ich mitgebracht, zur Hand, sagte mir, welche Artikel von ihm seien und welche nicht, und verwickelte mich in ein Gespräch über deren Inhalt, das für mich immer anziehender wurde, obgleich es wohl keinen stärkeren Gegensatz gab, als den zwischen einem zwanzigjährigen leichtlebigen und phantastischen rheinischen Franken und einem ernsthaften, hagebüchenen, streng rationellen Niedersachsen, welcher etwa 10 Jahre älter war und mir damals außerordentlich philiströs vorkam.

Er vertheidigte die Burschenschaft und ich die Corps; und wir würden keinen Verständigungspunkt gefunden haben, wenn nicht damals die Göttinger „Landsmannschaften" existirt hätten. Wir vereinigten uns dahin, diese „Landsmannschaften" als Zwittergestalt zu verdammen. Sie seien ein „unselig Mittelding, halb Thier, halb Engel". Ich dachte bei Thier an Burschenschaft, bei Engel an Corps. Oppermann natürlich umgekehrt. Wir waren aber zu höflich, um uns unsere letzten Gedanken gegenseitig mitzutheilen. Das aber behauptete Oppermann mit allem rückhaltlosen Nachdruck und mit dem ganzen Feuer einer aufrichtig demokratischen Ueberzeugung, die Corps seien ein verdammenswerthes Ueberbleibsel mittelalterlichen Kastengeistes, so gut wie die Zünfte; sie paßten nicht mehr

Digitized by Google

in die Gegenwart und bildeten nur noch die Pflanz- und Brut-Stätten für aristokratischen Uebermuth und bureaukratische Brutalität; je renommistischer der Corpsstudent, desto serviler werde er demnächst als Beamter nach Oben und desto grober nach Unten sein.

Ich glaubte an der Erregung Oppermann's zu merken, daß auch seine persönlichen Erlebnisse zu dieser Auffassung beigetragen haben mochten; und was ich von Göttingen gesehen, machte mir seine verletzten Gefühle nur zu begreiflich. Auf einen Mann aus Süddeutschland, wo damals schon die Gesellschaft weit mehr demokratisch nivellirt war, machten die socialen Zustände Göttingens in ihrer steifen, pedantischen verzopften Verfassung und kastenartigen Abgrenzung einen seltsamen Eindruck. Zwischen den privilegirten Ständen und den Bürgern der Stadt herrschte eine unverletzbare Scheidelinie, ein wahrer murus aheneus. Aber auch die privilegirten Stände sperrten sich gegen einander auf das Sorgfältigste ab. Die Beamten vereinigten sich im „Civilclub"; die Militärs im „Offizier-Cassino"; und die Professoren nebst allen „Universitäts-Verwandten" (so lautete der officielle technische Ausdruck) führten wieder für sich ein gesondertes Dasein. Die Bürgerschaft hatte auch wieder ihre verschiedenen Maikäfer-Schachteln. Ein Kaufmann durfte z. B. nicht, ohne schweren Eintrag an seiner Reputation zu zu leiden, mit einem Handwerker umgehen. Und innerhalb einer jeden dieser einzelnen Kasten herrschte wieder die strengste chinesische Rangordnung. Neben dem akademischen Zopfe, welcher auf der Georgia Augusta stets blühte, aber seit dem Abgang der berühmten „Sieben" üppiger wucherte, als jemals, gab es noch Dutzende anderer. Ich will hier nur zwei Beispiele anführen, — Dinge, die namentlich uns Studenten berührten. Es gab in ganz Göttingen nur zwei Bierbrauereien. Die Braugerechtigkeit haftete an dem betreffenden städtischen Grundstücke. Jedem Anderen war die Fabrikation von Bier auf das Strengste untersagt. Da nun zwischen den beiden Monopolisten ein herzliches Einverständniß herrschte, so war das Publikum, und namentlich die studirende Jugend verdammt, ein Bier zu consumiren, das nur durch dazwischen geschobene Schnäpse genießbar gemacht werden konnte. Auch durch Import fremden Biers war nicht zu helfen. Der Zollverein hatte seine Wohlthaten noch nicht bis hierher erstreckt. Es schloß sich noch Stadt gegen Stadt auf das Strengste ab. Der Ausschank „ausländischen" Biers,

Digitized by Google

d. h. eines solchen, das nicht in der guten Stadt Göttingen gebraut worden, war ebenfalls eine Realgerechtsame; und es existirten ebenfalls nur zwei Häuser, welchen dieselbe zustand. Natürlich vertheuerte auch dieses Monopol das Produkt, wenn es auch den akademischen Consum nicht beeinträchtigte, weil der Student auf Kosten seiner Eltern trinkt oder seiner Gläubiger. Mit dem realen Charakter der Gewerbeberechtigung wurde es so ernsthaft genommen, daß der eine der beiden Schankwirthe in Gefahr gerieth, daß ihm das Gericht sein Realrecht aberkannte, weil er in dem Schanklocal eine Wand herausgenommen hatte. Diese Erschwerungen des Bier-Consums führten viele Studenten in die Conditorei, zu gefälschtem Bordeaux und zum Schnaps, der auf keiner Hochschule so sehr in Flor war. Heut zu Tage würde man eine deutsche Hochschule ohne Freiheit der Consumtion und Production des nationalen Getränkes für ein Ding der Unmöglichkeit erklären. Noch schlimmer, als mit dem Getränke, war es mit der Musik, welche eben so gut wie jenes einen wesentlichen Bestandtheil unserer Commerse bildete. Auch die Musik war zünftig und städtisch. Es existirte nur eine Musikgesellschaft, an deren Spitze ein Herr Jacoby stand. Außer ihr durfte Niemand uns aufspielen. Es konnten sonach auch nicht zwei Commerse zugleich gehalten werden. Dieser Nothstand führte jedoch so weit, daß sich inzwischen eine zweite Musikgesellschaft bildete, welche besser spielte, als die erste, aber dennoch als Pfuscher verfolgt ward. Man nannte die officielle Gesellschaft nach ihrem Haupte die „Jacobiner" und die nicht officielle namenlose Bande die „Banditen."

XIII.

Kleinstaatliches Elend.

Motto:
„Vere prius flores, aestu numerabis aristas.
Poma per autumnum —"
Ovidius.

Man denke sich in dieses kleine Elend einen jungen Mann mit klarem Kopfe und starkem, ja sogar starrem Herzen, der gründliche Studien gemacht hat und sich seiner Kraft bewußt ist. Er mußte

Digitized by Google

nothwendig in Conflicte verwickelt werden. Schon von vornherein stieß die chinesisch organisirte Gesellschaft den „Sohn des Buchbinders" aus den höheren Kreisen. Dann kam die Politik. Ernst August brach die Verfassung mit dem äußersten Aufwand von Cynismus. Unter den Männern, welche mit dem höchsten Grade sittlicher Entrüstung dagegen reagirten, war auch der junge Oppermann. Er hatte schon 1835 seine akademischen Studien absolvirt und sein juristisches Examen gemacht. Allein er konnte zu keiner, seinen Fähigkeiten entsprechenden öffentlichen Stellung gelangen. Er hatte, ein Schüler des Philosophen Krause, eine treffliche philosophische Abhandlung publicirt. Er hatte die Preisaufgabe der juristischen Facultät gelöst. Einem Andern würde daraufhin die akademische Carriere offen gestanden haben; dem „Sohne des Buchbinders" war sie verschlossen. Um zur richterlichen Laufbahn zugelassen zu werden, mußte man in dem damaligen Welfenreiche entweder Edelmann sein, oder einer der sogenannten „schönen Familien" angehören, d. h. einer Sippschaft, welche sich schon seit Generationen im Staatsdienst, — hier sagte man: „im Königlichen Dienste" — befestigt, eingelebt und ausgedehnt hatte. Aber selbst die Ausübung der Advocatur wurde Oppermann verweigert. Niemand zog seine sittliche, wissenschaftliche und praktische Tüchtigkeit in Zweifel. Aber die Zulassung zur Anwaltsthätigkeit war Gnadensache, und da Oppermann in politicis des Verdachts einer eigenen Meinung verdächtig war, so war er der Gnade nicht würdig. Gott läßt zwar die Sonne seiner Gnade leuchten über Alle, über Gerechte und Ungerechte. Aber der König Ernst August that es nicht. Dabei war man aber bei Hofe stets sehr erstaunt über das Umsichgreifen oppositionellen Geistes, während man dasselbe doch durch dergleichen Maßregeln selbst auf's Eifrigste nährte.

So saß also Oppermann noch als Mann von dreißig Jahren in Göttingen in seiner Eltern Haus und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Er war eifrig literarisch thätig, sowohl in den kleinen Blättern des damaligen hannover'schen Landes, als auch in größeren auswärtigen Zeitungen und Zeitschriften. Neben Staats- und Privatrecht und Krause'scher Philosophie cultivirte er auch die schönen Wissenschaften. Deutschland steckte noch etwas in den Kinderschuhen der Belletristik. So schrieb denn auch Oppermann seinen Roman. Ungleich den meisten seiner Brüder in Apoll, welche ihre

Digitized by Google

Dichtungen bei Hof oder in sonstigen Regionen spielen lassen, die ihnen aus eigener Anschauung durchaus nicht bekannt sind, wählte Oppermann bekanntes und vertrautes Terrain. Der Roman hieß, wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt: „Deutschlands Arminen und Germanen" von Hermann Forsch („Forsch" heißt in der Studentensprache so viel wie tapfer oder streitbar) und spielte unter Studenten und anderem jungen tollen Volk. Bekanntlich hatte sich nach der Juli-Revolution die politische Bewegung auch dieser Kreise bemächtigt. Auch die Studenten hatten auf dem Hambacher Feste mitgesungen und bei der Erstürmung der Frankfurter Wache am 3. April 1833 sogar die erste Rolle gespielt. Alles das kam mehr oder weniger auch in Oppermann's Roman vor.

Papa Bundestag aber hatte diese „Studentenstreiche" sehr übel vermerkt und zum Zwecke der Züchtigung jene Bundescentral-Untersuchungscommission eingesetzt, welche ihr Hauptaugenmerk auf Gymnasiasten, Studenten, Landgeistliche, Weinreisende und ähnliche Hochverräther richtete. Die politische Bundestags-Polizei war, wenn es erlaubt ist, ein sehr profanes geflügeltes Wort auf einen so würdigen Gegenstand anzuwenden, „eine sehr ernsthafte Bestie"; und als ihr Oppermann's Roman in die Hände fiel, war sie weit entfernt, das Alles für ein Spiel der dichterischen Phantasie zu halten, sondern erblickte in den Personen lauter Inculpaten und Delinquenten und in den Hergängen lauter Verbrechen und sonstige „Thatbestände." Es gelang ihr, zu ermitteln, daß hinter dem „Hermann Forsch" der Doctor Oppermann in Göttingen steckte, und nun wurde er in das Kreuzverhör genommen, wer die Originale seiner Helden seien und wo man solche zu suchen habe zum Zweck polizeilichen Zugriffs. Natürlich kam bei der seltsamen Procedur nichts heraus. Aber Oppermann konnte sich doch gratuliren, daß man vor etwa zehn Jahren die Tortur in Hannover abgeschafft hatte. Noch in den zwanziger Jahren ist in dem Welfenreiche gefoltert worden, und vielleicht hätte man nicht übel Lust gehabt, sich dieses Wahrheits-Erforschungs-Mittels auch dazu zu bedienen, um zu erfahren, wer die „Arminier" und die „Germanen" gewesen. Natürlich warf diese polizeiliche Beweisaufnahme einen neuen Schatten auf Oppermann's Namen. Nun stand es unzweifelhaft fest: er war ein Friedensbrecher, ein Ruhestörer, ein unruhiger Kopf, kurz — ein gefährlicher Mensch.

Digitized by Google

Das also war der Doctor Oppermann, welchem ich damals in meiner Eigenschaft als außerordentlicher Botschafter eines hohen Senioren-Convents der Georgia Augusta gegenüber stand. Richtiger: saß. Denn er hatte mir, sobald unser Gespräch lebhaft und sympathisch wurde, eine Tasse Kaffee sowie auch eine seiner großen Tabackspfeifen aufoctroyirt. Wir plauderten lustig drauf los und ich hatte fast ganz meine wichtige diplomatische Mission vergessen, theils aus jugendlichem Leichtsinn, theils gefesselt durch Oppermann's Persönlichkeit, sein kräftiges, untersetztes oder, wie man in Göttingen sagte, „stämmiges" Wesen, seine zähe und phlegmatische, aber manchmal explodirende Art, seine zuweilen rauhe und polternde, aber stets klare, ehrliche und wohlmeinende Ausdrucksweise, seine hohe Intelligenz und seine vielseitigen Kenntnisse. Es war das erste ernsthafte und gründliche Gespräch über deutsche Politik, das ich mit Jemandem führte, und gab mir viel zu denken. Denn bis dahin hatte ich mich um griechische und römische Klassiker, um Pandekten und Rechtsgeschichte, um Reit- und Fecht-Schule, Schwimm- und Kegelbahn, Mensur und Kneipe u. dgl. mehr gekümmert, als um Tagespolitik. Wie stätig und ununterbrochen Oppermann's Entwickelung war, ergiebt sich daraus, daß, als ich vor wenig Monaten seine 1869 erschienene Schrift „Der Weg zum Jahre Achtzehnhundertsechsundsechszig und seine Nothwendigkeit für das Heil Deutschlands; Studie zur Belehrung, Verständigung und Versöhnung"*) mit der Aufmerksamkeit, welche sie in vollem Maße verdient, las, ich oft an ähnliche Aeußerungen zurückdachte, welche ich damals vor beinahe dreißig Jahren aus seinem Munde vernommen.

Was die große Frage „Corps oder Landsmannschaft?" anlangt, so überzeugte ich ihn, daß auch die ersteren für Entwickelung von Kraft, Selbstständigkeit und Mannszucht etwas leisteten und jedenfalls nicht so schlimm waren, als ihr Ruf; daß aber unter allen Umständen die „Landsmannschaften" nicht identisch waren mit der Burschenschaft, sondern nur ein mißlungener, verwaschener und verwässerter Abklatsch der Corps, und es sich also nicht der Mühe lohne, daß fernerhin ein Mann, wie er, auf Kosten der letzteren zu Gunsten der ersteren plaidire. Im Grund genommen, so schien es mir, beruhete sein Widerwille gegen die Corps nur auf einer tiefen Abneigung wider den hannoverschen Adel, dessen Jugend in einigen

*) Berlin, Verlag von Fr. Korttampf.

Digitized by Google

dieſer Verbindungen eine große Rolle ſpielte. Er behauptete, Hannover ſei eigentlich nur der Form nach eine Monarchie; da der König entweder, wie früher, außer Landes, oder, wie jetzt, dem Lande entfremdet ſei, ſo habe der Adel freies Spiel; er beſetze die oberen Stellen; da er aber nicht ſelbſt arbeiten wolle, ſo regierten in Wirklichkeit die Subalternen, welche ihrerſeits wieder im Grund des Herzens den ihnen vorgeſetzten Edelleuten außerordentlich neidiſch, mißgünſtig und feindſelig ſeien; aus dieſer Dispoſition ergebe ſich ein ſich ſeltſam durchkreuzendes Intriguenſpiel, — und Das nenne man die Regierung des soit-disant-Königreiches Hannover.

Einem hohen Senioren-Convent berichtete ich nun, Herr Doctor Oppermann ſei nicht der Verfaſſer aller corpora delicti, ſondern nur eines Theils, habe aber verſprochen, ſeine Polemik gegen die Corps und deren hohen Convent einzuſtellen, und ſei überhaupt eine ehrliche Haut. Es wurde darauf beſchloſſen, von weitern Maßnahmen wider Oppermann abzuſehn, mir ſelbſt aber den Dank des Vaterlandes für die glückliche Durchführung meiner wichtigen Miſſion zu votiren.

So lernte ich Oppermann 1841 in Göttingen kennen. Wo ich ihn ſeitdem dort auf der Straße oder an öffentlichen Orten traf, unterließen wir nicht, einander zu grüßen und unſere Gedanken auszutauſchen, wobei natürlich der überwiegende Export auf ſeiner Seite war.

Es dauerte aber nicht lange, ſo war Oppermann ſchon wieder ein Gegenſtand der Aufmerkſamkeit der ganzen Hochſchule.

In den damals hochgefeierten „Halliſchen“ (ſpäter „Deutſchen“) Jahrbüchern von Arnold Ruge erſchien nach und nach eine Geſchichte, Charakteriſtik und Kritik der Georgia Auguſta, welche einen förmlichen Sturm von Beifall und Mißfallen (letzteres überwog) aufwühlte und die ganze Hochſchule bis in ihre Grundfeſten hinein erſchütterte. Wenn man heute den Aufſatz lieſt, wird es ſchwer, ſeine wahrhaft enorme Wirkung von damals zu begreifen. Allein zur Zeit des alten Bundestags, jener „Feuerlöſchanſtalt“ (ſo nannte ihn einmal der preußiſche Miniſter v. Manteuffel in der Kammer), welche uns mit Waſſer begoß, auch wenn es nicht brannte; zur Zeit der Cenſur, welche ſelten ein lautes und deutliches Wort aufkommen ließ, zur Zeit der Blüthe des akademiſchen Zopfes mußte es doch das höchſte Aufſehen erregen, daß man eine ganze Univerſität einer ſcharfen eindringlichen Kritik unterzog und ſich über Pro-

Digitized by Google

fessoren, Hofräthe und Geheime Hofräthe ein unbefangenes Urtheil erlaubte, wie über ganz gewöhnliche Menschen. Die wissenschaftliche Charakteristik in jener Abhandlung war im Ganzen zutreffend. Die Angriffe auf das Coterie- und Cliquenwesen und den Nepotismus (einzelne Lehrstellen waren fast erblich geworden) waren höchst verdienstvoll. Dagegen war nicht zu verkennen, daß die Verdienste jedes einzelnen Mannes zu einseitig nach Maßgabe seiner politischen Parteistellung gewürdigt oder verworfen wurden; und daß ein gewisser burschikoser und oft ohne Noth persönlich verletzender Ton Manchen, der sachlich zuzustimmen geneigt war, vor den Kopf stieß.

Jede neue Nummer der „Hallischen Jahrbücher" wurde mit Aufregung, Angst, Schadenfreude und Neugierde erwartet und dann verschlungen. Die Professoren erzürnten sich. Die Bürger auch; denn man hatte sie belehrt, wenn die Universität nicht heilig gehalten werde, nehme die Zahl der Studenten und damit die bürgerliche Nahrung ab. Auch die Studenten suchte man aufzureizen, aber ohne sonderlichen Erfolg. Da in dem kleinen Göttingen die Zahl derer, welche die Fähigkeit und den Muth hatten, so zu schreiben, nicht groß war, so hatte man alsbald Oppermann und dessen Freund Dr. Adolf Bock als Verfasser aufgespürt. Gern hätte man ihnen einen Prozeß wegen crimen laesae majestatis academicae an den Hals gehängt. Allein die ersten juristischen Autoritäten behaupteten, das gehe nicht. Man mußte sich also mit einer geringeren Strafe begnügen. Denn ein Ketzergericht mußte doch unter allen Umständen über sie abgehalten werden. Bock und Oppermann waren Mitglieder eines literarischen und geselligen Vereins, der, wenn ich nicht irre, „Museum" hieß und der Mehrzahl nach aus Professoren und deren Anhang bestand. Der Vorstand der Gesellschaft forderte die beiden Genannten schriftlich zu einer Erklärung darüber auf, ob sie die Verfasser jenes Pasquills oder libelli famosi seien. Die Inquisiten schwiegen. Darauf erfolgte der Antrag: In Erwägung, daß Bock und Oppermann nicht geantwortet, sonach verschmäht hätten, sich von dem auf ihnen ruhenden Verdachte zu reinigen; Jemand, auf dem auch nur der entfernteste Verdacht eines so schweren Vergehens ruhe, unwürdig sei, einer so hochachtbaren Gesellschaft anzugehören: die ꝛc. Bock und ꝛc. Oppermann aus dem „Museum" auszuschließen. Und so geschah es. Wenn mit dieser Strafe auch Besserung beabsichtigt war, so wurde der Zweck verfehlt. Denn

Digitized by Google

bald danach erschien eine Separatausgabe, auf deren Titel sogar die Namen der beiden Missethäter prangten. Die Schrift wirkte (si parva licet componere magnis) fast ähnlich, wie seiner Zeit die Epistolae obscurorum virorum von Ulrich von Hutten.

XIV.

Albert Oppermann.

Motto:

„Lusus equo nunc est, levibus nunc luditur armis.
Nunc pila, nunc celeri vertitur orbe trochus."
Ovidius, (Trist. III., 12. v. 19—20.)

Nachdem ich die Universität längst verlassen und schon mein Staatsexamen in Wiesbaden gemacht hatte, hörte ich endlich, Oppermann sei zur Advocatur zugelassen worden, jedoch nicht in Göttingen oder irgend einer größern Stadt, sondern in einem Landstädtchen von damals etwa 1500 Seelen, in Hoya, gelegen in der Grafschaft Hoya, einem Flachlande an der Weser, bevölkert von meist wohlhabenden Bauern, mit etwa einem halben Dutzend Landstädtchen, worunter Nienburg das größte, 5—6000 Einwohner zählend, Sitz des Obergerichts für die Grafschaft, wohin Oppermann später übersiedelte. Man darf diese verspätete Zulassung zur Advocatur durchaus nicht auf Rechnung eines vernünftigeren politischen Systems setzen. Vielmehr versicherte mir damals mein Gewährsmann, Oppermann sei in Göttingen lästig geworden; man habe fernere Attaken auf die Universität oder gar Einfluß auf die Studenten gefürchtet, und aus diesem Beweggrund habe man höchsten Orts beschlossen: „Er muß auf's Land."

Wenn man vielleicht geglaubt hat, auch auf ihn einzuwirken dadurch, daß man ihn auf einen sterilen Boden verpflanze, auf eine Strafstelle, wo ihn der Kampf um die Existenz absorbire, so hatte man sich gründlich geirrt. Oppermann, seit seinem ersten juristischen Examen sieben Jahre lang von jeder praktischen Thätigkeit fern gehalten, lieferte sofort den Beweis, wie sehr er zu einer solchen berufen sei. Er erwarb sich schnell das allgemeine Vertrauen und eine ausgedehnte juristische Praxis, namentlich als Anwalt der Bauern in Betreff der verwickelten Verhältnisse des dortigen Meierrechts.

Digitized by Google

Ohne im Geringsten die hohen wissenschaftlichen Gesichtspunkte, von welchen er ausging, aufzugeben, vertiefte er sich mit echt niedersächsischer Liebe, Zähigkeit und Ausdauer in die Zustände und die Geschichte der Grafschaft Hoya und des Königreichs Hannover; mit einen Erfolg, welcher uns beinahe berechtigt, an Justus Möser und das Fürstenthum Osnabrück zu erinnern. Auch er war „Advocatus patriae" im vollen Sinne des Wortes. Er verschmähte es nicht, einen großen Theil seiner Zeit und seiner Kraft einem Unternehmen zu widmen, das weder Geld noch Ehren eintrug (nec opes nec honores), das aber gemeinnützig im besten Sinne des Worts war. Ich meine das „Nienburger Wochenblatt", das wohl kaum weit über den Kreis der Grafschaft Hoya hinaus bekannt ist. Hier legte Oppermann seine Forschungen über hannoversche Zustände und niedersächsische Geschichte zunächst nieder. Hier erblickte auch zuerst sein großer Roman, von welchem ich noch sprechen werde, das Licht der Welt; (freilich führte ein sarkastischer Freund Oppermann's dafür einen eigenthümlichen Grund an: Oppermann hatte eine sehr kleine undeutliche Handschrift, und Jener behauptete nun, kein anderer Setzer, als der des Nienburger Wochenblattes, vermöge, sie zu entziffern, deshalb müßten Oppermann's sämmtliche Werke durch dessen Hände ihren Durchgang nehmen). Hier theilte er allwöchentlich seine Gedanken über die laufende Tagespolitik mit. Hier controlirte er die hannoversche Regierung; hier eröffnete er den Kampf wider ihre selbstmörderische Ueberhebung; hier weckte, belebte und ermuthigte er die Agitation, deren die Opposition unaufhörlich bedurfte, um nicht zu unterliegen im Kampfe wider eine Regierung, welche so wenig scrupulös war in der Wahl ihrer Mittel. Es würde in der That mit der politischen Bildung in unserem Vaterlande besser stehen, wenn überall solche locale Centren existirten, die für den nächsten Kreis Licht und Wärme ausstrahlen, und deren Pflege sich zu widmen, Männer, wie Oppermann, nicht zu gering achten. Die Stellung und der Leserkreis dieses Blattes haben einen großen Einfluß gehabt auf den Styl und die Darstellungsweise Oppermann's. Seinen früheren Werken kleben noch die Eierschalen der Krause'schen Philosophie auch in der Form an. Je länger er schrieb, desto mehr emancipirte er sich davon, um zu einer lichtvollen, einfachen und schnell hinschreitenden Schreibart zu gelangen, welche freilich eher Alles in der Welt ist, als geleckt oder zierlich. Er ist populär im

Digitized by Google

besten Sinne seines Volksstammes, der Niedersachsen; und dazu gehört (so bringt es die berechtigte Eigenthümlichkeit mit sich) zuweilen auch eine hagebüchene Grobheit. Man nimmt aber an der letzteren keinen Anstoß, weil durch das Ganze eine wohlthuende Wärme von Ueberzeugungstreue und Wohlwollen durchleuchtet, und vor allen Dingen Liebe und Hingebung für den Gegenstand, mit welchem er sich jeweils beschäftigt.

Das Bemerkenswertheste an Oppermann aber war seine kolossale Arbeitskraft, welche nicht zu ermüden oder zu erschöpfen war. Seit 1848 war er ununterbrochen thätig als Rechtsanwalt mit ausgedehntester Praxis; als Journalist für Dutzende von großen und kleinen Blättern, natürlich vor Allem für sein geliebtes Wochenblatt: als philosophischer, geschichtlicher, kulturhistorischer, politischer und juristischer Schriftsteller von seltener Fruchtbarkeit; als Pamphletist mit stahlscharfer und unbarmherziger Klinge; als fleißiges Mitglied des Landtags und endlich als politischer Agitator, der sich, stets selbstlos und unerschrocken, immer an den gefährlichsten Platz stellte und durch seine rückhaltlose Offenheit gegen Freund und Feind und durch seine ungeschminkte Ausdrucksweise, die nie ein Blatt vor den Mund nahm, einen großen Einfluß gewonnen hatte, zumal in den ländlichen Kreisen.

Seine politische Agitation beschränkte sich auf das hannoversche Land und vorzüglich auf den Stand der Bauern. In andern Kreisen verletzte er zuweilen durch seine Rücksichtslosigkeit und Derbheit, obwohl keiner seiner Freunde und Derer, die ihn genau kannten, ihm darob zu zürnen vermochte. Dem National-Verein, dem Abgeordneten-Tag und ähnlichen auf ganz Deutschland berechneten Verbänden, welche in der Zeit von 1859 bis 1866 das deutsche Steuerruder den lahmen Händen des Bundestags zu entwinden und statt seiner zu steuern versuchten (letzteres leider kaum mit besserem Erfolg, als der Bundestag selber), hat sich Oppermann immer ferne gehalten. Er zog das Zunächstliegende vor, wo es sofort harte Arbeit für kräftige Fäuste gab. Jene Unternehmungen waren ihm nicht aggressiv und substanziell genug. Auch war er zu sehr in der Wolle gefärbter kleinbürgerlicher Demokrat, um sich bei der Cooperation mit anderen Parteien behaglich zu fühlen.

Seine praktische politische Thätigkeit begann schon mit dem Verfassungsbruch von 1837 und dem Proteste der Göttinger Sieben,

Digitized by Google

datirt vom 18. November 1637. Oppermann erzählt uns selbst den, für die damaligen Zustände höchst charakteristischen Hergang, vermittelst dessen die berühmte „Unterthänigste“ (an das Universitäts-Curatorium gerichtete) „Vorstellung einiger Mitglieder der Landes-Universität das Königliche Patent vom 1. November 1837 betreffend,“ damals in die Oeffentlichkeit gelangt ist, wie folgt:

„Die Protestation war am Tage der Unterzeichnung an das Königliche akademische Curatorium in Hannover geschickt. Es ist auf die Art der Verbreitung der Protestation in der Beschuldigung gegen die Sieben besonderes Gewicht gelegt; und doch waren diese selbst an der Sache höchst unschuldig. Am Tage nach der Absendung, am 19. November, verbreitete sich das Gerücht von einem solchen Schritte; am Abend erhielt der Verfasser dieses, von einem befreundeten Professor, der nicht mit unterschrieben hatte, dies aber, wie er sagte, sehr bedauerte, auf eine halbe Stunde eine Abschrift. Dies genügte, um eine Copie zu nehmen, von der er mit einem Freunde die ganze Nacht hindurch neue Abschriften schrieb. Das geschah wohl noch von 6 bis 7 Personen; mehr mochten am 19. November dies Schriftstück nicht zu Gesicht bekommen haben. Von diesen Copien wurden die meisten nach auswärts an Zeitungsredaktionen geschickt, die andern am folgenden Tage denjenigen Personen, die sich dafür interessirten, mitgetheilt. Es entstand eine förmliche Hetze nach Abschriften; und der Drang der Umstände machte erfinderisch. Verfasser fand am 20. November gegen Abend in der Stube eines ihm befreundeten Studenten elf Personen, die sämmtlich die Protestation nach einem Diktate aufzeichneten. Kaum waren die Abschriften fertig, als sie auch schon von Competenten in Empfang genommen wurden, um an eben so viel anderen Orten auf ähnliche Weise vervielfältigt zu werden. Dieser Eifer war nicht künstlich producirt, sondern er hatte sich ganz von selbst gemacht.“

„So war es möglich, daß am zweiten Tage schon mehrere tausend Abschriften existirten. Wir sind überzeugt, daß von den etwa 900 Studenten, welche in Göttingen lebten, mindestens Achthundert Abschriften, und oft in großer Zahl, in die Heimath, über ganz Deutschland verschickten, wo dann in vielen Orten wieder auf ähnliche Weise Copien genommen wurden, so daß die Protestation in kürzester Frist durch ganz Deutschland verbreitet war. Denn der Druck in den Zeitungen fand Anfangs Hindernisse in der Censur;

Digitized by Google

und erst, nachdem eine Zeitung, wir wissen nicht genau mehr ob die Augsburger „Allgemeine Zeitung", oder der von Dr. Weill herausgegebene, dem Gerüchte nach von Louis Philipp subvenirte „Deutsche Courier" dieselbe gebracht hatte, folgten auch die übrigen; am spätesten die, welche Hannover die nächsten waren. Diese Protestation schlug über in die Herzen und Gemüther der Menschen ein, wie ich selten von einem Schriftstücke es erlebt habe und lebhaft dabei an die Luther'sche That in Wittenberg und ihre Folgen erinnert wurde. Je mehr man die Feigheit und das Schweigen verdammte, das sich in den höchsten Kreisen der Staatsdienerschaft bei dieser Gelegenheit gezeigt hatte, mit um so ungetheilterem Beifall nahm man die That der Professoren auf, ja auch die Feiglinge und Schwachen freuten sich, daß Andere den Muth gehabt, der ihnen selbst fehlte. Dahlmann wurde am 21. November in seinem überfüllten Colleg, als dem Mann des Worts und der That, ein enthusiastischer Zuruf entgegengejauchzt. Am Abend dieses und des folgenden Tages wurden ihm und seinen Commilitonen Vivats gebracht, obgleich die Polizei dies auf alle Weise zu verhindern suchte."

„Das Curatorium der Universität, als dasselbe am 22. November die bei Dahlmann („Zur Verständigung" S. 38) abgedruckte Ermahnung an die Sieben erließ: die Gefahr zu beherzigen, welcher sie durch eine solche Erklärung sich selbst, ihre dienstliche Stellung, ja selbst das Wohl und den Flor der Universität aussetzten, ahnte noch nicht, daß die Protestation ohne Zuthun der Sieben selbst in Tausenden von Exemplaren in alle Welt verbreitet war und noch täglich verbreitet wurde; es glaubte die Protestation vor Sr. Majestät verheimlichen zu können, zur Zurücknahme rathen zu dürfen. — Dahlmann erwiderte privatim wahrscheinlich an Hoppenstedt, daß er die Pflicht, die dieses Rescript predige, nicht anerkennen könne: „„Sollen Albrecht und ich künftig als den höchsten Grundsatz des Staatsrechts vortragen, Gesetz sei, was der Macht gefällt?"" . . . .

So schwer war es vor dreißig Jahren für eine „unterthänigste Vorstellung" an ihre Adresse zu gelangen und an das Licht der Oeffentlichkeit zu dringen. Heute erfreuen sich Karl Mayer und Julius Frese in Stuttgart, wenigstens für nicht-württembergische Dinge, einer mehr als Rochefort'schen Preßfreiheit. Gleichwohl bedauern sie den Untergang des Bundestags, des Protectors des

Digitized by Google

Verfassungsbruchs von 1837, und klagen täglich mit beweglichen Worten im „Beobachter" und in der „demokratischen Correspondenz" über den eisigen Schatten des Cäsarismus und die Jacoby'sche „Schmach freiwilliger Knechtschaft."

Erst im Jahre 1847, wo die politischen Wellen wieder höher gingen, und der Druck der Regierung auf die Wahlkörper etwas nachgelassen hatte, konnte Oppermann als Candidat für die Zweite Kammer auftreten. Aber es ging ihm damit das erste Mal höchst eigenthümlich. Er wurde zwar gewählt; allein als nun der Königliche Wahlcommissarius den Wählern mit einem Inquisitorium zu Leibe ging: „Besitzt Dr. Oppermann die gesetzliche Qualification zum Deputirten?" da fiel nachträglich den tapferen Mannen, ob ihrer soeben bethätigten eigenen Courage, das Herz wieder in die Schuhe, und sie erklärten selbst denselben Mann, den sie einen Augenblick zuvor gewählt hatten, für nicht wählbar. So ging es damals (man kann das nicht oft genug betonen) zu im deutschen Vaterlande, zu jener Zeit, welche die sogenannten Particularisten als die Blüthe des gegenwärtig angeblich vom Militarismus aufgefressenen deutschen Constitutionalismus preisen. Erst 1849 wurde Oppermann wirklich Abgeordneter und blieb es bis 1856; während dieser Zeit zeichnete er sich besonders aus durch seinen Kampf wider den neuen Verfassungsbruch von 1855.

Bei den Wahlen von 1857 gelang es dem Ministerium Bories-Platen mittelst eines Wahlgesetzes, das die Wählbarkeit von dem Wohnsitz innerhalb des engsten Bezirks abhängig machte, Oppermann aus der Kammer ferne zu halten. Erst 1864 kehrte er wieder, um von da an auszuharren bis an das „Ende aller welfischen Dinge," welches der blinde König 1866 an den Haaren herbeizog. Wie überall, so war's auch in der Kammer Oppermann's Gewohnheit, sich zur Arbeit zu drängen, statt, gleich Andern, sich derselben nach Kräften zu entziehen. Zugleich benutzte er die Gelegenheit, sich in den Besitz alles desjenigen Materials zu setzen, welches zur Aufklärung der politischen Entwickelung Hannovers seit 1830 und zur Geschichte der Ständeversammlung während dieses Zeitraums diente. Er war so bewandert in allen parlamentarischen Präjudizien und Antezedentien, daß es ihm sogar gelang, den alten Stüve, den Erbbeständer aller traditionellen hannoverschen Stände-

Digitized by Google

Weisheit, zuweilen auf den Sand zu setzen. Aber auch anderweitig wußte er den gewonnenen Stoff zu benutzen.

In Nassau war damals der Kampf in gleicher Weise entbrannt, wie in Hannover. Wir schickten uns beiderseitig unsere Streitschriften unter Kreuzband. Die seinigen waren anonym; aber trotzdem hatte ich es gleich weg, wer der Verfasser von Broschüren, wie „Hie Welf!" u. dgl., war. Ich konnte ihm nur Tirailleurs und leichte Cavallerie schicken. Er seiner Seits dagegen fuhr daneben auch schweres Geschütz auf; ich meine sein 1860 bis 1862 in zwei starken Bänden erschienenes Buch: „Zur Geschichte des Königreichs Hannover von 1832 bis 1860", — ein wahres Denkmal deutschen Fleißes.

Für ein historisches Kunstwerk hat Oppermann selbst sein Werk niemals gehalten. Dafür ist es schon zu ungleich gearbeitet; nicht nur nach Maßgabe der Liebhaberei des Verfassers, sondern auch nach Maßgabe des Stoffes, der, für einige Partien nur sehr spärlich vorhanden, für andere überreich zufloß. Dagegen leistet es für die Geschichte eines über Nacht souverain gewordenen und dadurch seiner natürlichen Sphäre entrückten Kleinstaates, oder wenn man das lieber hört: „Mittelreiches" mehr, als irgend ein ähnliches Werk aus ähnlichen deutschen Territorien. Ganz vollständig ist die Geschichte der Ständeversammlung; und sie vor Allem ist für den Politiker und für den Historiker lehrreich.

Was in meinen Augen das Wichtigste ist, will ich zuletzt sagen: Es ist ein eminent ehrliches Buch, das oft an den alten Heidelberger Schlosser erinnert, nicht nur in der Form, sondern auch in der Grundanschauung.

Digitized by Google

XV.

Albert Oppermann und Onno Klopp.

Motto:
„Pax erit haec nobis, donec mihi vita manebit.
Cum pecore infirmo, quae solet esse lupis".
Ovidius, (in Ibin. v. 41—42.)

Der niedersächsische Albert Oppermann ist in Allem das Gegentheil von dem ostfriesischen Onno Klopp.

Klopp schmeichelt den Mächtigen dieser Erde, je nach Zweck und Ersprießlichkeit. Heute betet er Friedrich den Großen an, und morgen gilt er ihm für ein Scheusal. Dann vergöttert er die Welfenhose; und endlich wird er Hof-, Leib- und Lager-Historiograph von Langensalza und von 1866, in einer Art, welche dem Grafen Bismarck den bekannten Stoßseufzer ausgepreßt hat: „Wenn man sieht, was über eine Periode, welche kaum drei Jahre hinter uns liegt, mit Erfolg gelogen wird, so wird es schwer, Das zu glauben, was, durch Vermuthungen und Conjecturen unterstützt, in historischen Darstellungen uns aus früheren Zeiten erzählt wird."

Oppermann schmeichelt Niemanden, nicht den Mächtigen, aber auch nicht der Masse des Volkes. Schon in dem ersten Bande seines umfangreichen und mühsamen Buches sagt er: „Ich glaube an die Zukunft Hannovers, sonst hätte ich dieses Werk nicht geschrieben;" dann fährt er wörtlich so fort: „Aber eine Form, welche die deutschen Staaten enger verbündet, muß gefunden werden; und das Verlangen nach einer Vertretung des deutschen Volkes bei Leitung der deutschen Angelegenheiten ist ein so berechtigtes, daß es nicht zurückgewiesen werden kann. Das Mindeste, was man der von Westen wie von Osten her täglich mehr drohenden Gefahr gegenüber in ersterer Beziehung fordern muß, ist die Vereinigung der Kriegsgewalt und der diplomatischen Vertretung in einer Hand, wie außerdem Einheit des deutschen Zoll- und Handelsgebiets, des Münzwesens, des Post- und Telegraphenverkehrs. Oesterreich kann diese Führung nicht übernehmen; nicht allein, weil es zu Hause reichlich zu thun hat, sondern hauptsächlich, weil damit der Dualismus bleiben, die alte Eifersucht neue Nachrung finden würde, und weil man von Preußen das Unmögliche, eine Unter-

Digitized by Google

ordnung unter Oesterreich, verlangen müßte; es kann nicht einmal jene Reichseinheit in Zoll- und Handelssachen gewähren. Besser offene Scheidung als versteckter Zwiespalt. Eine Trennung Oesterreichs von dem deutschen Bundesstaate würde am leichtesten zu einer Einigung mit diesem führen, wie sie beiden Theilen Noth thut. Eine einheitliche Ausbildung des Bundes und eine straffere Centralgewalt ist freilich nicht möglich, ohne daß die Einzelregierungen Opfer bringen. Allein, wenn man bedenkt, mit welcher Bereitwilligkeit in Hannover 1855 ein wesentlicher Theil der Souverainetät dem deutschen Bunde überlassen wurde, indem man diesem gestattete, die gesammten Verfassungsverhältnisse Hannovers zu ordnen und zu bestimmen, so darf man, wenn es die Ehre, ja die Existenz Deutschlands gilt, gewiß auf eine gleiche Opferfähigkeit hoffen. Der Staat und das Volk Hannovers wird Großes nicht verlieren, wenn Hannover aufhört, in Petersburg, Wien, London u. s. w. diplomatisch vertreten zu sein und das Kriegsheer wird in Verbindung mit den übrigen deutschen Heerkörpern unter einer Oberleitung Preußens nicht unglücklich, sondern sich stärker fühlen als jetzt. Die kleinen und mittleren Staaten haben niemals irgend welches Gewicht in die Waagschale gelegt; man hat ihnen im europäischen Concerte nie die kleinste Stimme gewährt. Oesterreich und Preußen haben im Wiener Congreß nur für sich gesprochen und gemäkelt; man ließ die Kleinen erst zu, als es nichts mehr zu verhandeln, zu theilen, zu bestimmen gab. Welche Rolle dieselben bei den Congressen der heutigen Tage gespielt, weiß Jeder; was aus einem Kriege ohne einheitliche Führung werden würde, kann auch der Laie vorhersehen. Eine Wiederaufnahme Rechberg'scher Pläne durch Herrn v. d. Pfordten, die Versuche von Bamberg und Darmstadt, führen nicht zum Ziele; eine selbstständige Politik der Mittelstaaten ist nicht denkbar; und welchen Schrei der Entrüstung nur der Gedanke an ein Anlehnen an das Ausland hervorruft, hat Herr v. Borries erfahren. Es ist erforderlich, daß alle nothwendigen Dinge im Wege der Verständigung und Vereinbarung sich ordnen, daß die Souveraine, von denen Opfer verlangt werden, diese in der Ueberzeugung von deren Nothwendigkeit freiwillig bringen. Die Verhandlungen darüber dürfen aber nicht aufgefaßt werden als Sache der Diplomaten, sie sind

Digitized by Google

wesentlich Volkssache, und ein offenes Aussprechen sollte man nicht scheuen, sondern zu befördern suchen.

Dies ist mein Glaubensbekenntniß."

So schrieb Oppermann im Mai 1860. Seine Stimme, die rechtzeitig das Richtige rieth, wurde überhört. Sie hatte zu sehr den Klang des strengen kategorischen Imperativ, welcher für gewisse Ohren nun einmal unter allen Umständen ein Mißlaut ist.

Onno Klopp bestach durch seinen brillanten Styl und durch seine mundgerechte Auffassung der Dinge. Aber es ist eben nicht alles Gold, was glänzt; und schließlich stellte sich heraus, daß der Rath Oppermann's, welchen König Georg, als jener geladener Gast in des Königs Schloß war, mit scharfem Tadel zu beehren geruhte, ein besserer war, als jener Klopp's, welcher sich nun ex post bemüht, den Beweis zu führen, daß das Jahr 1866 aus der Weltgeschichte ausgestrichen und nachträglich so betrachtet und behandelt werden müßte, als wenn es niemals existirt hätte.

Das letzte Mal stießen die beiden feindlichen Brüder aus hannoverschen Landen, Onno Klopp und Albert Oppermann, zusammen im Jahre 1869. Oppermann schreibt: „Herr Onno Klopp oder sein Verleger Wilhelm Braumüller, k. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler in Wien, oder ein sonstiger, unbekannter Wohlthäter sendet mir von Leipzig aus das neueste Werk des welfischen Hofhistoriographen, betitelt: „„Das preußische Verfahren in der Vermögenssache des Königs von Hannover, mit Actenstücken von Onno Klopp."" Der Zweck dieser Zusendung kann sein: man will mich unterrichten, oder bekehren, oder veranlassen, daß ich das Buch besprechen soll."

Oppermann ließ sich nicht bekehren. Er nahm den Fehdehandschuh auf und schrieb eine geharnischte Streitschrift, betitelt: „Onno Klopp's Auslegung des nicht angenommenen Briefes von König Georg V. an Se. Majestät den König von Preußen."*) Sie ist ein Muster realistischer Polemik. Auf der einen Seite bei Oppermann harte, eckige Thatsachen in knorriger, dauerhafter Form, auf der andern, bei Klopp, Schäume und Träume, Phantastereien, imaginäre Voraussetzungen und willkürliches Ignoriren unbestreitbarer Facta, jedoch Alles Das in einer aalglatten, eleganten, fast belletristischen Darstellung. ....

*) Berlin, Verlag von Fr. Korttampf.

Digitized by Google

Oppermann's letzte Werke und Tage.

Motto:
„Multis ille bonis flebilis occidit."
Horatius.

Oppermann war seit 1867 Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses. Es lag in diesen letzten Jahren schon ein gewisser Hauch der Ermüdung, als Vorbote des herannahenden Verhängnisses, auf ihm. Aber gewohnt, sich Alles zuzumuthen und niemals seine Kräfte zu schonen, suchte er die Ermattung zu bannen, theils durch unausgesetzte Arbeit, theils durch gesellige Erholung im Kreise seiner Freunde. In der Absicht, die sinkende Kraft oder die erlöschende gute Laune wieder aufzufrischen, beging er öfters Diätfehler, welche ebenfalls dazu beitrugen, das Ende zu beschleunigen. An den öffentlichen Debatten betheiligte er sich wenig. Daran hinderte ihn schon eine chronisch gewordene Heiserkeit. Dagegen war er ein eifriger Beobachter und stiller Rathgeber. Neben seiner umfangreichen Anwaltspraxis, welcher er auch von Berlin aus mit eiserner Berufstreue oblag, war die Hauptaufgabe seiner letzten Lebensjahre die Vollendung eines 1865 begonnenen großen Romans. Er bekundete damit, „qu'on revient toujours à ses premiers amours". Im Hinblick auf seine, 35 Jahre früher geschriebenen „Arminier und Germanen" erklärte er selbst dies Werk für „seinen letzten Versuch auf dem Gebiete der schönen Literatur". Er hat mir theils in Abzügen aus dem Nienburger Wochenblatt, und theils im Manuscripte, die Dichtung nach und nach mitgetheilt und über Einzelnes meinen Rath eingeholt. Die Sache lag ihm sehr am Herzen. Als wir uns beim Landtagsschluß von einander trennten, mußte ich ihm nochmals versprechen, das Buch demnächst öffentlich zu besprechen, wie er es ausdrücklich beifügte: „Ohne Gunst und Gnade, gerade als wenn ich Dir ein wildfremder Kerl wäre". Am 16. Februar erhielt ich die Nachricht, daß in seiner Heimath Nienburg seinem thätigen und aufopferungsvollen Leben ein Herzschlag ein schmerzenloses Ende gemacht habe. Am folgenden Tage bekam ich aus der Buchhandlung den ersten Band des (auf acht Bände berechneten) Roman, betitelt: „Hundert Jahre. 1770 bis 1870.

Digitized by Google

Zeit- und Lebensbilder aus drei Generationen". Mein erster Blick in das Buch fiel auf folgende Worte in der Vorrede:

„Die Ereignisse des Jahres 1866 überraschten mich. Die Entthronung einer beinahe tausendjährigen Dynastie war ein zu tragischer Fall; sie bildete einen erschütternderen Abschluß als der Verfassungsbruch von 1855, mit dem ich früher schließen wollte. Ich hatte das Verderben unter meinen Augen groß werden sehen; der Verfassungsbruch Ernst August's im Jahre 1837 war schon in meine Darstellung eingewebt, der Verfassungsbruch Georg's V. sollte noch Gegenstand meiner künftigen Arbeit sein. Ich selbst, als guter Hanoveraner, hatte zeitig genug gewarnt und 1860 schon denen, die zu hören berufen waren, die Worte Bülow-Cummerow's, die sich 1866 erfüllten, zugerufen, die Worte nämlich: „„Preußen ist nur im Verein mit Deutschland stark genug, allen Zufälligkeiten zu begegnen; erkennt Deutschland das nicht an, schließt es sich nicht an Preußen an, so wird, wenn ein neuer Kampf entsteht, Preußen um seiner Erhaltung willen gezwungen sein, sein Gebiet zu erweitern, bis es stark genug ist, seine Selbstständigkeit zu bewahren."" Georg der Fünfte nannte mich dafür, als ich sein Gast war, einen schlechten Hannoveraner."

Wahrlich, nie war ein Vorwurf weniger verdient. Wieviel loyales Herz, wieviel Anhänglichkeit an sein Territorium und folglich auch — quand même — an seinen Territorialherrn steckt nicht, trotz Alledem und Alledem, in diesen letzten Worten eines starren und doch — trotz rauher Worte — so unendlich gutmüthigen, deutschen Demokraten! Wie leicht wäre für einen Landesherrn unter solchen Umständen das Regieren gewesen, wenn er nicht sich über die Nation, den Theil über das Ganze gesetzt, und wenn er auf guten Rath gehört hätte, bevor es zu spät war.

Angesichts des frischen Grabes meines Freundes ist es für mich natürlich eine schwere Aufgabe, ein Urtheil über seinen Roman abzugeben. Wer in demselben nichts sucht, als Gefühls-Tändelei und sich für feine Psychologie ausgebende Dialektik des Herzens, wird sich leicht durch ihn enttäuscht finden. Aber nicht minder würde der irren, der hieraus schließen wollte, das Buch sei voll lehrreicher Erörterungen, oder sonst auch nur im Entferntesten langweilig. Es bildet ein großartiges, figurenreiches, lebensfrisches und naturwahres Tableau der Kultur- und Sittengeschichte des letzten Jahrhunderts,

Digitized by Google

wie es in seiner Totalität nur ein Mann von vielseitigster Bildung entwerfen und in seinen einzelnen Gestaltungen und Combinationen nur Jemand ausführen konnte, der so mitten in seiner Zeit gelebt und die geheimsten Herzschläge seines Volkes und seines Stammes belauscht hat. In technisch-künstlerischer Hinsicht mag vielleicht der Roman manches zu wünschen übrig lassen. Aber solche Mängel werden ergänzt durch das hohe Interesse, welches der außergewöhnlich fesselnde memoirenhafte Charakter des Werkes einflößt, in welchem namentlich alle in dem letzten Menschenalter auf der Bühne der Literatur und Politik in Deutschland thätigen Personen vorkommen. Alle Strömungen, welche in dem letzten Jahrhundert die Welt bewegt, Alles, was in den letzten Jahrzehnten auf deutschem, und namentlich auf niedersächsischem Boden Erhebliches zu Tage getreten, findet hier sein getreues Spiegelbild.

Oppermann hat sich vor der Zeit aufgerieben in seiner unermüdlichen Arbeit. Gleich einer Fackel, die, sich selbst opfernd, durch die Dunkelheit leuchtet, ist er erloschen, als der Tag zu dämmern begann; und als seine hiesigen Freunde die Nachricht von seinem Tode erhielten, da sprachen sie, still und bewegt: „Hier ist ein freies und treues, ächt deutsches Herz gebrochen."

Digitized by Google

Vom naſſauiſchen Weſterwald.

Eine Dorfgeſchichte.

Erſtes Capitel.

„Steht nicht zu willfahren.“

Der Winter war ziemlich lang und hartnäckig geweſen. Beſonders in dem kleinſtaatlichen Hochland, wohin der freundliche Leſer, wenn er den gegenwärtigen Abſchnitt nicht lieber überſchlagen will, wie ich es in meiner Jugend ſtets mit den erſten Heften eines Romans von Walter Scott zu thun pflegte, uns folgen muß. Nach trüben, ſchneedurchwehten und eisdurchhauchten Wochen hatte erſt ſeit wenigen Tagen die höher ſteigende Sonne wieder zu ſcheinen und zu erwärmen, aufzuthauen und zu ſchmelzen begonnen. Der Wald, auferweckt aus dem Starrkrampf, worin Duft und Reif ihn ſo lange gehalten, reckte gähnend ſeine Aſtarme und Zweigfinger aus und rieb ſich mit Letzteren die verſchlafenen braunen Knospenaugen zum wonnigen Ausblick in das ewige Licht. Haide und Wieſe, befreit von den Schnee- und Eishüllen des Winterſchlafes, leckten tauſendfach mit ihren kleinen zarten Halmzungen die abſpringenden Tropfen des erfriſchenden Quellwaſſers auf, das aus jeder Steinritze, aus jedem verſunkenen Maulwurfshügel hervorſprudelte. Das dunkle Ackerfeld duldete nicht mehr die zu lange ihm angelegt geweſenen Feſſeln des Hartfroſtes; es hob, ſie ſprengend, ſeine mächtige Schollenbruſt, ſog in langen tiefen Athemzügen die Strahlen der Sonne ein und dampfte ſie in dünnen warmem Nebel wieder aus. Der Schöpfungs- und Auferſtehungsgeiſt, Frühling geheißen, durchzog mit ſeinem erſten Hauche die ganze Natur. Und kaum hatte dieſe den erſten Hauch des Frühlings empfunden, da hob ſie

Digitized by Google

ihm auch schon entgegen die ersten Sprößlinge und Zeugen des neuen Werdens und Gestaltens.

Dort auf der Wiese guckt bereits aus den dünnen kurzen Grashalmen das vollaufgeschlagene Auge eines Gänseblümchens in den Himmel. Da aus dem dunkeln Waldgezweig grüßt der erste Drosselton. Hier am dornigen Haiderain strömen röthlicher Seidelbast und sammtene Veilchen ihre ersten süßen Duftwellen aus. Und dort aus der dunkeln feuchten Ackerfurche, die hin und wieder noch gelblich schmutzige Schneereste birgt, hebt sich dort nicht bereits jubeltrillernd die erste Lerche in die Luft? Horch, was jubelt sie doch?

Der Frühling mit Macht, trili, trili,
Zog ein über Nacht, Du weißt nicht wie.
Die Sonne im März, wie nie, wie nie,
Gießt Wonne in's Herz und Melodie.
Die Veilchen schon kosen, o sieh, o sieh,
Bald blühn auch die Rosen, trili, trili!

Hört und versteht diese ewige Lenzweissagung auch der Mann, welcher dort dem Bache entlang den Wiesenpfad heraufschreitet? Es scheint nicht so. Sein blaugraues Auge würde sonst freudiger in die Welt blicken. Seine jugendlich hübschen Gesichtszüge würden weniger finster sein. Er würde nicht, wie er von Zeit zu Zeit thut, voll Unmuth seinen blonden Vollbart zerren, wie wenn er diesen oder etwas anderes, das ihn in der Seele quält, durch Ausreißen beseitigen wollte. Er würde hoffnungsvoll sein, würde glauben an das von der Lerche verkündigte, ewige Gesetz, welches überall, wie in der Natur, so auch in dem Leben der Menschheit und in dem einzelnen Menschendasein waltet und stets auf trübe Zeiten sonnige Tage wiederkehren läßt.

Der Pfad, auf dem er heranschreitet, führt am Walde längs des Baches hin, der in tief gerissenem Bette über glattgespülte Basaltkugeln dahinspringt und zu den hochschlotigen Gebäulichkeiten eines unten am Rande des Wiesengrundes gelegenen Hüttenwerks hinabeilt, dessen Räder zu treiben, seine nächste Aufgabe ist. Weiter zurück hat er bereits den Bering eines großen Kirchdorfes berührt und dessen Bewohnern seine Fluth zum häuslichen Gebrauch und zur Tränke für die braunen Rinder dargeboten, auch einen Theil derselben in einem tiefen Wässerungsgraben sich abzweigen lassen

Digitized by Google

zur Berieselung des Wiesengrundes, welcher sich zwischen dem Dorf und dem Hüttenwerk in sanfter Senkung ausbreitet.

Der junge Mann scheint ein Arbeiter des Hüttenwerks zu sein. Seine rauhen, rußigen Hände sprechen dafür. Er trägt einen kleinen dunkeln Filzhut und den blauen Kittel der Landleute der Gegend. Eine besondere Veranlassung muß es sein, die ihn bestimmt hat, am hellen Wochennachmittage, vor Eintritt des Feierabends die Arbeit einzustellen und in's Dorf zu gehen, dem der Pfad ihn zuführt. Wo dieser unmittelbar vor den ersten Häusern in die Ortsstraße einmündet, beschleunigt er seine Schritte, verfolgt jene in ihrer ganzen Länge, läßt die Worte eines ihm befreundeten Bauernburschen, der ihm im Begegnen zuruft: „Schon Feierabend gemacht?" unbeantwortet, eilt vorbei am Kirchplatz und an der Kirche inmitten des Dorfes, vorbei auch an dem Wirthshaus mit dem winkenden Löwenschild und vorbei an dem stattlichen Hause daneben, welches der seitwärts von der Thür hängende Briefkasten der Landpost als die Wohnung des Ortsbürgermeisters kennzeichnet. Einen Augenblick zwar hat er gezögert an diesem Hause, als wenn er hätte eintreten wollen, doch nach einem flüchtigen Aufblick zu den Fenstern, von deren einem ein Männergesicht, wie um unbemerkt zu bleiben, sich eben in das Innere der Stube zurückgezogen, ist er weiter geschritten. Erst am nördlichen Ende des Dorfes, wo dieses sich treulich anlehnt an seinem Wetterschirmherrn, einen ziemlich steil aufsteigenden Waldberg, macht er Halt, und tritt ein in den beschränkten Küchenflur eines der äußersten einstöckigen Häuschen.

Verwundert schauen bei seinem Eintritt empor zwei Frauen, die mit aufgestreiften Hemdärmeln an einer großen Waschbütte stehen.

„Was ist geschehen, Fried, daß Du zu so früher Stunde schon heimkommst von der Arbeit?" ruft ihm die jüngere derselben, ein blühend schönes Mädchen von ungefähr 20 Jahren, beängstigt zu.

„Nichts ist geschehen," entgegnete der Bursche. „Das ist es ja eben. Nichts ist geschehen für uns, alles gegen uns. Sie haben uns abgewiesen!"

„Wer hat Euch abgewiesen?" fragte jetzt die ältere der Frauen, deren Gesichtsähnlichkeit mit dem Mädchen sie als dessen Mutter erkennen ließ.

„Nun, Eure wohlwollenden Ortsvorsteher, der weise Gemeinderath mit seinem gerechten und gewissenhaften Bürgermeister an der

Digitized by Google

Spitze," höhnte Fried. „Da habt Ihr's zum Lesen schwarz auf weiß. Der Ortsdiener hat mir's vor einer Stunde zugestellt."

Bei diesen Worten zog er ein zusammengefaltetes Papier aus der Brusttasche unter dem Kittel hervor und reichte es dem Mädchen hin, welches schnell seine vom Wasser triefenden gebleichten Hände an der Schürze abtrocknete, das Schriftstück ergriff, es hastig entfaltete und halblaut mit bebender Stimme las:

„Dem Gesuche des Friedrich Stark aus Waldheim um Aufnahme als Bürger in die Gemeinde Bergdorf zum Zweck seiner Verheirathung mit Margarethe Flink von da ist nach Beschluß des Gemeinderaths vom Heutigen nicht willfahrt worden, weil derselbe zur Ernährung einer Familie nicht befähigt erscheint, was demselben hiermit unter Rückgabe der vorgelegten Geburtsscheine und Atteste eröffnet wird. Bergdorf, den 20. März 1866. Der Bürgermeister. Bös."

„Nun, was sagt Ihr da?" bemerkte Fried mit bitterem Lächeln. „Ist es nicht schön ausgedrückt, ich soll zur Ernährung einer Familie nicht fähig sein?"

„Man möchte es kaum glauben," rief Frau Flink, die Mutter, aus. „Vorgestern noch sagte mir der Vetter Bachjost, der auch im Gemeinderathe sitzt, die Sache stehe gut, er werde für Euch stimmen. Aber da sieht man's, seinen eigenen Freunden kann man heutigen Tags nicht mehr trauen."

Margarethe mußte wieder Ihre Schürze gebrauchen, aber nicht zum Abtrocknen ihrer Hände, sondern zum Abwischen ihrer sonst so freundlichen und munteren blauen Augen, die sich während des Vorlesens des verhängnißvollen Schriftstücks mit Thränen gefüllt hatten.

„O jetzt ist alles aus," klagte sie. „Nun kommen wir nie zusammen als Mann und Frau. Ich weiß den Grund. Die Altlutheraner bilden die Hälfte im Gemeinderath seit der letzten Wahl, und die sind gegen uns, weil wir an der vereinigten evangelischen Kirche festhalten. Der Bürgermeister aber, der den Ausschlag giebt, obgleich noch zu unserer Kirche gehörend, hält heimlich zu jenen, weil die Reichsten im Ort darunter sind. Neulich hieß es sogar schon, er wolle förmlich zu ihnen übertreten. Da haben wir, wenn wir nicht auch noch altlutherisch werden, nichts mehr zu hoffen."

„So weit ist es denn doch noch nicht, Margret," suchte Fried

Digitized by Google

das Mädchen, dessen Hand ergreifend, zu beruhigen. „Du bist und bleibst vor Gott meine liebe Braut, und sollst auch vor allen Menschen meine rechtschaffene liebe Frau werden. Die Sache ist noch lange nicht aus. Es wird wohl noch Recht zu finden sein in diesem Lande. Zunächst wende ich mich an den Amtsbezirksrath und hilft der nicht, an die Regierung. Geht's aber auch dort schief, so tret' ich persönlich vor den Landesherrn, dem ich als Soldat gedient habe, und der wird uns gewiß unser Recht gewähren. Gleich heute noch geh' ich zu dem Advokaten Helfer in Steinberg und lasse die Beschwerde an den Bezirksrath aufsetzen. Vorher jedoch will ich den, der sicher allein an allem schuld ist, den Bürgermeister aufsuchen und ihm nach dem wahren Grund der Abweisung auf den Zahn fühlen."

„Das letzte thu nicht, Fried," wendete Margarethe ängstlich ein. „Du wirst heftig werden, und den Bürgermeister, der nicht umsonst Bös heißt, noch mehr gegen uns aufreizen."

„Sei unbesorgt, ich werde mich zu beherrschen wissen," beruhigte Fried. „Gehabt Euch wohl, zum Nachtessen bin ich wieder zurück."

Damit ging er. Die beiden Frauen nahmen still ihre Arbeit wieder auf. Manche Thräne noch entsank Margarethens Augen und zerfloß in dem Seifenschaum, womit ihre Hände ein Stück Wäsche nach dem andern rieben und preßten. Die Mutter war in trübes Nachdenken versunken. Nach längerem Schweigen brach sie dasselbe.

„Bald werden wir nun in die traurige drückende Lage zurückversetzt sein," seufzte sie, „in die wir nach dem Tode Deines Vaters gerathen waren. O daß dieser uns so früh entrissen werden mußte! Wie glücklich und zufrieden waren wir, als er noch lebte! Stets hatte er guten Verdienst auf der Hütte als geschickter Sandformer. Schon früh konnten wir uns das Häuschen bauen, und dann jährlich etwas, wie wir glaubten, für Dich, Margret, und Deinen Bruder Johannes zurücklegen. Ach aber wie schnell ging das Erübrigte fort, als Dein Vater plötzlich krank wurde und der Verdienst aufhörte. Das lange Siechthum zehrte alles auf, und wie er todt hinausgetragen war, hatten wir nichts mehr als das Häuschen mit seinen leeren Räumen. Doch es kam noch schlimmer. Das Unglückskind, der Johannes, du weist ja" — —

„O seid still, Mutter, seid still," unterbrach sie die Tochter,

Digitized by Google

„rührt nicht so all das alte Leid wieder auf, das Gemüth ist einem ja ohnehin schon schwer genug."

Aber die Mutter schwieg nicht.

„Nein, laß mich," sagte sie, „ich muß mich wieder einmal ganz ausklagen, vielleicht wird's dann leichter um die Brust. Das Unglückskind, der Johannes, für nicht gewollte That in allzu harte Strafe gebracht, wollte, als er diese überstanden, vor Scham und Gram nicht mehr bleiben im Ort und im Lande und bat und ließ nicht ab und Du batest mit ihm und für ihn, bis ich weich wurde und nachgab, bis ich das Häuschen, das bis dahin frei gewesen, mit vormundschaftlichem Consens verpfändete, das aufgenommene Geld ihm behändigte, und ihn mitziehen ließ mit Deines Vaters Bruder und dessen Leuten, fort über's Meer."

„Das Geld laßt Euch nicht gereuen, Mutter," tröstete Margarethe, „es ist nicht weggeworfen. Habt Ihr den schönen Brief vergessen, den uns im vorigen Herbst der Johannes aus Amerika geschrieben. Er hat sich wieder zurecht gefunden mit seinem gestörten Gemüth; es geht ihm gut, er verdient bereits ein schönes Stück Geld und hofft, Euch bald eine hübsche Summe von seinem Verdienst schicken zu können. Ohnehin ist es ja auch inzwischen mit uns hier wieder besser geworden. In den ersten paar Jahren freilich nach der Abreise des Johannes hielt es schwer, mit unserer Hände Arbeit uns durchzuschlagen und dazu die Zinsen des Kapitals aufzubringen, das auf dem Häuschen ruht; seitdem aber der Fried bei uns ist, hat's nichts mehr zu bestellen."

„Ach, wißt Ihr noch," fuhr sie nach kurzer Pause fort, und ihr Blick begann sich aufzuhellen und freudig zu strahlen, „wißt Ihr noch, wie er mir zum erstenmal begegnet war im vorigen Frühjahr und ich heimkam und es Euch erzählte. Mit der Wäsche der Hüttenarbeiter, die wir damals schon besorgten, war ich drunten auf der Bleiche gewesen. Ich hatte den Korb, schwer gefüllt zur Heimkehr, vor mir auf der Wiese stehen, und sah mich um nach jemandem, der mir ihn auf den Kopf heben helfe. Da kam der Fried, den ich damals noch nicht kannte, den Wiesenpfad vom Dorfe herunter. Weil er mir fremd war, scheute ich mich, ihn anzurufen. Er aber hatte gleich gemerkt, was ich wünschte. Gefällig, wie er immer ist, trat er ungerufen herzu, um mir heben zu helfen. Dabei sagte er, daß er erst gestern auf der Hütte in die Schmiedewerkstätte einge-

Digitized by Google

treten und eben im Ort gewesen, um sich Logis und Kost auszumachen, jedoch noch nicht zum Zweck gekommen sei. Indem er dann den Korb mir aufheben half, fragte er, ob ich ihm vielleicht ein bescheidenes Logir- und Kosthaus wüßte. Seine Freundlichkeit, sein heller Blick und der Ton seiner Stimme gingen mir so wunderbar zu Gemüth. Ich stand, den Korb schon auf dem Kopfe, eine kurze Weile verlegen da. Auf einmal zog mir alles, wie es seitdem gekommen ist und wohl so hat kommen sollen, gleich einem Schattenspiel, durch den Sinn, und ich sagte ihm, daß wir, Ihr, Mutter, und ich, allein in unserm Häuschen wohnten, daß wir noch ein Stübchen obenhinaus frei hätten, das vielleicht für ihn passe, daß er auch, wenn er mit bescheidener Kost zufrieden sei und Ihr einverstanden wäret, wohl bei uns essen könne. Das gefiel ihm, und er ging mit der Zusicherung, Abends selbst bei Euch anfragen zu wollen. Und Ihr waret einverstanden, als ich's Euch erzählte, und sagtet's ihm selbst, als er nachfragte, und so ist es gekommen, wie es hat kommen sollen. Jetzt bin ich seine Braut und kann nicht mehr von ihm lassen, dem lieben Menschen, und wenn ich auch nie und nimmer seine Frau sollte werden können. Wie gut und ehrlich aber meint er's auch! Wie treu und fest hat er vom ersten Tage an zu uns gehalten. Regelmäßig an jedem Lohntage sowohl als wir uns noch fern standen, als auch seitdem er mir verlobt ist, hat er Euch sein Kost- und Logisgeld bezahlt. Wie manchen neuen Arbeitsverdienst hat er uns zugewiesen! Und wenn, ungeachtet des uns so erhöhten Einkommens, etwas fehlte, gleich war er bei der Hand um zuzuschießen."

„Ja," bemerkte die Mutter, „alles ist wahr, was Du sagst, und eine Schande ist's von dem Gemeinderath, daß er ihm die Bürgeraufnahme verweigert. Niemand kann ihm etwas Nachtheiliges nachreden, kein Mensch ihm etwas in den Weg legen. Wer soll dann fähig sein, eine Familie zu ernähren, wenn er's nicht ist? Nüchtern und sparsam ist er, gesund und stark, wie sein Name, und sein Handwerk versteht er, wie keiner. Dieses würde ihn und seine Familie prächtig ernähren, wenn er sich als selbstständiger Schmied im Orte, wo nur einer des nämlichen Handwerks ist, niederlassen könnte. Drum muß es auch anderer Grund sein, als der, welcher für die Abweisung angegeben ist. Wir müssen dahinter kommen, vielleicht findet sich dann ein Weg, der zum rechten Ziel führt."

Digitized by Google

In diesem Augenblicke schlenderte nachlässig eine lange hagere Bauernfigur, eine Hacke auf der Schulter, um in's Feld oder auf die Wiesen zu gehen, außen auf der Gasse vorbei. Frau Flink hatte dieselbe durch die halb offen stehende Thür wahrgenommen und sagte zu Margarethen:

„Geht nicht da grade der Vetter Bachjost vorüber? Ruf ihn doch einmal an, damit wir gleich wegen der Sache mit ihm reden!"

Das Mädchen that, wie ihm geheißen war, und der Angerufene trat zu den beiden Frauen in die Küche.

„Kann mir schon denken, was Ihr wollt, Ihr Weiberleute," sagte er im Eintreten, seine Worte mit einer gewissen Verbissenheit durch die Zähne pressend, und die kurze, mit Drahtdeckel versehene Thonpfeife, die er rauchte, fester in den linken, weit herabgezogenen Mundwinkel zwängend. „Kann mir's denken. Der leidige Gemeinderathsbeschluß wegen des Fried geht Euch im Kopf herum. Kann mir's denken, aber ich bin unschuldig dabei."

„Wer ist denn schuld daran?" fragte hastig Frau Flink, „und was ist der eigentliche Grund der Abweisung? Ihr selbst habt mir doch vorgestern noch gesagt, die Sache stehe gut."

„Ja, wer's weiß, wird's wissen, sagte mein Großvater, der alte Bachmarkus — Gott hab' ihn selig — immer, wenn er etwas was er wußte, nicht sagen wollte oder konnte," entgegnete der Vetter, und zog dabei seine dürren Schultern so hoch empor, daß dieselben mit den etwas abstehenden Ohren fast in Berührung kamen, die thönerne Stummelpfeife in dem schief herabgezogenen linken Mundwinkel zu wackeln begann und die Quaste der blauen, mit weiß eingewobenen, sich schnäbelnden Taubenpaaren gezierten Zipfelmütze seines dünnbehaarten Hauptes in lebhaftes Zappeln gerieth. „Wer's weiß, wird's wissen. Ich darf nicht aus der Schule schwatzen."

„In dem Schreiben, das der Fried zugestellt bekommen," warf Margarethe, erregt ein, „ist angegeben, derselbe sei zur Ernährung einer Familie nicht im Stande, und das ist doch gewiß die Unwahrheit. Dazu konntet Ihr doch, wenn Ihr gerecht sein wolltet, unmöglich stimmen!"

„Hab' auch nicht dazu gestimmt," bemerkte der Vetter. „Wer's weiß, wird's wissen, und die andern haben auch nicht alle zugestimmt."

„Siehst Du jetzt, Margret," rief die Mutter, „daß der Fried

recht hat, der Bürgermeister allein ist's, der wieder einmal seinen bösen Kopf auf- und durchgesetzt hat."

„Kann mir's denken," sagte der Vetter, „daß der Fried zu dieser Meinung kommt, und daß er vielleicht, wenn er mit dem Herrn Bürgermeister noch die Frau Bürgermeisterin zusammenpackt, auf der richtigen Spur ist. Ei, die sollen ja — daß Dich und kein Ende — wer's weiß, wird's wissen! Nun, seid nur ruhig, die Sache ist noch nicht aus. Die Hacke bekommt vielleicht, ehe man sich umsieht, einen andern, neuen und passenden Stiel. Wer's weiß, wird's wissen. Guten Tag, Ihr Weiberleute!"

Damit faßte er seine eigene Hacke, die er während des Gesprächs zur Stütze seiner hageren Gliedmaßen auf den Boden gestemmt hatte energisch am Stiel, schwang sie mit einem kräftigen Ruck auf die dürre Schulter und schob sich zur Thüre hinaus, welche er so heftig hinter sich in's Schloß schlug, daß sie bei einem Haare noch die baumelnde Quaste seiner Zipfelmütze erfaßt und eingeklemmt hätte.

Zweites Capitel.

Auf Schnepfen-Jagd.

Friedrich Stark oder Fried, wie wir ihn mit Margarethen, seiner Braut, kurzweg zu nennen fortfahren wollen, hatte den Bürgermeister in dessen Wohnung nicht angetroffen und von der Frau desselben auf seine Anfrage die kurze unfreundliche Antwort erhalten, er sei über Feld gegangen, wohin wisse sie nicht. Der Bursche begab sich deßhalb, ohne die beabsichtigte Nachforschung nach dem Grund des abweisenden Gemeinderathsbeschlusses ausgeführt zu haben, nach Steinberg zu dem Advokaten Helfer, und trug diesem sein Anliegen unter Vorlage der betreffenden Papiere vor. Helfer, ein noch ziemlich junger Mann mit geistreichem scharfsinnigen Gesichtsausdruck prüfte die vorgelegten Papiere sorgfältig, warf unter seiner Brille hervor einen durchdringenden Blick nach dem Rathsuchenden und sagte dann zu diesem, indem er ihn zum Niedersitzen einlud:

„Ja, mein Freund, wenn wir es nur mit der Bekämpfung und Widerlegung des für Ihre Abweisung angegebenen Grundes zu thun hätten, dann wäre Ihre Sache gewonnen. Sie haben ja, wie ich sehe, die besten Zeugnisse von der Welt über Ruf, Fleiß und Gewerbekenntniß sowohl von Ihrer Heimatsbehörde, als auch

Digitized by Google

von Ihren Meistern und Lohnherren; das Bürgeraufnahmegeld ist bereits von Ihnen hinterlegt und der Besitz eines kleinen Kapitals unzweifelhaft nachgewiesen. Außerdem braucht man Sie nur anzusehen, um sich von Ihrer Gesundheit, Kraft und Arbeitsfähigkeit zu überzeugen. Ihre Eltern sind todt, Geschwister haben Sie nicht; es ist also Niemand da, der Unterstützung von Ihnen zu verlangen berechtigt wäre. Die Annahme, daß Sie zur Ernährung einer zu gründenden eigenen Familie nicht im Stande seien, ist deßhalb lächerlich und kann nicht bestehen bleiben. Aber ich fürchte, daß dieser Grund auch nur ein vorgeschobener ist und ein anderer, der bis jetzt verschwiegen wurde, jedoch desto heftiger demnächst gegen Sie geltend gemacht werden wird, dahinter steckt. Ich müßte sonst den Bürgermeister Bös nicht kennen. Der hat immer etwas im Hinterhalt und spielt seine Trümpfe langsam und zögernd aus, um ein begonnenes Spiel desto sicherer zu gewinnen. Hat er etwas gegen Sie? Sind Sie vielleicht ein politischer Gegner von ihm? Bös ist, wie die meisten Landbürgermeister, ein eingefleischter Anhänger des jetzigen Regierungssystems und Mitglied des sog. Reformvereins, worin man sich, um den Leuten Sand in die Augen zu streuen, den Anschein giebt, von dem Bestehenden aus reformiren und bessern zu wollen, in Wirklichkeit aber den grassesten Rückschrittsideen huldigt. Mit diesen Leuten geht Bös seines Interesses halber durch Dick und Dünn, giebt sich aber, verschmitzt und hinterlistig wie er ist, stets die Miene, als wenn er überall nur das Wohl und Beste der Gemeinde im Auge habe. Gehören Sie, ich muß wiederholt fragen, zu den politischen Gegnern desselben?"

„Ich gehöre zu keiner politischen Partei," antwortete Fried, „habe zwar der großen Fortschrittsversammlung beigewohnt, welche im vorigen Sommer in Bergdorf gehalten wurde und auf der, so viel ich weiß, Sie selbst, Herr Helfer, den Vorsitz führten, aber an den Abstimmungen, welche erfolgten, nicht Theil genommen."

„Ja sehen Sie," bemerkte Helfer, „das ist einem Manne wie Bös gerade schon genug, um Sie als seinen Gegner zu betrachten und zu behandeln. Ist Ihnen nun vielleicht irgendwo eine Aeußerung über jene Versammlung entschlüpft, die er erfuhr und sich zurecht drehen kann für seine Zwecke, so hat er schon eine ganz hübsche Handhabe, um gegen Sie zu agitiren. Doch wir wollen sehen, was sich in Ihrer Sache thun läßt. Bei der an den Amts-

Digitized by Google

bezirksrath zu richtenden Recursschrift gegen den abweisenden Gemeinderathsbeschluß, welche zunächst eingereicht werden muß, können wir uns natürlich nur an diesen Beschluß selbst halten, wie er vorliegt, wollen denselben aber in seiner ganzen Nichtigkeit und Hinfälligkeit auf's Schonungsloseste bloslegen. Das Weitere müssen wir abwarten. Schaden kann es übrigens nicht, wenn Sie sich persönlich zu einem und dem anderen der liberalen Mitglieder des Amtsbezirksrathes, die ich Ihnen aufschreiben werde, begeben, demselben mündlich Ihre Angelegenheit auseinandersetzen und dabei die auf politischem Beweggrund beruhende Gegnerschaft des Bürgermeisters, die wir vermuthen, unverhohlen aussprechen. Mein Gehülfe Kiel, der ja in Bergdorf wohnt, wird Ihnen die Recursbeschwerde, wenn sie in's Reine geschrieben ist, morgen Abend bei seinem Heimgang zur Unterzeichnung mitbringen, und sie dann sammt den von Ihnen mir übergebenen Papieren, welche beizulegen sind, zur Post befördern."

Fried erhob sich und zog sein Geldbeutelchen aus der Tasche, Helfer aber sagte abwehrend mit leisem Lächeln:

„Lassen Sie das, lassen Sie das, bis wir einen Erfolg erzielt haben! Ich bin ein sog. Fortschrittsadvocat und leihe als solcher meine Thätigkeit gern einer Sache, wie der Ihrigen, bei der es darum gilt, nicht blos ein gutes Recht durchzukämpfen, sondern zugleich — ich glaube mich nicht zu irren — dem verderblichen Treiben eines von Parteifanatismus geleiteten und getragenen Rückschrittsbürgermeister hindernd in den Weg zu treten."

Fried steckte hierauf sein Beutelchen wieder ein, sprach seinen einstweiligen Dank aus und trat bedeutend hoffnungsvoller, als er gekommen war, den Heimweg an.

Die Stimmung, in der ein Menschenherz sich befindet, ist überall die wesentlichste Voraussetzung seiner Empfänglichkeit für die Eindrücke der Natur. Auf seinen heutigen Gängen vom Hüttenwerk nach Bergdorf und von hier nach Steinberg war Fried vollständig unempfänglich gewesen gegen die lieblichen Zeichen und wonnigen Regungen des Frühlings. Er hatte das Drängen und Treiben im Waldgezweig nicht bemerkt, nicht gesehen die sprudelnden Quellen, nicht beobachtet das dampfende Ackerfeld, nicht wahrgenommen die blühenden Gänseblümchen und Veilchen und nicht gehört den Drosselruf und Lerchenjubel. Jetzt auf seinem Rückwege von Steinberg,

Digitized by Google

wo ihm wieder Hoffnung und Vertrauen das Gemüth belebten, war das anders. Jetzt sah er alle jene Zeichen der werdenden Verjüngung der Erde. Jetzt hörte er auch den Drosselgruß. Jetzt würde er auch den Lerchenschlag vernommen und die Weissagung desselben verstanden haben, wenn derselbe sich noch hätte vernehmen lassen. Aber der Abend war schon im Hereinbrechen und die Lerche schlug nicht mehr. Die Luft war ruhig und mild, fast warm. Die Zweige des Waldes, durch den der Weg theilweise führte, bewegten sich kaum in ihr und Schwärme von Eintagsfliegen spielten darin sich hebend und senkend gleich auf- und niederwehenden Feenschleiern. Allmälig verstummten auch die Drosselrufe. Sie ließen sich ablösen von dem hastigen kurzen „Züritt" einer Schnepfe, welche aus einer Waldabtheilung in die andere über den Weg hinüberstrich. Damit war aber auch schon ein Störer der friedlichen Naturstimmung herbeigelockt. Ein Schnepfenjäger, die Flinte auf der Schulter, kam Fried entgegengeschritten, und erstaunt erkannte dieser in der heranschreitenden, mittelgroßen und etwas behäbigen, mit einer Art Juppe und grauem Filzhut bekleideten Gestalt den Bürgermeister Bös. Während er noch überlegte, ob er ruhig vorüberschreiten oder den Herankommenden anreden solle, hörte er selbst sich bereits von diesem angeredet.

„Das ist mir ja lieb, daß ich so bald Dich antreffe," rief mit dünner, dem Fistelbereich nicht fern liegender Stimme der Bürgermeister, welcher im Bewußtsein seiner Würde allen jüngeren Ortseinwohnern gegenüber sich stets des vertraulichen „Du" zu bedienen pflegte. „Sehr lieb ist mir's. Wie meine Frau mir sagte, hast Du in meinem Hause nach mir gefragt, und nach dem Bürgermeister, dem Vater der Gemeinde, darf kein Ortsbewohner vergeblich fragen!"

„Ja Herr Bürgermeister," sagte Fried hierauf, „ich war in Ihrem Hause und wollte mich — ich rede offen heraus — erkundigen, was der wahre Grund sei, weshalb Sie und die Vorsteher mein Gesuch um Aufnahme in die Gemeinde abgewiesen haben, denn der Grund, welcher in dem mir zugegangenen Dekret angegeben ist, kann doch unmöglich der wahre sein."

„Nicht ich und die Vorsteher," warf der Bürgermeister ein, „nicht ich und die Vorsteher! So darfst Du nicht sprechen, mein Sohn. Der Gemeinderath und nur der Gemeinderath mußt Du

Digitized by Google

sagen. Du weißt, wir haben in unserer Gemeinde sechs Vorsteher, die mit dem Bürgermeister den Gemeinderath bilden. Was kann da der Bürgermeister, dessen Amt ohnedies, wie es im Gesetze heißt, ein Ehrenamt ist, mit seiner einen Stimme machen gegen die sechs Stimmen der Vorsteher. Die Fälle, in welchen seine Stimme den Ausschlag giebt und also entscheidend ist, sind selten, das mußt Du bedenken. Nun kennst Du aber auch die Bauern und ihre Art. Zäh und mißtrauisch, lassen sie nicht gern einen Fremden in die Gemeinde herein, und wenn nun gar der Nachsuchende und die Braut ohne Vermögen sind, so fürchten sie gleich, sie hätten schon eine Familie mehr zur Unterstützung aus der Gemeindekasse auf dem Hals."

„Aber," wendete Fried ein, „ich habe doch den Besitz eines, wenn auch kleinen, Kapitals nachgewiesen, meine Arbeitskraft und Gewerbekenntniß sind bekannt, wie kann da daran gedacht werden, daß ich mit meiner Familie einmal der Gemeinde zur Last fallen würde!"

„Alles wahr, alles wahr," sagte mit gedämpfter, fast zarter Stimme der Bürgermeister, „ist auch erwogen worden in der Sitzung, und ich hätte gewünscht, daß es angenommen worden wäre. Aber da wurde eingewendet, man könne nicht in die Zukunft blicken, es könne sich Einer, zu dem man sich des Besten versehen, plötzlich auf eine schiefe Seite legen, Unglück und Krankheit könnten eintreten und den Verdienst, wenn er auch noch so gut gewesen, einstellen, die Fälle seien alle schon da gewesen, der eigene Vater Deiner Braut sei ein Beispiel."

„Ein Beispiel, das jedoch nicht paßt," rief Fried. „Weder der Vater meiner Braut noch diese selbst und ihre Mutter haben jemals, obschon es ihnen zu Zeiten schlecht ging, die Gemeinde um Unterstützung angesprochen."

„Mag sein, mag sein," fuhr der Bürgermeister in seinem früheren Tone fort, „wurde auch hervorgehoben in der Sitzung, half übrigens nichts, die eingeworfenen Befürchtungen schlugen durch, und so wurde beschlossen, wie beschlossen worden ist, und der angegebene Grund der Abweisung ist danach nicht, wie Du glaubst, ein unrichtiger, sondern gerade der richtige. Damit ist jedoch die Sache noch nicht definitiv entschieden. Ich kann mir denken, daß Du Recurs ergreifst, und deshalb bereits oben in Steinberg bei dem Advokaten Helfer gewesen bist. Das ist recht, die Recursschrift kommt

Digitized by Google

uns dann wieder zum Bericht, und ich will sehen, ob sich der Gemeinderath nicht zu anderer Meinung bringen läßt. Gewünscht hätte ich nur, daß Du nicht zu dem Fortschrittsadvokaten, dem Helfer, gegangen wärst. Diese Leute halten nicht auf Gesetz und Ordnung, wollen alles Bestehende umstürzen, und verderben nur, statt zu helfen. Zu dem Advokaten Trübler in Elbthal hättest Du gehen sollen. Das ist ein Mann, vor dem man Respekt haben muß. Der hält fest an Ordnung und Gesetz, und bringt darum auch mit wenigen Worten bei den Behörden und der hohen Regierung des Landes mehr fertig, als die anderen mit langen Schriften. Wir reden noch weiter über die Sache. Jetzt darf ich mich nicht länger aufhalten. Von dem Herrn Oberförster zu Steinberg bin ich zur Schnepfenjagd eingeladen und muß mich eilen, daß ich nicht zu spät komme. Drüben am alten Kloster ist der Sammelpunkt."

Die letzten Worte sprach der Bürgermeister offenbar etwas befangen und unsicher. Mit vollständig wieder erlangter Sicherheit aber fügte er hinzu: „Nur den Muth nicht verloren, junger Mann! Auf Wiedersehen!"

Dabei schien er sogar dem Fried zum Abschied die Hand reichen zu wollen, besann sich jedoch wieder anders und schlug eilig einen seitwärts von der Straße in's Waldgebüsch verlaufenden Fußpfad ein.

Stumm schaute Fried ihm eine kurze Weile nach. Er wußte nicht, was er von dem Benehmen des Bürgermeisters denken sollte. War das denn der Mann, den er bisher sich feindlich gesinnt geglaubt und für einen Gegner seiner Aufnahme in die Gemeinde gehalten? Der hatte ja zu ihm gesprochen wie ein wahrer aufrichtiger Freund, und seinem Gesuche sich geradezu geneigt gezeigt. Persönlich hatte er denselben bisher nicht näher gekannt, sondern sein Urtheil über ihn nach der bei der Mehrzahl der Ortseinwohner herrschenden Stimmung, die er vielfach wahrgenommen, und nach Aeußerungen seiner Mitarbeiter auf der Hütte sich gebildet. Sollte er sich über ihn getäuscht haben? Doch auch die Ansicht des Advokaten Helfer stimmte mit jenem Urtheil überein. Er sah sich in einen Zwiespalt versetzt, der ihn beunruhigte. Da fiel ihm plötzlich das befangene unsichere Wesen ein, das er an dem Bürgermeister wahrgenommen, als derselbe von der Einladung zur Schnepfenjagd und von dem alten Kloster als Sammelpunkt der Jäger gesprochen.

Digitized by Google

Dahinter steckte etwas. „Hat er dich in diesem Punkt belogen", dachte Fried, „so ist auch seinen übrigen Reden nicht zu trauen". Um Gewißheit zu erlangen, entschloß er sich rasch, dem Bürgermeister behutsam zu folgen und ihn unbemerkt zu beobachten.

Die früheren territorialen Verhältnisse unseres Hochlandes, unter welchen sechs bis sieben souveräne Dynasten in das kleine Gebiet getheilt waren, hatten eine meist noch fortbestehende bunte Verschiedenheit der einzelnen Ortschaften in religiöser und kirchlicher Beziehung zur Folge gehabt. Hier lag ein protestantisches Dorf zwischen zwei katholischen, dort umgekehrt ein katholisches zwischen zwei protestantischen Dörfern, und von diesen letzteren war wiederum bis vor ungefähr 50 Jahren das eine lutherisch, das andere reformirt gewesen. Die aus den Kämpfen und Drangsalen des dreißigjährigen Krieges zurückgebliebenen Anfeindungen und Gehässigkeiten der Bewohner der Nachbarortschaften verschiedenen religiösen Bekenntnisses gegen einander hatten sich übrigens im Lauf der Zeiten, und namentlich seitdem der milde Christusgeist Wessenberg's versöhnend über die deutsche Erde gezogen, allmälig gelegt gehabt, und die Trennung der protestantischen Bekenntnisse war durch die vor fünfzig Jahren vermittelte Union fast ganz verwischt und ausgeglichen worden. Seitdem hatten die Bewohner der confessionell verschiedenen Nachbarorte ruhig und friedlich neben- und mit einander verkehrt. Die Schulen derselben, rechte Communalschulen, mit Lehrern von ein und derselben Seminarbildung besetzt, hatten unter den nämlichen, bald katholischen, bald protestantischen Schulinspektoren gestanden. Die Nachbargeistlichen der verschiedenen Confessionen hatten brüderlichen und freundschaftlichen Umgang gepflogen, und nicht selten bei Casualhandlungen in gemischten Ehen einander Aushülfe gewährt. Bis in die neuere Zeit hatte dieser, nach unserer Ansicht den ewigen Zielen der Menschheit sich nähernde und darum gesegnete Zustand bestanden. Da aber war derselbe, erst leise und behutsam angetastet, dann aber immer entschiedener und heftiger angegriffen und erschüttert worden von jener bekannten, von Herrschsucht geblähten Partei, welche in Kirche und Staat ihre freiheits- und volksfeindliche Fahne immer offener entfaltete und auf mehrere kleinstaatliche Regierungen den verderblichsten Einfluß gewann. Und die „erfreulichsten" Resultate dieses Ringens nach voller Wiederherstellung der „Rechte der Kirche" lagen bereits vor. Die Lehrer

Digitized by Google

wurden in confessionellen Seminarien ausgebildet, die Schulinspektionen waren confessionell getrennt, die Schulen selbst, wenn auch noch Communalschulen, bereits confessionell gefärbt. Laut und immer lauter erscholl schon die Losung für vollständige Beseitigung der Communal- und allgemeine Einführung von Confessionsschulen. Der Verkehr zwischen den Bewohnern der Nachbardörfer verschiedenen Bekenntnisses war ein gespannter geworden, der Umgang ihrer Geistlichen unter einander hatte aufgehört. Ja selbst inmitten einzelner der rein protestantischen Dörfer war durch Losreißung eines Theils der Bewohner von der Union und Rückkehr zu dem altlutherischen Bekenntniß eine unselige Spaltung wachgerufen. Alle diese religiösen und kirchlichen Störungen aber gingen mit den politischen Parteibewegungen Hand in Hand, und so war es gekommen, daß zur Zeit des Beginns unserer Erzählung im Allgemeinen katholisch für gleichbedeutend galt mit österreichischgesinnt und protestantisch für gleichbedeutend mit preußenfreundlich.

Bergdorf gehörte zu denjenigen protestantischen Dörfern, in deren Mitte durch Lossagung eines Theils der Bewohner von der Union und Gründung einer eigenen altlutherischen Gemeinde eine Spaltung eingetreten war. Das benachbarte Steinberg, auch nur ein Dorf, aber der Sitz des Verwaltung und Justiz vereinigt pflegenden Amtes des Bezirks, war katholisch. Nahe an der Grenze der Gemarkungen beider Dörfer, jedoch noch innerhalb derjenigen von Steinberg, lag die Klosterruine, nach welcher als dem angeblich verabredeten Sammelpunkt der Schnepfenjäger der Bürgermeister Bös sich hatte begeben wollen, und welcher jetzt auch Fried, um jenen zu beobachten, von Mißtrauen getrieben, behutsam sich näherte. Sie lag am Rande einer mäßigen Waldblöße und konnte von der die beiden Ortschaften verbindenden Straße aus nicht gesehen werden. Die zerfallenen Mauerreste, woraus sie bestand, spiegelten sich in dem dunkeln und stillen Wasser eines kleinen See's, und waren mit diesem in rings sich schließendem Walde versteckt. Nur nach Süden zu, wohin das Wasser des Sees in einer dünnen Bachrinne seinen Abfluß nahm, war ein schmaler Einschnitt durch den Wald gebildet, durch welchen, wenn man den richtigen Standpunkt hatte, die Kirchthurmspitze von Bergdorf wahrgenommen und über diese hinaus fern am Horizont eine duftige Wellenlinie bemerkt werden konnte, die wohl einem der rheinischen Höhenzüge angehörte.

Digitized by Google

Fried, die von beiden Seiten des Fußpfad, auf dem er herangeschritten, überhängenden Waldgezweige, vorsichtig auseinanderbiegend, überschaute mit einem raschen Blick das graue Gemäuer und dessen Umgebung. Nirgends jedoch konnte er ein lebendes Wesen gewahren. Die tiefste Stille lag auf der Ruine, auf dem kleinen See und auf der übrigen Waldblöße. Er trat näher heran, umging die Ruine und lugte in das Gemäuer hinein durch die Dornen- und Hollunderſträuche, welche theilweise daſſelbe umgaben, theilweiſe aus dem Mauerwerk ſelbſt herauswuchſen. Nichts regte ſich, Niemand war zu ſehen. Wohin war der Bürgermeiſter gekommen, dem er doch faſt auf dem Fuße nachgefolgt, und deſſen Geſtalt er beim Heranſchlüpfen durch den Wald mehrmals in geringer Entfernung vor ſich hatte hergehen ſehen? Hier war kein Sammelpunkt für Schnepfenjäger. Der Bürgermeiſter hatte ihn alſo wirklich belogen. Aber wohin war derſelbe gekommen, und was, wenn nicht die Jagd, hatte ihn, mit der Flinte bewaffnet, hierhergeführt? Eine eigenthümliche Unruhe kam über den Burſchen. Bei Tage, wenn die goldene Sonne auf dem Wald, dem See, der Waldblöße und der Kloſterruine lag, mochte ein ſchönes Bild der Ruhe und des Friedens geboten ſein; aber jetzt, wo die Schatten der Nacht immer tiefer herabſanken, hatte der Ort in ſeiner Abgeſchiedenheit und Verlaſſenheit etwas das Gemüth Bedrückendes, faſt Unheimliches. Auch Fried, gewiß ein kräftiger und beherzter Burſche, konnte ſich ſolchen Eindrucks nicht erwehren. Allerlei Erzählungen, die er den Winter über in einer Spinnſtube des Dorfes, welche er zeitweiſe mit ſeiner Braut beſucht, über das Kloſter vernommen, kamen ihm in den Sinn, Erzählungen von einer gegeißelten oder gar eingemauerten Nonne und von einem Ritter, den man eines Morgens bewußtlos vor der Kloſterpforte liegend gefunden, während ſein Roß im Walde angebunden geſtanden, und der dann ſpäter in einen Mönchsorden eingetreten. Nonne und Ritter oder Mönch, hatte man flüſternd erzählt, gingen heute noch um bei und in den Kloſtermauern, und namentlich in der jüngſten Zeit hätten ſich Abends und Nachts wiederum ſchattenhafte Geſtalten in der Nähe des Gemäuers ſehen und allerlei Stimmen und Töne aus den letzteren ſich vernehmen laſſen. Während dieſe und ähnliche Erzählungen aus der Spinnſtube dem Fried durch den Sinn flogen, glaubte er plötzlich aus der Tiefe unter dem Kloſtergemäuer hervor einen ſeltſamen Ton zu hören,

Digitized by Google

einen Ton, der ihm fast vorkam wie derjenige seines eigenen Hammerschlags auf den Ambos in der Schmiede. Er horchte gespannt, hörte jedoch keine Wiederholung. Dagegen vernahm er nun ganz deutlich den ihm wohlbekannten Ruf eines Bläßhuhns von dem Seespiegel her. Auch der zuerst vernommene Ton war wohl nur der Ruf eines Bläßhuhns gewesen. Was sollte es denn sonst gewesen sein? Fried erklärte ihn sich so. Noch einmal hielt er dabei Umschau nach dem Bürgermeister. Niemand war zu sehen. Auch keinen Flintenschuß hörte man, der die Nähe von Schnepfenjägern angezeigt hätte. Soviel stand jetzt jedenfalls fest, daß ihn der Bürgermeister hinsichtlich des Zwecks seines Waldganges getäuscht hatte, und mit der Ueberzeugung, daß demselben nach dieser Täuschung auch hinsichtlich seiner übrigen Reden kein Glaube und kein Vertrauen zu schenken sei, wandte Fried sich zurück von der Waldblöße, welche hinter ihm die sinkende Nacht immer dichter in ihren dunkeln, bergenden Mantel schlug.

Drittes Kapitel.

„Wer's weiß, wird's wissen."

Die von dem Advokaten Helfer trefflich abgefaßte Recursbeschwerde gegen den das Bürgeraufnahmegesuch des Fried zurückweisenden Gemeinderathsbeschluß war bei dem Amtmann in Steinberg eingereicht und von diesem zur Instruktion für die nächste Sitzung des Amtsbezirksraths dem Bürgermeister und Gemeinderath in Bergdorf zum Bericht mitgetheilt worden. Wie Margarethe aus dem Vetter Bachjost trotz dessen zurückhaltendem Wesen herausgelockt, sollte dieser Bericht am Montag in der Gemeinderathssitzung festgestellt werden. Fried begab sich deshalb am Sonntagnachmittag zu dem Vetter, um denselben mit dem, was der Bürgermeister jüngst zu ihm gesprochen, bekannt zu machen, und ihn zu ersuchen, dies zu seinen Gunsten in der Sitzung zu benutzen.

Das Haus des Vetters Bachjost war ein's der stattlichsten im Orte und mit einem schönen Garten versehen. Es lag an dem Bach, der das Dorf bespülte, woher der Namenszusatz kam, den der Bewohner im Dorfmunde führte, und den ebenso schon sein Vater und

Digitized by Google

sein Großvater geführt hatten. Der Vetter war ein alter Junggesell. Er hatte, wie er sich ausdrückte, das Mädchen, das er in seinen jungen Jahren „gern gesehen", nicht „kriegen" können, ein anderes nicht gemocht, und war d'rum ledig geblieben. Der verheirathete Sohn seiner verstorbenen einzigen Schwester, den er aus der Taufe gehoben, wohnte mit seiner Familie bei ihm. Fried traf den Alten im Garten neben einer ziemlich langen Reihe von Bienenkörben sitzend und den Flug der Bienen in der warmen Nachmittagssonne beobachtend. Die kurze Thonpfeife steckte diesmal im rechten Mundwinkel. Die Zipfelmütze war wieder über das dürftig behaarte Haupt gezogen. Ueber dieselbe aber hatte der Vetter jetzt noch eine Tuchkappe mit ungewöhnlich langem und breitem Lederschirm gestülpt, um durch letzteren beim Beobachten der Bienen vor den blendenden Strahlen der Sonne geschützt zu sein. In Folge dessen konnte die Quaste der Zipfelmütze nicht, wie sie sonst so gerne that, hin und her baumeln und zappeln. Sie ragte aber nur nach seitwärts unter der Schirmkappe hervor und saß festgeklemmt hinter der abstehenden linken Ohrmuschel.

„Da schau her, Fried," rief der Bachjost dem grüßend sich nähernden Burschen zu, indem er auf den zunächst stehenden Bienenstock hinwies: „Ja, wer's weiß, wird's wissen, von so einem Bienenvolk kann man etwas lernen. Da ist Ordnung darin und weise Regel überall. Schau und horch, wie die Wächter, vernehmlich mit den Flügeln trompetend, vor dem Flugloch stehen und aufpassen, ob alles richtig hergeht, bis sie einer nach dem andern abgelöst werden. Sieh, wie die übrigen Bienen während dem, rastlos ein- und ausfliegend, die Arbeit thun. Wasser tragen sie herzu und Blumenstaub, angeklebt an die dünnen Hinterbeinchen in gelben, braunen, weißen und röthlichen Ballen, zur Wachsbereitung und zum Futter für die junge Brut. Honig finden sie jetzt noch nicht draußen, sonst würden sie noch emsiger sein. Wer's weiß, wird's wissen, lauter Arbeitsbienen sind's, die Du so aus- und einfliegen siehst. Später, wenn's auf's Schwärmen losgeht, kommen noch die dicken schwerfälligen Drohnen hinzu. Die fliegen jedoch nicht weit, halten sich in der Nähe des Standes und wollen nicht viel arbeiten, höchstens einmal Wasser holen, dagegen immer ihren dicken Leib gut pflegen und nähren. Darum werden sie aber auch, wenn die Schwarmzeit vorbei ist, und es gilt, die eingesammelten Vorräthe für den Winter

Digitized by Google

zu Rath zu halten, von den sparsamen Arbeitsbienen als nichtsnutzige Faullenzer ausgetrieben und ihrem Schicksal preisgegeben. Wer's weiß, wird's wissen, so sollte man's auch mit den Faullenzern in der Gemeinde machen, statt sie aus der Kasse zu unterstützen."

„Schon recht," entgegnete Fried. „Umgekehrt jedoch sollte man sich auch für die fleißigen Leute ein Beispiel an den Bienen nehmen, und denselben den Eintritt in die Gemeinde nicht verwehren."

„Wer's weiß, wird's wissen," bemerkte der Bachjost, „könnte doch sein, daß die Wächter, die da vorne am Fluglock stehen, ein Arbeitsbienchen, das aus einem andern Stock käme und hineinwollte, zurückwiesen. Alles muß seine Ordnung haben. Doch damit soll nicht gesagt sein, daß du Unrecht hättest. Wer's weiß, wird's wissen, wie steht's denn mit Deiner Sache?"

„Wie ich gehört habe," antwortete Fried, „kommt dieselbe in Folge der von mir erhobenen Recursbeschwerde morgen wieder im Gemeinderath zur Sprache. D'rum wollt ich Euch bitten, ein gutes Wort für mich einzulegen, damit der Bericht an das Amt, worauf jetzt alles ankommt, nicht ungünstig ausfällt!"

„Ja, was kann ich dabei viel thun," warf ausweichend der Bachjost ein, „wer's weiß, wird's wissen, eine Stimme hat kein Gewicht."

„O, recht viel könnt Ihr thun, wenn Ihr wollt, und dem Bürgermeister ein wenig zu Leibe geht," sagte Fried. „Ich traue ihm zwar nicht, muß Euch aber doch mittheilen, was der Bürgermeister selbst neulich gegen mich ausgesprochen hat, damit Ihr's wißt und ihn zur rechten Zeit daran erinnert."

Er erzählte dann ausführlich, was der Bürgermeister Bös bei der Begegnung auf dem Wege von Steinberg nach Bergdorf zu ihm gesprochen. Der Vetter hörte anscheinend ruhig zu und warf nur zuweilen halblaut sein stereotypes „Wer's weiß, wird's wissen" dazwischen. Als Fried jedoch geendet, platzte er, sich vergessend, los:

„Ei du sollst ja mit deinen hinterlistigen Streichen! Du Wickler und kein Ende, du Wort- und Sachverdreher! Nun wart' nur, ich will dir's morgen in's Gesicht sagen, daß du" — —

Damit hielt er inne und lenkte sich durch ein kopfschüttelndes „Wer's weiß, wird's wissen" wieder in seine gewöhnliche äußere Ruhe und Zurückhaltung zurück.

Fried versuchte wiederholt eine nähere Erörterung, vergebens.

Digitized by Google

der Vetter ließ sich auf nichts mehr ein. Er hatte den Mundwinkel, worin der Pfeifenstummel steckte, so tief als nur möglich herabgezogen und handtierte um die Bienenstöcke herum, als ob die ganze übrige Welt ihn nichts mehr angehe. Hier erweiterte er ein Flugloch, das dem ausdrängenden Bienenvolk zu eng war; dort scharrte er einige todte Bienen, welche, aus dem Korbe herausgetragen, hindernd auf dem Flugbrett lagen, auf die Erde; da hob er ein Bienchen, das schwer beladen heimgekehrt und ermüdet von dem noch ungewohnten Flug vor erreichtem Flugbrett zu Boden gesunken, behutsam auf und setzte es zum Ausruhen auf einen sonnenbeschienenen, schon grünen Stachelbeerzweig. Zu einer weiteren Unterredung war er nicht mehr zu bringen, ja er erwiderte nicht einmal den Abschiedsgruß des Fried, als dieser, die Fruchtlosigkeit seiner Bemühung um Fortsetzung des Gesprächs einsehend, sich niedergeschlagen entfernte.

Das seltsame Benehmen des Vetters Bachjost wollte den Fried auch an diesem irre werden lassen. Anders aber wurde dasselbe von Margarethen und deren Mutter aufgefaßt und beurtheilt.

„Ich denke, er wird dem Bürgermeister warm machen morgen in der Sitzung," sagte die Letztere, als Fried davon Mittheilung gemacht hatte. „Das ist so seine, von dem alten Bachmarkus, den ich recht gut gekannt habe, geerbte Art. Lange weicht er aus, wenn man ein Anliegen bei ihm hat, und dreht und wendet sich mit seiner bekannten Redensart, als wolle er alles von der Hand weisen. Wird er aber auf einmal still und spricht nichts mehr, so daß man schon glaubt, die Sache sei ihm ganz aus dem Sinn gekommen, dann trägt und wendet er sie erst recht im Innern bei sich herum, und von dem Entschluß, den er danach faßt, geht er nie und nimmer mehr ab. So hat er gewiß auch jetzt seinen Entschluß in Deiner Angelegenheit gefaßt und wird danach handeln. Wie vielen andern im Ort, ich weiß es bestimmt, so ist auch ihm der Bürgermeister schon lange zuwider mit seinem hinterlistigen, scheinheiligen, eigennützigen Wesen; ich denke d'rum, er wird ihm warm machen morgen in der Sitzung."

„Das denk' ich zwar auch," bemerkte mit betrübter Miene Margarethe, „aber ausrichten wird er nichts, denn umstimmen läßt sich der Bürgermeister nicht, und die Mehrzahl der Vorsteher hat und behält er auf seiner Seite."

Den Verlauf der Gemeinderathssitzung selbst, welche am näch-

Digitized by Google

sten Vormittage stattfand, vermögen wir nicht zu schildern, denn wie alle Sitzungen des Gemeinderaths und des Amtsbezirksraths, worin über persönliche Angelegenheiten zu verhandeln, war auch diese Sitzung der Oeffentlichkeit entzogen. Daß es aber in der That heiß darin hergegangen, ergab eine Scene zwischen dem Bürgermeister und der Ehehälfte desselben, welche unmittelbar nachher in der Geschäftsstube des Letzteren, worin die Sitzung gehalten worden, im Beisein des Ortsdieners sich zutrug und von diesem demnächst ausgeplaudert wurde.

Kaum hatten nämlich die Vorsteher die Stube verlassen, und kaum war der Ortsdiener eingetreten, um die etwaigen Aufträge des Bürgermeisters entgegenzunehmen, so huschte auch die Frau Bürgermeisterin, ein großes robustes Weib in den vierziger Jahren mit rauhen harten Gesichtszügen, zur Thüre herein.

„Das war ja eine laute Sitzung," rief sie ihren, in etwas gedrückter Stimmung am Schreibtisch stehenden Gatten an, und warf demselben dabei einen überlegenen Blick zu. „Du hast doch festgehalten und Dich von dem alten Bachjost, dem Wersweißwirdswisser, der am lautesten schrie, nicht übertölpeln lassen?"

„Gewiß hab' ich festgehalten," erwiderte kleinlaut der Bürgermeister, „aber beinahe wär' ich überstimmt worden. Nur die Altlutheraner standen fest auf meiner Seite. Von den beiden Andern, du weißt ja, welche ich meine, hat bekanntlich schon das erste Mal der eine mit dem Bachjost gestimmt, der zweite ist nun heute auch wackelig geworden und zu jenem übergegangen. Vergebens war's, daß ich sagte, wir schlügen uns ja selbst auf den Mund, wenn wir von dem früheren Beschluß abwichen, der Bachjost, welcher ganz wild war, mir die ärgsten Vorwürfe machte und sogar drohte, ich würde, wenn die Fortschrittler, wie er hoffe, die Lebenslänglichkeit der Bürgermeister abschafften, nicht wieder gewählt werden, riß ihn zu sich hinüber."

„Dem Bachjost hättest du den Mund stopfen, ihn strafen sollen, dafür bist du ja Bürgermeister," eiferte die Frau.

„Das hätte nur die Aufregung vermehrt und meine Stellung verschlimmert," wendete der Bürgermeister ein. „Die drei werden mir fortan ohnehin Aufwiegelung genug in der Gemeinde machen. Vielleicht wär's besser gewesen, ich hätte nachgegeben und selbst für die Bürgeraufnahme des Stark mich ausgesprochen."

Digitized by Google

„Das wollte ich Dir nicht gerathen haben," drohte die Bürgermeisterin. „Du weißt, ich will nicht, daß den Flink's Weibsleuten der Wille geschehe. Die Alte und ich haben uns schon von der Schule her nicht leiden können; die Margret, das einfältige Ding, hat unserer Juliane bei der letzten Kirchweih den Vortanz weggeschnappt, und der verdammte Junge, der Johannes, gar, kannst Du's vergessen, wenn er auch seine Strafe dafür erlitten und jetzt über dem großen Wasser ist, kannst Du's vergessen, daß er unsern, Deinen, des Bürgermeisters, Sohn blutig geschlagen? Nein, ich würde mich zu Tode ärgern, wenn geschähe, was die wünschen!"

„Aber," warf der Bürgermeister ein, „wenn nun der Amtsbezirksrath auf die Beschwerde eingeht und die Bürgeraufnahme bewilligt? Der für unsere Zurückweisung angegebene Grund ist in der That nicht stichhaltig und durch die von dem Fortschrittsadvocaten, dem Helfer, abgefaßte Schrift glänzend widerlegt. In dem heute von uns beschlossenen Bericht zu dieser Beschwerde konnte im Wesentlichen nichts weiter gesagt werden, als daß wir bei unserem früheren Beschluß beharrten, und überdies ist dieser Bericht nur von den drei Altlutheranern und mir unterzeichnet. Der Bachjost und die beiden andern, die dagegen gestimmt, haben natürlich ihre Unterschrift verweigert. Wie leicht kann es da kommen, daß der Bezirksrath gegen uns entscheidet."

„Das muß verhütet werden um jeden Preis," sagte mit Nachdruck die Bürgermeisterin. „Du mußt für Dich allein noch einen besonderen Bericht aufsetzen und beifügen, worin neue Gründe angegeben sind, Gründe, welche den Ruf der Familie Flink in Zweifel stellen ünd hauptsächlich von dem Amerikaner hergenommen werden können, sodann aber auch politische Gründe, Du weißt das ja zu machen und wirst sie schon finden, welche den Burschen, den Fried, verdächtigen. Das wird ziehen. Der Amtsbezirksrath besteht ja auch nicht aus lauter Fortschrittsmännern. Es sind vielmehr gute Freunde und Collegen von Dir darin, die Dich sicher nicht im Stiche lassen."

Dieser so ziemlich auf einen Befehl hinauslaufende Vorschlag schien dem Bürgermeister einzuleuchten. Er schwieg und war offenbar schon daran, den zu erstattenden Zusatzbericht und dessen siegreiche Wirkung im Geiste durchzudenken. Sein Gedankengang wurde jedoch noch einmal von seiner Frau unterbrochen.

Digitized by Google

„Schön ist und bleibt es doch von den Altlutheranern," sagte sie, ihre Stimme dämpfend und näher zu dem Bürgermeister herantretend, „daß dieselben im Gemeinderath so treu auf deiner Seite stehen. Wie wäre es, wenn wir uns dafür ein wenig erkenntlich erwiesen und ihnen von dem Gelde, das du gestern Abend mitgebracht hast, eine Beisteuer zu dem von ihnen beabsichtigten Kirchenbau gäben?"

Der Bürgermeister nickte zustimmend, und beide Ehegatten zogen sich zurück um vermuthlich die gemachten Vorschläge sofort zur Ausführung zu bringen.

Der allein zurückgebliebene Ortsdiener aber murmelte, die zerstreut auf dem Tisch liegenden Papiere ordnend, mitleidig in sich hinein:

„Armer Fried, arme Margret, Ihr werdet Euch sobald noch nicht heirathen können!"

Viertes Kapitel.

Die Denunciation.

Die Vermuthung des mitleidigen Ortsdieners war richtig gewesen. Obschon Fried die liberalen Mitglieder des Amtsbezirksraths, welche der Advokat Helfer ihm aufgeschrieben, persönlich um ihre Vermittelung zur Herbeiführung einer günstigen Entscheidung angesprochen, hatte der Bezirksrath doch in seiner Majorität die Zurückweisung der erhobenen Recursbeschwerde beschlossen.

Es war in den ersten Tagen des Monats Mai, als Fried wiederum in dem kleinen Küchenraum bei den beiden Frauen an der Waschbütte stand und wiederum ein verhängnißvolles Papier, dasjenige, welches die auf seine Beschwerde ergangene Verfügung enthielt, in der Hand hatte. Als Grund der Zurückweisung war darin angegeben, daß keine genügende Veranlassung vorliege, beim entschieden ausgesprochenen Widerspruch der Ortsbehörde dem Recurrenten die nachgesuchte Bürgeraufnahme zu bewilligen. Draußen stand die Natur im schönsten Frühlingsschmuck. Alles war voll Wonne und Glück. In den Herzen der drei Menschen aber sah's nicht frühlingsmäßig aus. Da herrschten Kummer und Schmerz, Verdruß und Zorn. Die beiden Frauen weinten und klagten, Fried

Digitized by Google

jedoch, der sonst so ruhige, besonnene junge Mann, ballte die Faust und grollte dem Bürgermeister.

„Wollt Ihr ruhig sein, wer's weiß, wird's wissen," unterbrach plötzlich von der Hausthür her eine wohlbekannte Stimme die Aeußerungen des Schmerzes und des Unwillens, und hereintrat der alte Bachjost, die großschirmige Tuchkappe auf dem Kopf, den mit einer Dachsschwarte überzogenen Büchsenranzen in der Seite und einen tüchtigen Knotenstock in der Hand, kurz zu einem Gang über Land vollständig gerüstet.

„Habt schon gehört, wie's gekommen ist," fuhr er fort. „Thut aber nichts, wer's weiß, wird's wissen. Nur ruhig Blut! Jetzt gerade, denk' ich, bekommt die Hacke den lang benöthigten neuen Stiel. Die Sache muß durchgetrieben werden. An die Regierung heißt's jetzt sich gewendet, Fried! Auf, sofort wieder zu dem Advokaten Helfer! Und der soll diesmal nicht der alleinige Helfer sein; ich gehe und helfe mit. Wer's weiß, wird's wissen."

Fried, von dem Vetter Bachjost ermuthigt, ließ sich zu dem abermaligen Gang nach Steinberg bereit finden, und beide begaben sich alsbald auf den Weg.

Helfer schien den Besuch Fried's erwartet zu haben.

„Wie Sie neulich gemerkt haben werden," redete er denselben sofort beim Eintritt an, „interessirt mich Ihre Angelegenheit persönlich. Ich wußte, daß dieser Tage Bezirksrathssitzung gewesen, und habe deshalb aus eigenem Antrieb schon die betreffenden Acten heute am Amte eingesehen. Danach ist es jetzt klar, wo der Haken der Sache liegt. Der Bürgermeister Bös hat nämlich dem von dem Gemeinderath zu ihrer Beschwerde erstatteten kurzen Bericht für sich allein einen weiteren, langen besonderen Bericht beigefügt, und darin, wie ich früher vermuthend angedeutet, neben anderen Schurkereien die politische Seite herbeigezogen, Sie als einen Fortschrittler und Feind des dermaligen Regierungssystems hingestellt und verdächtigt. Offenbar sind hierdurch die diesem System ergebenen Mitglieder des Bezirksraths, welche die Mehrzahl bilden, und der vorsitzende Amtmann selbst dergestalt gegen Sie eingenommen worden, daß sie von einer sachlichen Prüfung der Beschwerde, welche doch allein am Platze gewesen wäre, ganz abgesehen haben. Der Weg der weiteren Beschwerde an die Landesregierung, welcher Ihnen nun noch offen steht, ist jetzt klar vorgezeichnet. Der Separatbericht des Bürger-

Digitized by Google

meisters allein ist es, mit dem wir's nun zu thun haben. Dessen Inhalt muß bekämpft und vernichtet werden. Der Erfolg hiervon ist bei dem herrschenden Regierungssystem allerdings immerhin zweifelhaft; aber wer kann sagen, wie lange dieses System noch besteht. Sie haben ja wohl auch bereits Kenntniß von den bedeutungsvollen Dingen, welche augenblicklich in der großen Welt vorgehen und sich vorbereiten. Ueber Nacht kann das dermalige Regierungssystem dieses kleinen Landes spurlos weggefegt sein. Es fragt sich also, ob Sie den Weg der Beschwerde an die Regierung betreten wollen?"

„Ja, das will und soll er, wer's weiß, wird's wissen," kam der Bachjost dem Fried antwortend zuvor, „und ich will dabei helfen. Mit der bloßen Bekämpfung des gegen den Fried erstatteten Berichts des Bürgermeisters ist's nicht genug; daneben muß in einer besonderen, im Namen der Mehrzahl der Gemeindemitglieder, von welchen ich beauftragt bin, abzufassende Vorstellung eine förmliche Untersuchung gegen den Bürgermeister Bös, dessen verderbliches, die Gemeinde wie den Einzelnen schädigendes Treiben wir endlich müde sind, beantragt werden, und ich bringe den Stoff hierzu. Dabei zog er aus seinem Büchsenranzen allerlei Papiere und Notizen heraus und brachte nach denselben eine ganze Reihe von Anschuldigungspunkten gegen den Bürgermeister wegen verschiedenartiger Dienst-Vernachlässigungen und Vergehen mit den dafür sprechenden Beweisen vor.

„Das mag vorläufig genug sein," schloß er seine Darlegung, „und ich hoffe, es wird hinreichen, daß davon der Katze die Haare ausgehen. Man könnte noch andere Dinge geltend machen, Dinge, die vor die Assisen gehören, aber, wer's weiß, wird's wissen, sie beruhen bis jetzt nur auf Gerüchten, wir wollen uns daher den Mund nicht daran verbrennen."

„Aber," nahm Fried, dessen geradem Sinn die beabsichtigte Denunciation widerstrebte, das Wort, „was hat denn das alles mit meiner Sache zu thun? Ich will den Bürgermeister Bös nicht vom Dienst bringen, sondern nur meine Bürgeraufnahme durchsetzen."

„Das verstehst du nicht, Fried," beruhigte der Bachjost, „wer's weiß, wird's wissen. Du sollst ihn auch nicht vom Dienst bringen. Wir dagegen, alle besseren Gemeindebürger wollen ihn los sein. Wir sind es müde, von ihm und seiner boshaften herrschsüchtigen Frau uns länger drangsaliren und beeinträchtigen zu lassen, und,

Digitized by Google

was wir thun, wird dir mit zu Statten kommen. Drum laß nur gewähren."

Helfer hatte inzwischen die von dem Bachjost ihm übergebenen Notizen durchgesehen und dieselben nach den mündlichen Angaben des Letzteren vervollständigt. Er versprach, sowohl die Beschwerde des Fried an die Regierung, als auch die von dem Bachjost bestellte Vorstellung in den nächsten Tagen anzufertigen, und die Reinschriften zur Bewirkung der Unterzeichnung wiederum durch seinen Gehülfen Kiel nach Bergdorf zu schicken. Letzteres geschah, und der Bachjost selbst trug die gegen die Dienstführung des Bürgermeisters gerichtete Vorstellung bei denjenigen Gemeindebürgern, deren Einverständniß er kannte, zur Unterzeichnung herum. Dem Bürgermeister konnte dies nicht verborgen bleiben. Er war außer sich vor Aerger und Erbitterung, als er's erfuhr, und seine Frau spautzte förmlich vor Zorn und Bosheit. Nach einer längeren Berathung Beider wurde eine von den Anfängern in der Gemeinde zu unterzeichnende Gegenvorstellung vorbereitet, worin der Bürgermeister belobt und die gegen ihn gerichtete Agitation als auf politischen Parteitreiben beruhend darzustellen versucht war. Außerdem reichte Bös gegen den Fried, welchen er neben dem Bachjost für den Haupturheber der ihm feindlichen Agitation hielt, bei dem Amt in Steinberg eine besondere Anzeige ein, deren Erfolg nicht lange auf sich warten ließ.

Während nämlich Fried und Margaretha in der stillen Hoffnung auf eine willfährige Entscheidung der Regierung ruhig ihrem Tagewerke nachgingen, wurden sie plötzlich zum persönlichen Erscheinen vor das Amt in Steinberg geladen. Dort wurde ihnen zu ihrem Erstaunen eine gegen das Zusammenleben unverheiratheter Personen verschiedenen Geschlechts gerichtete Polizeiverordnung vorgehalten, und auf Grund derselben aufgegeben, binnen acht Tagen sich zu trennen, widrigenfalls sie in Untersuchung gezogen und bestraft werden würden.

Beide konnten anfangs diese Eröffnung gar nicht fassen und wollten sie nicht glauben.

„Wie", rief Fried mit bebender Stimme, „eine wilde Ehe will man uns schuld geben, uns, die mit den reinsten und ehrlichsten Absichten sich einander verlobt zu haben, die nichts sehnlicher herbeiwünschen, als den Augenblick, wo sie sich ehelich verbinden kön-

Digitized by Google

nen, und denen hierzu nichts fehlt, als die grundlos verweigerte Erlaubniß der Gemeindebehörde!"

„Es muß ein Irrthum obwalten", bemerkte weinend Margarethe, „mein Bräutigam lebt ja nicht mit mir zusammen. Er hat in aller Ordnung von meiner Mutter die Kost und ein Stübchen für sich in unserm Hause gemiethet, wofür er ehrlich sein regelrechtes Kost- und Logisgeld bezahlt."

Als aber der Amtmann bestimmt und gemessen erklärte, die Sache sei so, wie ihnen eröffnet worden, die Anzeige sei von Bergdorf aus gegen sie erhoben und auf die Behauptung eines unehelichen Zusammenlebens gestützt, er übe eine besondere Rücksicht, wenn er nicht sofort als Richter die erforderliche Untersuchung einleite, vielmehr vorerst als Polizeibeamter durch die geschehene Eröffnung und Aufforderung Gelegenheit biete, Untersuchung und Bestrafung zu vermeiden, — da sank ihnen vor der neuen Bosheit des Bürgermeisters Bös, die sie vor sich aufgethan sahen, das Herz in die Schuhe, und ohne den Versuch weiterer Einwendung oder Vertheidigung verließen sie das Amthaus. Hatten sie auch bisher schon genug Feindseligkeit gegen sich gerichtet gesehen, so waren doch ihre Ehre, ihr guter Ruf unangetastet geblieben. Jetzt aber sahen sie auch diese auf's Niederträchtigste angegriffen und mit weiteren Angriffen bedroht.

„Dem Tod möcht' ich mir anthun vor Scham", sagte Margarethe tief betrübt auf dem Heimweg. „O, und über das Weh, das erst noch sich einstellen wird, wenn Du fort bist aus unserm Hause nicht mehr zum Essen kommst, nicht mehr ein- und ausgehest, wenn ich Dich nicht mehr sehe täglich, nicht mehr sprechen höre; wenn Du Dich allmälig ganz von uns abgewöhnst, und mich zuletzt nicht mehr willst!"

„Schneid' mir nicht so in's Herz, Margareth", entgegnete Fried. „Sei ruhig und halt Du nur fest an mir. Ich verlaß' Dich nicht und geh' auch nicht weg aus Euerm Hause. Mögen sie eine Untersuchung führen und mich in's Gefängniß stecken, ich werd's verwinden. Ablassen von Dir aber werd' ich nie und nimmer, dazu zwingt mich kein Mensch!"

„Nein, nein, Fried, so war's nicht gemeint", rief Margarethe schluchzend. „Aus unserm Hause mußt Du fort, das geht nicht anders. Wie könnt' ich es ertragen, wenn Du um meinetwillen in's

Digitized by Google

Gefängniß müßtest! Und wir wären dann ja doch getrennt. Besser ist's, wir fügen uns dem Befehl der Obrigkeit, der jeder gehorchen soll, und Du miethest Dich anderswo ein. Aber unsere Herzen, nicht wahr, halten fest aneinander bis in den Tod!"

Fried nickte stumm. Seine starke Brust hob und senkte sich krampfhaft, wie wenn er, gleich Margarethen, aufschluchzen müßte. Fest hielt er die Hand des Mädchens, die er ergriffen hatte, in der seinigen, und Beide wanderten, die Hände innig verschlungen, schweigend fort, durch die in vollem Schmuck prangende Frühlingslandschaft. Der Wald auf beiden Seiten des Weges stand dicht belaubt im saftigsten Grün. Sie gingen im Schatten desselben. Nur zuweilen leuchtete ein Lichtstrahl der sinkenden Sonne durch eine Lücke des Blätterdachs und spielte hin über den dunkeln Filzhut des Fried und über das blendend weiße Kopftuch Margarethens. Glockenblumen, Winden und wilde Rosen blühten hier und da am buschigen Waldsaume, und wo das Buschwerk zurücktrat um hohen, glattstämmigen Buchen Platz zu machen, drang der süße Duft von Maiblumen und Waldmeister aus dem Waldinnern auf den Weg. Kleine und größere Vögel huschten hüben und drüben über die Wanderer weg in's Gebüsch, darin sie ihre Nester hatten. Eine gelbgeschnäbelte Schwarzdrossel, die eine Strecke weit vor ihnen auf der Straße hin und her gehüpft war, erhob sich bei ihrer Annäherung und flog mit einem schmetternden Ruf seitwärts in's Dickicht. Margret hatte sie einfliegen sehen. Sie wand sich los von der Hand des Fried, sprang der Richtung des Vogelfluges folgend, in's Gebüsch und rief alsbald dem ihr folgenden Burschen zu:

„Ich hab's, ich hab's gefunden. O sieh nur, das prächtige Nest!" —

Fried war herbeigekommen und beugte mit Margarethen sich vor zu einem Wachholderbeerenstrauch, nach welchem diese mit dem Finger zeigte. Im inneren Gezweig dieses Strauchs saß in der That ein frisch gefugtes Nest, aus welchem die dunklen Aeugelein einer Schwarzdrossel halb verwundert, halb ängstlich hervorschauten, während der gefiederte Genosse im Nachbarbusch besorgt auf- und niederflatterte und einen bittenden Lockruf ertönen ließ.

„Komm, wir wollen sie nicht stören in ihrem Glück, wie man uns in dem unsrigen zu stören sucht," sagte Fried, und zog Margarethe sanft mit sich zurück auf die Straße, auf welcher beide Hand

Digitized by Google

in Hand weiter schritten, und dabei an das eigene Nest dachten, das sie sich bauen wollten, dessen Bau aber von bösen Menschen ihnen gewehret wurde.

Als der Wald aufhörte, führte ihr Weg über ein mit zerstreuten Basaltkugeln übersäetes Haideplateau, von welchem sie niederschauten auf das im Thalgrund liegende Bergdorf und drüber hinweg durch zusammengeschobene Bergeinschnitte in fernes sonniges, von einem Flusse durchströmtes Land.

Der vorherige Blick auf das Drosselnest verschmolz mit diesem Ausblick in die Ferne und weckte die Sehnsucht im Herzen.

„O, könnten wir fort", rief Fried, „fort von hier in die Weite! Hinüber, Margret, wie früher schon Dein Bruder, über's Meer; hinüber nach Amerika! Dort würde Niemand uns wehren, unser Nest zu bauen."

Margarethe schwieg sinnend. Da hob sich zur Seite des Wegs aus dem Haidekraut eine Lerche in die Luft und sang höher und höher steigend, ihr jubelndes Lied aus der Bläue zur grünen Erde herab. Margarethe lauschte, und sagte dann zu Fried:

„Hast Du die Lerche gehört? War mir's doch, als riefe sie uns zu, daß wir vertrauen und hoffen sollten, da ja alles noch gut werden würde! Laß uns dem Lerchenruf, wie ich ihn verstanden hab', folgen, und ruhig abwarten, was die nächste Zukunft uns bringen wird."

Schön und lieblich, wie wenige Mädchen, war Margarethe, als sie so sprach. Fried erwiderte nichts; er schaute nur zuweilen unter das weiße Kopftuch in das liebe Gesicht an seiner Seite, und drückte die Hand, die er in der seinigen hielt, fester und inniger. So kehrten Beide in das Dorf zurück. In das kleine Haus am nördlichen Dorfende eingetreten, wiederholte Fried zwar noch einmal seine Absicht, die ihm auf dem Amt gewordene Aufforderung unbeachtet zu lassen; mit dem Widerspruch Margarethens hiergegen vereinigte sich jedoch jetzt auch derjenige der Mutter der Letzteren, und er sah sich zum Weggehen genöthigt, als diese darauf aufmerksam machte, daß ja auch Margret von Strafe mitbedroht sei, und ein Ungehorsam gegen die amtliche Aufforderung, auch sie in's Gefängniß bringen könne. Der Auszug Fried's wurde somit beschlossen.

Digitized by Google

Fünftes Kapitel.

Unter der Erde.

Dem Amt zu Steinberg war von der Landesregierung die dort eingereichte Beschwerde des Fried gegen den Beschluß des Amtsbezirksraths zum Bericht verschrieben und die durch den Bachjost veranlaßte Vorstellung der Gemeindebürger von Bergdorf mit der Weisung zur Einleitung einer Disciplinaruntersuchung gegen den Bürgermeister Bös übermittelt worden. Jene Beschwerde hatte der Amtmann seinerseits, wie es der Geschäftsgang verlangte, dem Bürgermeister Bös zur Berichterstattung mit dem Gemeinderath zugesandt, die gedachte Vorstellung dagegen hatte er bis auf Weiteres bei Seite gelegt. Der Bürgermeister Bös legte die ihm zum Bericht verschriebene Vorstellung ebenfalls bis auf Weiteres bei Seite. Diese doppelte Beiseitelegung hatte darin ihren Grund, daß inmittelst die Weltlage draußen immer bedenklicher und kriegerischer geworden und die Kenntniß hiervon auch nach Steinberg und Bergdorf gedrunden war. Der Bundestag zu Frankfurt hatte auf Antrag Oesterreichs die Mobilmachung gegen Preußen beschlossen, und dieses war in Hannover, Kurhessen und Sachsen eingerückt. Alles nahm Partei. Die Regierung unseres Kleinstaates und mit ihr fast alle Katholiken des Landes standen auf Oesterreichs, die überwiegende Mehrzahl der Protestanten auf Preußens Seite. Ganz Steinberg mit alleiniger Ausnahme des Advokaten Helfer und einiger Amtsaccessisten sympathisirte mit den Oesterreichern, ganz Bergdorf mit Ausnahme des Bürgermeisters Bös und einiger Altlutheraner sympathisirte mit den Preußen. Der Amtmann in Steinberg und und der Bürgermeister in Bergdorf; obgleich beide fest an dem bevorstehenden Sieg der Oesterreicher glaubend, hielten es dennoch übereinstimmend bei der vorhandenen Sachlage gerathen, jede Steigerung der ohnehin schon großen Spannung und Aufregung der Bevölkerung zu vermeiden, und fanden hierin eine genügende Rechtfertigung der erwähnten Beiseitelegung.

Wie allenthalben, so sprach und stritt man auch in den beiden Ortschaften gern über die bereits stattgehabten und die noch bevorstehenden Weltereignisse. Besonders versessen war man auf Nachrichten von dem Schauplatz des beginnenden Krieges. Beim Löwen-

Digitized by Google

wirth in Bergdorf ging's deshalb jetzt Abends weit lebhafter her, als sonst. Die große Wirthsstube war fast regelmäßig mit Gästen gefüllt, welche Neuigkeiten aus der Nähe und aus der Ferne, aus den Zeitungen und aus Erzählungen Anderer zu hören kamen. Der Bürgermeister Bös fehlte selten, und auch Fried, welcher seit seinem Auszug aus dem Hause der Wittwe Flink bei dem Vetter Bachjost sein Logis hatte, besuchte mit diesem zuweilen die Wirthschaft. Eines Abends war ungewöhnlich freudige Aufregung unter den Gästen. Es hatte sich — woher wußte man nicht recht — die Nachricht verbreitet, die in Böhmen eingerückten Preußen hätten die erste Schlacht gegen die Oesterreicher gewonnen. Während man unverhohlen seine Freude darüber aussprach, trat der Bürgermeister Bös ein, in der Hand ein Zeitungsblatt haltend.

„Jetzt pfeift's aber," rief er aus, „und geht den Preußen an den Kragen. Da steht's gedruckt in der Zeitung. Die Oesterreicher haben sie zu sich nach Böhmen gelockt und dort auf den Kopf geklopft. Auch die Bundestruppen, wobei unsere Söhne stehen, sind zum Angriff bereit. Nun wird den Preußen bald der Hochmuth gelegt und das alte deutsche Kaiserreich mit Oesterreich an der Spitze wieder hergestellt sein."

Alles protestirte gegen diese Rede. Zehn Stimmen auf einmal riefen dem Bürgermeister zu, daß nicht die Oesterreicher gegen die Preußen, sondern umgekehrt die Preußen gegen die Oesterreicher eine Schlacht gewonnen hätten.

„Falsche Nachrichten, lauter falsche Nachrichten," schrie der Bürgermeister, „deren jetzt so viele verbreitet werden! Hier steckt Eure Nasen in die Neue Frankfurter Zeitung, die ich in der Hand habe! Die ist von oben her empfohlen und lügt nicht; und was schreibt sie? Da guckt hinein! Euren unzeitigen Jubel über den vermeintlichen Sieg Preußens aber würde ich Euch rathen unterweges zu lassen, sonst könnt' es einem oder dem andern von Euch ergehen, wie's den beiden allzupreußenfreundlichen Amtsaccessisten gestern droben in Steinberg ergangen ist. Habt Ihr's noch nicht gehört? Sie mußten flüchtig gehen. Die Steinberger und andere Bauern aus der Nachbarschaft haben sie wegen ihrer preußenfreundlichen Großmäuligkeit, womit sie auf der Kegelbahn sich gebrüstet, aus dem Ort gejagt. Nicht viel soll gefehlt haben, so wären sie

Digitized by Google

als Vaterlandsverräther aufgeknüpft oder wenigstens tüchtig durchgewackelt worden."

„Laßt's gut sein, Bürgermeister," ließ hierauf der alte Bachjost, der mit Fried bei einem Glase Bier hinter dem Tische saß, langsam und nachdrücklich sich vernehmen. „Wer's weiß, wird's wissen. Mit der an den beiden Amtsaccessisten verübten Heldenthat mag's seine Richtigkeit haben, denn solche Dinge sind einem, wer weiß wie und von wem, aufgewiegelten Volkshaufen schon zuzutrauen. Anders aber ist's mit dem Sieg in Böhmen. Den werdet Ihr doch mit Eurer Zunge für die Oesterreicher nicht wieder gewinnen können, sondern den Preußen, die ihn wirklich gewonnen haben, lassen müssen. Wer's weiß, wird's wissen. Erkundigt Euch einmal da bei dem Buttermichel, der geraden Wegs herauf von Coblenz kommt".

Alles kehrte sich dem bezeichneten Manne zu, der eben zur Thüre hereintrat, seine leere Kietze vom Rücken nahm, dieselbe in eine Ecke stellte und sich mit einem Gläschen Branntwein, das er vom Löwenwirth sich hatte einschenken lassen, ermüdet an einen Seitentisch setzte.

„So sprecht, Buttermichel," redete ihn der Bürgermeister an. „Wie sieht's aus in Coblenz? Hat man Trauer angelegt dort und auf der Festung Ehrenbreitstein für die verlorne Schlacht in Böhmen?"

„Von Trauer hab' ich grad' nichts gesehen," antwortete der Angeredete. „Ueberhaupt kann ich etwas Genaues nicht sagen, denn ich gehe ruhig meinem Butterhandel nach und bekümmere mich nicht um sonstige Dinge. Soviel aber hab' ich doch bemerkt, als ich nach durchmarschirter Nacht heute Morgen nach Coblenz auf den Buttermarkt kam, daß die ganze Stadt geschmückt und beflaggt war. Auch hörte ich sagen, das sei geschehen wegen eines wiederholten großen Siegs, den die Preußen in Böhmen erfochten hätten, und den Abend sollten alle öffentlichen Gebäude und viele Privathäuser erleuchtet werden".

Allgemeiner Jubel folgte auf diese Mittheilung.

„Aha, hatte ich's nicht gesagt? Wer's weiß, wird's wissen," lachte der Bachjost und trat auf den Verkündiger der erwünschten Nachricht zu, um ihm die Hand zu reichen.

„Und wer's glaubt, mag's glauben," sagte voll Aerger der Bürgermeister. „Ich glaub's einmal nicht. Lauter preußischer Wind und Schwindel ist's!" Von unwilligem Murren begleitet, verließ

Digitized by Google

er die Stube, während der Butterhändler von allen Seiten umdrängt und um weitere Mittheilungen bestürmt wurde.

Fried hatte zwar mit Interesse die vorgegangene Scene beobachtet, jedoch näheren Antheil daran nicht genommen. Er war auf der Bank hinter dem Tische sitzen geblieben. Neben ihm saß dort nur noch ein etwas finsterer Mann in den mittleren Jahren, der gleich ihm ein Hüttenarbeiter zu sein schien.

„Wenn's einmal Krieg sein soll zwischen Preußen und Oesterreich," sagte Fried zu diesem Manne, „so wünsch' auch ich dem ersteren von ganzem Herzen den Sieg. Seitdem mir aber der Gedanke an eine Auswanderung nach Amerika in den Kopf gestiegen ist, wollt' ich doch lieber, ich hätte hierzu die Mittel und könnte fort. Wer kann sagen, wie lang' der Krieg noch dauert und wie's wird nach seinem Ausgang? Wer bei der Regierung wird, solange der Krieg währt, an mich und meine Bürgeraufnahme denken? Inmittelst aber härmt sich das arme Mädchen, meine Braut, ab vor Scham und Gram, und schwindet sichtbar hin von Tag zu Tag zum Erbarmen. Das Herz blutet mir, so oft ich sie heimlich besuche. Hätt' ich die Mittel zur Auswanderung, ich würde nicht mehr säumen."

„Die Mittel dazu könntest Du leicht und schnell erwerben, wenn Du nur wolltest," bemerkte halblaut der Andere. „Neulich schon an Deinem Ambos auf der Hütte sagte ich Dir von einer Arbeit, die guten Verdienst abwerfe, die man neben seinem Tagewerk her betreiben könne, an der ich selbst thätig und Dich theilnehmen zu lassen bereit sei."

„Ja, was für eine Arbeit es sei, und ob sie auch ehrlich ist, wolltet Ihr mir nicht sagen," äußerte Fried in gleichem Tone.

„Die Art der Arbeit wirst Du kennen lernen, wenn Du Dich d'ran betheiligst," entgegnete jener, „und wenn Du fragst, ob sie ehrlich sei, so frag' ich zurück, ob Du mich, den Du ja kennst, seitdem Du auf der Hütte bist, für einen unehrlichen Mann hältst."

„Gewiß halt' ich Euch für ehrlich," versicherte Fried. „Doch warum seid Ihr immer so finster und verschlossen?"

„Im Leben giebt's Dinge genug," antwortete ausweichend, wie früher, der Gefragte, „welche das Gemüth verdüstern und den Blick finster machen. Mancher wird auch für verschlossen gehalten, ohne es zu sein. Geheimnisse müssen Geheimnisse bleiben, sonst führen

Digitized by Google

sie zum Verderben. So erfordert auch die Arbeit, von der ich Dir gesprochen, vor allem das strengste Geheimniß. Willst Du sie kennen lernen, so komm', es kann noch heute Abend geschehen; wo nicht, so schweigen wir künftig davon! Entscheide Dich, ich muß fort."

Beide hatten diese Unterredung leise und unbemerkt von den übrigen Gästen geführt. Die Letzteren umstanden den Buttermichel und hörten voll Spannung zu, wie derselbe fortwährend that, als ob er nichts wahrgenommen und gehört habe, dann aber immer wieder langsam und zögernd eine in Coblenz oder unterwegs aufgefangene Neuigkeit nach der andern über den Krieg in Böhmen, das Vordringen der Preußen in Hannover und Kurhessen und das Hereinstreifen derselben vom Rhein aus in das eigene kleinstaatliche Gebiet zum Vorschein brachte. Fried schwieg lange still. Gedanke auf Gedanke, Empfindung auf Empfindung drängten sich in seinem Kopfe, in seiner Brust. Endlich hatte er sich entschlossen. Langsam ließ er die Hand, womit er während des Ueberlegens sein Haupt auf den Tisch gestützt gehabt, niedersinken auf den Arm des neben ihm sitzenden Hüttenarbeiters und flüsterte ihm zu:

„Wohlan, ich geh' mit Euch!"

Unbemerkt verließen beide die Wirthsstube und das Haus. Draußen lenkte der finstere Hüttenmann die Schritte nach dem nördlichen Dorfende und dann dem Bach entlang dem Walde zu. Bald war dieser erreicht, und nun ging's aufwärts durch Dickicht und Gestrüpp auf einem offenbar nur selten betretenen Fußpfade. Es war schwül und dunkle Nacht. Der Mond stand zwar am Himmel, zerrissenes Gewölk jedoch, welches sich zu einem Gewitter zusammenziehen zu wollen schien, hielt ihn verdeckt. Die beiden Wanderer sprachen nichts auf dem Gange. Innerlich aber war Fried voll Aufregung und Spannung. Wohin wurde er geführt? Er erinnerte sich, von geheimen Verbindungen und Verbrüderungen gehört zu haben, von solchen, deren Bestreben ein gutes, aber auch von solchen, deren Thun verwerflich. Sollte er in eine der ersteren oder in eine der letzteren eingeführt werden? Bei dem Gedanken hieran überkam ihn ein geheimes Beben. Doch er hatte begonnen, und konnte, bevor er das Ziel gesehen, nicht zurückweichen. Das wäre Feigheit gewesen. Auch eine gewisse Neugierde hatte sich seiner bemächtigt, die er nicht zu überwinden vermochte. So folgte er stumm und schweigend seinem Begleiter. Nach etwa halbstündigem, bald

Digitized by Google

mehr bald weniger steil emporsteigendem Gang hörte der Wald auf, und ein plötzlich am Himmel hinzuckendes Aufleuchten, ob von einem Blitz oder dem durchbrechenden Mondschein herrührend, konnte Fried in seiner Erregung nicht unterscheiden, zeigte diesem, daß er mit seinem Begleiter auf der Waldblöße stand, die er vor Wochen von der entgegengesetzten Seite aus betreten hatte, daß er sich dem altem Klostergemäuer gegenüber befand, das, wie früher, im Seewasser sich spiegelte. Zugleich mit dem Aufleuchten glaubte er wiederum, wie früher, einen aus der Tiefe kommenden Ton, wie von einem Hammerschlag auf den Ambos verursacht, zu vernehmen. Der Hüttenmann führte ihn in das Innere des Gemäuers und dort an aufgewucherten Hollunder- und Dorngebüschen vorbei, über Bodensenkungen und Steingeröllerhöhungen nach dem noch ziemlich hoch im äußern Mauerwerk stehenden Rest eines Eckthürmchens. Der von der inneren Ruine aus leicht zugängliche Boden dieses Thurmrestes war, wie Fried bei dem jetzt einen Augenblick voll einfallenden Mondlicht bemerkte, mit noch wohlerhaltenen Steinplatten belegt, und eine dieser Platten mußte mit einem Ring oder Griff oder mit einer sonstigen Handhabe versehen sein, denn der Hüttenmann bückte sich plötzlich und hob dieselbe, einen gedämpften Ruf, wie den einer Nachteule, ausstoßend, an der einen Seite gleich einer Fallthür empor, wonach sich eine im Boden vorhandene Oeffnung zeigte, durch welche mehrere steinerne Stufen in die Tiefe führten. Auf einen einladenden Wink des Hüttenmannes stiegen beide nieder durch diese Oeffnung, über welche jener die als Fallthür dienende Steinplatte von innen und unten behutsam wieder niedersinken ließ. Die Treppenstufen, die sie betreten hatten, leiteten in ein mäßiges, noch gut erhaltenes Kellergewölbe. Dasselbe war durch eine inmitten von der Decke herabhängende Oellampe schwach erleuchte. Im Hintergrund glühte ein Kohlenfeuer. Im Mittelpunkt des Gewölbes unter der Lampe stand eine Art Ambos. Andere Geräthe und Stoffe lagen und standen in Menge umher, Hämmer, Zangen, Schmelztiegel, Gießformen, Metallstücke, Steindruckplatten, Gläschen mit Flüssigkeiten und Pulvern und dergleichen. Fünf bis sechs Männer waren anwesend. Sie saßen theils zuwartend auf niedrigen Holzschemeln, theils arbeiteten sie an den Geräthen. Fried, dessen Auge sich allmälig an das Dämmerlicht des Raumes gewöhnte, erkannte unter den Letzteren beim Umherschauen mehrere seiner Mitarbeiter von

Digitized by Google

der Hütte. Zugleich mit diesem Erkennen war ihm auch eine andere Erkenntniß gekommen. Sein Blick hatte die umherstehenden und umherliegenden Geräthschaften gestreift. Sie belehrten ihn mit einem Male, daß er sich in einer Falschmünzerwerkstätte befand. Das also war die einträgliche Arbeit, woran er theilnehmen sollte! Er besann sich, daß unter den Hüttenarbeitern zuweilen von solcher Arbeit gesprochen und darüber gestritten worden. Mehr als Einer hatte dabei das bloße Anfertigen von unechtem Gelde gegen Lohn, wenn man an der Verbreitung nicht Theil nehme, diese vielmehr Andern überlasse, für nichts weiter, als eine gewöhnliche und darum auch nicht unehrenhafte Arbeit erklärt. Er jedoch hatte sich immer für die Verwerflichkeit einer solchen Arbeit ausgesprochen. Sollte er jetzt diesem Ausspruch untreu werden? Vorerst blieb ihm keine Zeit, darüber nachzudenken, denn der Hüttenmann, der ihn eingeführt, stellte ihn den übrigen Anwesenden vor mit den Worten:

„Da bring' ich den Friedrich Stark, den mancher von Euch schon kennt. Er ist bereit, an unserer Arbeit Theil zu nehmen."

Die Angeredeten traten zum Theil auf Fried zu, um ihn zu begrüßen. Auch ein bisher im dunkeln Hintergrund gebliebener Mann näherte sich. Bei seinem Anblick aber fuhr Fried erschrocken zurück. Er hatte in demselben den Bürgermeister Bös erkannt. War er bis dahin vielleicht innerlich noch schwankend gewesen, dies brachte ihn zum vollen Bewußtsein seiner Lage und damit zugleich zum festen Entschluß.

„Halt", rief er mit lauter sicherer Stimme, „laßt mich reden! Als ich herbeikam, wußte ich nicht, was hier getrieben und gearbeitet wird. Jetzt weiß ich es. Jetzt weiß ich aber auch, daß ich an dieser Arbeit nicht Theil nehmen kann. Eine heimliche Arbeit, an welcher der Mann dort Theil hat, der sich kein Gewissen daraus macht, ehrliche, brave Menschen, die ihm nie was zu Leid gethan, zu unterdrücken und zu verfolgen aus Gott weiß was für Beweggründen und Absichten, kann keine gute sein. Ich nehme daran nicht Theil. Laßt mich gehen, wie ich gekommen bin. Ich habe mit Euch nichts zu thun, verrathen jedoch werd' ich Euch nicht, auch wenn mir's gegen den dort von Nutzen wär', — darauf könnt Ihr Euch verlassen!"

Er kehrte sich um und wollte gehen. Einige der Männer aber

Digitized by Google

hielten ihn zurück, und der Bürgermeister Bös rief mit erregter Stimme:

„So darf er nicht fort, er bringt uns sonst in's Unglück. Seine Beleidigungen verzeih' ich ihm, verhüten jedoch muß ich, daß er uns verräth. Laßt ihn wenigstens schwören, daß er schweigen will."

„Ja, schwören muß er", stimmten einige der Männer bei. Andere dagegen riefen: „Nein, laßt ihn einen Hammerschlag thun auf den Prägstock, dann hat er mitgearbeitet, und ist gebunden!"

Mehrere Hände faßten den Fried an den Armen und suchten ihn an den Ambos heranzuzerren. Da trat jedoch der finstere Hüttenman, der ihn eingeführt, auf seine Seite.

„Laßt ihn gehen", mahnte er, „ich weiß, er verräth uns nicht. Ich verbürge mich für ihn."

Ein Zögern in der Ausführung der begonnenen Gewalt entstand nach dieser Mahnung. Fried benutzte dasselbe. Ein Ruck seiner starken Arme befreite ihn von den Händen, die ihn noch hielten; zwei Sätze führten ihn die Treppenstufen empor an die herabgelassene Fallthürplatte; ein gewaltiger Druck seiner angestemmten Fäuste warf diese zurück, und ein letzter Sprung brachte ihn auf den Boden des Eckthürmchens, von wo er ohne umzuschauen in den nahen Wald flüchtete. Das Gebüsch durchbrechend, hatte er nach wenigen Minuten die von Steinberg nach Bergdorf führende Fahrstraße erreicht. Raschen Schrittes eilte er auf derselben fort. Die Wolken am Himmel hatten sich zusammengezogen. Blitze zuckten, Donner rollten, und vereinzelte dicke Regentropfen fielen bereits erfrischend nieder auf das Waldlaub und den staubigen Weg. Blitz und Donner kümmerten den ausschreitenden Burschen nicht. Die schweren Regentropfen aber thaten ihm wohl. Er nahm den Hut vom Kopfe und ließ sie kühlend auf seine heiße Stirn fallen. Seine Erregung schwand allmälig. Es wurde ihm leicht und frisch zu Muth. Er durfte mit sich zufrieden sein. Siegreich hatte er die an ihn herangetretene Versuchung bekämpft. Er war rein geblieben von Schuld, rein und würdig des braven Mädchens unten im Dorfe, das vor Kurzem Hand in Hand denselben Weg mit ihm gewandert, das so fest und treu an ihn glaubte und jetzt vielleicht im Traum an ihn dachte. Rührung und dankbare hoffnungsvolle Freudigkeit erblühten aus seinem Gemüth, und die sich mehrenden kühlen Regen-

Digitized by Google

tropfen, welche, auf seine Stirn gefallen, von dieser wiederum auf seine Wangen, mischten sich hier mit andern warmen Tropfen, die aus seinen Augen rannen.

Sechstes Capitel.

„Preußischer Wind."

Die große, entscheidende Schlacht bei Königgrätz war geschlagen. Eine weitere von den siegreich durch Böhmen nach Ungarn unaufhaltsam vorgerückten Preußen bei Preßburg mit bestem Erfolge begonnene Schlacht war mitten im Vordringen abgebrochen worden durch die bekannte, mit dem Friedensschluß zwischen Preußen und Oesterreich endigende Waffenruhe. Inzwischen war auch die preußische Mainarmee nicht unthätig geblieben. Die anstoßenden Gebietstheile unseres Kleinstaates waren von Truppen derselben besetzt. Der Fürst dieses Kleinstaates hatte die sämmtlichen Beamten ermächtigt, den Dienst im Interesse des Landes fortzusetzen und sich den Anordnungen der Occupationsmacht zu unterwerfen. Er selbst war zu seinen bei der Bundesarmee stehenden Soldaten geeilt. Die Administration des Kleinstaates war von einem preußischen Civilcommissar mit dem Ausdruck der Hoffnung auf Herbeiführung „besserer Zustände und hellerer Tage für das schöne Land" übernommen. Wer nicht blind war, mußte einsehen, daß die kleinstaatlichen Dinge zu Ende gingen. Auch der Amtmann in Steinberg und der Bürgermeister Bös in Bergdorf merkten dies, und weil sie's merkten und ihnen damit eine gewisse Besorgniß um ihre mit den kleinstaatlichen Zuständen verwachsene Stellung aufdämmerte, suchten sie eilig manches seither Versäumte nachzuholen. So nahm plötzlich der Erstere die bei Seite gelegte Vorstellung der Gemeindebürger von Bergdorf, der Letztere die bei Seite gelegte zweite Beschwerde des Fried, wenn auch mit geheimem Widerstreben, wieder zu Hand. Der Ammtmann raffte sich zu einem energischen Anlauf zusammen und schritt sofort zur Einleitung der ihm aufgetragenen Disciplinar-Untersuchung gegen den Bürgermeister Bös, und dieser setzte die Beschlußfassung über die Berichterstattung zu der Beschwerde des Fried auf die Tagesordnung der nächsten Gemeinderathssitzung. Vor

Digitized by Google

der Sitzung hielt er eine Vorberathung mit seiner Frau, welche wiederum vor dem Ortsdiener mitangehört und ausgeplaudert wurde.

„Besser wär's doch," begann er diese Berathung, „ich hätte nicht so auf der Abweisung des Fried bestanden. In Preußen — ich weiß es durch die Handwerksleute, welche aus hiesiger Gegend jährlich in's Bergische ziehen — wird das Heirathen überall erleichtert. Sicher hebt drum auch der Civilkommissär, welcher jetzt das Land verwaltet, unsere Beschlüsse auf und bewilligt dem Fried die Bürgeraufnahme und damit die Heirath, dann aber bin ich blamirt, nicht blos oben, sondern auch hier unten in der Gemeinde. Ja, wenn unsere alte Regierung noch wäre! Aber diese Preußen fragen nichts nach Gott und der Welt."

„Willst Du still sein mit solchen Reden," fiel die Frau Bürgermeisterin befehlend ein. „Hab' ich dir nicht gesagt, wie du dich in dieser schweren Zeit zu benehmen hast? Du warst immer ein echter Preußenfreund, mußtest aber deine wahre Gesinnung unterdrücken, weil die Regierung zu Oesterreich hielt, und ein richtiger Bürgermeister nicht seiner eigenen Gesinnung, sondern derjenigen seiner vorgesetzten Regierung folgen muß. Mehr noch, wie dem früheren, wirst du daher dem jetzigen Regiment gehorchen."

„Ja," bemerkte kleinlaut der Bürgermeister, „dann müßte ich mich aber auch jetzt schon für die Bürgeraufnahme des Fried aussprechen, weil ich weiß, daß der Civilkommissär, der das Regiment hat, dafür sein wird, und dadurch würde ich mit meinen früheren Berichten in argem Widerspruch gerathen."

„Das braucht nicht zu sein," erwiederte die Frau, „ein Widerspruch braucht nicht einzutreten. Du mußt die Sache so machen. Im Gemeinderath erklärst du laut und offen, du habest den Fried, den du früher nicht so genau gekannt, in der jüngsten Zeit persönlich näher kennen gelernt und dabei die Ueberzeugung gewonnen, daß er ein braver, fleißiger, in seinem Handwerk geschickter Bursche sei, der, da er allein stehe, keine Eltern und Geschwistern mehr habe, eine Familie wohl werde ernähren können. Außerdem habe er sich in der jetzigen, aufgeregten Zeit trefflich bewährt, immer fest und standhaft sich gehalten und nach keiner Seite Partei ergriffen. Du glaubtest es deshalb jetzt verantworten zu können, wenn du zu seiner Aufnahme in die Gemeinde deine Stimme gäbest. Damit ist die Mehrzahl der Stimmen im Gemeinderath für ihn festgestellt. Mö-

Digitized by Google

gen dann auch die drei Altlutheraner bei ihrer früheren Abstimmung beharren, die Sache ist erledigt, und du brauchst davon blos zur Weitervermittelung an die Regierung dem Amte die Anzeige zu machen."

„Wahrhaftig so geht's," rief der Bürgermeister erfreut. „So kommt die ganze Angelegenheit, die mir lästig geworden, leicht und einfach aus der Welt, und ich bin nicht genöthigt, auf den Inhalt der vorliegenden Beschwerde näher einzugehen, kann vielmehr alles, was der Advokat Helfer darin gegen mich vorgebracht hat, kurzweg in Abrede stellen, setze mich bei der Regierung in ein gutes Licht und mache mir — was auch unter Umständen seinen Vortheil haben kann, wie du weißt — den Fried geneigt, schlage also nicht zwei, sondern drei Fliegen mit einer Klappe. O du bist das Muster einer klugen Frau, aber wirst du für deine Person es verschmerzen können, daß nun doch die Wünsche der Flinks Weibsleute erfüllt werden?"

„Freude macht mir's freilich nicht," war die Antwort der Frau Bürgermeisterin, „aber es läßt sich nicht ändern. Die Erhaltung deines Ansehens und deiner Stellung als Bürgermeister muß jetzt alles andere zurückdrängen. Später giebt's vielleicht doch noch einmal Gelegenheit, in anderer Weise ihnen beizukommen."

Das Ergebniß der Gemeinderathssitzung entsprach dem zwischen dem Bürgermeister und dessen Ehefrau vorberathenen Plane. Danach war also endlich und in unerwarteter Weise dem Friedrich Stark die Aufnahme als Bürger der Gemeinde und damit die Verheirathung mit seiner Braut Margarethe Flink verwilligt. Der Bachjost brachte sofort nach geschlossener Sitzung die frohe Nachricht in das kleine Haus am nördlichen Dorfende; Margarethe trug, nachdem sie sich an der treuen Mutterbrust vor Freuden herzlich ausgeweint, die Botschaft im Fluge hinab über die Wiesen nach der Hütte ihrem Verlobten zu, und dieser, die Arbeit im Stich lassend, hob aufjauchzend das treue Mädchen an seine starke Brust und eilte voll Jubel mit demselben wieder zurück in das kleine Haus, das er seit Wochen zu betreten vermieden hatte, nun aber ungescheut wieder betreten durfte.

Nach zugestellt erhaltenem Bürgeraufnahmedekret waren die sonstigen Heirathspapiere des Brautpaares schnell geordnet. Schon nach drei Wochen konnte die Hochzeit sein. Sie wurde gefeiert in der unteren, ziemlich geräumigen Stube des kleinen Hauses der Frau

Digitized by Google

Flink in engem, traulichen Kreise, wozu außer dem Vetter Bachjost nur zwei Freundinnen Margarethens und zwei oder drei dem Fried befreundete junge Hüttenmänner gekommen waren. Reine, ungeschminkte Freude herrschte dabei, und diese wurde gesteigert und vermehrt, insbesondere für die alte Frau Flink, durch einen im Verlauf derselben eingetroffenen Brief aus Amerika, einen Brief des Johannes, womit derselbe der Mutter einen Wechsel über 50 Dollars schickte und seinen Besuch für nächstes Frühjahr in sichere Aussicht stellte.

Ob die Schwenkung, welche der Bürgermeister Bös in der jüngsten Gemeinderathssitzung gemacht, nach oben hin bemerkt und dort beifällig aufgenommen wurde, bleibt dahin gestellt. In der Gemeinde machte sie einen besonders günstigen Eindruck nicht. Seine bisherigen Gegner, denen der Bachjost das sofort richtig erkannte Motiv dazu bald klar machte, ließen sich dadurch nicht gewinnen, und seine bisherigen Anhänger, die Altlutheraner, deren Vertreter im Gemeinderath sich von ihm zur Opposition verleitet und dann im Stich gelassen sahen, wurden ihm dadurch ebenfalls zu Gegnern. So kam es, daß in der gegen ihn eingeleiteten Disciplinarunterfuchung fast alles zu seinen Ungunsten sich aussprach. Obwohl nun durch diese Untersuchung, welche erhebliche Ausdehnung gewonnen hatte, Fälle dienstlicher Vernachlässigungen und sonstiger Dienstwidrigkeiten des Bürgermeisters Bös in großer Menge constatirt wurden, so kam es doch zur Feststellung anderer, schwererer Vergehen, worauf der Bachjost bei dem Advokaten Helfer hingedeutet hatte, in derselben nicht. Von Seiten mehrerer Altlutheraner wurde zwar angegeben, daß in der Baufondskasse derselben einige falsche Guldenstücke sich vorgefunden, nachdem Bös ihnen kurz vorher einen Beitrag von 10 fl. zu ihrem Kirchenbau zugesendet, eine weitere Verfolgung dieser Angabe unterblieb jedoch, und Fried, der davon hörte, aber nicht vernommen wurde, hielt sich durch sein freiwillig gegebenes Wort für gebunden und nicht veranlaßt von dem, was er im Gewölbe der Klosterruine wahrgenommen, die Anzeige zu machen, war auch keineswegs hierzu verpflichtet, da eine gesetzliche Bestimmung, wie solche der § 39 des preußischen Strafgesetzbuches enthält, die damals noch geltende, kleinstaatliche Gesetzgebung nicht kannte. Auf Grund der geführten Untersuchung, deren Beendigung bis nach eingetretener, förmlicher Ein-

Digitized by Google

verleibung des Kleinstaates in die preußische Monarchie und nach erfolgter Einsetzung einer neuen, preußischen Regierung sich hinausgezogen hatte, wurde daher von der letzteren der Bürgermeister Bös lediglich seines Dienstes entlassen, und zugleich die Neuwahl eines Bürgermeisters der Gemeinde Bergdorf angeordnet. Diese Neuwahl brachte eine große Bewegung in das Dorf. Die Altlutheraner gaben sich alle Mühe, um für einen der Ihrigen die Wahl zu erlangen. Die meisten übrigen Gemeindeglieder, stellten den Bachjost, der den früheren Bürgermeister abgebracht hatte, als Candidaten auf; der aber weigerte sich entschieden, das ihm zugedachte Amt anzunehmen.

„Wer's weiß, wird's wissen," sagte er, „dazu passe ich nicht mehr. Nehmt einen jüngeren, kräftigen Mann, der Kopf und Herz auf dem richtigen Fleck und für beide noch die volle Kraft hat, und ich wüßt' Euch gleich einen, wenn er nur nicht noch all zu jung und neu wäre. Doch das letztere ist der Fall und darum geht's nicht. Nun, es wird auch noch ein anderer unter den vielen tüchtigen, jüngeren Bürgern herauskommen, laßt mich nur ein Mal simuliren. Mich selbst aber verschont mit der Wahl. Laßt mich als einfacher Vorsteher im Gemeinderath bleiben, und nach wie vor einer der Wächter der Gemeinde und gleich den Wächtern des Bienenstocks sein, welche mit den Flügeln trompetend vor dem Flugloch stehen, um aufzupassen, ob alles richtig zugeht."

Man folgte dem Bachjost, und der von ihm Vorgeschlagene, ein noch junger, braver und tüchtiger Mann, aus einer der wohlhabendsten Bauernfamilien des Dorfes, welcher durch Verwandtschaft seiner Frau mit einer der angesehensten Familien der Altlutheraner auch zu diesem Theil der Gemeinde in näherer Beziehung stand, fand allgemeine Zustimmung. Seine Wahl erfolgte einstimmig und bewährte sich in der Folge als eine vortreffliche.

Wie's dem Bürgermeister Bös ferner ergangen; ob er seine Verbindung mit den Falschmünzern, die unter dem alten Kloster ihre Werkstätte hatten, fortgesetzt, und ob ihn nicht etwa doch noch zugleich mit diesen der Arm der Gerechtigkeit vollständig erreicht, erzählen wir dem geehrten Leser, wenn ihm unsere jetzige Erzählung nicht allzu uninteressant gewesen ist, vielleicht ein andermal.

Digitized by Google

Für heut' zum Schluß nur noch das:

So ungefähr ein Jahr später war Kindtaufe bei den ehrsamen Friedrich Stark's Eheleuten; und es ging dabei eben so lustig als ehrbar zu; auch erhielt, dem Vetter am Bach zu Ehren, der junge Weltbürger den lieblich klingenden Vornamen Jost. Als es aber an's Biertrinken ging, da schoß auf einmal Fried in die Höhe, schrie, daß das ganze Häuschen wackelte:

„Der König von Preußen soll leben!"

und trank sein Glas leer. Viele stimmten in das Hoch mit ein, aber Andere murrten. Denn man konnte sich noch nicht recht an das knappe und stramme preußische Wesen gewöhnen; und Manche fühlten auch Mitleid mit dem früheren Herzog. Bachjost, obgleich immer noch gut preußisch, sagte: „Ja, der König, auf den laff' auch ich nichts kommen; aber die indirekten Steuern und die Gerichtskosten sind hoch, und die Militairlast drückt schwerer als früher.

Da lachte Fried und sprach: „Hätt' ich doch nicht gedacht, daß der brave alte Bachjost auch solche Mucken hätte. Was will denn das sagen? Was wir an indirekten Abgaben mehr bezahlen, das sparen wir an der Grundsteuer, die ein Drittel niedriger geworden, doppelt und dreifach. Und daß die großen Kapitalisten, die früher gar keine Steuer bezahlten und nicht dienten, jetzt bezahlen und Soldat werden müssen, wie unser Einer auch, das geschieht ihnen schon recht. Was schadet das uns, den Arbeitern und den Bauern? Und was die Hauptsache ist, seitdem wir preußisch sind, kann keine Obrigkeit der Welt mehr dem geringen Mann das Heirathen verwehren. Ja, sie ist war, die Geschichte, welche neulich der Schulmeister vom alten Fritz erzählte: der König von Preußen, das ist der wahre König für uns, für die armen und fleißigen Leute. Hätte er uns nicht erobert, dann hätte ich mein Lebtag mein' Margret nicht kriegt, oder hätte auch über's große Wasser fortgemußt, wie mein Schwager, der Hannes; und deshalb rufe ich nochmals:

Hoch lebe der König von Preußen!"

Da nickte freundlich die Kindsmutter, und Alle stimmten in's „Hoch!" ein. Auch der Vetter Bachjost schrie herzhaft mit. Eigentlich wollte er aber doch noch hinzusetzen: „Ja, ja, und auch die Bürgermeister sind nicht mehr lebenslänglich, und Mancher hat

Digitized by Google

ſpringen müſſen; und das Beſte kommt vielleicht noch; wer's weiß, wird's wiſſen". Aber der junge Soldat, der neben ihm ſtand und am lauteſten Hoch ſchrie, ſtieß ihn in die Rippen und flüſterte: „Alter, ruhig im Glied; das ſchickt ſich nicht; Reſpekt vor Seiner Majeſtät!"

Und es herrſchte eine große Andacht.

Druck von Ihring & Haberlandt in Berlin.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google